**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
C 2 583 096

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preis des Jahrgangs M. 13.—

25. Jahrgang. Heft 10 Preis 1 Mark

MAY 18 1904

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

# Über Land und Meer

## Oktav-Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Digitized by Google

# Inhalt des zehnten Heftes

## Text:


| | Seite |
|---|---|
| Lehrzeit. Ein Stück aus einem Leben. Von Auguste Supper (Schluß) | 1 |
| Sehnsucht. Gedicht von Reinhold Volker | 22 |
| Aus der Werkstatt der deutschen Diamantenschleifer. Von Franz Woas, Wiesbaden. Mit fünf Abbildungen | 23 |
| Fabel. Von Hans Reiter | 26 |
| Heiliger Joseph, bitt für uns! Von Claire Henrika Weber-Hohagen | 27 |
| Deutsche Frauenklubs. Von Rose Julien. Mit zwölf Abbildungen | 29 |
| Im Automobil. Gedicht von S. Barinkay | 37 |
| Herrn Melchior Wendhusens Erben. Skizze von Paul Herman Hartwig | 38 |
| Ewige Wälder. Gedicht von Karl Ernst Knodt | 41 |
| Sardanapal. Von Max Kilpper. Mit sieben Abbildungen | 43 |
| Mein neues Haus. Gedicht von Herm. Hesse | 49 |
| Weinen manche Tiere? Von Dr. Th. Zell | 50 |
| Das moderne Fort. Von Major z. D. Goebel, Düsseldorf. Mit fünf Abbildungen | 54 |
| Konrad Ferdinand Meyers Pitche. Von Dr. Ernst Traumann, Heidelberg | 57 |
| Die ältesten bisher nachgewiesenen menschlichen Skeletüberreste. Von Dr. Ludwig Reinhardt. Mit elf Abbildungen | 60 |
| Der stachellose Kaktus. Von E. Osthaus. Mit elf Abbildungen | 68 |
| Aphorismen. Von Ludwig Riecker | 72 |
| Der Waldemar Paulus-Verein. Skizze von Luise Tyrol | 73 |
| Eine Weinreise durch Italien. Von keinem Weinreisenden. Mit dreizehn Abbildungen | 77 |
| Grundzüge unsers Patentrechts. Von Dr. jur. John Samuelsen | 86 |
| Literatur | 87 |
| Aus aller Welt | 89 |
| Handschriften-Beurteilung | 98 |
| Aus Industrie und Gewerbe | 99 |
| Schach | 100 |
| Für müßige Stunden | II |


## Einschaltbilder:


Fritz von Uhde: Die Verstoßung der Hagar (mehrfarbiges Titelbild).
Julius Bergmann: Unterwegs (gegenüber S. 8).
Domenico Quaglio: Freiburg in der Schweiz (gegenüber S. 16).
Carl Bantzer: Hessische Bauernbraut (gegenüber S. 40).
Moritz von Schwind: König Krokus (gegenüber S. 72).
Hans Herrmann: Fischmarkt an der Zuiderzee (gegenüber S. 88).


## Selbständige Textbilder:


| | | | |
|---|---|---|---|
| Hirtenmädchen. Nach einem Gemälde von Carl Hartmann | 21 | Ein Lied. Nach einem Gemälde von R. Bahl | 59 |
| Pferde im Schneesturm. Nach einem Gemälde von Teutwart Schmitson | 53 | Sonntagmorgen. Nach einem Gemälde von Ludwig Hugo Becker | 67 |
| | | Lagunenlieder. Nach einem Gemälde v. J. Epstein | 85 |



100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc. etc. — alle versch. — Garant. echt — Nur 2 Mk. Preisl. gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale) 40.

HANNOVER ½ Groschen

Philipp Kosack

| | | | |
|---|---|---|---|
| 600 Europa | 7.— | 50 | 2.50 |
| 1000 „ | 20.— | 100 portug. | 4.— |
| 50 Türken | 2.— | 200 Kolon. | 12.50 |
| 100 „ | 8.50 | 300 | 20.— |
| 150 „ | 20.— | 150 | 3.25 |
| 50 Griechen | 2.50 | 200 engl. | 4.50 |
| 100 „ | 12.— | 300 Kolon. | 11.— |
| 50 Bulgarien | 5.— | 400 | 20.— |
| 50 Persien | 3.50 | 100 franz. Kol. | 3.25 |

Echte Briefmarken

| | | | |
|---|---|---|---|
| 75 Persien | 8.— | 100 franz. | 6.50 |
| 100 „ | 12.— | 150 Kolon. | 10.— |
| 175 „ | 17.50 | 200 Orient und Balk. | 5.— |
| 30 Aegypt. | 5.— | 300 | 10.— |
| 85 Rumän | 10.— | 450 | 20.— |
| 100 Nord-Amerika | 3.— | 500 | 30.— |

alle versch. prachtv. erhalten. An- und Verkauf von Sammlungen. Gratis Katalog u. Zeitung Album-Prospekte Gratis

Berlin C 21 Burgstr. 12

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.—, bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im Spezialhaus Oranienstraße 158 Berlin

Katalog (600 Illustr.) grat. u. frk. Emil Lefèvre

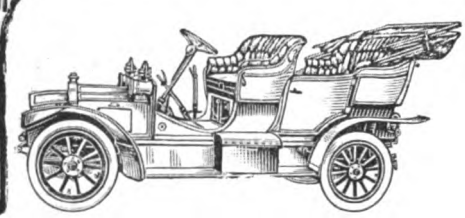
SARG 60 Pf.
Berlin, S. 42 Ritterstr. 11
Wien-Paris.
KALODONT
BESTE ZAHN-CRÊME

Neckarsulmer Fahrräder Motorräder Motorwagen Bremsnaben

Qualitäts-Marken über die ganze Welt!

Verlangen Sie Katalog.

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G. Königl. Hofl. Neckarsulm.



Aus guter alter Zeit. Berliner Bilder und Erinnerungen.
Von Alexander Meyer.
Geh. M 3.—, geb. M 4.— (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart)
„Ein ganz reizendes Büchlein, welches sich alle Freunde und Feinde des Berlinertums auf den Gabentisch legen sollten." Tägliche Rundschau, Berlin.



Digitized by Google

# Über Land und Meer

## Oktav-Ausgabe

## Jahrgang 1908|09

Dritter Band

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
A7
v.25:3

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichnis

## III. Band. 1908—1909. Heft 10—13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert


### Romane, Novellen und Erzählungen

Der Herrgott, der Teufel und der Dritte. Von Hans von Hoffensthal 275.
Der letzte Sommer. Von Ricarda Huch 101. 249.
Der Waldemar Paulus-Verein. Von Luise Tyrol 73.
Die heilige Kunst. Von Robert Walter-Freyr 267.
Die Himmelsschuhe. Von Louise Schulze-Brück 201. 301.
Die Wirtin zur Traube. Von Lisa Wenger 156.
Durchs Schilderhaus. Von Otto Behrend * 351.
Heiliger Joseph, bitt für uns. Von C. H. Weber-Hohagen 27.
Herrn Melchior Wendhusens Erben. Von P. Herm. Hartwig 38.
Lehrzeit. Ein Stück aus einem Leben. Von Auguste Supper 1.
Mozart auf dem Land. Von Heinrich Federer 237.
Wer ist der König der Diebe? Von Erwin Rosenberger 173.

### Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Eine Weinreise durch Italien * 77.
Frauenklubs, deutsche. Von Rose Julien * 29.
Volkstracht, das Verschwinden der. Von Jul. Müller * 368.

### Biographien. Porträts

Conried, Heinrich † * 193.
Geronimo, der Apachenkönig † * 93.
Gorki, Maxim * 195.
v. Gottschall, Rudolf † 94.
Lepcke, Ferd., Professor † * 92.
Meredith, George † 292.
Messel, Alfred † * 90.
Mistral, Frederi * 292.
v. Mittnacht, Freiherr † * 191.
Mohammed V., Sultan * 190.
von Neumayer, Georg † * 291.
von Renvers, Rudolf † * 95.
Schiller, Nanette, im Leben und im Bilde. Von Professor Dr. Ernst Müller * 382.
Shackleton, Seeleutnant * 96.
von Sonnenthal, Adolf † * 96.
Wiegand, Dr. H. † * 96.
Wolzogen, Ernst von, Selbstbiographie * 361.
Yintschang, General, der neue chinesische Gesandte in Berlin * 195.

### Aus hohen Kreisen

Aus der Jugend König Eduards von England. Von Franz Winter * 152.
Begegnung Kaiser Wilhelms mit Zar Nikolaus von Rußland in den finnischen Schären * 391.
König Eduard von England als Gewinner des englischen Derbys * 295.
König Manuel von Portugal und seine Mutter * 391.

### Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Armeegepäckmarsch des Dresdener Fußballklubs * 191.
Bülow, die Demission des Fürsten * 390.
Dorf der Zwerge in Paris * 190.
Eröffnung der Internationalen Photographischen Ausstellung in Dresden * 195.
Eröffnung der neuen Vatikanischen Pinakothek durch Papst Pius X. * 196.
Fernfahrt des Reichsluftschiffes „Z I" nach München * 91.
Hundertfünfzigjähriges Jubiläum der Akademie der Wissenschaften in München * 90.
Londoner Straßenbild, ein neues * 294.
Prinz-Heinrich-Fahrt, von der * 392.
Schwertumgürtung Mohammeds V. * 292.
Sardanapal. Von Max Kilpper * 43.
Sensation, eine neue, der Londoner Straßen * 94.
Thronwechsel in der Türkei * 190.
Tirol Anno 1809. Von Dr. Luchner-Egloff * 143.
Zeppelinschen Luftschiffes, die große Dauerfahrt des * 290.

### Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Brussa, die Wiege der osmanischen Herrscher. Von J. Gottwald * 224.
Dauphiné, aus dem. Von R. Julien * 374.
Gotthard, der. Von Hermann Kesser * 329.
Jericho, die Mauern von * 188.
Kilimandscharo, Blick auf den, den höchsten Berg in Afrika * 187.

### Natur

Algonkium, die letzte Lebensspur. Von Wilhelm Bölsche 134.
Der stachellose Kaktus. Von E. Osthaus * 68.
Die ältesten bisher nachgewiesenen menschlichen Skelettüberreste. Von L. Reinhardt * 60.
Die Tiere und das Echo. Von Dr. Th. Zell 379.
Eisberge. Von Max Peregrinus * 137.
Junge Brut. Von R. Tepe 167.
Luftstickstoff. Von Otto Jentsch * 182.
Pemmatodiskus, der. Von Wilhelm Bölsche 348.
Schmetterlingszuchtanstalten. Von Dr. A. Gradenwitz * 230.
Tiefseefische. Von K. Diederichs * 340.
Was das Veilchen sagt. Von R. Francé 325.
Weinen manche Tiere? Von Dr. Th. Zell 50.

### Kunst

Arndtmuseum in Godesberg * 189.
Münchner Glasmalerei. Von Gustav Levering * 336.

#### Baukunst

Einweihung des Kunstausstellungsgebäudes in Baden-Baden * 194.
Lerchenrainschule in Heslach-Stuttgart * 192.
Reichskanzlerpalais, im * 125.
Stadion im Grunewald bei Berlin, das neue * 193.

#### Bildnerkunst

Auerbach-Denkmal in Cannstatt * 295.
Bechstein-Märchenbrunnen in Meiningen * 291.
Borromäusbrunnen in Wien * 296.
Denkmal für den Zaren Alexander III. in St. Petersburg * 393.
Die patriotische Stulptur in Frankreich. Von Karl Eugen Schmidt * 243.
Pettenkofer-Denkmal in München * 295.
Viktor Emanuels in Rom, das Reiterstandbild. Von Karl Vermeeren * 385.

#### Malerei

##### Gemälde

An der Schwester Hand. Von Franz Simm 177.
Bei der Ernte. Von Rudolf Eichstaedt. Kunstbeilage vor S. 381.
Blüchers Ansprache an die Einwohner von Ottweiler 1813. Von F. Kiederich. Kunstbeilage vor S. 241.
Das Lesekabinett. Von J. Peter Hasenclever. Kunstbeilage vor S. 157.
Der heilige Wendelinus, Bauern das Pflügen lehrend. Von F. Kiederich. Kunstbeilage vor S. 216.
Der junge Goethe in Neunkirchen. Von F. Kiederich. Kunstbeilage vor S. 249.
Eine heikle Frage. Von Hans Best 181.
Einholung der Braut. Von Otto H. Engel. Kunstbeilage vor S. 125.
Ein Lied. Von R. Bahl 59.
Elbefischer. Von Robert Sterl. Kunstbeilage vor S. 309.
Fischmarkt an der Zuiderfee. Von Hans Herrmann. Kunstbeilage vor S. 89.
Freiburg in der Schweiz. Von Tomenico Quaglio. Kunstbeilage vor S. 17.
Hessische Bauernbraut. Von Carl Banzer. Kunstbeilage vor S. 41.
Hirtenmädchen. Von Carl Hartmann 20.
Hochzeitszug. Von William Krause. Kunstbeilage vor S. 289.
Jägerin. Von Jacques Baugnies 241.
Im seichten Wasser. Von Adolf Lins. Kunstbeilage vor S. 165.
In der Kneipe. Von Wilhelm Löwith. Kunstbeilage vor S. 317.
Junges Volk. Von Josef Weiser 257.


193235

Digitized by Google

König Krokus. Von Moritz v. Schwind. Kunstbeilage vor S. 73.
Pferde im Schneesturm. Von Teutwart Schmitson 53.
Schachpartie, die. Von Joseph Danhauser 236.
Schillers Schwester Nanette. Von Ludovike Simanowiz 383.
Seeufer. Von Walter Leistikow. Kunstbeilage vor S. 117.
Seine Madonna. Von Toby E. Rosenthal. Kunstbeilage vor S. 349.
Sonntagmorgen. Von Ludwig H. Becker 67.
Unterwegs. Von Julius Bergmann. Kunstbeilage vor S. 9.
Waldlandschaft. Von Joh. Jac. Dorner. Kunstbeilage vor S. 389.

Zeichnungen

Inntalerin. Von Hermann Lindenschmit 220.
Pavianzwillinge im Zoologischen Garten zu Hannover 89.

Mehrfarbige Reproduktionen

Eurydike. Nach einem Gemälde von Franz Stassen. Kunstbeilage vor S. 301.
Kinderkaffee. Nach einem Gemälde von Paul Barthel. Kunstbeilage vor S. 201.
Unter Rosen. Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorsch. Kunstbeilage vor S. 101.
Verstoßung der Hagar. Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde. Kunstbeilage vor S. 1.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Abbruch der alten Straßenbrücke über den Rhein bei Köln * 294.
Bau einer Reichsluftschiffhalle in Friedrichshafen * 191.
Diamantenschleifer, aus der Werkstatt der deutschen. Von Franz Woas * 23.
Fächer aus künstlichen Blumen * 192.
Hallen für Zeppelin-Luftschiffe * 394.
Luftschiff, ein durch elektrische Ströme lenkbares * 94.
Maxims Knalldämpfer. Von Arthur G. Abrecht * 178.
Saphire, die Herstellung künstlicher. Von Franz Linde * 344.
Talsperreanlagen, die Chemnitzer * 394.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Frauenberufsfrage, die. V. Häusliche Berufe. Von Eliza Ichenhaeuser 149.
Frauenrechtlerinnen, die englischen. Von Max Peregrinus * 258.
Grundzüge unsers Patentrechtes. Von John Samuelsen 86.

Militär und Marine

Der artilleristische Wettbewerb zwischen Frankreich und Deutschland. Von Generalleutnant z. D. von Reichenau 266.
Doppelschraubendampfer „George Washington" * 296.
Flotte, die Entwicklung der englischen. Von Graf E. Reventlow * 319.
Fort, das moderne. Von Major Goebel * 54.
„Nimrod", das Schiff der Shackletonschen Südpolarexpedition * 96.

Sport und Jagd, Mode

Kieler Woche, von der * 390.
Rudersport, der deutsche. Von Theodor Kirsten * 268.

Poesie

An einem Sommertage. Von Carl Busse 279.
Aphorismen. Von Paul Garin 148.
Aphorismen. Von Hans Krones 280.
Aphorismen. Von Eugen Lerch 280.
Aphorismen. Von Ludwig Riecker 72.
Aphorismen. Von Peter Sirius 280.
Aphorismen. Von Otto Weiß 264. 386.
Begräbnis. Von Ad. Holst 247.
Der Retter. Eine Alpenballade von Frida Schanz 172.
Die alte Allee. Von Walter Unus 230.
Die Mutter. Von Ernst Zahn 373.
Ein Wiesenrund, um das die Stunden jagen. Von Grete Massé 343.
Ewige Wälder. Von Karl Ernst Knodt 41.
Fabel. Von Hans Reiter 26.
Friedlos. Von Hans Naumann 12.
Grabfrühling. Von Martin Lang 277.
Hahnenbalz. Von Richard Schaukal 334.
Im Automobil. Von S. Barinkay 37.
Im Himmel. Von Martin Lang 176.
In der Rosenzeit. Von K. Ernst Knodt 223.
Lenz am Hörselberg. Von Adelheid Stier 136.
Lindenblüte. Von Hans Friedrich 124.
Mein neues Haus. Von Hermann Hesse 49.
Pfingsten. Von E. von Weitra 171.
Sehnsucht. Von Reinhard Volker 22.
Sinkende Sonne. Von Grete Massé 166.
Sonnenuntergang. Von Rich. Schaukal 327.
So wie ein Duft sich hebt aus satten Feldern. Von Anselma Heine 223.
Weidenfrühling. Von Elisabeth Lang 180.
Zwischenakt. Von Eugen Stangen 223.

Verschiedenes

Brieftauben als Photographen. Von Dr. A. Gradenwitz * 278.
Gefährdung der Luftballons durch große Raubvögel. Von Th. Zell 239.
Impressionen aus Moabit. Von Walter Turszinski * 281.
Konrad Ferdinand Meyers Psyche. Von E. Traumann 57.

Aus aller Welt

89. 188. 290. 389.

Literatur

Bücherbesprechungen 87. 186. 199. 288. 387.

Für müßige Stunden

H. 10, II; 11, II; 12, II.

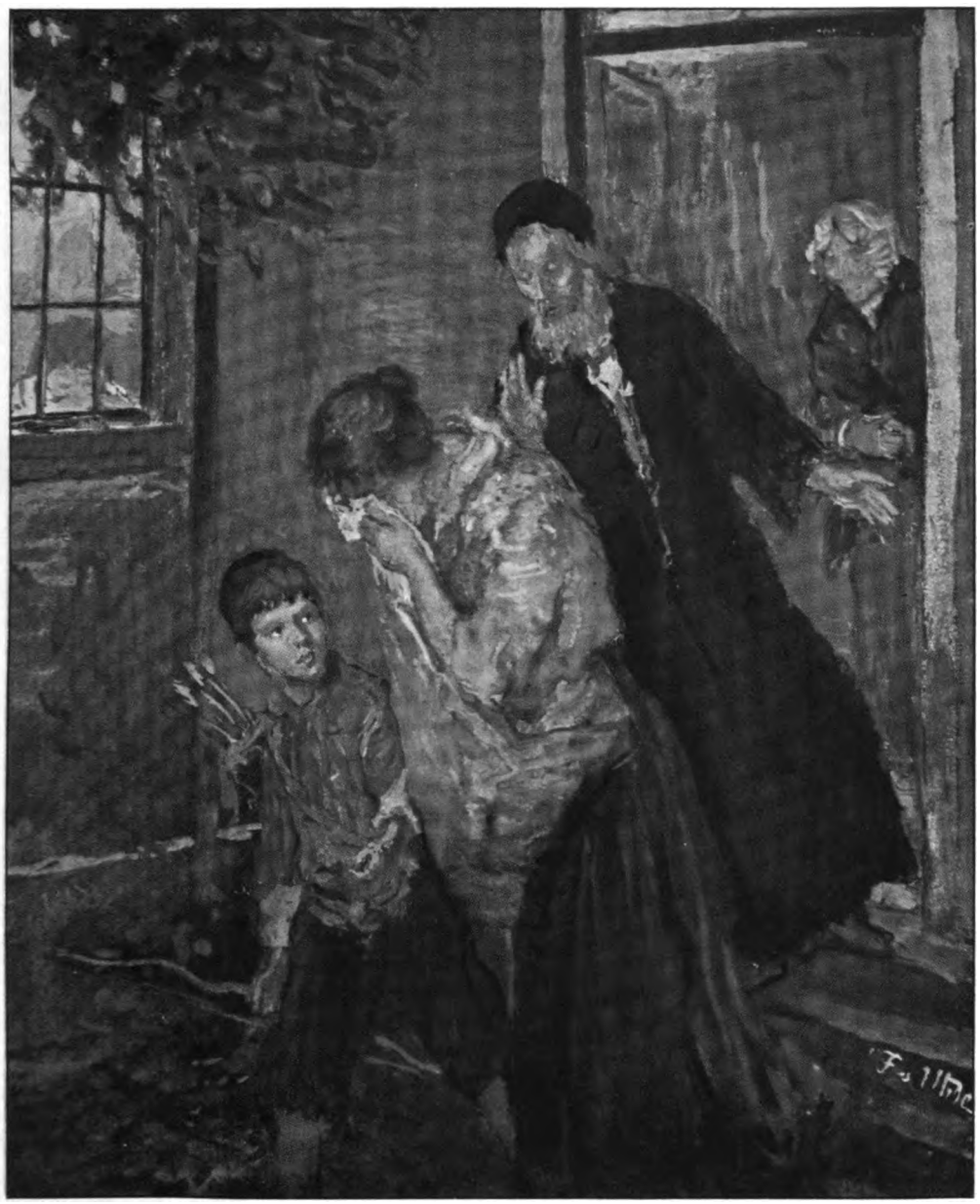
Handschriften-Beurteilung

98. 299.

Schach

100. 200. 300. 400.

Digitized by Google



**Die Verstoßung der Hagar**

Nach einem Gemälde von Fritz von Uhde

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

# Lehrzeit

## Ein Stück aus einem Leben

Von

**Auguste Supper**

(Schluß)

Gott sei Dank, daß der Winter zur Neige geht!

Ich höre jetzt nachts, wenn ich schlaflos liege, die Stürme, welche die Fesseln der Erde sprengen, über die Höhen brausen.

Grau, besudelt und um ihre reine Schönheit gebracht, liegen die Reste der riesigen Schneemassen draußen auf den Feldern. Auf allen Wegen, an allen Rainen, in jeder Furche, in jedem Rinnsal raunen und rieseln die Wasser, die der Winter mit tausend Banden gefesselt hielt und nun freigeben muß.

Schwärzer als je im Jahr stehen die Fichten und Tannen an den Hängen, und die Raben, die in geschlossenen Scharen dicht ans Dorf herankamen, sie sondern sich jetzt wieder und ziehen hinaus, weil sie der Nähe der Menschen entraten mögen, sobald der eisige Panzer von der Brust der Erde fällt.

Mir geht es wie den Raben. Ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder still und allein vom Dorf weg über die Furchen schreiten kann, wenn der Tag sinkt. Wenn ich den starken Geruch der feuchten Erde rieche, aus der die zarten, grünen Keime der Wintersaat hervordrängen, wenn am Himmel die Wolken sich hetzen und haschen wie springende Hunde, wenn der Wald ächzt, daß ich es bis herüber höre, dann wird mir leicht und wohl, als erwache in meiner Seele eine Kraft, die der gärenden Kraft des frühen Lenzes verwandt sei.

Und nichts macht so froh, nichts ist so erlösend, als gärende Kraft in sich erwachen zu fühlen. Wenn das Gefühl doch vorhielte!

Ganz Andersberg, Höhe und Tal freut sich des nahenden Frühjahrs.

Die wenigsten aber wissen es oder sagen es.

Sie lüften Schuppen, Scheunen, Häuser und Ställe, flicken ihr Arbeitsgerät und murmeln: „Jetzt goht's halt bald wieder a —"

Aber dabei sehen sie heller aus den Augen, haben leichteren Tritt, ziehen stärker an der Pfeife und schreien lauter mit ihren Weibern.

Auch der Ferdinand, der doch nichts von Frühlingspracht sehen kann, freut sich.

Er kommt oft am frühen Abend herein und spielt in der Kirche die Orgel, daß die freudigen Weisen bis zu meinem Fensterplatz im Pfarrhaus herübertönen. Martin hat es ihm ausdrücklich erlaubt und hat ihm einen eignen Kirchenschlüssel gegeben.

Ich habe das Häßliche, was der Hansjörg in seiner derben Art angedeutet hat, einige Tage mit mir herumgetragen, ehe ich es Martin sagte. Er hat nichts darüber gesprochen. Er nahm nur die Brille ab und hielt sich die Stirne mit der Hand und sagte, sein Kopfweh wolle ihn fast nicht mehr loslassen.

Mir wäre es lieb, wenn Martin zu einem Arzt ginge. Aber er will nicht. Und wenn ich ihn dränge, dann sagt er, ich solle ihn nicht quälen.

Manchmal geht er zum Ferdinand in die Kirche hinüber.

Dann wird meistens das Orgelspiel bald still, und ich muß mich oft gewaltsam zusammennehmen, daß ich nicht hinüberschleiche und lausche, was die zwei sich zu sagen haben. Es macht mich ganz froh, daß diese Männer sich näherkommen.

Wie eine unklare Hoffnung, daß etwas besser werden müsse, überkommt mich's oft.

Ich habe den ersten Kuckuck gehört. Da ist mir eingefallen, was damals Helmut Stengel und seine Frau im Scherz mir sagten.

Eine Frage habe ich in den lauen Wind hineingeflüstert.

Da hat der Kuckuck unzählige Male fortgerufen, als wolle er gar nicht mehr aufhören. Und als er aufhörte, schrie von der Scherbacher Seite schon ein andrer.

Ach, ich bin so schlecht im Glauben, da ist es kein Wunder, daß ich so stark im Aberglauben bin.

Wenn er nur froh macht, der Glaube oder der Aberglaube!

Etwas ganz Merkwürdiges hat sich ereignet.



Digitized by Google

Etwas von den Dingen, die im frühen Lenz passieren, in der Zeit, in der das Unwahrscheinliche eintritt und das Wunder mit leisen Sohlen durch die gärenden Nächte schreitet.

Dem alten Gemeinderat Lörcher hat die einzige, langverschollene Tochter, das Kind der leichtsinnigen Bärbel Hindermann, geschrieben, daß sie heimkommen wolle.

Von dieser Tochter war nie die Rede. Ich glaube, es hat in ganz Andersberg niemand mehr an sie gedacht. Sie ist schon über fünfundzwanzig Jahre fort.

Einmal, nachdem mir Ferdinand die kurze Geschichte des Hansjörg erzählt hatte, habe ich das Agathle gefragt, wo jenes Kind von ihres Vaters junger Schwester hingekommen sei. Sie hat den Kopf geschüttelt. „Des weiß d'r lieb Gott und vielleicht d'r Lörchers-Vetter; aber der sächt's net! Guets ist net zum sage!"

Danach habe ich einmal bei dem alten, einsilbigen Mann selbst angeklopft. Ich sah ihn oft, wenn er ins Haus kam, mit den Augen dem Agathle folgen. Da dachte ich, es sei im Gedenken an die eigne Tochter, und fragte ihn. Aber er stand mir nicht Rede. „Der Hansjörg, der Lump, der gottsvergesse, hot so e Mädle," murmelte er, „und wo ist de mei — —?"

Als ich weiter in ihn dringen wollte, schüttelte er wie das Agathle den Kopf und sagte: „'s ist nix Guets zum sage."

Da hatte denn auch ich bald diese Tochter vergessen, wie sie im ganzen Dorf vergessen war. Nur der herbe Mund des stillen Vaters erinnerte mich bisweilen flüchtig daran, daß auch in dieses Mannes Leben ein dunkler Punkt sei.

Jetzt will sie kommen, die Verschollene.

Am Dienstag war Lörcher mit einem Brief bei Martin.

Wir saßen am Abendessen, als Madele den Alten hereinführte.

„Zum Herr Pfarrer han i g'wöllt," sagte er nach dem ersten „Grüß Gott", „aber jetzt ist's grad recht, daß d' Frau au do ist."

Wir luden ihn zum Sitzen ein, und er begann: „D'r Herr Pfarrer wurd's wohl au scho inne worde sei, daß mit mei'm Mädle, mei'm Evele, net älles ist, wie's d'r Brauch ist."

Wie in unsicherer Frage schaute er auf Martin, der stumm nickte.

„Ja no, und jetzt han i do en Brief g'kriegt, daß se heim will, daß se marode sei und daß se Jomer*) häb."

Wieder sah er mit seinen fragenden Augen auf Martin; aber der saß still und schien zu warten, was noch kommen würde.

Des Bauern Stimme wurde mit einemmal stärker und entschiedener.

„Wenn's sell wär, daß des Mädle elend dran wär und net wüßt, wo na, — no tät jo i mi net b'sinne; aber 's ist ebe so: se hot Geld g'nueg, daß se lebe könnt, wo's wär, und se brücht*) eigentlich ihren Vater net, und 's ist weiters kei Not do — was jetzt — — was soll mer do sage, Herr Pfarrer? —"

„Sie ist doch krank und will doch heim," entgegnete Martin leise, wie entschuldigend.

Der Alte legte seine arbeitsharten, gefalteten Hände vor sich auf den Tisch und atmete tief, als wolle er zu langer Rede ausholen.

„Wie meinet Se denn, Herr Pfarrer, wie wurd's denn werde mit 'm Aergernis? Wenn eine so d'rherkommt und hat Geld g'nueg und steckt in Sammet und Seide, und z' Andersberg sieht no jeder Dummkopf, daß mer's mit d'r Liederlichkeit uf d'r Welt weiter bringe ka, als wenn mer sich Schwiele an d' Händ schafft und Milch und Grummbire ißt Obed für Obed?"

Der alte Mann legte plötzlich den weißen Kopf auf die Hände und schluchzte: „O warum, — warum au! — —!"

Mir krampfte sich das Herz zusammen. Böser gibt's nichts, als weinen müssen um ein verlorenes Kind.

„Lörcher," sagte ich erschüttert, „Lörcher, unter Samt und Seide steckt oft Sack und Asche, und daß sie heim will, das ist doch ein gutes Zeichen."

Der Bauer richtete sich auf und sprach mit veränderter harter Stimme: „Z'letzt will so eine heim, des 'st immer so. Wenn mer älter wurd und marode, wenn's mit 'm saubere Gesicht 'rum ist und d' Runzle kommet emol, no fällt's ei'm ei, daß mer au en Vater hot und daß 's vielleicht au en Herrgott geit. Und no kommt mer daher und d'r Vater und d'r Herrgott, die hänt nix z' tu, als d' Aerm und d' Haustür aufz'mache!"

Der Alte sprach rasch und laut; ganz verändert sah er aus, jünger, lebensvoller, energischer.

„Mit sechzeh Johr ist sie fort, mei Evele. E Soldat vo Stroßburg ist domols uf Urlaub hie g'wä. Mit dem ist se. Aber der ist net dran schuldig g'wä. Der hot müeße bloß derzue helfe! D'r alt Lörcher hot's bald husse g'hät. — So große Lumpereie machet bloß de rechte Herre!"

Unsäglich verächtlich, gallenbitter sprach der Bauer, dann brach plötzlich durch seine Rede etwas wie Vaterstolz. „En helle Kopf hot se g'hät, 's Menschle, und e G'sicht wie Milch und Blut, und e Postur, daß 's e Freud g'wä ist."

Die Stimme sank zusammen. „Noch eme Johr hot se mer g'schriebe vo Paris. Und emol hot se au Geld g'schickt für dem Soldate, wo se mit fort hot, sei Mueter. Des ist e arms ledigs

*) Jomer — Jammer, Heimweh.

*) brauchte.

Digitized by Google

Weibsbild g'wä! Net viel Rechts! Sie ist 's Johr druf g'storbe und ihr Bue au, eh er no frei worde ist. Des do, des ist mei'm Evele sei Adreß g'wä z' Paris."

Er zog aus der inneren Brusttasche seines sonntäglichen Tuchrockes bedächtig eine abgegriffene lederne Brieftasche, schnallte sie auf und suchte mit genetztem Finger ein altersgelbes, schmutziges Blättchen hervor, das er Martin reichte. Der drückte die Brille vor die Augen und las halblaut: Madame de St. Autremont, rue George 15, Paris.

„Autremont bedeutet Andersberg," sagte ich leise zu Lörcher.

Er starrte mich an, dann lachte er kurz auf. „Jo, jo, jo."

Sorgfältig und umständlich steckte er das Blättchen an seinen Platz zurück und fuhr fort:

„I han uf Paris g'schriebe. 's hot's kei Mensch erfahre! Extra in d' Stadt ben i mit dem Brief. Und i han g'frogt, wo se denn de Ma häb, wenn se doch e Madam sei? Do druf hot se nix sage könne. Nix hot se do druf g'schriebe, als: ‚Vater, in Andersberg weiß mer net, wie's zugeht in d'r Welt!'

„Wohl, han i no g'schriebe, i weiß jetzt wenigstens, wo i dran bi, i weiß, daß kei Katz 's Mause läßt und daß Bluet Bluet ist. Und was du meh weißt, als d' Andersberger, des b'halt für di, des ist nix Guets! Und i han kei Tochter meh und du kei Vater.

Vo selt a hot se mer nemme g'schriebe. D'r Ferdinand ist immer hinter mer g'wä, i soll se net ganz vo mer to; aber 's ist jo e gueter Ma, d'r Ferdinand; aber loh*) ist er, gar a weng z' loh! —"

Fragend, urteilheischend sah der Alte auf Martin, und ich meinte schon, dieser werde zustimmen, da sagte er ernst:

„Ihr hättet ihm folgen sollen, dem Blinden, Lörcher, sein Rat war gut und christlich."

Der alte Bauer öffnete die Augen wie in Erstaunen. „Aber Herr Pfarrer, mei Evele steckt mitte drin in d'r Liederlichkeit. Vo Reu und Bueß ist do kei Red, und d'r Herr Pfarrer hänt doch scho oft selber g'sait, vo de ung'segnete Leut soll mer sich wegmache —."

Der Alte sprach mir wie aus dem Herzen. Auch ich hätte Martin zurufen mögen: weißt du nicht mehr, daß du mir gesagt hast: mild sein in solchen Dingen heißt schon halb lax sein? —

Ich sah, wie ein leises Rot über Martins Gesicht hinlief, als er entgegnete: „Man lernt nie aus im Leben, Lörcher, und ich habe im letzten Jahre gar vieles dazugelernt oder umgelernt. Laßt Eure Tochter kommen! Und sorgt Euch nicht um ihre Sünden und um ihre Reue! Seine Sünden und seine Reue muß jeder mit sich selber ausmachen und macht's auch aus!"

Ich mußte meinen Großen immerfort ansehen, als er sprach, es war mir, als träume ich da etwas.

Der Bauer stand vom Stuhl auf und schob ihn umständlich an den Tisch.

„Aber mit 'm Aergernis, wie ist's do?" fragte er leise und zäh; „'s Hansjörgs Agathle hat scho gestert, wo i ere vo dem Brief verzählt hau, weil i se grad im Backhaus troffe hau, — jo, do hot se g'sait: Für mi wär's au besser g'wä, i wär uf Paris, statt z' Andersberg im Pfarrhaus diene! —"

Ich glaubte falsch gehört zu haben, als der Bauer das sagte. Fragend schaute ich auf Martin, da sah ich, wie kein Blutstropfen in seinem Gesicht war und wie sich seine Augen geweitert hatten.

Ich schluckte die eigene schmerzliche Enttäuschung hinunter, sah ich doch, wie tief es Martin verletzte, daß dieser Ausspruch des Mädchens die einzige Frucht unsrer sechsjährigen Hausgemeinschaft sein sollte.

„Sie meinte es nicht so," wollte ich sagen; aber Martin wehrte mit der Hand ab. „Das hat sie gesagt? — das? —" fragte er und stand auf.

Der Alte nickte. „Jo wäger, i hätt's au net von ere denkt."

Eine Zeitlang sah Martin starr durchs Fenster, die Rechte auf die Lehne seines Stuhles gestützt. Dann sagte er müd, fast gleichgültig: „Laßt sie nur kommen, Eure Tochter! Es hat keinen Zweck, sie fernzuhalten. Das Aergernis schaffen wir doch nicht aus der Welt. Und den schlimmsten Feind hat doch jeder in sich selber. Freuet Euch halt, Lörcher, daß Euer Evele wieder da ist! Sicher hat sie auch Treber gegessen in der Fremde, wenn sie es auch nicht zugesteht. Wir essen ja alle Treber, wenn wir nebenhinaus schweifen. Und das ist gut so. Wir kämen sonst nicht wieder heim."

Die kurze, abgerissene, mühsame Art, in der Martin sprach, schnitt mir ins Herz. Es war keine Spur von der Salbung, der sicheren Würde darin, die ich an ihm gewöhnt war und die ihn immer wie in eine Wolke von Unnahbarkeit und Unverletzlichkeit hüllte.

Jetzt tat er mir leid, wie ein wunder Mann.

Lörcher nickte mit dem weißen Kopf und sah Martin ins Gesicht, auf die ganz besondere Weise, wie diese alten, kirchlichen Bauern ihrem Pfarrer ins Gesicht sehen.

„'s wurd wohr sei" — murmelte er und wandte sich schwerfällig zum Gehen.

Ich geleitete ihn hinaus, und als ich zurückkam, war Martin aus dem Zimmer gegangen.

*

*) lau.

Digitized by Google

Wie habe ich mich aufs Frühjahr gefreut! Wie schön und schnell ist es gekommen! Die Stare sind da, die Amsel singt, die Tulpenbüsche auf dem Grab der Anna Maria Hindermann drängen mit Macht aus der feuchten Erde, und hell grüßt die Inschrift: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!"

Wir könnten sie jetzt brauchen in Andersberg, die unverdrossene Frau, die nicht müde wurde, sich und den andern das Lied zu singen.

Trüb liegt's über dem Dorf, und die Freude hat sich verkrochen. Beim faulen Andresle im Gemeindehäuslein hat's angefangen. Der stille Halbmensch hat, seit der Schnee von den Furchen weg ist, seine Tage damit ausgefüllt, auf den nassen, glitschigen Brachäckern Ackersalat zu sammeln und den dann zu verkaufen. Ich glaube, der Ferdinand war sein bester Kunde. Dort hinaus sah ich den Kretin oft mit seinem Korbe wandern.

Und dann auf einmal, vor ein paar Wochen, wollte er nicht mehr. Er sagte, er müsse in den Schatten sitzen, es sei ihm so heiß. Und vom Schatten wanderte er dann in die Sonne, weil ihn friere. So trieb er es einige Tage, und das Agathle merkte, daß er Fieber habe, und tat es mir zu wissen.

Ich fand, als ich hinauskam, den Menschen blaß und verfallen und schwerkrank; aber im Bett lag er nicht. Er wanderte nur immer mit seinem Schemel zwischen Schatten und Sonne hin und her.

Am Donnerstag kommt allwöchentlich der Arzt aus der Stadt auf die Höhenorte. Er ist ein alter, wortkarger, kurzangebundener Herr, der im „Hirsch" sein Fuhrwerk einstellt und dann im Schnelläufertempo durchs Dorf eilt, um nach dem Rechten zu sehen.

Ich ging also am Donnerstag morgen in den „Hirsch" und sagte dem eiligen Mann, wie es um das Andresle bestellt sei.

„So," entgegnete er und war schon auf dem Weg, ehe ich mich recht besonnen. Dann kam das böse Wort „Typhusverdacht".

Ich muß ehrlich sagen, daß mich ein Frösteln anlief.

Mit schwerem Herzen schritt ich heimwärts neben dem Doktor her, der sein gewohntes Tempo auch nicht wiederzufinden schien. Er bat sich eine Flasche Andersberger Wassers von mir aus und sagte kurz: „Wollen das Beste hoffen. Vorderhand wegbleiben! Kein Wasser trinken!"

Vorderhand wegbleiben! Ja, das ist leicht gesagt. So viel Menschliches steckt doch noch im Andresle, daß man ihn nicht wie ein Tier auf der Streu liegen lassen kann. Und Agathles junges Leben ist so viel wert wie das meine. Wahrscheinlich mehr. Denn wer fest auf den Füßen und auf seinem Posten steht und tüchtig zupackt, der kommt lange vor dem, der nie recht weiß, wo er hingehört, und der überall herumtastet.

Ich habe Agathle das vorgehalten, was der alte Lörcher uns erzählt hat.

Sie ist sehr rot und dann sehr bleich geworden. „Frau Pfarrer," hat sie leise gesagt, „so han i's net g'meint! Sie han i net verzürne wölle."

„Aber deinem Herrn, Agathle, dem hat das Wort weh getan! Denke doch, du bist sechs Jahre lang unsre Hausgenossin gewesen."

Das Mädchen sah mich an mit ganz leergewordenen, seltsamen Augen. Sie öffnete den Mund; aber dann schluckte sie und sagte nichts. Wir taten dem Andresle die nötige Handreichung.

Der Typhusverdacht hat sich bestätigt. Und der Verdacht auf das Andersberger Wasser auch. Schon liegt auch der Schultheiß.

Ich erfuhr diese schlimme Kunde mit Martin zuerst, und ich lief mit einem angsterfüllten Herzen hinaus zum Ferdinand. Dort traf ich den Hansjörg. Ich glaube, der Blinde vergrößert alljährlich seinen Landbesitz, nur damit er den Trinker recht viel bei sich beschäftigen kann.

Da sagte ich den beiden, was ich wußte.

Der Ferdinand erschrak und schüttelte den Kopf. Der Hansjörg aber, der eben daran war, mit dem kleinen Handbeil Bohnenstangen zu spitzen, er schwang sein Beil mit einem fast schrillen Schrei. „So ist's reacht, so mueß komme," zischte er hervor und schlug in den Hackblock. „I han's jo älleweil g'sait: wenn's no en Herrgott geit, no kann's net guet nausgange mit dere Wasserleiting! Mir hot mer mein Wald verhunzt und mei Sächle g'nomme und mei ganz Sage und Wehre und Bitte und Bettle hot nix battet — i han mer's doch denkt, daß no mei Fluche batte wurd! Ja, ja, 's Fluche, des battet älleweil — hahaha!"

Er lachte laut und bös, und seine kleinen, triefenden Augen schauten wie im Triumph auf uns.

„Um Gottes willen, Hansjörg," rief ich entsetzt.

Aber der Blinde tastete nach meinem Arm. „Reden lassen, reden lassen," sagte er ruhig. „Das Gift, das herauskommt, schadet nimmer, und wenn dem Alten sein böses Leben so umsonst gepredigt hat, dann würden sicherlich auch wir zwei umsonst predigen."

„Sell mei i au," rief boshaft der Trinker. „Aber des freut mi, des ischt in der Ordnung, daß d' Wasserleiting de Andersberger so bös ufstoßt! Ja, ja, 's kommt jetzt ei's noch em andre! Em Lörcher, dem Betbruder, wo mi die ganz Zeit net a'guckt hot, dem kommt sei Evele vo Paris heim als e ....mensch, der Schultheiß, wo mi druckt hot, wo ner hot kenne, hot 's Nervefieber vo seire Wasserleiting, wo er verzwunge hot! Ganz recht so! Do sieht mer, daß 's doch en Herrgott geit!"

Digitized by Google

„Kommen Sie," sagte ich zu dem Blinden, „ich kann's nicht anhören."

„Ich habe schon Schlimmeres gehört," murmelte der Ferdinand im Davonschreiten und lächelte.

*

Wir haben jetzt zehn Typhusfälle im Dorf. Das Andresle und der Schultheiß und noch zwei sind nach dem Bezirkskrankenhaus geschafft worden; für die sechs andern ist kein Platz dort. Die Hirschwirtin und ihre junge Tochter liegt, dann der Wegknecht, der an der Scherbacher Straße wohnt, der Schulmeister Müller, der junge Neffe der Nähkätter und die Bäckengret, eine alte Witwe, die von ihrem Sohn in der Stadt verhalten wird.

Es mag sonderbar klingen, aber es ist so: die böse Zeit hat uns ein regeres Leben als jemals gebracht.

Zwei Aerzte fahren täglich am „Hirsch" vor. Dann haben wir zwei Diakonissinnen aus der Stadt bekommen. Weiter ist schon tagelang eine Kommission da, die herausbringen will, wo das Gift in das Wasser gelangen kann. Denn die Quelle selbst und der Vorrat im Reservoir ist rein. Die Herren meinen, die ganz ungewöhnliche Schneeschmelze auf den stark gedüngten Aeckern könne ihr Teil beigetragen haben.

Ich habe oft Gäste. Martin und ich wollen nicht, daß die Fremden im „Hirsch", wo die Krankheit ist, vorsprechen sollen, und die übrigen Wirtschaften sind sehr minderwertig.

Martin ist fast nicht mehr zu Hause. Das ganze Dorf riecht nach Karbol. Die Aerzte glauben nicht, daß der Höhepunkt der Seuche schon erreicht sei.

Die beiden Schwestern gefallen mir gut. Schwester Christine hat rötliches Haar, ein feines, sommersprossiges Gesicht, auf dem milder Frieden liegt, als sei es nach Stürmen still geworden, und eine ungemein geräuschlose Art.

Schwester Pia ist von derberer Sorte. Sie ist groß und knochig wie ein Mann, hat Kräfte wie ein Mann und schaut sehr klug aus den Augen. Ihr starkes Haar ist schon von vielem Grau durchzogen, und wenn sie am Krankenbett hantiert, legt sie gerne die Haube ab, weil sie leicht an Kopfweh leidet. Ich meinte, es würde vielleicht gut sein, wenn sie sich die Last der schweren Flechten abschneiden würde. Da lachte sie, daß ich ihre starken, weißen, gesunden Zähne sah. „Nein, nein," sagte sie, „meine Zöpfe erinnern mich immer wieder daran, daß ich ein Frauenzimmer bin."

Es ist erstaunlich, was diese beiden schlichten Frauen leisten. Man kann als Frau ganz stolz darauf werden.

In dem Wengernschen Pavillon am Dorfende haben wir ein kleines Spital eingerichtet. Ich weiß nicht, wie man sich die Erlaubnis verschafft hat. Der alte Lörcher hat es irgendwie zuwege gebracht. Aber er will es nicht Wort haben.

Die großen, kahlen Zimmer sind verkommen; aber für diesen Zweck ließen sie sich vortrefflich zurechtmachen. Man hat Luft hinter den fast deckenhohen Fenstern, Luft und Licht.

Der Wegknecht, der so weit vom Dorf wohnt, die Bäckengret, die keinen Menschen hat, und der Schulmeister Müller, für den es der Doktor verlangte, liegen draußen.

Es war ein klägliches Schauspiel, als man den Gewaltmenschen bewußtlos und elend forttrug.

Seine Gattin, ein schmächtiges Frauchen mit verängstigtem Gesicht und scheuen, erschrockenen Augen, sah verstört den Trägern nach und blieb stehen wie gebannt.

Die Nähkätter, die mit Decken und Kissen beladen neben mir hinter dem Kranken herschritt, sagte hart: „Die wurd aufschnaufe!"

„Ist er denn nicht gut gegen seine Leute?" fragte ich; denn am wenigsten von allen Andersberger Häusern kenne ich das Schulhaus.

„Der —" gab gedehnt die Kätter zurück; „dem sei Leibspruch ist: ‚Suchet, was droben ist, und lasset mir, was hunte ist!' Der hot die ganz Zeit Gottes Wort im Maul und seine Leut am Krage. I glaub, der läßt d' Schulmeistere sechs Täg in der Woch Wassersupp esse, no daß er am Sonntich g'wiß sei Göckele hot! O Mannsleut!"

Sie sah finster vor sich hin und schritt schneller aus, daß wir nicht zu spät ankämen.

Die Schwestern und die Aerzte hätten es gerne gesehen, wenn auch die Hirschwirtin und ihre Tochter und der Neffe der Nähkätter hinausgebracht worden wären.

Aber der Hirschwirt und die Kätter gaben es nicht zu. Sie wollen ihre Kranken für sich haben. Zwingen kann man sie nicht.

Ich stelle mich gut mit dem Hirschwirt. Ich weiß, daß neben den alten Schimmeln und dem Wolfshund noch allerlei Platz hat im Herzen des aufgeweckten Mannes mit den blanken Augen. Die Hirschwirtin und ihre Emma sind in bester Hut. Keine Frauenhand könnte zarter betten und legen, als der Mann es tut. Ich drücke ihm oft die Hand. Wir sprechen dann nichts; aber wir wissen, wie wir's meinen.

Und die Nähkätter pflegt ihren Neffen. Der Jakob ist der Beste nicht. Er hat von jeher, so jung er ist, mehr nach den Mädchen ausgeschaut, als seiner derben Bas lieb war. Und er ist auch manchen lieben Abend als der letzte der Ledigen vom „Hirsch" heim. Ich hab's selbst nicht nur einmal gehört, wie die Kätter dem Jakob den Kopf zurechtsetzte. Auf einen wirren Haufen zerrissener Kittel, der auf dem Tisch lag, schlug sie einmal mit zornbebender Hand, und sie schrie

Digitized by Google

dem verdutzten Burschen zu: „Wenn's no au bei euch Lumpe so wär wie bei de lumpige Bauerewämeser, daß mer aus zwei, drei Fetze wenigstens wieder ein ordentliche mache könnt! Aber ihr send älle mitenander 's Nausschmeiße net wert!" Jetzt liegt der junge Mensch in starkem Fieber, und die Kätter weicht nur von seinem Lager, wenn sie bei den andern Kranken nachsehen will.

Wie eine richtige Organisation stehen wir zusammen und stemmen uns gegen das andringende Uebel. Es klingt vielleicht wie Frevel; aber ich muß es doch sagen: manchmal, wenn Martin und ich miteinander beraten, wenn wir unsre Arbeit besprechen und einteilen, und wenn mein Mann, der so herzlich ungeschickt zu jeder Handreichung ist, mich lobt und mir zusieht und mich um etwas fragt, dann fängt mitten in aller Sorge und in allem Jammer dieser Zeit etwas in mir zu klingen an, was lange geschwiegen hat und von dem ich glaubte, es sei für immer verstummt.

Die Bäckengret und der Wegknecht sind bis jetzt am schlimmsten dran. Die Aerzte zweifeln, daß wir diese zwei durchbringen. Das alte Weiblein würde keine große Lücke lassen auf der Welt. Sie ist ein stilles, verschüchtertes Wesen mit hohem Rücken und einer engen Brust, die sich jetzt nur noch mühsam hebt. Etliche Male habe ich sie früher besucht; aber ich hatte immer den Eindruck, als komme das Weiblein über ein Mißtrauen gegen mich nicht hinweg. So, wie ein recht verprügelter Hund nicht mehr zum guten Glauben an eine Menschenhand kommt. Ihre Stube, in der sie, wie mir Ferdinand erzählte, schon zwanzig Jahre hauste und in die sie wohl nie zurückkehren wird, ist ein sonnenloses, armes Loch, an dem das Beste der Blick in des Schultheißen Garten ist. In diesem Garten blühen jetzt die weißen Narzissen und die kleinen, längst verwilderten Aurikeln.

Ich habe mir einen großen Strauß davon geholt und habe ihn dem kranken Weiblein, das immer bei Besinnung ist, hinausgetragen.

Sie wußte sofort, woher die Blumen stammten. „O," sagte sie freudig, „blühet die scho in mei'm Garte? — in's Schulze Garte," setzte sie leiser hinzu.

„D'r Schultes ist gestert im Spital g'storbe," sagte trocken die Nähkätter, die eben mit einem Pack frischer Bettwäsche von zu Haus gekommen war.

Das Weiblein deckte die verkrümmte Hand langsam, wie besitzergreifend auf die Blumen. „Ja no," sagte sie leise, „wenn mer sterbe mueß, no ist's ei's, ob ei'm der Garte g'hört hot oder ob mer zwanz'g Johr lang no dreinei hot gucke dürfe."

Damit legte sie sich auf die Seite, ohne die Blumen loszulassen.

*

Der Wegknecht ist oft nicht bei sich. Wenn er aber bei Besinnung ist, dann wehrt er sich gegen das Sterben. Er wehrt sich auch dagegen, daß Martin zu ihm kommen soll. Ich glaube, er hält, wie so viele, den Pfarrer für eine Art Vorboten oder Quartiermacher des Todes. Ich habe das Martin ungern gesagt. Ich fürchtete, er werde trotzdem oder ebendeshalb hingehen. Aber er ging nicht. Er sagte auch nichts darüber als: „Tu nur für den Mann, was du kannst, Martha!"

Ich weiß ja wohl, daß er damit auch das Beten meint; aber das bringe ich nun einmal nicht fertig. Ja, wenn ich sehen würde, daß der Kranke in einer großen innerlichen Not stecken und mit seiner verängstigten Seele den Weg suchen würde aus der Wirrnis hinaus, dann könnte ich wohl meine Hände aufheben mit ihm und rufen: „Du Gott, den wir suchen, komm doch, komm doch!" Aber so, wenn der Mann daliegt und den Tod von sich drängt mit zäher, letzter Kraft, dann mag ich ihm nicht dazwischenfahren, dann scheint es mir, als dürfe man ihn nicht ablenken, damit seine Kraft nicht zersplittere und der anstürmende Sensenmann Herr werde.

Und Schwester Pia, die den Mann verpflegt, betet auch nicht mit ihm. Aber wenn sie den schweren Körper anders legt, wenn sie die nassen Tücher wechselt, wenn sie den Trank oder die Arznei in den glühenden Mund flößt, sagt sie jedesmal leise: „Helf' Gott!" Und das ist keine Redensart, das ist ein Gebet.

Sie tut mir so wohl, diese nüchterne, kurzangebundene, männliche Frau.

Der Schulmeister scheint durchzukommen. Doch phantasiert er viel und ist ein unruhigerer Kranker, als ich das bei seiner phlegmatischen Wuchtigkeit vermutet hätte.

Es ist etwas sonderbar Herzbeklemmendes, jetzt in den schwülen Frühlingsnächten an diesen Fieberbetten zu sitzen.

Ich löse manchmal eine der Schwestern auf ein paar Stunden ab. Beim Schulmeister saß ich, und die Fenster der hohen Stube standen offen, so daß das tolle Schreien der Frösche vom nahen Weiher hereindrang. Die Lampe stand hinter dem Schirm. Dann und wann fuhr ein lauer Lufthauch durchs Fenster und ließ die kleine Flamme aufflackern. Ich stellte meinen Stuhl ans Fußende des Bettes, so daß ich den fiebernden Mann und auch die schwarze, weithingebreitete Nacht da draußen sehen konnte.

Nebenan, am Lager der Bäckengret, saß das Agathle, und Schwester Pia wachte beim Wegknecht.

Auf einmal fing der Kranke zu sprechen an. Etwas Unheimliches ist es, dieses Sprechen, hinter dem kein wacher Wille steht. Die tiefe Stimme des Mannes klang mir fremd, und das wirre Zeug, das er durcheinander redete, hatte keinen Sinn, wenigstens für mich nicht.

Digitized by Google

Dann aber war es, als ob ein sprudelnder Bach sich in ein richtiges, eingedämmtes Bett ergieße und darin weiterrine.

Er hielt Religionsstunde, der Fiebernde, und sprach in dem gespreizten, plumpen Schriftdeutsch, das ich an ihm kenne.

Eintönig, in unendlicher Trockenheit dozierte er, als sage er im Schlaf etwas Memoriertes auf. Aber sie ergriffen mich dennoch, diese Worte, die da ans Licht stiegen wie Schaumperlen im Glase.

Es ist etwas ganz andres, so sprechen zu hören. Da fordert nichts unsern Widerspruch heraus, da sind wir nicht innerlich wie Gewappnete, die, wo es not tut, parieren wollen oder zum Angriff übergehen. Da sitzt man still und nimmt hin, was kommt.

Das Agathle machte jetzt die Türe zur Nebenstube ganz leise auf und trat auf die Schwelle. Das eintönige Sprechen mochte sie hergerufen haben. Sie lehnte am Türpfosten und sah mit großen Augen auf den Kranken, der ihr das heiße Gesicht zukehrte.

„Der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge! Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! Wer sich läßt dünken, er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle!" In einer Reihe, wie er vielleicht gewohnt war, sie abzuhören, sagte der Kranke die Sprüche auf.

Das Mädchen unter der Türe hatte die Hände gefaltet. „Des ist aber graufig, Frau Pfarrer," sagte sie leise.

Ich stand auf, um die heiße Stirn des Fiebernden zu kühlen, denn auch ich empfand ein Unbehagen und hätte den Redenden gerne verstummen gemacht.

Das ferne Quaken der Frösche, die leisen Geräusche der Frühlingsnacht draußen wären mir lieber gewesen als die schweren Worte, die aus dem wirren Geist sich loslösten.

Als ich ihm das eiskalte Tuch auf die Stirne legte, schlug der Schulmeister die Augen weit auf und starrte mich an. Flüchtig wie ein Traumbild mochte ihm da wohl meine Erscheinung zum Bewußtsein gekommen sein, denn als ich kaum wieder am Fußende des Bettes saß, begann er von mir zu reden. Ich verstand nicht alles, was er sagte. Er sprach viel schneller als vorher. Wie in Erregung. Auch sein Schriftdeutsch ließ er fahren.

„Die hot de Kopf arg hoch drobe, die und d'r Ferdinand," verstand ich, „des send zwei G'scheitle! Die hänt's wie d' Speisbube! Wenn se drei Johr lang d' Speiskübel trage hänt, send's ausg'lernte Maurer. — Die verstandet älles und 's ander au no! Ja no, mer wurd jo sehe. Hätt' die e Stub voll Kender, no käm' se net uf so Dengs. No tät se d'rheim bleibe und wöllt net g'scheiter sei als ander Leut. D' Lumperei wurd scho rauskomme! Minele, du sächst mer's, wenn se wieder nauslauft. Jedesmol sächst mer's. D'r Pfarrer, der merkt nix. Der steckt sein Kopf in d' Bibel nei, und wo andre Mannsleut 's Bluet hänt, do hot 'r Schneckesaft. So send's Kerle, hahaha." Seine Worte gingen jetzt wieder wirr durcheinander. Er sprach von einer Sägmühle und von sauerm Bier und von wilden Hunden und Schlangen.

Das Agathle unter der Tür trat einen Schritt vor. „Ums taused Gotts wille," stammelte sie, „hänt Se's denn g'hört, Frau Pfarrer?"

Ich nickte und brachte sogar ein Lächeln zustande. „Laß nur, das schadet ja nichts."

„Ja, schwätzt mer denn, wenn mer 's Nervefieber hot, so Dengs raus?" fragte sie ganz entsetzt weiter.

„Wessen das Herz voll ist, des gehet der Mund über, das gilt im Fieber doppelt," antwortete ich.

Sie öffnete den Mund, als wolle sie etwas sagen. Aber dann fuhr sie sich nur mit dem Aermel über die Stirne und schlich wieder hinüber zur Bäckengret, die Türe leise hinter sich zuziehend.

Nach Mitternacht löste mich Schwester Christine ab, und ich trat in die laue Nacht hinaus, um heimzugehen. Ich atmete tief auf und freute mich, daß Sterne am Himmel standen, die zwischen den schweren, ziehenden Wolken still und freundlich niedergrüßten. Man bringt ja doch, auch wenn man kein Kind mehr ist und besser Bescheid weiß, die Vorstellung nicht weg, als ob in jenen Fernen der unwandelbare Friede sei.

Am Zaun von des Hirschwirts Obstgarten, nicht weit vom Gemeindehaus, wo ich vorübermußte, sah ich eine dunkle Gestalt lehnen. Ich fürchte mich nicht und weiß, daß ich da oben nirgends gefährdet bin. Und doch drängte sich mir das Blut zum Herzen.

„Martha," rief mir eine leise Stimme entgegen.

„Du bist's, Martin?" stammelte ich, „das ist lieb von dir."

Er trat heran. „Sag das nicht!"

Auf einmal tastete er nach meiner Hand. „Martha, bleib! Bleib da bei mir!"

Und in dieser Dunkelheit, als ich sein Gesicht nicht sehen konnte, als aus der Ferne das Lärmen der Frösche kam und irgendwo leise, rinnende Wasser murmelten, da hat mein Mann mir etwas gesagt. Und in dieser Dunkelheit, als nur die paar Sterne zwischen den schwer ziehenden Wolken standen, da habe ich den Abgrund gesehen, den großen Abgrund unsers Lebens!

*

Das Leben geht fort, auch nach einer Nacht, wie die war, da ich mit Martin durch die Dunkelheit schritt. Immer wieder fällt das Wasser von einer Schaufel auf die andre und treibt das Rad herum. Auch dann, wenn man meint, das ganze Getriebe müsse stocken.

Digitized by Google

Wir Andersberger haben Wochen hinter uns, durch die nicht ich allein wie in einem bösen Traum hindurchgegangen bin.

Die Bäckengret ist tot, und von den vieren im Bezirkskrankenhaus kommt auch keiner wieder. Hirschwirts Emma ist in ihres Vaters Arm gestorben. Ihr letztes Wort sei gewesen: „Vatter, sag au d'r Pfarrere en Gruß und verkauf unsre Schimmel net!"

Das hat mich stolz gemacht.

Die Hirschwirtin ist nahezu genesen, und der Wegknecht schimpft bei Martin über seinen Straßeninspektor.

Er verweist es ihm nicht. Ich glaube, er hört oder versteht es nicht.

Der Neffe der Nähkätter ist auch unterlegen.

Ich saß neben ihr, als es soweit war, und Ferdinand stand am Bett.

„Ja no," brach es aus ihr heraus, „ei'rücke mueß er jetzt wenigstens net. 's ist mer scho lang angst drauf g'wä. 's Soldatsei und d' Stadt wär nix für ihn g'wä. O Jakob," schluchzte sie dann hart auf und legte den Kopf auf den Tisch, „worum au, worum au?"

Dieses ratlose, verwirrte „Warum" habe ich so oft gehört, und ach! so oft gedacht in diesen Wochen.

Der Blinde kam gegen den Tisch her. „Kätter," sagte er leise, „wenn wir es einmal so weit gebracht haben, daß wir auf jedes Warum die Antwort wissen, dann hat der liebe Gott nicht mehr viel vor uns voraus. Hinter das Wie, Was, Wo läßt sich nach und nach schon kommen, nur das Warum, das zwingen wir nicht."

Die Alte ließ die dürren Hände in den Schoß sinken. So müd sah sie auf einmal aus, so abgerackert. Ihre hohe, steife Gestalt sank ganz zusammen. „I han ihn so möge, den Buebe," stammelte sie.

Ich scheute mich, etwas zu sagen. Trösten können nur reiche Leute, nicht solche, die alles, was sie haben, für sich selbst brauchen.

„Ja no," stieß die Kätter hervor und raffte sich zusammen, „d'r Herrgott wurd jo wisse, was er tuet!"

Dann stand sie auf, deckte ein Tüchlein über den Spiegel und dem Toten eines übers Gesicht und machte das Ofentürchen und ein Fenster auf.

„Was soll das, Kätter?" fragte ich.

„Daß d' Seel nauska," sagte sie trocken und fing an, in der Stube Ordnung zu schaffen.

*

Dem Schulmeister geht es viel besser. Er kennt mich jetzt, wenn ich zu ihm komme, spricht Schriftdeutsch mit mir und diskutiert mit Martin über das Spruchbuch. Er darf bald heim. Mehr und öfter aber als bei dem gestrengen Eheherrn bin ich bei dem verschüchterten Frauchen im Schulhaus. Mir kommt es vor, als blühe sie auf in den Wochen ihres Alleinseins. Immer wieder entschuldigt sie sich, daß sie den Gatten nicht im Haus behalten habe; aber die Aerzte hätten eben Bedenken gehabt, weil es das Schulhaus sei. Und immer wieder fragt sie mich, wie lange ihr Mann wohl noch draußen bleiben müsse. Das Frauchen weiß gar nicht, daß sie heuchelt. Alles, was in ihr aufrecht und wahrhaftig war, der ganze notwendige Bestand an gesundem Egoismus, der so unentbehrlich ist für den inneren Menschen wie die Knochen für den äußeren, alles dies ist in der kleinen Frau zertreten und zertrampelt, und nur die unzerstörbaren Wurzeln schlummern noch unter der Decke.

Aber die Lücken in unserm Krankenbestand, die der Tod riß, sie sind leider nicht leer geblieben.

Zuerst ist der alte Lörcher eingesprungen, dann eine Taglöhnerin, die man im ganzen Dorf nur „'s Weib" heißt. Ich glaube, niemand kennt ihren richtigen Namen.

Und dann, in letzter Stunde, als die Aerzte schon glaubten, der Stillstand sei da, legte sich noch das Agathle.

Es war mir schrecklich, als ich das hörte. Ferdinand ließ es mir durch Hanne sagen, und sie liege draußen in seinem Häuschen.

Sie war in letzter Zeit viel draußen, hatte auch manchmal über Kopfweh geklagt und war stiller und scheuer als sonst. Da hatte es der Ferdinand, der das Kommende ahnte, trotz Hannes Widerspruch durchgesetzt, daß die fast Heimatlose bei ihm draußen blieb.

Das ist mir ein Lichtblick in all dem Dunkel. Wer wird es wohl Martin sagen?

Ich fürchte mich so. Ach ja, ich fürchte mich so! Ich sehe überall Wunden, die ich nicht heilen kann.

Ich schlafe auch immer so schlecht. Manchmal stehe ich auf und schreibe. Das wirkt auf mich sonderbar betäubend. Es ist, als lade ich all mein eignes Elend einem fremden Wesen auf.

Lenznächte waren mir von jeher schlechte Schlafnächte. Immer fühlt man, daß etwas kommen will. Und da muß man wach sein. Wach und bereit.

Ich weiß nicht, ob Martin schläft. Spät in der Nacht fällt immer noch der Schein seines Lichtes auf die Gartenbeete.

Schwester Pia war schon draußen beim Ferdinand, als ich hinauskam, und die Nähkätter auch.

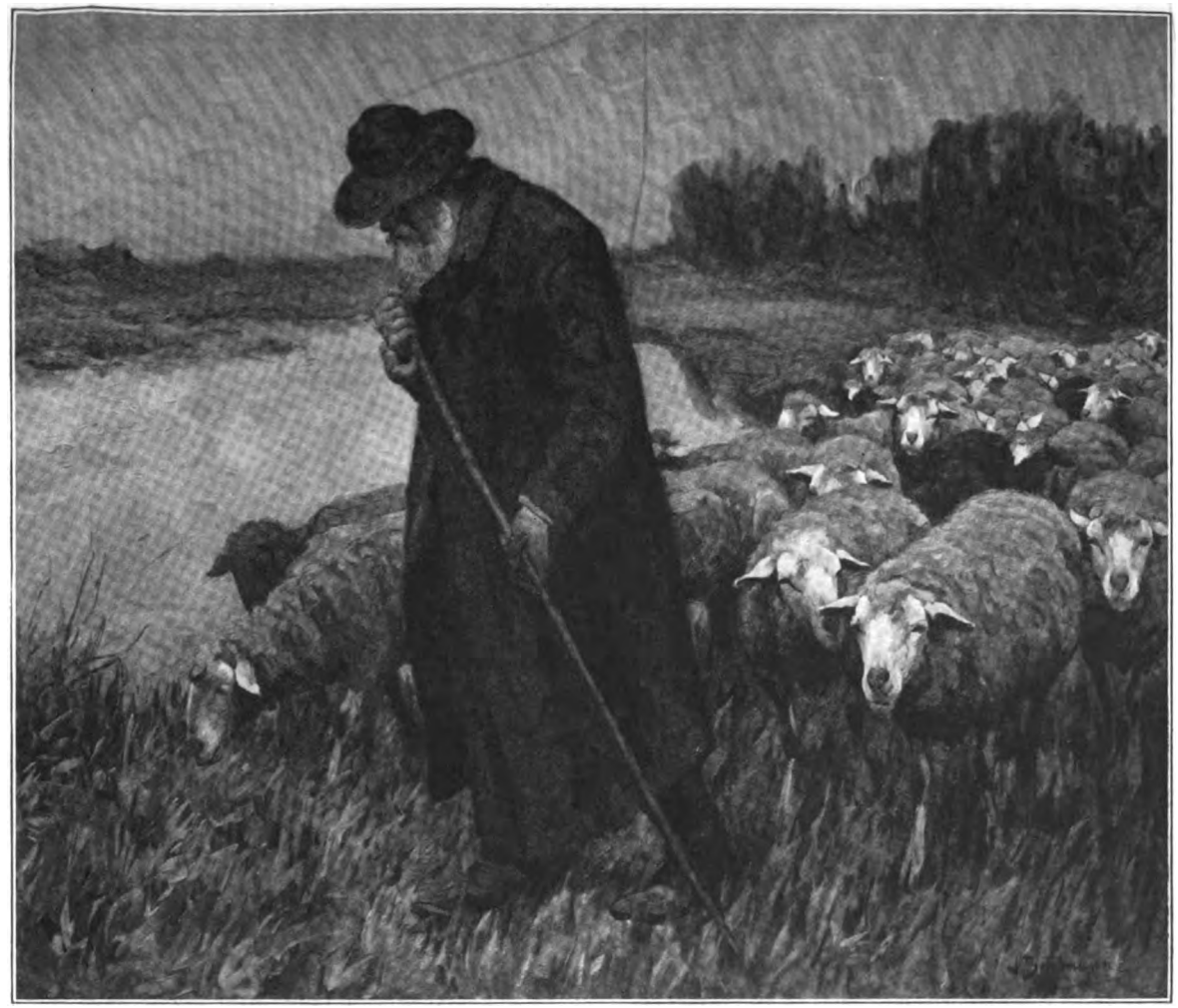
Das Agathle lächelte mich an, dann setzte sie sich rasch aufrecht. „Aber geltet Se, Frau Pfarrer, wache tän Sie nie bei mir, wenn's nötig ist — Sie nie." Dringend, fast angstvoll stieß sie es hervor.

Dann sah sie die Schwester an und dann die Nähterin. „Kätter," sagte sie bittend, „du, wenn d' wache tätest, sell wär mir 's liebst."

Die Angeredete klopfte mit der Hand aufs Deckbett. „Wache will i scho," erklärte sie bereitwillig, „aber ällbott nick i halt ei."

Das Agathle legte sich zurück und murmelte: „Grad desz'wege."

Digitized by Google



**Unterwegs**

Nach einem Gemälde von Julius Bergmann

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

Digitized by Google

Ich sah ganz klar, warum das Mädchen mich nicht haben wollte. Sie dachte an jene schwüle Nacht, da der Schulmeister im Fieber sein Innerstes gezeigt hatte.

Sie fürchtete sich.

Ich wartete, bis die Kätter und die Schwester aus dem Zimmer waren, dann sagte ich: „Agathle, du kannst mich ohne Sorge bei dir wachen lassen."

Sie sah mich an in scheuer, hilfloser Frage und schüttelte den fieberheißen Kopf.

Da nahm ich ihre Hände. „Ich weiß es alles, Agathle, alles. Mein Mann hat es mir erzählt."

Das Mädchen schloß die Augen. Weiß wie ein Tuch wurde mit einem Male ihr Gesicht.

„Daß 's Gott erbarm!" stammelte sie so leise, daß ich's kaum verstand. Dann rannen ihr plötzlich unter den geschlossenen Lidern hervor die Tränen langsam über die Wangen.

Und ich kniete an ihrem Bett und murmelte wie sie: „Daß 's Gott erbarm!"

*

Man hat jetzt herausgefunden, wo das böse Gift in das Wasser kommt. Ein ganz armseliger Riß in einer tönernen Röhre, durch den Unrat gesickert ist, hat unsre große Not verschuldet. Ich habe mir die Röhre angesehen, als sei da etwas Besonderes. Fast ganz Andersberg sah sich das Stückchen Ton an.

Martin stand auch unter den schweigenden Leuten.

Ich erwartete, daß er etwas sprechen würde. Es lag ja so nahe, es drängte sich sogar mir auf, da etwas zu sagen. Aber er blieb stumm. Fest preßte sich sein Mund zusammen. Er sah aus wie gequält.

Wie mag es in ihm aussehen? Früher hat er immer den Kommentar gewußt zu des lieben Gottes Texten; jetzt ist er unsicher geworden, scheu und verstört.

Mir frißt es am Herzen. Habe ich nicht gebetet, daß dieser sichere, satte Mann hungrig werden, in bittere Not kommen solle!

Und jetzt, wer hilft ihm? — An mir habe ich herumgegrübelt, alle die vielen Jahre, und derweil war da einer neben mir, der ging langsam und unbewußt tief in die Irre hinein.

Ach, hätten wir denn nicht Hand in Hand den guten, rechten Weg gehen sollen? Wäre es nicht möglich gewesen?

Das bißchen so oder so glauben, das bißchen da oder da zweifeln ist doch gar nichts, ist doch so unwesentlich, solange das Herz warm und voll von treuer Liebe ist, solange es heißt: Du und ich und Gott! —

Ich schäme mich jetzt so! Immer „ich, ich, ich" habe ich in alle Nächte hinausgeschrien und mein Martin war allein. Eheleute sollten nie „ich" sagen. „Wir" sollten sie sagen, immer „wir", und wo das nicht angeht, da sollten sie lieber „du" sagen als „ich". Jetzt wird's zu spät sein zu allem.

*

Vor dem Schulhaus, in das er nun wieder zurückgekehrt ist, saß der Schulmeister Müller in der warmen Frühlingssonne. Wir blieben bei ihm stehen und erzählten ihm von der zersprungenen Unglücksröhre.

Er hatte die Hände auf dem Stockgriff liegen, schüttelte das große, von der Krankheit fast kahl gewordene Haupt und hielt uns aus dem Stegreif eine lange Rede von den Zulassungen Gottes.

Wieder sagte Martin nichts. Kein Wort. Seine Augen waren in die lichte Ferne gerichtet; aber es war kein Widerschein des sonnigen Tages darin.

Auch in mir war es so wunderlich still. Früher hätte ich Mühe gehabt, dem wuchtigen Mann nicht in die triefendschwere Rede zu fahren. Heute kam mir alles so nichtig vor, so nicht der Mühe wert.

Es ist ja doch ein andrer da, der korrigiert. Mich braucht man nicht.

Die glitzernden Blätter der Silberpappel sah ich auf ihren zarten Stielen zittern; ich fühlte die warme Sonne auf meinem Rücken und sah ihr Spiegelbild in den großen, blanken Scheiben des Schulhauses.

Eine große, sehnsüchtige Mattigkeit war in mir.

Ich hätte meine Waffen abgeben und meine Rüstung ablegen mögen, und hätte den warmen Lenzwind durch ein ganz dünnes Kittelein blasen lassen mögen.

Des Schulmeisters Frauchen kam und entschuldigte sich, daß sie nicht schon lange Stühle gebracht habe; „aber — aber —" Sie kam mit ihrer stammelnden Rede nicht zurecht und blickte mit scheuem Lächeln ratlos um sich.

„Minele, daß mei Supp net a'brennt!" sagte der Schulmeister.

Da seufzte sie auf: „Ach Gott, ja!" und enteilte.

Ich sah ihr nach. Und ich nahm vor mir selbst zurück, was ich vorhin gedacht hatte.

Immer ist's mit dem „Du"sagen auch nichts.

Das Leben läßt sich überhaupt nicht nach Regeln leben. Von Fall zu Fall muß man sich durcharbeiten.

*

Der Mai ist jetzt da.

Die Höhe steht in junger Pracht wie eine Braut. Früher und schöner als sonst ist auf den harten Winter hin die Herrlichkeit gekommen.

Wenn ich zu Ferdinands Häuschen hinauswandere, stehen blühende Hecken Spalier, und im duftenden Blütengewirr jubeln und lärmen die Finken. Die wilden Rosen schauen übers Feld, und am Holunder formen sich die Dolden ihrer schwülen Blust entgegen.

Alles darf blühen, wenn seine Zeit kommt.

Um das Häuschen aber, das in der Sonne liegt, schleicht der Tod.

Digitized by Google

Mit Zagen trete ich jeden lieben Tag unter die Türe. Wie wird's stehen? —

Der Hansjörg hat scheue Augen wie ein Hund, der die Peitsche sieht. Er erbarmt mich in der tiefsten Seele, der verkommene Mann.

„Hansjörg," habe ich zu ihm gesagt, „Gott wird barmherzig sein."

Er nahm mich am Aermel. „Frau Pfarrer, wenn mei Agathle stirbt, no ischt's letz." — Es war wie eine Drohung, die mir durch Mark und Bein ging.

„Betet lieber, Hansjörg," wollte ich sagen; aber der Blick, der in des Mannes kleinen Augen war, schloß mir den Mund. Nur die abseits von Gott stehen, darf man herbeirufen. Hat aber einer erst einmal angebunden mit seinem Herrgott, in Gutem oder auch, wie hier, in Bösem, dann muß man die beiden ihre Sache allein ausmachen lassen. Gott braucht keine Helfershelfer.

Ich weiß nicht, wer Martin die böse Kunde gebracht hat. Verstört sieht er mir entgegen, so oft ich von draußen komme.

Ich merke gut, daß er mit mir reden will und die Worte oder den Mut nicht findet. Er scheint zu glauben, ich verachte ihn. Sechs Jahre haben wir nebeneinander hingelebt und haben uns nicht gekannt. Und kennen uns heute noch nicht.

Wie soll's denn werden? —

Agathle, stirb nicht! Mit den Toten ist so schrecklich schwer zu konkurrieren, von den Toten ist so bös zu lernen.

Und ich will es aufnehmen mit dir, Agathle. Ich will lernen von dir, wie man den Großen zu sich herzwingt, meinen Großen! Bleib da, Agathle! Wenn du tot wärest, müßte ich dich fürchten, jede Stunde!

Tag um Tag sitze ich an ihrem Bett und lerne, lerne.

Sie kämpft einen bösen Kampf. Ich will nicht viel davon erzählen. Von solcher Not reden nur die gern und breit, die nie dabei waren.

Auch im hohen Fieber, wenn ihr schönes, schmales Gesicht glüht, redet sie nicht. Herb geschlossen bleiben die dünnen Lippen. Es sieht aus, als wolle dieses Mädchen bis in Schlaf und Besinnungslosigkeit und Tod hinein sich die Zügel nicht entgleiten lassen.

Das, meine ich, sind die Herrenmenschen. Nicht die, die jedem Ruck am Zügel nachgeben und sich was darauf zugut tun.

Die Nähkätter ist sehr viel draußen. Man kann sie brauchen, weil ihre Hände vor nichts zurückzucken und ihre derbe Kraft nie versagt.

Sie flüstert oft Sprüchlein, die in keinem Spruchbuch und in keinem Katechismus stehen. Sie sollen gut sein gegen Fieber und Todesnot.

Ich höre es wohl, aber ich mag's ihr nicht verweisen.

Ich habe solche Angst, in irgend etwas dreinzureden, was mit Glauben zusammenhängt. Die alte Norm, die alte Grenze ist mir verloren gegangen und eine neue habe ich noch nicht. Werde ich vielleicht auch nie haben. Was kann ich denn da gute Lehren geben! — Ich taste mich so durch und lasse andre auch tasten und hoffe, daß Gott den Willen ansieht und den Hunger und Durst, der in uns allen steckt.

Das Agathle hat auch solch ein Sprüchlein gehört. Mitten in ihre großen Schmerzen hinein klang's.

Da hat sie der Nähkätter zugenickt. „Vergelt's Gott, Kätter, du mei'st's gut."

Ich lerne, lerne.

Man hat auf des Doktors Befehl dem Agathle die Haare abgeschnitten. Merkwürdig verändert sieht sie jetzt aus. Die schmale Nase, die Stirne mit den etwas eingesunkenen Schläfen, die Augen, die jetzt so tief liegen, passen gut zu dem kurzen, wirren, früher immer zu straff gekämmten Haar. Es ist nichts Weiches mehr in diesen Zügen, seit Augen und Mund den fröhlichen Glanz der gesunden Tage verloren haben. Ein ernstes, stilles Knabengesicht scheint in den Kissen zu liegen.

Die Nähkätter nahm die Zöpfe des Mädchens unter Schwester Christines Schere weg und brachte sie heraus in die vordere Stube, wo ich mit Ferdinand und Hansjörg am Tisch stand.

„Hansjörg," sagte sie laut und feierlich, „do nimm dei'm Mädle seine Hoor und vergrab se heut nacht unter e Weid am Bach. Leg drei Vaterunser mit nei; aber drei rechte, laß de vo niemerd b'schreie und han en feste Glaube, no wirst sehe, daß d' Kranket mit dei's Agathles Zöpf im Bode fault." —

Ich sah, wie in des Blinden Gesicht ein gespannter Ausdruck trat. Der Trinker nahm die langen, zerzausten Zöpfe mit stark zitternden Händen.

Er blickte auf mich, dann auf den Blinden, als erwarte er, daß wir etwas sagen sollten.

„Schwätz net raus, Kätter," murmelte er dann scheu, und als gebe er sich innerlich einen Ruck, setzte er laut und grob hinzu: „Wenn i mi no au mit so saudumm Dengs a'ge' müeßt."

Die Kätter griff wieder nach den Haaren. „Her mit, du Lohle!*) Wenn's dir net um dei Agathle ist — no —"

„Die Zöpf send mei," stieß der Bauer heiser hervor und trat zurück, „was weißt denn du, wie's mir ischt."

„No ließ'st d' d'r au ebbes sage, du sterricher**) Blitz du!"

„D' Hoor verfaulet jo gar net, du G'scheitle," schrie der Hansjörg dagegen; „i weiß sell guet, 's Totegräbers Gottfried hot mer's scho oft g'sait."

*) Schlafmütze, lauer Kerl.
**) steif, störrisch.

Digitized by Google

„'s Totegräbers Gottlieb soll sei Maul halte," zeterte die Nähkätter. „Desz'weg mueßt's jo am Bach vergrabe, wo 's Wasser na ka! I kenn mi doch aus, mir wirst doch so Sach net sage wölle." —

Es war einen Augenblick still in der Stube. Das Weib und der Bauer, der die Zöpfe hielt, maßen sich mit feindseligen Blicken.

Auf einmal kehrte sich der Hansjörg ab. „Was meinet denn Sie?" fragte er ganz leise, und man wußte nicht, galt es mir oder dem Blinden.

Wir sagten beide nichts. Der Ferdinand wartete wahrscheinlich auf meine Antwort; ich war gespannt auf die seinige.

Ehe dann eines von uns den Mund auftat, legte die Nähkätter eine ihrer großen Hände schwer auf Hansjörgs Schulter. „Wickel deine Zöpf ei und gang! Wer lang frogt, goht lang irr! Bei so Sache b'sinnt mer sich net lang. Hilft's — no ischt's recht, hilft's net — no ka'st nix mache. 's ist jo beim Bete au net anderst und bei d'r Arznei au net. Mit 'm Nervefieber, des send halt so Sache. Wenn aber des Mädle mei wär, Hansjörg, i tät, was i könnt" — damit schritt sie aus der Türe und der Bauer hinter ihr her.

„Ferdinand," sagte ich scheu, „wir hätten nicht schweigen sollen."

Er zuckte die Achseln. „Mir sind bis zum heutigen Tag alle Bohrer abgebrochen an dem Alten. Soll ich dann dreinreden, wenn ich sehe, daß die Kätter mehr Glück hat? Ich hätte ja an sich gewiß gerne gesagt, der Hansjörg solle es mit den Vaterunsern allein probieren; aber wo so viel auf dem Spiel steht, lasse ich meine Hände weg. Experimente darf man mit gutem Gewissen nur vormachen, wenn man alle Eventualitäten in der Hand hat. Für sich allein — ja, da kann man wohl tun, was man will; aber wenn andre mitriskieren, dann muß man seiner Sache sicher sein.

Da ist mir's denn doch lieber, die Nähkätter blamiert sich, wenn es je soweit kommt, als ich."

Ein kurzes, fröhliches Lächeln glitt über sein Gesicht. „Und wenn es tatsächlich hilft, das mit den Zöpfen," fuhr er fast schelmisch fort, „nun ja — die Ehre Gottes und die Natur des Typhus wird nicht aus der Bahn kommen, weil der Hansjörg Hindermann von Andersberg im Schwarzwald ein wenig nebenhinaus glaubt. Ich weiß gefährlichere Glaubens- oder Aberglaubenssätze."

„Wer doch so gelassen sein könnte wie Sie, Ferdinand!" sagte ich.

Er zuckte die Achseln. „Das Alter," entgegnete er heiter, „das Alter macht gelassen. Wer lang genug gelebt hat, der weiß, daß man die Dinge ruhig nehmen und immer von Fall zu Fall behandeln muß. Sobald man so weit ist, daß man nicht mehr meint, alles und jedes müsse in ein System gebracht und nach einem System behandelt werden — dann gibt's Frieden. Das Systematisieren, diese große und hartnäckige Jugendkrankheit der Menschen, bringt uns — wunderlich, aber wahr — immerfort die Welt so bös durcheinander."

*

Am Abend nach diesem Tag habe ich Martin gebeten, sich einmal nach dem Hansjörg umzusehen. „Ich weiß," sagte ich, „daß der Alte dir kein gutes Wort, das du ihm sagen wirst, vor die Füße werfen wird. Er ist aufgerüttelt. Der Pflug ist über ihn gegangen."

„Steht's so schlimm?" fragte Martin tonlos.

„Ach," schluchzte ich auf, „sie muß so furchtbar leiden."

In seinen Augen blitzte es auf, wie ich es nie gesehen.

Dann nahm er meine Hand und preßte sie gegen seine Stirne.

„Martha," murmelte er, „bete doch du für sie; ich wag's ja nicht." Er schluchzte auf und wandte sich ab.

Da habe ich die halbe Nacht geweint, weil nun auch er, der so reich war, sich bankrott erklären mußte.

*

Mit dem alten Lörcher geht's so nach und nach zu Ende.

Martin ist sehr viel bei ihm. Ich glaube, es zieht ihn zu diesem Mann, wie mich zum Ferdinand. Wenn man in einem Menschen die eigne Art wittert, die eigne Art, nur fertiger und schlackenreiner, dann möchte man sich gerne dem Menschen zu Füßen setzen und zu ihm aufschauen mit der Frage: „Wie hast denn du es je und je gehalten?"

Immer und immer wieder möchte man auf diese Weise Lehrgeld sparen und Lektionen schinden, auch dann noch, wenn man sich längst darüber klar geworden ist, daß in alle Ewigkeit nur das unser Eigen wird, für das wir auch bezahlen.

Der stille, nüchterne, weißhaarige Gemeinderat ist Martin von der ersten Stunde unsers Hierseins an viel gewesen.

Sein zustimmendes Kopfnicken hat bei mancher Predigt des Pfarrers Stimme freudig und zuversichtlich anschwellen gemacht. Martins Zensor war der Alte, und sie haben nie Differenzen gehabt.

Es ist mehr eine Art Altersschwäche, die den Mann nicht mehr aufkommen läßt. Die Krankheit selbst war ganz leicht und ging rasch vorüber.

Am Sonntag nachmittag war ich mit Martin dort.

Ein großer Apfelbaum, dessen letzte Blütenblätter im lauen Wind durchs offene Fenster wirbelten, steht vor dem Haus, so daß die Sonne nur goldene Flecken in die Stube werfen konnte. In unser „Spital" ließ Lörcher sich absolut nicht schaffen.

Digitized by Google

Ein schwerhöriges, dürres Wesen, die M'riemadel, besorgt schon seit vielen Jahren dem Gemeinderat das schöne Hauswesen. Sie tat uns auf und ging dann davon.

Der Alte richtete sich in seinen hohen weißen Kissen auf, als wir kamen, und griff zittrig nach der Zipfelmütze.

„Jo, jo," sagte er nach der Begrüßung, „jetzt goht's halt umme." *)

Ich wollte ihm Hoffnung machen, wie das so landläufiger Brauch ist, aber er winkte ab.

„I gang gern! O Jerusalem, du Schöne, da man Gott beständig ehrt!" Er murmelte es, die wässerigen, weißbewimperten Augen gegen die niedere Balkendecke gewendet, die verkrümmten, knochigen Hände auf dem Deckbett gefaltet.

Geräuschlos setzte sich Martin ans Lager. Ich stand neben seinem Stuhl.

Ich sah, wie er die Brille ein paarmal nacheinander gegen die Augen drückte, dann legte er seine große weiße Rechte auf des Mannes gefaltete Hände: „Sagt weiter, Lörcher," murmelte er.

Der Alte wandte den Kopf: „'s isch Nr. 644 im G'sangbuch, 's isch mei Leiblied. Aelle Obed han i's g'lese, seit i konfirmiert be. Jetzt bin i froh drum."

Es blieb lange still in der Stube; die goldenen Flecken auf Tisch und Fußboden wanderten lautlos hin und her, weil der Wind im Apfelbaum spielte.

„Möcht wisse," sagte der Bauer jetzt in verändertem Ton, und in seinen Augen war ein ernstes Sinnen, „möcht wisse, ob i 's Hindermanns Bärbele au sieh —?"

„Wen?" fragte ich, denn es fiel mir nicht sofort ein, wen er meinte.

Er schaute zu mir her. „Ha, mei Weib, wisset Se, 's Hindermanns Bärbele isch doch mei Weib g'wä."

Ganz trocken und kühl sprach er, als habe dieses Hindermanns Bärbele niemals in sein Leben gegriffen.

Mich dauerte auf einmal die Tote.

„Möchtet Ihr sie sehen?" fragte ich leise und lauernd.

Der alte Mann entzog seine Finger Martins Hand. „Jo, jo, sehe möcht i se scho no mol. Sie isch halt jung g'wä, sellmol, und e weng leicht! Aber se hot au kei Mueter g'hätt. Und wie isch mer, wenn mer jung isch! D' Mädle send uf d' Buebe nei und d' Buebe uf d' Mädle. Des isch scho zu 's Königs Davids Zeite so g'wä und des machet mir net anderst. Geltet Se, Herr Pfarrer?"

Er richtete sich auf einmal höher auf und sah erst mir und dann Martin ins Gesicht. Dann fuhr er sonderbar hastig fort: „Daß i's no grad sag! 's druckt me scho lang und 's mueß raus! I be im Pfarrkeller hinter mei'm große Grummbirehaufe drommeg'stande, wo 's Hansjörgs Agathle so g'heult hot. Sie wern's jo wisse, Herr Pfarrer. Sellmols han i denkt: wenn e Herr wie unser Pfarrer, so e rechter und ufrechter Ma, do net drumnommkomme isch — no derf i mei Bärbele au net ganz wegschmeiße! Des — bloß des möcht i ihre sage, wenn i se sehe tät."

Martin hatte mit einem Ruck seinen Stuhl zurückgeschoben. Es war, als sehe er etwas Schreckliches vor sich. Das Entsetzen stand in seinen Augen. Das hatte er nicht geahnt, daß noch ein Mensch um seine Schuld wisse.

Sein Blick glitt an mir empor.

Ich wollte etwas sagen. Wollte über das Nackte, Kahle, was der Lörcher so trocken und ruhig vorgebracht hatte, irgendein Mäntelchen, eine Hülle werfen; aber mir fiel nichts ein. Wie gelähmt war ich. Deshalb also hatte sich der stille Alte in der letzten Zeit dann und wann an mich herangemacht!

Lörcher schien nicht zu sehen, daß wir zwei ganz aus der Bahn geworfen waren. Ruhig legte er sich zurecht und fuhr fort:

„Ueberhaupt, wenn mer so d'r Zeit hot, daß mer an ällem rumsinniert, no kommt ei'm manches anderst für, als sonst. D'r Ferdinand sächt ällemol: 's isch kei Häusle so g'scheit baut, daß mer's net anderst baue tät, wenn mer's no emol baue dürft. I hätt vielleicht mei Evele doch net ganz vo mer to solle. Des send so Sache! Wird se jetzt den Brief han, Herr Pfarrer, wo i ere g'schriebe han, am Sonntich vor drei Woche?"

Martin antwortete nicht. Ich glaube nicht, daß er ein Wort von dem, was Lörcher vorbrachte, verstanden hat.

Regungslos, mit starrem Blick saß er da.

„Ja," sagte ich leise, „den Brief hat sie längst."

Der Alte nickte. „No kommt se vielleicht doch no, eh i stirb. 's wär mir recht, sell. Sie ist so e saubers und e g'scheits Menschle g'wä." Er schaute vor sich hin und lächelte.

„Und no, Herr Pfarrer, tät i Sie bitte, daß Se sich e weng annehme tätet um mei Evele. 's isch jo nie z' spot!"

Martin schüttelte sich auf einmal, als sei ihm kalt oder als ekle ihm.

„Lörcher," stieß er hervor, „Ihr wißt das — das — und Ihr verachtet mich nicht!"

Ueber des alten Mannes Gesicht ging ein Zug von erschrecktem Staunen. „Sie send doch der Pfarrer und e rechter Pfarrer!" sagte er laut und schwer. „Meinet Sie, i häb net aufpaßt äll die Zeit her? Meinet Sie, i merk net au, was e rechter Pfarrer isch? Sonntich für Sonntich hot mer sich bei Ihne hole könne, was der Brauch isch! Do geit's nix. Des mit 's Hansjörgs Agathle, des ist halt über Sie komme, wie

*) Hinum.

Digitized by Google

über jeden Menſche emol ebbes kommt. I han's glei zur Frau g'ſagt; han i's net g'ſagt, Frau Pfarrer? 's hot ſcho älbott ebbes g'wackelt und iſcht wieder feſt worde! Noi, wenn mer no nie z' Andersberg en ſchlechtere Pfarrer g'hät hättet! Zum Agathle han i's au g'ſagt. ‚Agathle,' han i g'ſagt, ‚derſt*) jetzt net meine, dei Herr ſei nix. Des iſt e rechter Herr, bloß du mußt aus em Haus! Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.' Sie hot g'heult, 's Agathle. ‚Lörchers-vetter,' hot ſe g'ſagt, ‚Ihr brauchet mir des net z' ſage. I kenn mi ſcho lang aus. D'r Herr iſcht recht und d' Frau iſcht recht, aber jedes goht halt ſei's Wegs und des iſcht nix. O, wenn i die Frau wär, i tät's anderſt mache.'"

Der Alte ſchwieg und ſah mir ins Geſicht mit ſeinem ruhigen Blick, als erwarte er, daß jetzt ich zur Sache rede.

Mir war zumute, als habe der alte Bauer da vor mir mit ſeinen verkrümmten Händen ſoeben eine wüſte Wirrnis kurzweg gerodet und geordnet und gangbar gemacht.

Ganz einfach war auf einmal alles. Alle Komplikationen fielen weg, wie die reifen Eicheln aus den Hülſen fallen.

„Lörcher," ſagte ich feſt und ruhig, „das Agathle hat recht. Ich habe meine Sache ſchlecht gemacht. Ich hab's nicht gewußt. Aber jetzt weiß ich's."

„Jo, jo," entgegnete der Alte, „mer lernt nie aus und wenn mer ſo alt wird wie der Methuſalem."

Dann, als ſei jetzt alles abgetan und geordnet, wandte er ſich Martin zu: „Sell, Herr Pfarrer, wenn Se mer no emol ſage tätet, wie i's mache muß, wenn i d'r Kirchepfleg ebbes vermache will —"

Martin griff ſich an den Hals. „Morgen, Lörcher, ich will morgen kommen."

„'s iſcht jo wohr, 's iſcht Sonntich heut! Sie werdet no meh Leut b'ſuche wölle. Was macht denn au 's Agathle? Mei M'riemadel hot mer g'ſagt, daß ſe au lieg. Ei ei ei, 's iſcht e böſe Sach mit dem Nervefieber. Ja no — dringt das liebe Kreuz herein mit dem bitteren Leide, laß es dringen! Kommt es doch von geliebten Händen! Schnell zerbricht des Kreuzes Joch, wenn es Gott will wenden!"

Langſam, mit gefalteten Händen ſprach der Alte den Vers, und die Sonne ſpielte heran bis an die weißen Kiſſen, auf denen der ſchmale, welke Kopf lag.

Still gingen wir.

Die ſchwarzen Spitzerhunde kläfften in der ſonnigen Gaſſe, und in den trockenen Rinnen am Weg lagen weiße Blütenblätter wie Schnee, den der Wind zuſammengeweht hat.

Wir ſprachen nicht.

Den alten Gemeinderat ſah ich vor mir, der dazumal an unſerm Einzugstag den Kirchenrock umwendete, daß der Regen das Zwilchfutter traf. Wer doch ſo wäre! Es iſt ja alles ſo einfach! Ja, es gibt zu lernen in Andersberg, und wenn man ſo alt wird wie Methuſalem.

Man ſieht ſo nach und nach, wie alle Rädlein ineinander greifen.

*

Dem Doktor wollte ich entgegengehen und wollte ihn einmal ganz allein aufs Gewiſſen fragen, was er vom Agathle halte. An dem großen Kirſchbaum, wo der Feldweg gegen die Bachäcker abzweigt, fand ich den Hansjörg auf dem ſteinigen Rain mitten in den Brombeeren ſitzen. Er ſchaute mir entgegen, als habe er auf mich gewartet, und auf ſeinem verwitterten Geſicht lag ein Glanz wie von Feſttagsfreude.

„Hansjörg, was iſt?" rief ich.

„Durch kommt ſe, Frau Pfarrer, durch kommt ſe! D'r Doktor iſcht vorich do g'wä, er iſt heut von Scherbach rufkomme, und er hot g'ſagt, jetzt ſei ſe über de Berg."

Ich ſah, daß die blauen Hände des Männleins zitterten und daß ihm das Sprechen ſchwer fiel.

Ich ſchob mit dem Fuß einen der grauen Steine zurecht und ſetzte mich neben den Hansjörg.

In dem Kirſchbaum lärmten die Stare und warfen zerpickte, halbreife Früchte auf den Rain. Ein Haſe lief über den Weg und verſchwand im jungen Kartoffelkraut.

Mir war es, als ſei die Sonne mit einemmal heller geworden. Jetzt erſt fühlte ich, wie ſchwer die Angſt um das Mädchen auf mir gelaſtet hatte.

„Gott ſei Lob und Dank!" ſagte ich aus tiefſtem Herzen heraus. Das Männlein neben mir ſaß ganz ſtill und ſchaute in den klaren Morgen hinein.

Auf einmal ſchlug er ſich auf die ſpitzen Knie. „Jetzt gang i aber und hol ſe wieder!"

„Was denn?" fragte ich.

„Ha, die Zöpf, mei's Agathles Zöpf. Des iſt doch ſaudumm Dengs, was ei'm die Kätter do vormacht."

„Ja, wo habt Ihr ſie denn?" fragte ich.

Er ſtieß ärgerlich mit dem Fuß zwiſchen die Steine: „Vergrabe han i ſe doch am Bach drunte, i Simpel, i dummer, aber d' Kätter hot mer jo kei Ruh g'laſſe. Wenn mer ſo in d'r Angſt iſcht, Frau Pfarrer, was tut mer do net!" Er ſah vor ſich hin und ſeine Hände zitterten.

„Hansjörg," ſagte ich leiſe, „ich nehm's Euch nicht übel."

Er wandte ſich mir zu. In ſeinen roten, tränenden Augen blitzte etwas auf. „Jetzt ſaget Se mer no, Frau Pfarrer, worum läßt ein jetzt

*) Darfſt.

Digitized by Google

d'r Herrgott so umenander tappe? Früher hot er doch au mit d' Leut g'schwätzt. Aell Augeblick ist do er selber oder e Engel dog'stande und hot g'sagt: so und so. Send denn mir Leut net au wert, was selle wert g'wä send? Han i do beim Amerikaner in seinere Bibel g'lese — der Kerle hot oft und vielmol d' Bibel unter sei Kopfekisse g'legt; aber g'lese hot er nie drin — jo, also do han i g'lese vom König David, was der für Lumpereie g'macht hot, und wie der Jakob sein alte Vatter b'schisse hot, und lauter so Dengs. Bin denn i do schlechter, wenn i emol ebbes über de Durst han und sonst nix tu als schaffe zum Verrecken. Worum sieh denn i de Herrgott nie oder en Engel? Worum muß denn i mi uf d' Leut verlau?" Er lachte kurz und giftig auf und blickte mir scharf ins Gesicht.

Ich saß erschrocken und wie vor den Mund geschlagen. Früher hätte ich da zehn Antworten für eine gewußt. Aber in Andersberg verlernt man so leicht das Gescheitsein oder das Schlagfertigsein.

„Hansjörg," sagte ich dann fast scheu, „vielleicht redet er doch mit uns, der Herrgott, und wir haben nur die Ohren verstopft und die Augen verbunden."

„Ach was," entgegnete er trocken und wiegte den Kopf, „i han d' Auge und d' Ohre offe. I be kei so Schlofhaub wie d'r Amerikaner oder mei Schwoger, der Betbruder. I guck mi um, aber i sieh nix. Em Herrgott wär's doch e leichts, daß er sich könnt sehe lau, wie früher au."

Ich schämte mich so, daß mir, der Pfarrerin, jetzt gar nichts Kräftiges einfallen wollte. Und ich hätte mich noch viel mehr geschämt, wenn ich etwas von dem Lauwarmen, was ganz hinten in meiner Seele noch von früher her schlummerte, hätte zutage fördern sollen.

Mit fast angstvollem Suchen schaute ich in den blauen Tag hinein, ob ich denn nicht irgendwo die Himmelsleiter, die doch immer noch auf der Erde aufstehen muß, erkennen möchte.

Den Bussard sah ich, der seine Kreise zog, und eine Lerche, die aus der Furche stieg, und dann eine Staubwolke, die drüben auf der Straße den Pappeln zulief.

„Hansjörg," sagte ich mühsam, „dort fährt der Doktor! Hätte der heut nicht auch sagen können: Das Agathle ist verloren!"

Das Männlein schaute meinem deutenden Finger nach. Langsam stand er auf, und er ächzte, als schmerzten ihn alle Knochen.

„Frau," sagte er, „sell ischt wohr."

Ich stand jetzt neben ihm, und die Stare im Kirschbaum über uns schwirrten in einem Schwarm davon.

„Hansjörg," stammelte ich, „wenn es nun doch der Herrgott war — —?"

Er nickte. „I hol uf älle Fäll die Zöpf wieder."

Der Hansjörg schritt den Bachäckern zu, und ich ging heim. Des toten Annemeiles Lied kam mir unvermerkt auf die Lippen: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!"

*

Die Pariserin ist da.

Das ganze Dorf ist voll von dieser Kunde. Der Typhusschrecken ist jetzt etwas Altes, Uninteressantes. Die Andersberger haben ihre neue Sensation.

Ich habe die Eva Lörcher an ihres Vaters Krankenbett gesehen. Den Mittag vergesse ich nicht.

Als ich in die Stube trat, stand da eine hochgewachsene, schlanke Dame am Tisch und sah mir forschend entgegen. Das blasse, leichtgepuderte Gesicht hat große Aehnlichkeit mit dem Agathles, so wie es jetzt aussieht. Schmale, scharfe, kluge Züge, über denen ein stiller, fast strenger Ernst liegt. Die rötlichen, kunstvoll frisierten Haare bauschen sich reich um die freie Stirne, und die weißen, leicht sommersprossigen Hände sind die Hände einer großen Dame.

Ich hatte sie mir anders vorgestellt, diese Eva. Ich meinte, Schuld und Gemeinheit müßten auf den Zügen der Verlorenen liegen.

Verwirrt fast trat ich näher. Der Alte rief vom Bett her: „Des ischt unser Frau Pfarrer."

„Ich denke mir's," entgegnete die Fremde und verneigte sich leicht.

Ich fühlte immer die forschenden Augen der großen Frau an meinem Gesicht hängen. Das machte mich befangen und unfrei.

„Mein Vater hat mir von Ihnen erzählt," sagte sie in einer Sprache, der man die fünfundzwanzig Jahre Paris wohl anhörte.

Wie ein kleines Mädchen kam ich mir vor. Verlegen, ungewandt und hilflos. Gewaltsam raffte ich mich zusammen.

„Auch ich habe von Ihnen gehört," sagte ich und blickte ihr offen ins Gesicht.

Sie lächelte. „Das ist mir lieb."

Der alte Mann strich mit seinen zittrigen Händen übers Deckbett. „I hätt se nemme kennt, mei Evele. Mir send z' lang ausenander g'wä, viel z' lang. Wie lang ischt's, Evele?"

Die Angeredete schob mir einen Stuhl zurecht.

„Sechsundzwanzig Jahre werden's am ersten August," sagte sie ruhig und unbefangen.

Der Alte schien nachzurechnen. „Jo wäger, du bischt sellmols sechzehne g'wä und 's Bäbeles Gottfried zweiezwanzge oder dreiezwanzge."

„Zweiundzwanzig," stellte die Tochter fest, „vierundzwanzig war er, als er starb."

„Mädle, Mädle," murmelte der Alte, „daß du no d' Kurasch g'hät host!"

Sie sah lächelnd auf ihren Vater. „Ich habe doch nicht gewußt, wie's draußen ist. Mir war nur einfach mein Käfig zu eng."

Lörcher nickte mit dem Kopf. „Grad wie bei Mueter!"

Digitized by Google

„Ja," sagte die Tochter, „aber die Mutter hat schnell Schluß gemacht."

Mir wollte es scheinen, als gleite über das blasse Gesicht ein Schatten. Die große Frau fuhr sich mit beiden Händen langsam über das schöne Haar.

Der Alte holte tief und mühsam Atem. „Evele," murmelte er, „jetzt ischt's scho wie's ischt. Aber ällbott hot mer's doch 's Herz schier abdruckt, daß du so nebenaus komme bischt."

Es war mir eine Pein, zwischen den beiden zu sitzen, und doch lockte mich's auch, anzuhören, was sich dieser Vater und diese Tochter zu sagen hatten.

Die Pariserin schien an meiner Anwesenheit keinen Anstoß zu nehmen. Ruhig, als sei sie allein mit dem Alten, sprach sie.

„Laß nur, Vater! Es können nicht alle einen Weg gehen!"

„Freile, freile! Aber doch brav bleibe könnet älle, brav und in der Zucht und auf Gottes Weg! O Evele! Du bischt so sauber g'wä und hättest Sach g'nug g'hät; du hättest au z' Andersberg en Ma g'kriegt und wärst e rechts Weib worde!"

Im Gesicht der Tochter verzog sich keine Miene. Still und stumm stand sie am Fußende des Bettes, als sei gar nicht von ihr die Rede.

„Lörcher," sagte ich leise und unbehaglich, „Ihr dürft nicht so viel sprechen."

Aber er winkte nur kurz mit der Hand ab. „Gar net komme lasse han i di wölle, Evele! Weil mer's drüber nei g'wä ischt, daß em Lörcher sei Mädle soll e sottiche sei. — Aber der Herr Pfarrer hot gmeint, du häbest doch au Treber gesse in der Fremde wie der verlore Soh in d'r Bibel, und du werdest g'nug mit dir selber ausz'mache hau; i soll di net au no bugsiere." —

In das blasse, gepuderte Gesicht stieg jetzt ein ganz leises Rot. Die weiße Hand, die auf der Bettlade lag, zitterte etwas.

„Vater," sagte die Frau, „du weißt ja nicht — in Andersberg weiß man ja nicht —" sie sprach nicht weiter. Hilflos schaute sie einen Augenblick auf mich, dann trat sie vor, ganz dicht an ihren Vater her.

„Vatter," rief sie, und sie sprach breiten, unverfälschten Andersberger Dialekt, „Vatter, sag nix meh so! Guck, i weiß jo älles selber, älles! I han mi so g'freut, daß i no emol heimkomme därf! Uf Andersberg han i mi g'freut und uf di und uf älles. Sag nix meh!"

Sie schluchzte auf und schlug die Hände vors Gesicht.

Ich stand auf und wollte mich davonschleichen. Zum Beichten gehören doch nur zwei.

Aber der Alte hörte mich.

„Frau Pfarrer," rief er ganz eifrig, „bleibet Se no do. Sellt dromme im Tischschublädle muß e Brief liege vom Stengel. Wisset Se, vom Pfarrer, wo vor Ihne do g'wä ischt. Den müßt Se lese. I han glei zur M'riemadel g'sagt, den muß d' Frau Pfarrer au lese. Gang, Evele, hol den Brief her!"

Der Alte sprach so frisch, so lebendig und unbefangen, als sei nicht soeben seines einzigen Kindes Not und Schande vor seiner Seele ausgebreitet gewesen. Wieder hatte ich, wie schon so oft, das Gefühl, als reiche diesem stillen Mann alles Schlingwerk der Welt, das andern das Herz umschnürt, nur an die Stiefelschäfte, und sein ausschreitender Fuß trete alles unter sich.

Und auch die Frau, die eben noch gequält aufgeschluchzt hatte, war wieder Herr über sich.

Sie schritt an den Tisch und holte mir den Brief, und im Schreiten raschelten ihre seidenen Unterkleider, und es war mir kaum zu glauben, daß diese Dame, dieses Mannes Kind, eine vom Weg Abgekommene sein sollte.

Froh der Ablenkung nahm ich den Brief.

„Leset Se 'n no laut vor, Frau Pfarrer, 's Evele darf 'n wohl au höre," gebot der Alte.

Und ich las: „Werter alter Freund! Ich darf doch so schreiben, wenn wir auch, solange ich Andersberger Seelenhirte war, dann und wann die Degen kreuzten? Von der Lammwirtin, die waschens- und putzenshalber oft in unserm Hause aus und ein geht, habe ich gehört, daß Ihr von dem Uebel, das über mein liebes Andersberg ging, auch nicht verschont geblieben seid. Die Lammwirtin wird durch die Nähkätter über alles, was sich dort oben zuträgt, auf dem laufenden erhalten. Es drängt mich nun, Euch, lieber Lörcher, in dieser schlimmen Zeit die Hand zu drücken. Ihr habt mir sie, ohne daß Ihr es nur wußtet, auch oft gedrückt, wenn ich schlimme Zeiten hatte."

„Do weiß i net recht, was er meint," schaltete der Alte vom Bett her ein, „d'r Stengel hat nie ausg'sehe, wie wenn er schlechte Zeit hätt."

Ich las weiter: „Ihr werdet ja vielleicht gehört haben, daß ich nicht mehr Pfarrer bin, und das wird Euch sicherlich freuen, da Ihr mir ja oft verblümt und unverblümt angedeutet habt, daß ich nicht recht für das Hirtenamt passe.

„Ich hab's jetzt mehr mit Büchern als mit Menschen zu tun. Da kann ich nicht viel Unheil anstiften. So ein Buch nimmt kein Aergernis, es schüttelt auch den Kopf nicht, wie Ihr oft tatet. Es bleibt bei seiner Meinung und läßt mir die meinige, und das ist der beste Weg, um Frieden zu halten.

„Meiner Frau geht es gut. Ihr kennet sie ja! Sie nimmt die bösen Tage auch für gut, und wenn der liebe Gott oder die böse Welt sie mit etwas prüfen will, dann hält sie's für lauter Freundlichkeit und bedankt sich noch.

„Und zwei Buben haben wir. Ausgerechnet zwei Buben. Wir hatten uns doch wieder eine kleine Monika gewünscht. Zum Ersatz für die, die neben 's Hindermanns Annemeile an der

Digitized by Google

Mauer liegt. Wolfgang und Fritz heißen die zwei. Meine Frau will immer hoch hinaus, und da haben ihre Söhne nach dem Goethe und dem Schiller heißen müssen. Der Goethe ist jetzt drei Jahre alt, und wenn ich ihn frage: ‚Wolf, was willst du werden?' dann sagt er: ‚König!' Ich lasse ihn dabei. Abwärts geht's später von selber. Ich habe auch einmal Prälat werden wollen. Der Schiller, der ist erst ein halbes Jahr alt. Der hat sich noch keinen Beruf erwählt. Wenn ich meine Frau frage: ‚Marie, was wollen wir aus unserm Fritzle machen, weil doch sein Bruder König wird?' dann sagt sie: ‚Pfarrer wird der! Er hat eine Stimme, die jede Kirche füllt, und ich mag ihm noch so lang zusprechen — er gibt nicht nach.'

„‚Ja,' sage ich dann, ‚der muß ins Konsistorium!'

„So wachsen unsre Buben ihrem künftigen Beruf entgegen, und wir zwei Alten stehen daneben, warten, was werden will, und können vorderhand nichts weiter tun als die zwei Schlingel liebhaben als ein Geschenk aus Gottes Hand.

„Das Monikale, ja, das lassen wir liegen neben dem Annemeile. Ich wünsche mir keine bessere Gesellschaft für mein Kind. Im lichten Glanz der Ewigkeit soll es nur von des Hansjörgs Weib lernen, wie ich einst von ihr gelernt habe — das ist noch besser als König werden oder ins Konsistorium kommen.

„Jetzt hat soeben meine Frau diesen Brief gelesen, und sie hat gesagt: ‚Helmut, ist jetzt das ein Brief von einem Pfarrer an ein krankes Gemeindeglied?' — ‚Nein,' gebe ich zur Antwort, ‚das ist ein Brief vom Stengel an den Lörcher! So frech bin ich noch nie gewesen, daß ich dem Lörcher den Pfarrer machen wollte. Der braucht keinen,' habe ich gesagt, ‚der hat ja den lieben Gott. Wer den lieben Gott hat, der braucht keinen Pfarrer, und wer ihn nicht hat, dem nutzt kein Pfarrer.'

„‚Helmut,' hat meine Frau warnend entgegnet, ‚es ist nicht allen Leuten wie dir! Und zuerst muß man doch bedenken, wie es dem, zu dem man spricht, ums Herz sein könnte.' Meine Maria ist eine kluge Frau. Ich fahre nie schlecht, wenn ich ihr folge. Und da sitze ich nun, lieber Lörcher, und besinne mich, wie es Euch sein mag und was Ihr von mir wohl erwarten möget.

„Ihr seid jetzt so alt. Bis an die hohe Grenze hinauf, von welcher der müde Moses spricht, seid Ihr gekommen. Da wird es Euch sicher nicht darum zu tun sein, daß ich Euch in erster Linie vom Genesen und vom Nochlangeleben und so weiter rede, wie das sonst so üblich ist. Man muß immer die Fälle, die am nächsten liegen, zuerst ins Auge fassen, dann stolpert man nicht.

„Ich habe mein schwarzes Röcklein gern an den Nagel gehängt; aber daß ich nun nicht mehr an Kranken- und Sterbebetten stehen darf, das ist mir bitterlich leid. Wenn doch alle Pfarrer wüßten, welch großes Vorrecht sie darin haben! Wie man lebt, das macht man einem ja in allen Gassen vor, man darf nur hinsehen. Wie man aber stirbt, das ist eine Geheimlehre, die nur flüsternd von einem stillen Bett im Winkel einem kleinen Kreise weitergegeben wird.

„Mund und Nase habe ich immer aufgesperrt, wenn ich in solchem Kreise stand. Nur eines war mir dabei genierlich: daß man mich als Pfarrer ansprach, wo ich doch nur einer war, der sterben lernen, nicht sterben lehren wollte.

„Eines ist mir dann immer aufgefallen: Fast jeder, der das dunkle Tor vor sich sah, wandte sich an mich um ein Leumundszeugnis, das er offenbar dem lieben Gott in der Ewigkeit vorweisen wollte.

„Und dann, lieber Lörcher, wenn ich so im Geist die Personalakten meiner Andersberger durchsah, dann konnte ich doch fast an jedes Bett hinknien und sagen: ‚Lieber Vater im Himmel! Sieh, da will wieder ein Kind zu dir zurück, das sich auf dieser Erde redlich geplagt, mit Arbeit und Sorge und Anfechtung und Sünde herumgeschlagen hat und nun müd vor deiner Tür liegt. Tu ihm auf, lieber Vater, tu ihm auf! Du hast ja so viele Wohnungen in deinem Hause und unser großer Bruder hat uns die Stätte bei dir bereitet! Amen!'

„Ich weiß jetzt nicht, lieber Lörcher, ob auch Ihr ein Leumundszeugnis von mir erwartet. Ihr habt mich ja als Pfarrer nie so recht ernst genommen. Aber daß ich ein ehrlicher Kerl bin, das werdet Ihr mir wohl lassen müssen. Und als ehrlicher Kerl möchte ich Euch die Hand drücken und möchte Euch das Zeugnis ausstellen, das einst unser Meister dem Nathanael ausgestellt hat: ‚Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.' Und ich möchte in aller Demut hinzusetzen: ‚Gehe hin im Frieden, dir geschehe, wie du geglaubt hast!' — Ist es Euch so recht? Schüttelt Ihr nicht den Kopf über mich? Das war mir in den Andersberger Jahren immer vom Aergsten, daß Ihr, Lörcher, so oft den Kopf schütteln mußtet.

„Soeben kommt meine Maria mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten, die sie von der Lammwirtin hat.

„Eure Eva wolle heimkommen, und das Agathle sei erkrankt, und der Wengernsche Pavillon sei Euer Spital. Das letztere werdet Ihr in die Wege geleitet haben! Es ist recht, daß Ihr dem Baron Gelegenheit gabet, etwas abzuzahlen an der Schuld, die er auch an dem Vater Eurer Tochter hat.

„Ach, Lörcher, wie haltet Ihr's denn mit Eurer Tochter? Ihr habt mir immer gesagt, sie gehe Euch nichts mehr an und Euer Haus müsse rein bleiben! Ich darf und will Euch nichts dreinreden. Nur bitten, herzlich bitten möchte ich Euch: Tut Eure Tür nicht zu! Und wenn Ihr sie zutut,

Digitized by Google

**Freiburg in der Schweiz**

Nach einem Gemälde von Domenico Quaglio

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

dreht wenigstens den Schlüssel nicht herum! Wenn man müd aus der Fremde kommt, ist es so schrecklich, verschlossene Türen zu finden. Und ohne den Wengern wäre sie nicht gleich so weit, nicht gleich bis nach Paris geraten! Ihr versteht mich schon.

„Das Agathle, das soll Gott behüten! Meine Maria würde am liebsten nach Andersberg fahren und sie pflegen. Sie hat das Mädchen noch nicht vergessen und verschmerzt. Es gibt so wenig Agathlen.

„Mein Brief ist jetzt ein Buch geworden. Ich möchte noch viel schreiben; aber ich fürchte Euch ein wenig. Ihr seht mir immer so scharf auf die Finger.

„Gott befohlen, Lörcher, wenn dies mein letzter Brief wäre, ich wüßte nichts Besseres als ‚Gott befohlen'. Euer

Helmut Stengel."

Ich legte die vielen Blätter des Briefes aufeinander und schob sie in den Umschlag zurück, denn ich mochte nicht aufsehen. Die Eva stand gerade vor mir, ich hätte ihr ins Gesicht blicken müssen, und das wollte ich nicht.

„Jo, jo," sagte der Alte, „'s wurd wohl der letzt Brief vom Stengel sei."

„Schrieb er Euch oft?" fragte ich, nur um etwas zu sagen.

„'s ist 's dritt Mol. Eimol han i ihm Grumbire g'schickt und eimol a fette Henn. Bei's Stengels ist ällbott 's Geld a bißle knapp, weil er net rechnet! Hot er viel, no verschenkt er viel, hot er nix, no schnürt er sich de Leibrieme fester. — O des 'st e Ma. — Der wurd seiner Lebtag net g'scheit!" Er lachte kurz vor sich hin.

Die Eva trat auf einmal an ihres Vaters Bett: „Vater, warum hast denn du den Kopf über ihn geschüttelt, solang er hier Pfarrer war?"

Ich schaute auf. Der kurze, strenge Ton der Tochter fiel mir auf.

„Mädle," sagte der Alte, „des verstohst du net so. D'r Stengel ist a gueter Ma; aber e Pfarrer ist 'r net."

„So," entgegnete die Frau sonderbar bitter, „gute Männer kann man wohl nicht zu Pfarrern brauchen?"

Lörcher drehte den Kopf. „Evele, mußt net in Sache schwätze, wo de net verstohst. — Wie 's z' Paris zugoht und d'r Brauch ist, des weißt du — de Andersberger Brauch weiß i — "

Schweigend trat die Eva vom Bett zurück, als sei der Fall erledigt.

Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Langsam stand ich auf.

„Ja no, b'hüet Gott!" sagte der Alte und nahm meine Hand. „Kommet Se bald wieder! Mei Evele ist jetzt do, no pressiert mir's no net so mit 'm Sterbe. Gelt, Evele?"

Ich sah der Tochter ins Gesicht. Aber es war da kein Lächeln. Ernst und still schaute sie auf den kranken Mann. Ich bat mir Stengels Brief aus für meinen Martin.

„Jo, jo," gewährte der Alte.

„Aber, bitte, bringen Sie ihn wieder!" setzte leise die Eva hinzu.

Das gönnte ich dem Stengel.

*

Ich schreibe jetzt fast nie mehr.

Mir ist's manchmal, als gingen mich die vielen beschriebenen Blätter da nebenan in der offenen Schublade gar nichts mehr an.

Das Agathle ist entschlossen, zu Stengels zu gehen.

Gestern bin ich mit ihr draußen gesessen auf dem Bänkchen am Wasserreservoir, wo die kümmerlichen Föhren im Sand stehen und die Schmetterlinge fliegen.

Des Mädchens Augen sind ganz groß geworden in dem schmalen Gesicht, und es sah aus, als wollten sie den Glanz, der über der Höhe lag, das Leuchten der fernen Dächer, das Grün der Wiesen und Aecker in sich hineintrinken für alle Zeiten. Sie geht nicht gern', das Agathle. Daheim, Daheim ist doch Daheim! Mir klopfte das Herz zum Zerspringen. „Agathle," fragte ich, „reut es dich?"

„Was?" fragte sie ganz versonnen und verträumt dagegen.

Ich hatte das Fortgehen gemeint; aber nun sagte ich leise: „Alles, was war."

Sie schaute mich an in ruhigem Erstaunen. „'s ist nix zum Reue — so goht's halt!"

Die gefalteten Hände im Schoß, saßen wir still und stumm, und die großen Ameisen liefen vor uns durch den Sand, und sie hatten da eine schöne Straße gezogen, auf der die einen kamen, die andern gingen.

Auf einmal schlug das Agathle die Schürze zurück, und sie suchte lange und umständlich in ihrer tiefen Rocktasche nach etwas.

Die Hand noch in der Rocktasche, schaute sie mich an, fest und doch sonderbar verstört, offen und doch in bittender Scheu.

Ich sah, wie sie rot und dann sehr blaß wurde.

„Do — Frau Pfarrer — i han's wölle mitnehme zum A'denke; aber 's ist doch besser, i laß 's do."

Sie reichte mir ein kleines grauseidenes Tüchlein hin, das Martin oft um den Hals gebunden hatte, wenn in dem kalten, bösen Winter sein Husten überhandnahm. — Mir zitterte die Hand. Dem Agathle auch. Das Tüchlein fiel auf die Erde.

Mir liefen die Tränen übers Gesicht.

„Send Se still, Frau Pfarrer," sagte das Mädchen mit ganz erstickter Stimme, „i gang jo jetzt zu 's Stengels."



Digitized by Google

„Agathle," sagte ich nach langer Zeit, „du hast ihn lieb und bist so stark gewesen."

Sie sah mich an. „Sonst wär's kei Kunst."

*

Heute hat der Hansjörg sein Mädle mit des Lammwirts Schimmeln zur Bahn gefahren und ist nüchtern heimgekommen.

*

Zu dreien sitzen wir oft auf dem Bänkchen vor Ferdinands Haus. Ich glaube, Martin will sich auch dort draußen zurechtfinden, zurechttasten. Die Dogge legt sich dann quer in ihrer ganzen Länge vor unsre Füße. Sie mag gern ihre Leute beieinander haben. Vom Holunder fliegen die weißen Sternchen und der schwüle Duft über den Garten, und die ersten hochgeladenen Heuwagen schwanken drüben hinterm Zaun vorüber. Ich glaube, Martin sieht nicht viel mehr als der Blinde von diesen sonnigen Tagen.

Er blickt immer nur in sich hinein. Still ist er und scheu, wie einer, der seinen Weg nicht weiß.

Wenn wir drei zusammen sprechen, dann tun wir's so behutsam, als sei da immer ein Punkt, an den man nicht rühren, nicht anstreifen darf. Und doch kann niemand dem Ferdinand gesagt haben —

Nach der Heuernte soll Schulzenwahl sein. Etliche schlagen den Hirschwirt vor, andre wollen einen „Schreiber" haben, einen von der Stadt.

„Oft meine ich," sagte Martin gestern, „es wäre das beste für die Andersberger, wenn sie zum neuen Schulzen auch einen neuen Pfarrer bekämen, dann könnte ein ganz neuer Geist da oben einziehen."

Ich erschrak. Das habe ich ja schon lange befürchtet, daß Martin über sich den Stab brechen würde; er ist so gar keine Kompromißnatur.

Ferdinand spielte mit seinem Stock, und sein Gesicht hatte den Ausdruck völliger Ruhe, den ich an ihm kenne.

„Der Andersberger Geist ist nicht der schlechteste. Und für einen gefesteten Mann wäre es keine üble Aufgabe, die Hand über die Andersberger zu halten."

„Gefestet; wer ist denn gefestet?" murmelte Martin.

Der Blinde legte das Kinn auf den Stockgriff. „Jeder, der einen Sturm überdauert," sagte er leichthin.

„Den einen überdauert man, im andern bricht man zusammen," entgegnete Martin bitter und mutlos.

„Kann sein, kann auch nicht sein," gab Ferdinand gleichmütig zurück; „die Hauptsache ist, daß man immer tut, was man kann. Und gerade jetzt ginge ich nicht davon, wenn ich Andersberger Pfarrer wäre."

„Warum gerade jetzt?" fragte ich, weil Martin still blieb.

Der Blinde hob den Kopf und sein Gesicht nahm einen herben Ausdruck an. „Weil keine gute Zeit ist. Drei, vier Freunde von der Nähkätter ihrem toten Jakob sind schon den rauchenden Fabrikschloten und dem, was drum und dran hängt, zugezogen. Die kommen nicht wieder! Solange ein Andersberger zwischen den Furchen steht, ist mir um ihn nicht bange. Wie die Hexen sind unsre Leute: solang sie die Erde berühren, kann man ihnen nichts anhaben. Wenn sie aber einmal erst die Füße vom Boden der Heimat heben, dann weicht von ihnen die Stärke, wie vom geschorenen Simson. — Zum Kuckuck, das macht mir Angst! Und ich bin sonst nicht ängstlich um unsre Dickschädel. Da, wenn ich der Pfarrer wäre, da würde ich mir meine Sporen holen und meinen Gotteslohn."

Martin schaute in die Ferne. Ein gespannter, ängstlicher Ausdruck war in seinem Gesicht.

„Ich habe die immer überbieten wollen, die draußen locken und versprechen," sagte er unsicher, „aber es gelingt mir nicht."

Der Blinde lächelte. „Als ich jung war, habe ich einmal am Neckar geangelt. Ein Würmlein hatte ich als Köder. Und ich fing nichts. Kein einziges Schwänzchen. Ein alter Mann sah mir zu. ‚Ei,' rief er, ‚jetzt würde ich doch einmal den Köder wechseln.' ‚Nein,' sagte ich, denn in der Jugend weiß man doch alles am besten, ‚nein, ein Wurm ist immer das richtige.'

„Der Alte lachte, ‚ja, aber fangen tun Sie nichts damit!'

„Heute sage ich Ihnen, Herr Pfarrer, wechseln Sie einmal den Köder!"

Martin blickte rasch und fast feindselig auf. „Ich habe immer das Höchste dargeboten, was ich hatte und kannte. Wenn das nicht lockt, womit soll ich dann werben?"

Ferdinand nickte lächelnd. „Ein Wurm ist immer das richtige, nur fangen tun Sie nichts damit!" Dann wurde er auf einmal ernst. „Es ist mir schon dazumal, als ich noch mitten in der Theologie steckte, so gewesen, als ob zwischen höchste Dogmatik und Kirchengeschichte hinein ein Fach fehle."

„Und dieses Fach wäre?" fragte ich begierig.

„Von der Kunst, den springenden Punkt zu sehen und alles am rechten Zipfel zu packen."

In Martins Stirne war ein leises Rot. „Haben Sie Vorschläge?"

Ferdinand wiegte den Kopf. „Und wenn ich keine hätte! Es ist schon etwas, wenn man einen Mißstand als solchen anspricht. Aber ich habe etwas. Etwas, was ich von des Hansjörgs Annemeile, dem Rector magnificus der Andersberger Hochschule, aufgeschnappt habe."

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud," rief ich unwillkürlich.

„Ja," lachte der Blinde, „ja, daher bläst der Wind!

Digitized by Google

„Es wird so viel mit Wechseln auf die Ewigkeit operiert. Sie mögen ja hochprima sein; aber die Leute wollen doch auch dann und wann bar Geld auf die Hand bekommen. Die von des Lörchers Art, die werden immer seltener. Nicht denen nachweinen! Gar nie den Zeiten nachweinen! Immer glauben, daß es vorwärts geht! Unvergängliches gibt's, Unveränderliches gibt's nicht. Was einmal zu seiner Zeit Norm und Ordnung war, das kann, wenn das Rad der Jahre fortgerollt ist, Schlendrian werden, ohne daß sich ein Tüpfelchen daran geändert hat.

„Dann müssen wir, wir endlichen Menschen mit unsrer endlichen Weisheit dem unendlichen Strom, der dahinbraust, nachgeben. Wir müssen das Unsrige revidieren, weil das andre, das Mächtige, immer recht hat. Mitkommen, das ist alles! Und am allermeisten muß der Pfarrer mitkommen. Ja, der muß vorkommen, der muß schon den Weg wissen, wenn die andern noch die Richtung suchen. Darum darf er den Kopf nicht zu tief über die Bücher hängen! Das Leben braust und will helläugige Männer.

„Und wenn die lodernden Essen und rauchenden Schlote vom baren Geld erzählen, dann darf der Pfarrer nicht immer nur von der ewigen Stadt erzählen. Er zieht sonst einfach den kürzeren.

„Wir hätten da oben Silberlinge genug; man muß sie den Leuten suchen helfen, statt sie ihnen aus der Hand zu schlagen. Den Blick für Echt und Unecht muß man ihnen schärfen, nicht ihnen beides verekeln."

Martin hob den Kopf. Sein blasses Gesicht hatte einen scharfen Zug. „Jeden, jeden von uns Menschen zerrt es Tag und Nacht auf jene Seite. Auf die Seite, da die ewige Stadt nicht liegt. Sollen wir da noch mitzerren, wir Pfarrer? Sollen wir uns nicht dagegenstemmen mit ganzer Kraft — solange wir sie haben —" setzte er leise hinzu.

Der Blinde schüttelte den Kopf. „Wenn ein Wildbach schäumt, dem stemmt man sich nicht entgegen. Dem gräbt man ein Bett, daß er die Richtung finde. Die Menschen sind wie die Kinder! Hinter den Zäunen vermuten sie den besseren und schöneren Teil der Welt. Darum möglichst viele Zäune nieder! Dann gibt es weniger Risse in den Kitteln."

Er streckte Martin die Hand hin. Es war eine fast kindliche, eine ganz impulsive Gebärde. „Er steckt halt doch in mir, der Pfarrer. So etwas verliert sich nicht. Am Sonntagmorgen, wenn die Glocken klingen, dann fängt's an zu predigen in mir. Wunderliches Zeug! Jeder Kandidat würde den Kopf schütteln. Von der Fröhlichkeit kommt darin vor und wie es so schön sei auf der Andersberger Höhe. Der liebe Gott gehe durch die Morgenstille, und die Tannen am Berghang spielen ihm die Orgel. Und an den Hecken blühen die Schlehen zu Gottes Ehre, und das Unkraut, das zwischen den Furchen stehe, sei nicht einzig und allein zum Aerger da, sondern daß der Michel und der Jakob und die Bärbel sehen, wie manches auch wachsen darf, das man nicht essen kann. — Ja, ja, neben dem Essen gibt's auch noch etwas! Ich meine nicht das Hallelujasingen. Mitten zwischen euch, Michel, Jakob und Bärbel, stehen die schönen Dinge, die man nicht essen kann und die doch das Herz froh machen. Meinet ihr, ihr plaget euch allein? Da, die Ameisen und die Bienen und die Spinnen haben auch nichts geschenkt. So eine kunstvolle Burg, eine Zelle, an der kein Tadel ist, ein Netzchen, das im Morgentau wie Silber glänzt, das will auch gemacht sein! Und wie im Uhrwerk greift's alles ineinander, und dem Herrgott ist's eine tägliche Freude, wenn er alles so emsig sieht.

„Und ihr, ihr Andersberger, ihr seid vornehme Herren! Reichsunmittelbar seid ihr! Eure steinigen Aeckerlein liegen direkt unter dem Himmel und kann niemand darauf regnen und die Sonne scheinen lassen als der höchste Herr der Welt allein! Und für dich, Michel, Jakob, Bärbel, tut dieser höchste Herr alljährlich die besten und gewaltigsten seiner Wunder: er läßt aus faulenden Körnern stolze Aehren sprießen, aus der schwarzen Erde leuchtende Blumen hervorbrechen. Die Sonne läßt er stehen am Himmelszelt und die Wolken müssen den Segen über eure Felder tragen. In den Nächten, wenn ihr schlaft und faulenzt, müssen eure Rüben und euer Kraut wachsen, und der Tau senkt sich auf die dürstenden Furchen. Da, wo zuvor nichts war, als schwarze Ackerkrume und eine Handvoll Samen, da wachsen zähe Stengel aus der Erde, aus denen ihr Faden spinnen und Leinwand weben könnt. Und das Sonnenlicht macht das graue Gespinst weiß, und ihr seid die, die Gewand und Brot direkt aus dessen Hand nehmen, der alles wachsen und werden läßt. — Solche Sachen und noch mehr dazu würde ich erzählen, wenn ich der Bauern Pfarrer wäre, und ich würde nicht ruhen, bis ich ihnen den rechten Bauernstolz und die rechte Bauernfreude ins verknorpelte und verarmte Herz hineingeredet hätte. Und ihre Augen müßten mir hell und klug blicken, soviel an mir läge. All das Mißtrauen und das Hinschielen auf die, die's ‚besser haben', müßte mir hinaus. Ich bin weit über die Höhen gegangen und durch die Täler alle. An Hütten habe ich geklopft und an reiche Höfe. Bei den Unfrommen war ich und bei den Stundenleuten. Ueberall habe ich umsonst gesucht nach freudigen Leuten. Ein paar Hanswurste habe ich gefunden und ein paar Schwärmer. Das ist nicht die Freudigkeit, die wir brauchen. Nicht im Wirtshaus und nicht im himmlischen Jerusalem soll die ihre tiefen Wurzeln haben. Im lieben Boden der Heimat müssen sie

Digitized by Google

stecken. Und da will es nicht recht klappen bei unsern Bauern. Und überall, wo es nicht klappen will, da soll der Pfarrer seine Nase haben. So meine ich. Ich weiß wohl, das ist eine wunderliche Theologie — aber im Grund genommen ist sie auch nicht wunderlicher als die andre, die approbierte."

Martin schaute auf. Seine Augen waren trüb und müd. „Wie weit kämen Sie mit Ihrer Predigt, Herr Ferdinand? Doch nur immer bis dahin, wo die Schuld oder das herbe Leid seine Einwürfe macht und seine qualerpreßten Fragen stellt."

Des Blinden Gesicht sah auf einmal hart aus. „Auch wo die Schuld und das Leid zu fragen anfangen, würde ich, wenn ich der Pfarrer wäre, nicht viel andres zu sagen wissen als von Saat und Ernte, von Wurzel und Frucht, von Werden und Vergehen."

Martin ächzte auf und reckte die Arme. Aber ehe er etwas entgegnen konnte, fuhr der Blinde laut, fast gewalttätig fort: „Habe ich's vielleicht erfunden, Herr Pfarrer, das Sprüchlein vom Werden und Vergehen, von Saat und von der Ernte? Ist es nicht das Leben, das tägliche, nackte Geschehen, das es ununterbrochen in die Welt schreit? Und wo das Leben und das Geschehen reden, da redet Gott, und kein Pfarrer soll seinem Gott wider die Rede fahren! Horchen soll man mehr auf ihn und ihn weniger kommentieren! Er weiß sich schon verständlich zu machen. Jedem! sage ich, auch dem Dümmsten und Schwerhörigsten. Nur weil allerwärts die Erklärungen zu Gottes Reden wie Schneeflocken durch die Luft wirbeln, hören wir den wahren Text, die wahre Stimme nicht mehr!"

Er atmete tief und sein Gesicht zuckte, und unaufhaltsam fuhr er fort: „Merkt ihr's denn nicht, ihr, die ihr das Gute wollt, daß ihr den Menschen einen schrecklichen Dienst tut, wenn ihr immer mit eurem Gnaden- und Erlösungssprüchlein kommt, wo Gott der Herr sein eignes anders redet! Er setzt für unsre Schuld und für unser Leid keinen, absolut keinen andern Apparat in Bewegung als den, der auf der ganzen Welt arbeitet. Seine Gnade ist dies, daß er die Zeit wandern heißt; seine Barmherzigkeit dies, daß er aus jeglichem Tod ein Leben sprießen läßt; und die Gerechtigkeit der Welt liegt darin, daß jede Saat Ernte bringt und jede Ernte zur Saat werden kann für den, der säen will."

Martin blickte auf und lächelte. „Arme Welt."

Ferdinand fuhr herum. „Ja, arme Welt, solang sie dies nicht tragen lernt, solang sie davor die Augen zudrückt. Und da seid ihr mit daran schuldig, ihr Herren! Stark will Gott die Menschen machen, und ihr macht sie schwach! Aufrecht auf die eignen Füße will er sie stellen, und ihr suggeriert ihnen immer wieder, daß sie keine Füße hätten. Das ist das Elend! Das ist das Leid! Darum geht es so entsetzlich langsam voran. Das Gefühl der unerbittlichsten Verantwortlichkeit will Gott täglich und stündlich in uns schärfen durch alles Geschehen in der Welt. Ihr aber — ihr zieht immer einen andern heran und heißt die Menschen diesem die Lasten aufladen. Herr Jesus Christus, das hast du nicht verdient, daß man dich, gerade dich dazu benutzt, Gottes Gedanken mit den Menschen so jammervoll zu vereiteln. Du wolltest uns adeln, du wolltest uns in Gottesrang erheben, und in deinem Namen wird uns nun täglich, stündlich der Jammermensch suggeriert. Was soll das werden? Was ist es denn geworden all die Jahrhunderte her, seit man deinen Namen kennt auf Erden? Wo blüht dein Reich? Wir Menschen alle miteinander, wir müssen arbeiten, hart arbeiten an unsrer Erlösung. Arbeiten, indem wir auf die Zähne beißen und auf jeden leisen und auf jeden derben Wink Gottes stündlich achten. So in Bausch und Bogen mit Sünde, Reue, Buße, Gnade geht das nicht. Einfügen müssen wir uns, aufmerken lernen, stramm auf dem Posten sein und immer tun, als hätten wir Prokura von Gott, dem Herrn der Welt. Alle Verantwortung, alles Recht, alle Ehre, alle Würde dessen, der hinter uns steht. So weit muß es kommen. Dann ist die Welt erlöst und der Mensch so, wie Christus sagte, daß er sein solle und sein könne. Das ist meine Theologie, Herr Pfarrer. Viel alte Bücher stehen nicht hinter ihr. Aber das Leben, das Heute. Und ich meine, Gottes Sprache im Heute zu verstehen, das ist das Wichtigste, das Fruchtbarste."

Ein Zittern der Erregung war in des Blinden Stimme.

Ich sah Martin an. Wie steinern geworden war sein Gesicht. Hätte er doch gesprochen!

Verwandelt war mir die Welt. Früher war ich vor Martins Unerbittlichkeit mit meinen Gedanken so oft zu dem Blinden geflohen. Heute war dieser der Unerbittliche.

„Rede, Martin!" bat ich, ohne daß ich's wollte.

Er schaute auf. Mit verstörten Augen. Lang sprach er nichts. Dann stammelte er: „Aber loskommen, man will doch loskommen —"

Mir ballten sich die Hände, so klang das. Und von diesem Mann — der immer so sicher war und so den Weg wußte.

Der Blinde streckte die Rechte aus, als spreche er einen Segen. „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist. Immer dem Lichte zu! Nur immer wieder dem Lichte zu."

Es war ganz still auf der weiten Ebene. Nur die Grillen zirpten im Ackerfeld.

Wir sprachen nicht mehr. Wie ein tiefes Atemholen, ein Ausruhen war's in mir.

Am Zaun drüben ging fast unhörbar die Pariserin vorüber. Man sieht sie selten. Sie

Digitized by Google

Hirtenmädchen. Nach einem Gemälde von Carl Hartmann



Digitized by Google

ist blaß und hustet furchtbar. Wie weidwunde Tiere tun, so macht sie's: sie sucht sich zu verstecken. Der Vater wird sie wohl noch überleben. Ihre schöne Gestalt ist verfallen, nur das Haar hat seinen alten Glanz und die flackernden heißen Augen. Sie schaute herüber. Kurz, scheu, als wolle sie nicht gesehen sein. Aber dann grüßte sie doch.

„Wer war's?" fragte der Blinde.

„Lörchers Eva," gab ich zur Antwort.

„Na ja," murmelte er, „auch eine, die gemeint hat, wunder was hinter dem Zaun liege, und die sich dann Haut und Kittel bös zerrissen hat. Hätte die ihr Vater unter dem Lindenbaum tanzen lassen und wäre der Pfarrer dabei gestanden, die wäre ihrer Lebtag nicht nach Paris geraten. Wo wir die Erde umgraben für eine Verbottafel, da wird meistens der Boden locker für eine Sünde. Und da wundern wir uns, wie sich der selige Eulenspiegel gewundert hat, als er die Nähnadel nicht mehr fand, die er doch so sorglich in den Wagen voll Heu gesteckt hatte."

Hinter uns ging jetzt ein Fenster auf und Hanne rief ungeduldig: „Herr Ferdinand, wenn aber heut wieder d'r ganz Haberbrei an d'r Kachel hängt, bin i net schuldig!"

Der Blinde fing hell zu lachen an. „Nein," rief er zurück, „heute ist dann der Herr Pfarrer schuldig. Rede ich denn nicht schon eine Stunde, um darzutun, daß im Zweifelsfall immer der Pfarrer schuldig ist?"

„Es scheint so," sagte Martin und stand auf. Aber das Lächeln, zu dem er sich zwingen wollte, glückte nicht. Die Dogge geleitete uns bis zur Gartentür, wie sie immer tut.

Als ein riesiger, fast strahlenloser Ball ging die Sonne hinunter. Der von tiefen Gleisen durchschnittene Weg vor uns schimmerte wie ein goldenes breites Band, das in den fernen Glanz hinein verlief.

Um langgestreckte, glatte Wolken, die tief am Horizont wie dunkle Inseln in einem Glutenmeer lagerten, liefen grelle Lichtbänder, als seien Blitze erstarrt. Wir schritten nebeneinander aus und sahen in die flimmernde Ferne hinein.

Das Herz war mir voll, und doch war's nicht an mir, zu reden. Der Wind kam über die Höhe. Und von fernen Wegen zwischen den Feldern her hörte ich den leisen Klang der Glocken, welche die heimkehrenden Gespanne am Halse trugen. Und dann das Abendläuten.

Noch war's zu früh dazu.

Das Agathle fiel mir ein, die dem Mesner immer so streng auf die Finger gesehen hatte. Und auch an jene Investiturpredigt dachte ich, bei der das gleiche Agathle mich gemahnt hatte, das Zeichen zum Ausläuten zu geben.

Und wie ich das dachte, da schritt das Mädchen mit der ruhigen und abgemessenen Art neben mir, und sie sagte: „Fang du nur an, immer das Nächste zu sehen, Martha! Sorge nicht länger, quäle dich nicht länger! Mach kleine Schritte und sieh auf deinen Weg."

Da ward es mir mit einem Male ruhig und zuversichtlich ums Herz. So, als müsse es auch für mich einmal Friede werden.

„Martin," sagte ich, „du solltest strenger sein! Der Matheus läutet fast eine Stunde zu früh."

Ich weiß gar nicht, warum ich in all dem Glanz und all der Abendschönheit gerade das sagte. Es war mir, als müßte ich, als sei das der Anfang zum Neuen.

Martin blieb stehen. Wie ein großer dunkler Schatten ragte er in die Himmelsglut.

Da fing mir das Herz an zu schlagen.

„Martha," murmelte er, und ich kannte seine Stimme nicht, „Martha, siehst du, wie ich schleppe, siehst du's?"

Ich legte die Hand vor die Augen. All das Grelle tat mir auf einmal weh. Alles tat mir weh.

Und die fremde Stimme vor mir sagte leise weiter: „Siehst du's, Martha? Glaubst du's? Mehr will ich nicht!"

Zitternd stand ich. Die Hände sanken mir.

„Ich glaube dir, Martin, und ich schleppe wie du."

Die Tränen liefen mir übers Gesicht. Es war kein Halten mehr in mir.

„Martha —" es war fast, als ob er schluchze, „und was nun?"

Ich wußte nichts. Gar nichts. „Großer," weinte ich auf, „ach, Großer."

Er hat mich an der Hand genommen. So, als habe ich genug gesagt.

Und in den Glanz hinein sind wir weiter gegangen. In den Glanz hinein.

---

# Sehnsucht

Von

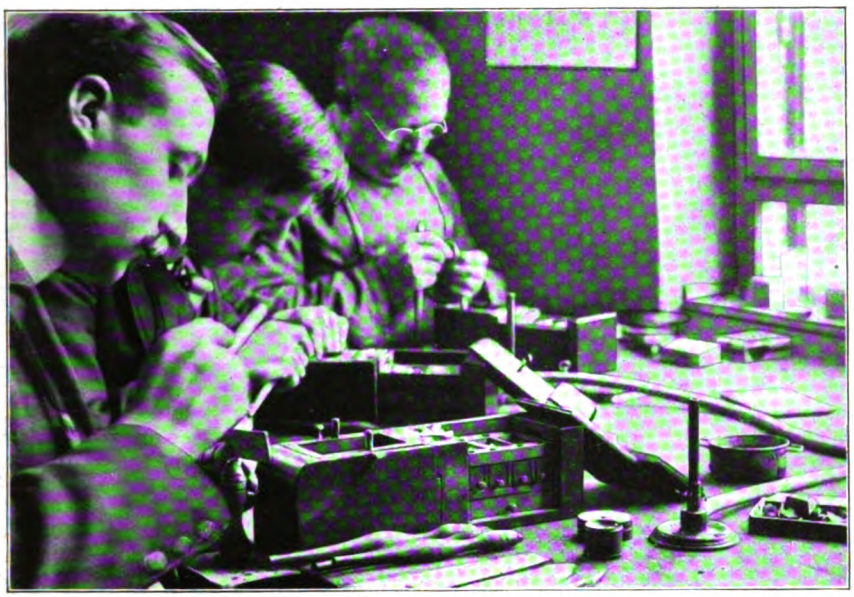
**Reinhard Volker**

Rauscht, ihr meiner Sehnsucht Lieder,
Südwärts mit dem feuchten Wind,
Rauscht wie wilde Wanderfalken
Um der Pußta braunes Kind!

Durch der Buchen breite Kronen
Braust mit Sturmesmelodie,
Schüttet von betauten Zweigen
Lichte Tränen über sie!

---

Digitized by Google



Spalten des rohen Steins

# Aus der Werkstatt der deutschen Diamantenschleifer

Von

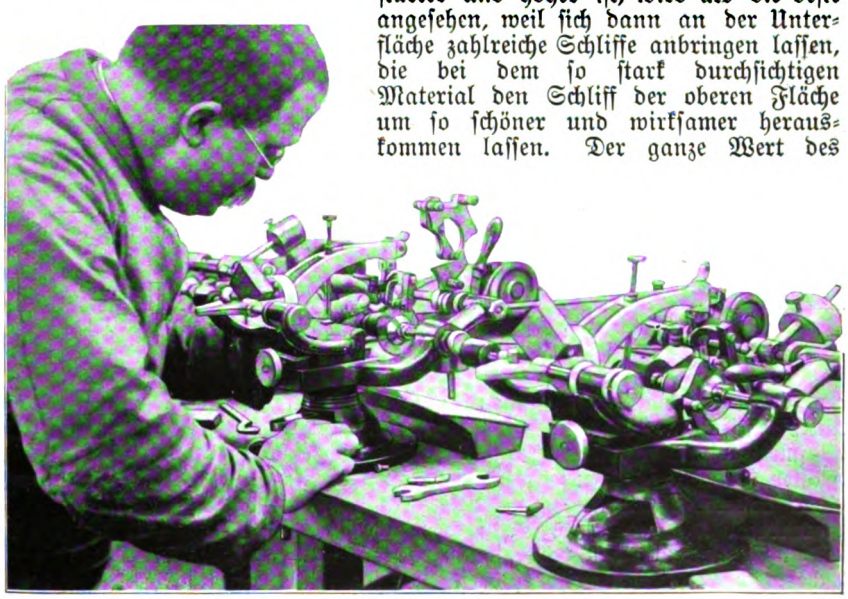
**Franz Woas, Wiesbaden**

(Hierzu fünf Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers)

Bis jetzt kamen die Diamanten ausschließlich über London und Amsterdam in den Besitz ihrer Liebhaber; in London war ihr Markt und in Amsterdam wurden sie geschliffen. Jetzt aber tritt auch Deutschland auf den Plan; in Deutsch-Südwestafrika findet man und in Hanau oder Pforzheim schleift man jetzt deutsche Diamanten.

In Hanau, und zwar in der Schleiferei von J. & S. Ginsberg, konnte ich letzthin Einsicht davon nehmen, welchen verschiedenen Bearbeitungen der rohe Stein nach und nach unterworfen werden muß, bis er schließlich als „Brillant“ in die Welt gehen kann.

In die erste Abteilung der Bearbeitung gelangt der Diamant in der ganz rohen Form, in der er zu London vom dortigen Diamantensyndikate oder jetzt auch in Berlin erworben worden ist, nämlich in ganz unregelmäßigen Stücken von den verschiedensten Abmessungen. Hier wird das rohe Material zunächst ausgelesen und so gespalten, daß sich Stücke ergeben, die für die weitere Behandlung die praktisch vorteilhaften Abmessungen haben. Eine tafelförmige Form, an der die eine, untere Fläche gegen die obere etwas stärker und höher ist, wird als die beste angesehen, weil sich dann an der Unterfläche zahlreiche Schliffe anbringen lassen, die bei dem so stark durchsichtigen Material den Schliff der oberen Fläche um so schöner und wirksamer herauskommen lassen. Der ganze Wert des



Zersägen eines Diamanten mit der Kreissäge

Digitized by Google

Steines hängt gerade hiervon ab, und so muß dieses Spalten in die Hände der allergeschicktesten Arbeiter gelegt werden. Es vollzieht sich in folgender Weise: der rohe Stein wird in einen steifen Kitt gebettet und dann in einer metallenen Halbkugel derartig befestigt, daß er nach oben zu mit einer Fläche frei liegt, die sich zum Spalten eignet. Jeder einzelne rohe Stein ist nämlich von Natur aus leicht zu spalten, wofern nur die Spaltung unter Rücksicht auf die natürliche Kristallform unternommen wird. Es braucht dann hier nur ein leichter Riß eingeschliffen zu werden, was vermittelst eines andern Diamanten mit besonders scharfer Naturkante besorgt wird. Auf der ersten Abbildung sehen wir den vordersten Arbeiter gerade dabei, wie er den bereits eingeritzten Diamanten weiter spaltet. Deutlich erkennt man unter der rechten Hand des Arbeiters die pyramidenartige Kittfassung, an deren Spitze der Diamant eingebettet ist. Hiergegen und zwar genau in die eingeritzte Kerbe setzt der Arbeiter ein kleines scharfes Messer, und auf dieses letztere gibt er mit einem Eisenstabe, den er in der rechten Hand hält, so lange einige kurze aber kräftige Schläge, bis die Flächen aufspalten. Auf solche Weise beseitigt der Arbeiter an dem rohen Steine alle unbrauchbaren Anhängsel, um eine möglichst gedrängte und natürliche Form herauszubekommen. Die Abfälle werden dann nach Möglichkeit anderweitig verwendet; es gibt dies kleine und allerkleinste Steine, die immer noch ihren Wert besitzen. Ein unberechtigtes Aneignen von Abfallsteinen ist hier nicht ausgeschlossen, und deshalb können hier nur durchaus ehrliche Arbeiter zur Verwendung kommen. Im übrigen aber wird durch Zählen und sorgfältiges Verwiegen der Steine eine recht eingehende Kontrolle aller Arbeiter ausgeübt.

Blick in den großen Schleifersaal

Sind die Steine nun gespalten, so gelangen sie in die zweite Abteilung, diejenige der „Reiber“ oder „Runder“. Diese haben die Aufgabe, dem immer noch rohen Steine durch ein oberflächliches Abschleifen in der einen, nämlich der flachen Richtung hin eine möglichst vollständig runde Gestalt zu geben, damit hier künftighin die Fassung der Brillanten stattfinden kann. Auch die „Reiber“ bedienen sich eines Kittes, mittels dessen sie den Diamanten im Mittelpunkte ihrer Drehbankspindel befestigen, und hiergegen halten und drücken sie vermittelst beider Hände einen andern scharfen Diamanten, der als Drehstahl wirkt, wie dies auf der dritten Abbildung zu erkennen ist. Damit wird der Stein in kurzer Zeit nach der einen Richtung hin annähernd rund gemacht. Auch diese Arbeiter müssen eine lange Erfahrung hinter sich haben und ein scharfes Auge besitzen, um ihre Arbeit so einzurichten, daß sich der Stein weiterhin recht vorteilhaft schleifen läßt. Auf unsrer Abbildung sehen

Digitized by Google

Runden der rohen Steine

wir auch dicht an der Spindel der Drehbank ein kastenartiges, halboffenes Gefäß; es ist dies dazu bestimmt, den bei der Dreharbeit reichlich abfallenden Diamantenstaub aufzunehmen, der sehr wertvoll ist und weiterhin zum Schleifen und Polieren der Diamanten benutzt wird.

Die dritte Abteilung endlich hat das eigentliche Schleifen der Diamanten vorzunehmen. Die dritte Abbildung läßt uns in einen der Schleifersäle blicken. In langen Reihen, den hellen, breiten Fenstern entlang sitzen die Arbeiter, meistens jüngere Leute mit klugen Augen und munteren Gesichtern, auch sitzt hier und da wohl ein munteres Mädchen dazwischen. Die Arbeit des Schleifens ist nicht besonders schwer und anstrengend; aber sie erfordert viel Aufmerksamkeit und eine recht geschickte Hand. Von einem Geräusch der Maschinen ist wenig zu spüren, da alle die kleinen Drehbänke und Schleifmaschinen durch einen Elektromotor betrieben werden, der klein und bescheiden in einer Ecke des Saales steht und seine Arbeit nahezu geräuschlos verrichtet. Auch hier spannt der Arbeiter den Diamanten vermittelst eines Kittes ein, um ihn bei seiner zum Teil unerhörten Kleinheit überhaupt handhaben zu können. Es ist ein gabelartiges, kurzes metallenes, aber schweres Gestell, in dem der Diamant befestigt wird. Damit wird der Diamant wider die rotierende Schleifscheibe gehalten. Diese Schleifscheibe, die sich horizontal dreht, bewegt sich um ihre vertikale Achse in einer so unheimlichen Geschwindigkeit (2500 Umdrehungen in der Minute), daß man ihre Bewegung gar nicht mehr sieht. Sie ist aus hartem, aber etwas porösem Gußstahl hergestellt; was aber den Diamanten schleift, ist nicht dieser Stahl, sondern ein feiner, mit Oel aufgeschlemmter Diamantenstaub, der sich in die Poren jener Scheibe hineingesetzt hat. Dank namentlich der unerhörten Geschwindigkeit, mit der sich die Schleifscheibe dreht, greift dieser nur lose aufliegende Diamantenstaub den Diamanten, der fest in seinem Kitte eingebettet auf der Schleifscheibe nur leicht aufruht, stark an, und zwar so stark, daß in kurzer Zeit an den Diamanten scharfe Flächen angeschliffen sind. In immer zwei bis drei Minuten ist eine neue Dreiecksfläche dem Steine angeschliffen, und ein kurzer Augenblick genügt dann, um an dieser Fläche die entstandenen leichten Schleifriefeln wegzunehmen und ihr damit vollauf Politur und Glanz zu geben.

Eine besondere Art von Arbeitern besorgt nebenbei das Zersägen der Diamanten, das in der zweiten Abbildung dargestellt ist. Es dienen dazu diejenigen Steine, die in regelrechten „Oktaedern" vorkommen; sie werden genau in der Mitte — nämlich an der gemeinsamen Grundfläche der beiden aufeinander stehenden Pyramiden — durchgesägt. Eine kleine haarscharfe Kreissäge aus härtestem Metall, die aber an der Schnittfläche noch sorgfältig mit Diamantenstaub präpariert ist, besorgt dies aufs beste, der Stein mag noch so klein sein. Auf der Abbildung sehen wir die Kreissäge in Tätigkeit. Die kleine Kreissäge ist genau in der Mitte des Bildes zu erblicken; sie dreht sich mit ungeheurer Geschwindigkeit, und gegen sie hält der Arbeiter mit der linken Hand den zwischen zwei Backen sorgfältig eingekitteten Diamanten. Diese Maschine teilt die kleinsten Diamanten, wofern sie nur die nötige Form des Oktaeders besitzen; beide Teile sind dann aufs vorteilhafteste zu verwenden. Allerdings ergibt dies dann nur die sogenannten „Rosen" oder „Rosetten", die an der Unterkante vollständig flach und eben sind, während nur die gewölbte und überhöhte Oberfläche angeschliffen wird. Eigentliche „Brillanten" sind die ringsum angeschliffenen Steine.

Das Eigenartige am Diamantschliff ist die dreieckige Fläche. Die Erfahrung hat gelehrt, daß gerade sie geeignet ist, dem Steine den meisten Glanz und das stärkste Feuer zu geben, und es ist dies auch erklärlich, da diese Dreieckfläche die ist,

Digitized by Google

in welcher der Diamant in der Natur vorkommt, in der er kristallisiert.

Vierecke werden beim Schliff nach Möglichkeit vermieden; immer muß der Schleifer darauf aus sein, solche spitze Dreiecksform herauszubekommen, die dem Steine eigentlich den Glanz und den inneren Gehalt gibt. Dies so recht kunstgemäß, recht gleichmäßig und doch wenig umständlich, unter dem denkbar geringsten Verluste an Material fertigzubringen, bildet die Kunst und das Geheimnis des Diamantschleifers.

Es gehört viel Erfahrung, viel Ueberlegung und Geduld dazu; aber es ist auch eine Arbeit, die sich lohnt, die gut bezahlt wird. Die Schleifer arbeiten zumeist nur im Akkord; es besteht ein peinlich ausgearbeiteter Tarif für sie. Je kleiner der Stein ist, der geschliffen wird, desto höher ist der Akkordsatz für den Schliff. Die weniger geübten Arbeiter schleifen die großen Diamanten; zum Schleifen der kleinen und allerkleinsten Steine können nur die geschicktesten Schleifer verwendet werden.

Das fünfte Bild endlich stellt eine sehr wichtige Verrichtung dar, nämlich die Abnahme der fertiggeschliffenen Diamanten durch den Werkmeister. Hier wird aufs peinlichste gezählt und gewogen, denn es handelt sich hier immer um ganz bedeutende Werte, die dem Arbeiter in die Hände gegeben werden.

Zumeist sind es kleine Steine, die zur Verarbeitung kommen; siebzig Prozent aller Diamanten, die überhaupt in der Welt verarbeitet werden, wiegen weniger als $^1/_3$ Karat. Das Karat ist aber ein so geringes Gewicht, daß man es sich für gewöhnlich gar nicht vorstellen kann. Es beträgt nämlich nur etwa 205 Milligramm, also um ein weniges mehr als den fünften Teil eines Grammes. Wollte man einen gewöhnlichen Brief von 10 Gramm auf einer Wage mit Karat abwägen, dann brauchte man dazu volle 50 Karat, etwa so viel, als heute in Deutsch-Südwestafrika in einem vollen Tage an rohen Diamanten gefördert wird. Es gibt aber so kleine Diamanten, daß davon 400 auf ein einziges Karat gehen. Dies sind allerdings Ausnahmen; in der Regel werden Diamanten im Gewichte von $^1/_7$ bis 4 Karat bearbeitet.

Im Vordergrunde unsers Bildes liegt auf schwarzer Unterlage etwa ein Dutzend solcher Diamanten beisammen, wie sie zumeist verarbeitet werden; das Stück etwa im Werte von 100 bis 120 Mark. Sie werden bereits „gerundet", aber sonst im rohen Zustande dem Schleifer abgezählt und gewogen, dann in einen leichten Papierumschlag getan und so dem Arbeiter überlassen. Dazu erhält er ein ganz kleines Löffelchen voll Diamantenstaub, um damit die Schleifscheibe auszustatten. Also ein Kapital von 1300 bis 1400 Mark, das ihm, seiner Geschicklichkeit und nicht zuletzt auch seiner Ehrlichkeit anvertraut wird.

Trotzdem kommen Unterschlagungen und Diebstähle fast so gut wie gar nicht vor, wenigstens nicht in den deutschen Schleifereien zu Hanau und Pforzheim. Diese gleißenden Steine, die fertig gefaßt so oft den Beweggrund zu den entsetzlichsten Taten abgeben, gehen durch die Hände derer, die sie erst zu ihrer Schönheit und zu ihrem Wert heraufbringen, ohne das Herz höher schlagen zu machen, ohne die Hand zucken zu machen zu einem unehrlichen Griff.

Damit wollen wir Abschied nehmen von den deutschen Diamantenschleifern in Hanau. Können sie auch noch nicht auf eine so alte Tradition zurückblicken als ihre Amsterdamer Zunftgenossen, so stehen sie doch in der Kunst ihren Mann, und wenn sich nun der südafrikanische Sand recht ergiebig an edelm Gestein erweist, blüht ihrem Handwerk wohl noch eine größere Zukunft.

## Fabel

„Auf deine Federn bist du stolz?!" sagte der Igel zum Pfau. „Du Tor! Ja, wenn du Stacheln hättest — darauf könntest du mit Recht stolz sein!"

Hans Reiter

Abliefern des fertiggeschliffenen Steins

Digitized by Google

# Heiliger Joseph, bitt für uns

Von

## Claire Henrika Weber-Holzagen

Es war an einem regnerischen Märznachmittag. In der dämmerigen Klasse I — dem größten Zimmer des Klosters der Soeurs de la Providence — saßen einige dreißig junge Mädchen der verschiedensten Altersstufen und senkten die blonden und dunkeln Köpfe mit dem vorgeschriebenen festgeflochtenen Haarzopf über ihre Schreibarbeit.

Außer den knirschenden Federn und dem weichen Schritt der aufsichtführenden Schwester war kein Geräusch zu vernehmen. Ab und zu das klanglose Aneinanderschlagen der hölzernen Rosenkranzkugeln, welche die Schwester durch die Hände gleiten ließ.

Von meinem Platz nächst dem Fenster konnte ich auf hellsprossende Kastanienbäume sehen. Funkelnde Wassertropfen schaukelten an den neuen kräftigen Trieben und rieselten die feuchtdunkeln Aeste hinab. Nun wird der Baum bald wieder seine tausend leuchtendgrünen Hände ausstrecken, fuhr es mir durch den Sinn.

„Henriette!“ unterbrach der mahnende Anruf der Schwester mein Hinausstarren.

Ich schrak heftig zusammen und beugte mich verlegen über den weißen Bogen Papier vor mir, auf dem nichts stand als die Worte: heiliger Joseph, ich bitte dich —

Langsam tauchte ich die Feder ein und legte die Hand zum Schreiben zurecht.

Heiliger Joseph, ich bitte dich — ja, um was sollte ich ihn denn bitten!

Ich sah mir die buntbemalte Holzstatue an, die neben der Türe sich auf einem teppichüberkleideten Tisch erhob. Sie stellte den heiligen Joseph dar, der mit einem unendlich sanften Lächeln in dem mageren, kantigen Gesicht zu uns herabsah. Auf dem Boden zu seinen Füßen — in vorsichtigem Abstand von der Tischdecke — stand ein länglicher, blankgescheuerter Eisenkessel, ein ganz gewöhnlicher Kohlenbehälter. Er war zur Aufnahme unsrer Bittschriften bestimmt, die nachher dem Heiligen zu Ehren und uns zu Nutz und Frommen vor der Statue verbrannt werden sollten. So war es am St. Josephstag der Brauch im Kloster der heiligen Vorsehung.

Gott weiß, wie die ketzerischen Gefühle in mich hineinkamen; ich konnte bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Ziehvater des Heilandes zu der Zeremonie der Bittbriefverbrennung kein Zutrauen fassen. Und je länger ich mir die Josephstatue betrachtete, desto weniger wußte ich zu bitten. Ja, es widerstrebte mir direkt, irgendwelche Wünsche, an deren Erfüllung mir gelegen war, in dem Brief auszudrücken, der nach der Order von „notre mère“ die Aufschrift tragen sollte: An den heiligen Joseph, Zimmermann im Himmel, Milchstraße Nr. 3. Nun ja, die Rechnung war einfach: Jesus Nr. 1, Maria Nr. 2, Joseph Nr. 3. Mir wollte diese ganze alte Sitte fast ein wenig lächerlich vorkommen, doch wagte ich keinesfalls, in meinem Brief spöttelnde Albernheiten niederzuschreiben, trotzdem wir unsre Briefe nicht vorzuzeigen brauchten. Ich bat den heiligen Joseph innerlich recht herzlich um Verzeihung ob meiner auffässigen Gedanken, aber — stellte ich ihm vor — er fände diese Art von Feier doch sicher auch sonderbar, zum mindesten die Milchstraße Nr. 3.

Die Schwester ging auf ihren absatzlosen Schuhen wie gleitend auf und ab. Ihre Lippen bewegten sich unhörbar im Gebet, die Augen überflogen die ihr anvertraute Mädchenschar. Es waren nur die Internen, die im Kloster selbst wohnenden Zöglinge. Die Schülerinnen aus der Stadt, die nur den Unterricht des Klosters genossen, waren mit Schluß der eigentlichen Schulstunden bereits entlassen worden.

Diese Zeit zwischen fünf und sechs Uhr, in der wir Internen für gewöhnlich unsre Schularbeiten erledigten, war im allgemeinen nicht von der strengen Disziplin beherrscht, die in den Unterrichtsstunden eingehalten wurde. Leise Fragen und verhaltenes Lachen wurden ungerügt nachgesehen, und wenn Schwester Marie Anselme die Aufsicht hatte, konnte man sogar in andre Bänke huschen und sich ungeniert von den kleinen Tageserlebnissen unterhalten. Oft mischte sich die junge, kindliche Schwester ins Gespräch, und sie war uns mehr Kamerad als Vorgesetzte, besonders weil sie auch unsern großen Respekt vor notre mère und der tante Berchmans ungeschmälert teilte.

Notre mère — ja gewiß hatten wir alle unbegrenzte Ehrfurcht vor ihr, trotz ihrer milden Behäbigkeit, trotzdem sie — in deren Händen die oberste Strafgewalt lag — oft begütigte, wo hart angeklagt wurde.

Aber Schwester Berchmans-Josephe, diese noch junge Schwester mit dem blassen Gesicht, den harten Augen und den knappen, befehlenden Worten, sie löste mehr als ehrfürchtige Empfindungen bei uns aus. Wir hatten sämtlich Furcht vor ihr, und sämtlich beteten wir sie an. Was an phantastischen Träumen, an Zärtlichkeitsüberfluß, an wollüstigem Sichfürchtenwollen in jungen Seelen lebt, das rankte sich um diese eigne Frauengestalt.

Sie war es, unter deren Blicken wir heute den St. Josephsbrief schrieben, und die auch in dieser außerhalb des eigentlichen Schulplans gelegenen Stunde kein Sichgehenlassen gestattete.

Verstohlen sah ich von meinem unglücklichen Brief zu ihr auf. Bei jedem Schritt flog der schwarze Schleier leicht empor und fiel wieder in unendlich weichen Falten über die zarte, mittelgroße Gestalt. Die feinen Züge des regelmäßigen Gesichtes hatten den Ausdruck eines fast heftigen Wollens, und zwischen den Augen, unter dem blütenweißen Stirnband, lag es wie ein finstrer Schatten. So sah Schwester Berchmans immer aus, wir hatten diesen schmalen, festen Mund nie lächeln sehen, nie diese wie Stein gewordenen Züge in zerstörender Erregung erblickt.

Digitized by Google

Meine Nachbarin legte eben ihren Federhalter ab und deckte befriedigt ein Löschblatt über ihren Brief, über welches sie mit leisem Druck der Hand hinstrich. Sie hatte rosigblasse schlanke Hände, durchsichtig zart und doch gesund, man sah den Händen an, daß sie einem feinen rotblonden Geschöpfchen angehören mußten.

Ich wartete begierig auf das Entfernen des Löschblattes, gar zu gern hätte ich gewußt, um was die schwärmerische Hortense Monigatti den heiligen Joseph zu bitten hatte. Aber Hortense ließ fürs erste die Hand auf dem Blatt ruhen und suchte mit den Augen Schwester Berchmans, wobei ihr Gesichtchen einen eigentümlich scheuverklärten Ausdruck annahm.

Schwester Berchmans war einen Moment an dem vordersten Fenster nahe dem Lehrpult stehengeblieben. Der zwischen treibenden Wolken vorlugende Himmel warf einen hellen Schein über ihr ernstes Gesicht und in die stahlgrauen Augen, die ins Weite schauten. In diesem Moment dünkte mich die Falte unter dem Stirnband eher schmerzlich als finster.

Hortense Monigatti neigte sich zu mir herüber. „Qu'elle est belle!" flüsterte sie verzückt.

Da wandte sich die Schwester und blickte scharf zu uns herüber. „Wer hat gesprochen?"

Erschrocken sah Hortense vor sich nieder, während ich, durch ihre Bemerkung erregt, wie hilflos die Schwester anschauen mußte.

„Du warst es, Henriette?"

Ich stand auf und stotterte: „Non, ma tante."

„Hortense?"

Auch diese erhob sich nun bei dem scharfen Klang ihres Namens.

Schwester Berchmans mochte unsre Verlegenheit auffällig finden.

„Was hast du gesagt, Hortense?" forschte sie weiter.

Die goldgekrausten Haare an Hortensens Schläfen zitterten. Zögernd, wie willenlos sprach sie: „Ich habe gesagt: ‚Wie schön sie ist!'"

„Wer? Was meintest du?"

Ganz leise klang es: „La tante Berchmans-Josephe —"

Die ganze Klasse hatte aufgemerkt, nun erstand da und dort ein erschreckter Seufzer, ein plumpes oder nervöses Lachen. Aber rasch verstummten alle, als sie Tante Berchmans ansahen. Die Schwester hatte erst noch einige Sekunden fragend auf Hortense geblickt — dann schien sie verstanden zu haben, und Unwillen und Abwehr prägten sich in dem bleichen Gesicht aus. Plötzlich aber wurden die stahlgrauen Augen dunkel, und flammende Röte stieg in die blassen Wangen —

Noch fühle ich den umklammernden Schrecken, das unvergeßliche furchtsame Staunen jener Minuten.

Schwester Berchmans war zurückgetreten bis zu dem Lehrpult, an das sie sich wie kraftlos lehnte. Ihr Mund zuckte und die schmalen Lippen schienen plötzlich voll und weich geschwungen, als hätten sie eine ihnen aufgedrungene Form zerbrochen.

Und vor der schlanken schwarzen Gestalt auf den Knien lag Hortense Monigatti und schluchzte herzzerreißend: „Oh, ma tante, ma tante!"

„Sainte Marie, mère de Dieu, priez pour nous pauvres pécheurs, maintenant et à l'heure de notre mort. — Ainsi soit-il —"

Halblaut und wie abwesend betete die Schwester, und in unsern Reihen klang vereinzelt das eingewurzelte „Ainsi soit-il" mit, und auch ich machte unwillkürlich dazu das Kreuzeszeichen.

Nur eine ganz kurze Spanne Zeit kann sie gedauert haben, diese kleine Szene, die sich mir so tief eingeprägt hat. Es war in zwei Jahren täglichen Umgangs das einzige Mal, daß die schönen herben Züge der Schwester Berchmans ihren ehernen Ausdruck verloren. Und ein Ahnen von Kampf und Qual traf damals mein junges Gemüt.

Hortense ergriff das schwarze Gewand der Schwester. Da aber straffte sich die haltlose Gestalt, und ein rascher Blick der grauen Augen flog über die Klasse — erst lag noch etwas fast Verschüchtertes in dem Blick, aber er festigte sich mehr und mehr, und das Gesicht gewann die alte Strenge. Damals sah ich zum erstenmal, daß die Falte zwischen den Brauen von Stolz erzählte. Mit einer einzigen Bewegung wies sie Hortense an ihren Platz zurück. Hortense fügte sich still, aber noch lange schluchzte sie leise vor sich hin. „Schließt eure Briefe," gebot die Schwester kurz.

Der meinige enthielt noch immer nur die fünf Anfangsworte. Aber ich machte ihn zu und adressierte an den heiligen Joseph, Zimmermann im Himmel, Milchstraße Nr. 3.

Schwester Berchmans blickte auf die Uhr, die sie an schwarzer Schnur in der Gürteltasche trug. Da öffnete sich die Tür, und notre mère in ihrer würdevollen Gemessenheit betrat die Klasse. Wir alle erhoben uns und sprachen im Chor den vorgeschriebenen Gruß: „Notre mère, nous avons l'honneur de vous souhaiter le bonsoir."

Als nach und nach alle Schwestern versammelt waren und notre mère die lehrreiche Erzählung von einer seltsamen Gebetserhörung durch den heiligen Joseph zu Ende gelesen hatte, traten wir eine nach der andern an den Eisenkessel und warfen unsre Briefe hinein. Auch die Schwestern holten aus den Aermelumschlägen Briefe hervor und mengten sie unter die unsern. Schwester Berchmans stand am Lehrpult. Sie hielt ihren geöffneten Brief und schrieb hastig mit einem Bleistift noch ein paar Worte — Dann trat sie als letzte herzu und warf ihre Bittschrift zu den andern. Der Umschlag des Briefes war zerrissen. Notre mère sah in leiser Frage auf. Da beugte sich Schwester Berchmans über die Hand der gütigen Frau und küßte sie. Schwester Marie Anselme zündete die Briefe an. Unter den Papieren war locker etwas Holz geschichtet, damit es eine große, luftige Flamme gäbe.

Eine Küchenschwester betete vor, und wir murmelten im Chor: „Priez pour nous, priez pour nous."

Verglühend wanden und schlängelten sich die Briefbogen und wurden als dunkle Flocken in die Höhe gestoßen. Die roten züngelnden Flammen spielten mit ihnen und beleuchteten flackernd die Statue des heiligen Joseph, der mit seinem harmlosen Holzgesicht verwundert in das Opferfeuer starrte.

Digitized by Google

# Deutsche Frauenklubs

Von

## Rose Julien

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Als im Jahre 1898 eine Anzahl Damen der Berliner Gesellschaft, an ihrer Spitze die Gattin des berühmten Gelehrten Exzellenz von Leyden, einen ersten Deutschen Frauenklub be-

Frau Geheimrat von Leyden, die Gattin des berühmten Klinikers, eine Vorkämpferin der Frauenklubbewegung

gründet hatten, da war eine soziale Tat geschehen. Es war einer Bewegung die Tür geöffnet, die in andern Ländern, vor allem in Amerika, sich schon zu hoher Blüte entwickelt hatte, der bei uns aber noch viele Vorurteile entgegenstanden, für die vielleicht auch noch keine zwingende Notwendigkeit vorhanden gewesen war. Solch eine Notwendigkeit aber trat bei uns ein, als zuerst in den großen Zentren die Lebensverhältnisse und Gesellschaftsformen sich veränderten, als einerseits der Interessenkreis immer weiter, die Zeit immer knapper wurde und der Wunsch erwachte, frei vom Zwange persönlicher Verpflichtungen eine anregende Geselligkeit pflegen zu können und innerhalb der gleichen Sphäre einen Zusammenschluß weiterer Kreise zu ermöglichen. Die Tendenz zum „Zentralisieren", die unsre Zeit charakterisiert, trat auch im Salon hervor. Dem eigentlichen Zwang einer Notwendigkeit aber wurde besonders auch da Folge gegeben, wo man für alleinstehende und erwerbende Frauen eine Stätte des Zusammenfindens schuf, wie es bei Begründung des Berliner Frauenklubs von 1900 geschah, der heute mit seiner mehr als tausend betragenden Mitgliederzahl die andern weit überflügelt hat.

Dadurch, daß die deutschen Frauenklubs in erster Linie zu gesellschaftlichem Zweck begründet wurden, unterscheiden sie sich von Anbeginn wesentlich vom Klub der Amerikanerin, der mit seiner großartigen Entwicklung und Organisation eine bedeutsame Kulturerscheinung darstellt. Jener wurde bereits 1868 nach dem Befreiungskriege begründet. Das gemeinsame Vorgehen der amerikanischen Frauen während des Bürgerkrieges zugunsten der Verwundeten und Notleidenden hatte den ersten Anstoß dazu gegeben, auch auf andern Gebieten Solidarität anzustreben. Aus Ernst und Not der Zeit geboren, setzte er sich von Anfang an ernste Ziele zu emsiger Mitarbeit an dem großen Kulturwerk, das drüben zu geschehen hatte. Angesichts der Tatsache, daß die Lehranstalten der Vereinigten Staaten vor dreißig oder vierzig Jahren noch vielfach ungenügend waren, suchte man durch den Klubzusammenschluß größere Mittel für Bibliotheken und Vorträge zu gewinnen. Man ließ Künste und Wissenschaften zu Wort kommen, begeisterte

Frau von Hansemann, Mitgründerin des ersten Deutschen Frauenklubs

Digitized by Google

Von links nach rechts: Sitzend: Frl. von Keudell, Frau Kommerzienrat Goldberger, Frau Tiburtius. Stehend: Frl. Cohnheim, Frl. Hildegard Lehnert, Frl. Goldschmidt, Dr. Franziska Tiburtius, Frau Dr. Weiß, Frl. Coßmann, Frau Dr. Levy-Rathenau, Frau Brettauer, Frau Heß, Dr. Alice Salomon

Vorstand des Berliner Frauenklubs von 1900

Digitized by Google

Phot. Rudolf Dührkoop

Stehend: Frl. Klara Melchior, Frau Minna Schneider-Sievers, Frau Cäsar Lange, Kassenführerin, Frau A. de Hase.
Am Tisch sitzend: Frau Charles Lavy, zweite Schriftführerin, Frau Robert Wegener, Frau Kommerzienrat Thörl, zweite Vorsitzende, Frau Konsul Rohlfsen, erste Vorsitzende, Frau Waldemar von Holten, erste Schriftführerin

Frauenklub in Hamburg

sich für Philanthropie und arbeitete sozial, versäumte aber auch nicht, „Haushaltsitzungen" und Mothersmeetings zu arrangieren, wie sich denn überhaupt die „Klub"bewegung in Amerika als gemäßigt fortschrittlich charakterisiert gegenüber den radikalen „associations" und „leagues". Auf dem ersten Klubkongreß, der nach einundzwanzig Jahren zusammenberufen wurde, waren 278 Klubs vertreten, auf dem letzten gegen 700, und 36 Staatsföderationen, die 2800 Klubs repräsentieren. Und sie alle führen die schöne Devise: We look for unity in diversity — Wir streben nach Einheit in der Verschiedenheit.

Auch in der noch jungen deutschen Klubbewegung hat schon ein kleiner Kongreß getagt. Wie einst zum einundzwanzigsten Geburtsfest von „Sorosis" in Neuyork die amerikanischen Frauenklubs zum erstenmal zu einer Zusammenkunft sich vereinigten, so waren die deutschen bei der Feier des zehnjährigen Bestehens des Deutschen Frauenklubs zu Berlin im Mai 1908 fast alle durch Delegierte vertreten. Aber man hat nicht wie dort die Tagung in Permanenz erklärt, und der Vorschlag der sozial gestimmten Berliner „von 1900", der auf Bildung eines Kartells zielte, ist zunächst nicht angenommen worden. Durch dieses Kartell sollte den Mitgliedern des einen Klubs auf Grund bestimmter noch zu regelnder Formalitäten der Zutritt zu den andern erleichtert werden, und man erhoffte dadurch ein nachdrücklicheres Betonen der sozialen und geistigen Interessen der Klubs im allgemeinen. Es wurde ein Ausschuß gewählt, der die Bedingungen des Zusammenschlusses ausarbeiten soll, zu dem sich aber von den elf vertretenen Klubs nur neun bereit erklärten. Der Lyzeumklub und der Hamburger verhielten sich vorerst abwartend. Der erstere, weil er als internationaler Verein den „deutschen" nicht unbedingt zuzählt, sondern eine Sonderstellung einnimmt, der zweite, weil seine Satzungen nicht durchweg mit denen der andern übereinstimmen.

Unter den Klubs, die gleiche Satzungen haben — Hamburg, Leipzig, Köln, Hannover — wurde bereits ein Abkommen getroffen. Im großen und ganzen kann man sie in zwei Gruppen einteilen. Die erste besteht aus Klubs, die nur den geselligen Zwecken der oberen Gesellschaftsklassen dienen und jene beruflich arbeitenden Frauen aufnehmen, die sich auf geistigen beziehungsweise künstlerischen Gebieten betätigen. Die zweite Gruppe, an ihrer Spitze der Berliner Frauenklub von 1900, bieten für sehr mäßigen Jahresbeitrag auch den kaufmännisch Angestellten, Kunstschülerinnen, Studentinnen Aufnahme und Mitgliedschaft. Desgleichen betonen die Statuten des im selben Jahre begründeten Frauenklubs Hannover, daß man „besonders den alleinstehenden, berufstätigen Frauen eine Heimstätte schaffen will, wo sie Erholung, geistige Anregung und zwanglosen Verkehr" finden, und die des

Digitized by Google

Freiburger Klubs sprechen von „einem Heim, das ihnen Ruhe und häusliches Behagen gewährleistet". Das Anerkennen solcher Bestrebungen dürfte auch hartnäckige Gegner der Frauenklubfrage zu ihren Gunsten umstimmen.

Die Wohnungsfrage ist in verschiedener Weise gelöst worden, aber ob hier mehr, dort weniger Luxus und Aufwand möglich war, ein behagliches Heim haben sie sich alle geschaffen. Da kein Carnegie sich in Deutschland findet, der für Frauenlubs zinsenlose Hypotheken spendet, bleibt das eigne Haus wohl noch für lange ein schöner Zukunftstraum.

Phot. E. Wagner

Frau Plehn, Vorsitzende, Frau Neumann, Schatzmeisterin,
Frau Lindemann, stellvertretende Vorsitzende, Frl. Liebig, Schriftführerin, Frau Hoppe

Im Salon des Essener Frauenklubs

Der Deutsche Frauenklub zu Berlin ist als Vereinigung der ersten Gruppe ins Leben gerufen und hat durch die zehn Jahre seines Bestehens seinen exklusiven Charakter gewahrt. An Teenachmittagen und Gesellschaftsabenden bietet er den Mitgliedern eine vornehme Geselligkeit, die durch musikalische oder deklamatorische Vorträge bekannter Künstlerinnen belebt und verschönt wird. Bei solchen Veranstaltungen geben die behaglichen Räume den Rahmen reizvoller Bilder. Anmutige, elegante Frauen, Damen, deren Namen in der Berliner Gesellschaft guten Klang haben, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen finden die Zeit, sich inmitten aller sonstigen Veranstaltungen der anstrengenden Gesellschaftskampagne hier ein paar flüchtige Stunden lang Rendezvous zu geben.

Der Klub steht noch immer unter dem Vorsitz der Damen, die ihn begründeten — Exzellenz von Leyden und Frau von Hansemann —, die sich um seinen Fortbestand große Verdienste erworben haben. Leider hat er in jüngster Zeit durch das Ableben von Frau General Meydam, eines sehr tätigen, verdienstvollen, mit der Geschichte des Klubs eng verbundenen Vorstandsmitgliede, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Zu den Mitgliedern gehören auch die Fürstin Bülow, Gräfin Harrach, die Palastdame der Kaiserin, Fräulein Marie von Olfers, die mehr als Achtzigjährige, die noch den Glanz literarisch-künstlerischer Salons des Berlin vergangener Zeit gesehen, Frau Minister von Studt, die Gattinnen bekannter Künstler und Gelehrten. Doch auch die fortschrittliche Neuzeit der Frauenwelt ist vertreten durch Anna Pappritz und Margarete Friedenthal, die ihre Zeit und Kraft in den Dienst sozialer Arbeit stellen, durch die Aerztinnen Dr. Bluhm, Dr. Hacker, Dr. Kuhnow und andre.

Ganz anders geartet, aber von regem Leben durchpulst stellt sich der Berliner Frauenklub von 1900 dar. Er war von Anfang an weniger auf das „Exklusive" als auf das „Soziale" gestimmt und hat sein Heim in einem stattlichen Hause unweit der Potsdamer Brücke aufgeschlagen, ein Heim, das sich seit langem für die Menge der Mitglieder als unzureichend erweist. Noch niemand hat es geleugnet, daß er eine Notwendigkeit bedeutet, daß er einem Bedürfnis entspricht, denn unendlich vielen alleinstehenden, einsamen Frauen bietet er einen behaglichen Aufenthalt, Anschluß an Gleichgesinnte, Anregung und Unterhaltung. Frauen der verschiedensten Sphären finden sich auf diesem neutralen Boden zusammen. Neben jungen Damen, die von ermüdender Bureauarbeit Ruhe und Erholung suchen, neben Lehrerinnen, Bibliothekarinnen sind da auch ältere Jahrgänge anzutreffen, denen die behagliche Wohnung zu einsam wurde, die den Klub schätzen, der ihnen den Zusammenhang mit

Digitized by Google

Phot. J. Benade

Stehend: Frl. Tegler, Frau Hauptmann Ueberhorst, Frau F. Krawinkel, erste Vorsitzende, Frau Wienke, Frau Wandelt, Frl. Flügel. Sitzend: Frau Kommerzienrat Graeber, Frl. Johanni, zweite Vorsitzende, Frau Bürgermeister Knoll

Frauenklub in Wiesbaden

Phot. Albert Meyer

Obere Reihe (stehend): Frl. M. Neuhoff, Frl. Agnes Tholen, Frau Geh. Oberfinanzrat Pahl, Frl. Mathilde Mertens. Untere Reihe (sitzend): Frau General Herzbruch Exz., Frau Herm. Spiegelberg, Frau von Quintus-Icilius, Frau von Krohn, Frau Geh. Oberregierungsrat Kraut, Frau Stadtdirektor Tramm, Frl. Luise Westkirch

Im Lesezimmer des Frauenklubs in Hannover

Digitized by Google

Vordere Reihe von links nach rechts: Frau Sophie Becker, Schatzmeisterin, Frl. Alice Peschek, Schriftführerin, Frau Magdalena Steinbach-Jahns, Vorsitzende, Frau Marianne Gaudig, Frau Johanna Ilberg, Frl. Adele Lurenberg, stellvertretende Schriftführerin. Hintere Reihe von links nach rechts: Frau Camilla Müller-Zehme, Frau Meta Volkelt, Frau Else Steehe, Frau Ilse Wendtland, stellvertretende Vorsitzende, Frl. Dr. phil. Käthe Windscheid, Bibliothekarin, Frau Elisabeth Gadegast, Frau Anna Giesecke, Frau Else Herfurth

Frauenklub in Leipzig

Phot. J. Glueckmann

Stehend: Frl. Krüger, Frau Justizrat Gyßling, Frau Behrend
Sitzend: Frau Professor Samter, Frau Professor Dettmann, Frl. Warkentin, Frl. Zancke, Frau Generalarzt Bobrik

Vorstand des Frauenklubs in Königsberg i. Pr.

Digitized by Google

der vorwärtsstrebenden neuen Zeit, den Kontakt mit der Jugend vermittelt, von deren frohem Treiben sonst vielleicht kein Klang mehr zu ihnen dränge. Er wird allen gerecht und bringt jedem das Seine, dieser vielseitige Klub, und wenn an Diskussionsabenden und bei Vorträgen modernste literarische, wissenschaftliche und soziale Themen zur Erörterung kommen, so gibt es auch für die älteren Damen an bestimmten Tagen Nachmittagskaffeestündchen, an denen man sich unter uns gesagt zuweilen ein kleines, höchst unsoziales „Klätschchen" leistet. Und da, wo heute ein Vortrag von berufener Seite: „Ueber die Gesundheit und Heiterkeit der Seele" mit seinen tiefsinnigen Gedanken die Gemüter erbaut hat, da stehen morgen Spieltische, und Unberufene flüchten schnell vorbei, weil die „Skatdamen" jeden bedrohen, der durch Geräusch oder Nahen ihre Kreise stört. Jedem das Seine! Besonders bei Gelegenheit der beliebten „Donnerstagstees" und an den „Gesellschaftsabenden", die sowohl ausgezeichnete literarische als musikalische Vorträge bieten, tritt die Unzulänglichkeit der Räume als Uebelstand hervor. Kaum vermögen sie die wimmelnde Menge der Besucherinnen zu fassen. Den Höhepunkt der Gesellschaftssaison aber feiert man gar durch ein solennes Kostümfest. Ohne Herren? Durchaus nicht. Manch eine, die sich zum Fest begab mit dem Gedanken: es wird wohl nicht viel lossein, weil es an Tänzern fehlt, hat sich schon gewundert, wenn beim Eintritt flotte Kavaliere sie umringten. Was gibt's da nicht alles! Gigerl und Leutnants, Schornsteinfeger und Schusterjungen, Pierrots und Indianer. Sogar Prinz Karneval hat in diesem Jahr fidelen Einzug und Umzug gehalten.

Auch im Vorstand des Berliner Klubs finden sich bekannte Persönlichkeiten der deutschen Frauenwelt. Da ist die hochverdiente Seniorin weiblicher Aerzte in Deutschland, Dr. Franziska Tiburtius, die Malerin Fräulein von Keudell, Dr. Alice Salomon, durch ihre soziale Arbeit weitbekannt, Frau Levy-Rathenau, die Leiterin der Zentralauskunftsstelle des Verbandes deutscher Frauenvereine. Die Kunstkommission, die sich früher damit begnügte, einige der im Klub ausgestellten Gemälde für Verlosungen anzukaufen, hat in letzter Zeit eine etwas lebhaftere Tätigkeit entfaltet und wird vom 1. April bis 1. Mai dieses Jahres in den Klubräumen eine Schwarz-Weiß-, Aquarell- und Pastellausstellung veranstalten.

Noch ausgesprochener als der „Deutsche" in Berlin charakterisiert der 1906 begründete Hamburger die erstere Gruppe von Klubs, die man den „Lyzeumklubtyp" nennen kann. Seine Mitglieder

Phot. Th. Bänder

Von links nach rechts: Stehend: Frau Jenny Apolant, Frau Berta Fulda, Frl. Julia Virginia Scheuermann, Frau von Wartenberg, Dr. Gräfin Fridericia von Geldern-Egmond, Frau May von Weinberg, Frau von Schauroth, Frau von Seldeneck, Frau Neubürger. Sitzend: Frau Simon-Wolfskehl, Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, Frau Borguis, Frau Schmidt-de Neufville, Frau Schulz-Euler. Kniend: Frau Bruck

Frauenklub in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Phot. Dr. Erwin Gnadenfeldt

Von links nach rechts: Stehend: Frl. Minna Blanckertz, Schatzmeisterin, Frau Dr. E. Böninger, zweite Vorsitzende, Frl. Grete Klihm, Bibliothekarin. Sitzend: Frl. Marie Breuer, Frau Dr. Oppenheimer, zweite Schriftführerin, Frl. Hanny Stüber, erste Schriftführerin, Frl. Maria von Kühlwetter, Frau Ferdinand Windscheid, Frau Professor Oeder (von rückwärts gesehen)

**Vorstand des Rheinischen Frauenklubs in Düsseldorf**

Phot. Max Heß

Frau Medizinalrat Schulze-Wegscheider, Frau Geh. Hofrat Finke, Frau Sommer, Frau Geheimrat Manz, Frau Stadtrat Mühlberger, Frl. cand. phil. Proskauer, Freifrau Schuler von Senden

**Vorstand des Frauenklubs in Freiburg i. B.**

Digitized by Google

gehören ausschließlich den bevorzugten Kreisen an; von berufstätigen Frauen nimmt er nur solche auf, die in höheren Berufen stehen, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen, Journalistinnen. Ein altes Patrizierhaus am Jungfernstieg hat er sich zum Heim erkoren und die gediegene Pracht vergangener Zeit mit erlesenem Geschmack der Neuzeit entsprechend ausgestaltet. Wahrlich das rechte Milieu für vornehme Hamburgerinnen! Durch Ausstellungen aller Art sucht er seine künstlerischen und kunstgewerblichen Mitglieder zu fördern. Seine geselligen Veranstaltungen entfallen als „Tee" meist auf die Nachmittage. Bei den „Mitgliedertees" finden Vorträge statt, an den andern Tagen pflegt man Fremdsprachen. Nicht nur von französischen und englischen Tees berichtet das Programm, auch italienische, spanische, russische erfreuen sich großer Beliebtheit, und man denkt daran, auch norwegische einzurichten. Der Hamburger Klub ist bereits glücklicher Besitzer einer Einrichtung, die noch das Wunschziel der meisten andern geblieben, er hat Gast- und Logiszimmer zum Gebrauch seiner Mitglieder und deren Gäste eingerichtet. Dem Programm dieser beiden Klubs entsprechen in den Grundzügen die der andern. Nicht immer sind die Grenzen ganz scharf zu ziehen, vielleicht nähert sich der eine mehr, der andre weniger der ersten Gruppe, ohne doch die Ziele der zweiten aus dem Auge zu verlieren.

Die fortschrittfreundlichen Hannoveranerinnen begründeten ihren Klub im selben Jahre, das in Berlin den Klub von 1900 ins Leben rief; sein schönes, behagliches Heim ist seit langem eine Stätte anregender Geselligkeit für verheiratete und alleinstehende Damen der Gesellschaft. Wiesbaden folgte. Der Rheinische Frauenklub in Düsseldorf entstand aus dem Verein Frauenfürsorge und ist diesem angegliedert, wie der Klub Essen mit dem Verein Frauenwohl in Beziehung steht. Im Jahre 1906 konstituierten sich die Vereine in Leipzig und Köln, 1907 begründete Freiburg seinen Klub unter sozialen Gesichtspunkten, desgleichen Stuttgart, Stettin und Königsberg. Der derzeitig jüngste Klub, der Frankfurter, welcher sein Programm der ersten Gruppe gemäß gestaltet, wurde im Januar 1908 begründet. Gemeinsam ist ihnen allen das Betonen des Umstandes, daß sie keinerlei politische Absichten haben, und sozial betätigen sie sich nur relativ durch Förderung der Interessen berufstätiger Mitglieder, ihre anerkannte Devise bleibt die Geselligkeit. Auch auf diesem Gebiet wäre noch Arbeit genug. Welch eine Kulturaufgabe: der Frauenklub als Hort der Geselligkeitskunst, verfeinerter Lebensformen! Es ist eine allgemeine Ansicht, daß überall da, wo das Leben rascher pulsiert, nicht selten die Etikettenfrage, wie wir sie heute noch begreifen, eine offene bleibt, weil sie, den Lebensformen einer andern Epoche angepaßt, sich zu eng erweist. Die Formen unsrer Zeit sind noch nicht überall in Fleisch und Blut übergegangen, es ist unzweifelhaft eine „Frauenfrage", an ihrer Ausgestaltung mitzuwirken. Die soziale und politische Frauenbewegung hat keine Zeit und keinen Sinn dafür, es ist die Aufgabe, welche die Klubs sich stellen sollten. Philosophen haben bei der Analyse geselliger Kunst eine Fülle von Voraussetzungen entdeckt. Sie sehen den Altruismus glänzen, sehen Geist und Takt, Welt- und Menschenkenntnis, und sie sind gerecht — oder sollte man sagen, „galant" genug, zu behaupten, eine Vereinigung dieser Tugenden sei am ehesten bei Frauen anzutreffen.

Auch zur Klubgeselligkeit muß man sich gewöhnen. Obzwar sie sich „zwanglos" nennt, legt sie dem feiner Organisierten, der nie verantwortungsfrei bleibt, Pflichten auf. Es ist vor einiger Zeit von einem Klub der Antrag gestellt worden, sogenannte „Repräsentationsdamen" anzustellen, welche die Mitglieder untereinander bekannt machen sollen. Das ist eine vortreffliche Idee, die man propagieren muß. Sollte die schöne Sitte sich einbürgern und die Repräsentationsdamen allerorts den für ihr subtiles Amt erforderlichen Voraussetzungen entsprechen, dann sind Aussichten vorhanden, daß sich der deutsche Frauenklub mit der Zeit tatsächlich als „Verein zur Hebung der Geselligkeit" entwickelt, dessen Einfluß auf weitere Kreise überstrahlt. Auf dieser Basis dürften sie sich alle zum Kartell die Hände reichen und die schöne Devise der amerikanischen Frauenklubs zu der ihren machen: Wir streben nach Einheit in der Verschiedenheit.

---

# Im Automobil

Von

**S. Barinkay**

Rasend geht die wilde Fahrt
Ueber Platz und Gassen;
Tolle Fratzen bunter Art
Meine Blicke fassen.

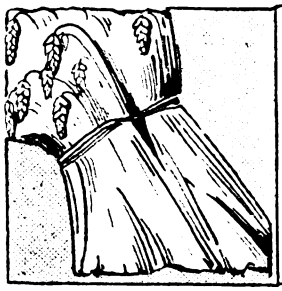
Wie ein schlanker Pfahl das Haus,
Fenster gleichen Ritzen,
Und der Garten wie ein Strauß
Und der Fluß ein Blitzen!

Ringsum ist das Wirrsal groß,
Nichts scheint stillzuliegen;
Jedes Ding ist ruhelos,
Selbst die Bäume fliegen!

Eines nur, das trügt mich nicht,
Mag es sturmschnell gehen:
Das geliebte Angesicht
Hab' ich gut gesehen!

---

Digitized by Google



# Herrn Melchior Wendhusens Erben

Skizze

von

**Paul Herman Hartwig**

Wie eine smaragdene Insel tauchte der alte Garten aus dem Gewirr von Gassen und Gäßchen. Der rastlose Verkehr umbrandete ihn wie die nimmermüde Welle den Fels. Der Lärm der ratternden Wagen, elektrischen Bahnen und Automobile ließ den Gegensatz der abgeschlossenen, vornehmen grünen Ruhe, die der Garten hinter dem hohen geschmiedeten Eisengitter vermittelte, doppelt lebhaft hervortreten. Wen nicht die Gewohnheit des Tages vorüberführte, in dem wurde etwas wie ferne Sehnsucht lebendig nach blumiger Au, freier Waldluft und süßem Ausruhen. Und gerade in solchen Tagen, in denen der Frühsommer aus der warmen Erde, aus Baum und Busch eine Ueberfülle von Schönheit gelockt hatte.

Die hohen Fliedersträuche warfen eine Last violetter und weißer Dolden wider die feinen Arabesken des Gitters, und wer die suchenden Blicke durch das grüne Gewirr des Buschwerks schickte, dem leuchteten Edelsteinen gleich schimmernde Beete entgegen. Der ganze Garten stand in hochzeitlichem Kleide, und die graue, alte Villa, die er barg, überschüttet von Glyzinien, Klematis und Kaprifolium, konnte man leicht für ein Märchenschloß ansehen.

Fremde wunderten sich über das Vorhandensein eines so umfangreichen Privatbesitzes im Herzen der volkreichen Stadt. Sie wußten eben nichts von dem alten Herrn Melchior Wendhusen und seinen verbrieften Rechten.

Als die Stadt sich vor ein paar Jahrzehnten nach allen Richtungen hin dehnte und ihre Eigenart als vielgerühmte Gartenstadt verlor, da waren um das Besitztum Herrn Melchiors in den Gemeindekollegien die bittersten Kämpfe geführt worden. Die Auflassung erschien für neue Straßenzüge und Verbindungen verschiedener Stadtteile durchaus notwendig, aber Herr Melchior teilte diese Ansicht nicht, und da er zu den besten Steuerzahlern der Stadt gehörte, wagte man es am Ende nicht, ihn ernstlich in seinem Besitz zu stören. Man berücksichtigte damals schon das Alter Herrn Wendhusens, das die Anhänglichkeit an das alte Elternerbe so begreiflich erscheinen ließ. Die geradlinigen Straßenzüge wurden unterbrochen und im Bogen um Herrn Wendhusens Garten herumgeführt — es konnte sich ja nur um vorübergehende Maßnahmen handeln, denn Herr Wendhusen war damals schon ein hoher Fünfziger, der bereits oft von allerlei Heimsuchungen des Alters befallen wurde. Und dann war auch zu bedenken, daß er Grund und Boden zu einem neuen Siechenhaus der Stadt aus freien Stücken hergeschenkt hatte.

Aber Herr Wendhusen enttäuschte die Hoffnungen der Stadtväter, die sich an sein Ableben knüpften. Karlsbader Kuren machten ihn nicht nur völlig gesund, sondern erhöhten seine Vitalität, daß er den ganzen Stadtrat, mit dem er damals im Kampfe lag, überlebte. Er hatte ein schier märchenhaftes Alter erreicht. Da er sich seit zwanzig Jahren nicht mehr auf der Straße sehen ließ, war seine Erscheinung beinahe legendär geworden. Von seinem Reichtum erzählte man Fabelhaftes. In der Tat war ihm das Glück mit einer seltenen Beharrlichkeit nachgelaufen. Er hatte vor den Toren ein kleines Landgut besessen, das nun von der Stadt verschlungen war. Jeder Acker hatte sich in einen Goldberg verwandelt. Er selbst stand längst Geschäften und der Oeffentlichkeit fern. Der Sohn seines alten Justizrats, nun auch schon ein alter Mann, leitete für ihn Verhandlungen und Geschäfte, aber er war durchaus orientiert. Direkte Erben besaß er nicht, seine heißgeliebte Frau war ihm gestorben, zu einer neuen Wahl hatte ihn nichts verlockt. Aber Neffen und Nichten gab es in drei Generationen, Neffen, die der Schlag zu treffen drohte, wenn sie des Zinsverlustes gedachten, den allein das brachliegende Stadtgrundstück verursachte, Nichten, die sich den Kopf zermarterten, was sie nun sticken sollten, um sich dem greisen Oheim dauernd in Erinnerung zu halten.

Wenn Herr Melchior Wendhusen auch niemals mehr die Straße betrat, so war er doch nicht unsichtbar. Neugierige konnten ihn wohl an milden Vorfrühlingstagen, wenn das spärliche Grün noch Einblicke gestattete, langsam, auf den Arm von Mamsell Beate Vigilie gestützt, die Parkwege auf und ab wandelnd, erblicken. Er stellte das Ehrwürdigste dar, das man sehen konnte. Die hohe, in einen dunkelblauen Kragenmantel gehüllte Gestalt trotz der neunzig Jahre wenig gebeugt, der lange Patriarchenbart schneeweiß und die Züge des gesund gefärbten Gesichtes noch unverfallen.

Seit ihm Welt und Leben nichts mehr bieten konnten, hatte er sich vollkommen in seine eigne Welt, seine Gedanken und Erinnerungen zurückgezogen. Ihm wurde das Zusammensein mit Schatten, die in seiner Erinnerung voll Lebensfülle standen, zur Wirklichkeit. Als die dahingegangen waren, die seine Jugend und das Mannesalter geteilt hatten, knüpfte er keine neuen Beziehungen an. Ein Freund ausgedehnter Geselligkeit war er nie gewesen, und seine Frau, die

Digitized by Google

er infolge eines Unglücksfalls verlieren mußte, hatte im Innern seine Ansicht geteilt. Um seiner Gattin willen, mit der er in vollendeter Harmonie zu einer wirklichen Ehe zusammengeschmolzen war, hing er noch lebhafter an seinem Besitztum. Sie hatte den alten Garten besonders geliebt und ihn auf mannigfache Weise geschmückt. Seltene Bäume, eine Sandsteinbank mit reicher Steinmetzarbeit, eine Urne mit edeln Linien gegen dunkle Laubwand machten ihm die schöne Freude der Heimgegangenen gegenwärtig.

Auch Mamsell Beate Vigilie war so eine Art Vermächtnis. Frau Melchior Wendhusen war eine stille Wohltäterin gewesen, deren Fürsorge in erster Linie den Verlassenen gehörte. Sie hatte das Waisenkind erziehen lassen und die Herangewachsene als Stütze ins Haus genommen. Hier war sie auch geblieben. Nach dem Tode der Frau waren die Zügel des Hauswesens sacht in ihre Hände geglitten. Es hatten sich wohl einige Nichten zur Repräsentation angeboten, aber Herr Melchior verhielt sich durchaus ablehnend — er beurteilte seine Verwandtschaft ganz richtig und wünschte keine Bevorzugungen einzelner. Und dann hatte Mamsell Beate Vigilie eine so leise wohltuende Art, sie besaß natürlichen Takt, war zurückhaltend und versuchte nie mehr zu scheinen, als sie wirklich war. Die Verwandten des alten Herrn hielten sie für eine ungeheuer wichtige Person und verfolgten sie mit Aufmerksamkeiten, die der Klugen nur ein Lächeln abnötigten. Aber sie war doch zu einer Mittlerin zwischen ihnen, die immer neue Wünsche und Forderungen hatten, und dem meist gebebereiten Oheim geworden. Nur über die letztwilligen Bestimmungen des alten Herrn, die ihr wohlbekannt waren, bewahrte sie unverbrüchliches Stillschweigen. Die schönste, von der Geberin eigenhändig gestickte Schlummerrolle vermochte nicht ihre Zunge zu lösen.

Die Schlummerrolle brachte sie in einem „Museum" genannten Zimmer unter. Hier waren die Geschenke von Jahrzehnten aufgestapelt, von zahllosen Hausschuhen bis zum sezessionistischen Tintenwischer. Das Gemach glich der Bude für einen Wohltätigkeitsbasar, und Herr Melchior mußte über die feinen und groben Spekulationen auf seinen Geldbeutel lächeln, wenn er die Reihe von Sofakissen in allen Techniken, gestickten Mützen und gebrannten Wandschränkchen in Augenschein nahm. Mamsell Vigilie sorgte für genügenden Mottenschutz, denn die freundlichen Geber sollten ihre Präsente einmal zurückerben — das war so ein kleiner Scherz des alten Herrn. Im übrigen hatte er vollkommen gerecht verfügt, das riesige Vermögen, das er einer Reihe glücklicher Zufälle verdankte, sollte seinen Angehörigen ungeschmälert zufallen. Er gab schon bei Lebzeiten reichlich, ließ die Neffen aller Generationen studieren und stattete die Nichten aus. Irgendwelche Dankesäußerungen verbat er sich ein für allemal — seine Handlungsweise erschien ihm selbstverständlich. Nur über den alten Garten und die Villa hatte er noch keine Bestimmung getroffen.

Bei der Abfassung seines letzten Willens war es ihm unmöglich gewesen, seine Bäume, seine Blumen, das liebe alte Haus mit allen Erinnerungen so zu behandeln, als gehörten sie nicht mehr zu ihm. Trotz des vorsichtigen Drängens von seiten des Anwalts hatte er diesen Punkt offen gelassen.

„Wen ich in meiner letzten Stunde am liebsten haben werde, der soll mein Haus haben." Der Notar zuckte die Achseln über die sentimentale Anwandlung des alten Herrn, der sonst von einer so erfreulichen Klarheit war. Ihm konnte es am Ende recht sein, ein fetter Prozeß mußte das Ergebnis dieser greisenhaften Schrulle werden.

Herr Melchior Wendhusen wußte sehr gut, daß seine Scholle Spekulationsobjekt aller möglichen Kreise war. In der Tat weinten Grundstücksagenten in dem Gedanken, daß ihnen hier einmal ein Geschäft entgehen könne.

Herr Wendhusen hielt seine Tür den teuern Angehörigen durchaus nicht verschlossen, um aber törichten Schmeicheleien und zwecklosen Fragen zu entgehen, stellte er sich so schwerhörig, daß eine Unterhaltung mit ihm zu keinem hervorragenden Genuß wurde und die Besucher sich nach einigen Höflichkeitsphrasen, zu denen der Alte freundlich, aber etwas fern nickte, bald von hinnen wandten. Da die Verwandtschaft fest an die außerordentliche Schwerhörigkeit glaubte, legte sie sich häufig keinen sonderlichen Zwang auf. So vernahm der Alte manchmal wirkliche Herzensmeinungen. Das erheiterte ihn doch, wenn er auch über den Dingen stand. An seinem Urteil über Menschen wurde nichts geändert, mochte er sie auch immer wieder engherzig und von selbstischen Trieben geleitet erfinden. Er war daher nicht sonderlich überrascht, als er Ohrenzeuge eines lebhaften Gesprächs zweier seiner Großneffen wurde, in dem sie den alten Garten aufteilten. Sie waren beide Architekten; der eine wollte auf dem ganzen Komplex Zinshäuser mit allen Errungenschaften der Neuzeit errichten, der andre versprach sich viel von einem Varietétheater in großem Stil mit Wintergarten und Luxusläden an den Straßenseiten. Sie gerieten ordentlich in Hitze, zogen mit großen Berechnungen zu Felde und jammerten dann gemeinsam um den enormen Zinsverlust, den der Eigensinn des Mummelgreises verschulde.

Sie erschraken nicht wenig, als sie den Alten plötzlich am Fenster des großen Gartensaales bemerkten, der aber winkte ihnen ganz freundlich mit der Rechten einen Gruß. Es war doch ein Glück, daß er nichts hören konnte.

Auf die Seele des Alten senkte sich plötzlich ein Gefühl von Sorge, wie er es lange nicht gekannt. Die Zeit ging schon jetzt über sein Grab, das war ja nur verständlich. Daß aber die Stätte seines Friedens und seiner Erinnerungen ausgelöscht werden sollte, als sei sie nie gewesen, war ein Gedanke, der ihn aufs schmerzlichste bewegte. Er blieb den Tag über still und in sich gekehrt, aß nur wenig und versagte sich sogar das Glas alten Burgunders, ein Umstand, der Mamsell Vigilie besonders ängstigte. In der Nacht wollte der Schlummer auch für die wenigen Stunden nicht kommen, in denen er sich sonst regelmäßig einzustellen pflegte. In bunten Bildern zogen Abschnitte seines Lebens an ihm vorüber, und oft war's ihm, als höre er rufende Stimmen.

Digitized by Google

Zu früher Stunde erhob er sich, noch immer hatte er sich ohne fremde Hilfe ankleiden können.

Als er die Vorhänge zurückzog und die Fenster öffnete, schaute ihm der wundervollste Morgen entgegen, Sonnenschein und Vogelsang, eine Verschwendung von goldigem Grün, Blumenduft und eine Frische, die nach der schlaflosen Nacht doppelt wohltat. Er griff nach dem schweren Stock mit dem wunderlich geschnitzten Elfenbeingriff und schritt langsam durch den weiten Gartensaal auf die Terrasse. Die Dienstboten waren noch nicht aufgestanden, auch Mamsell Vigilie schlief noch.

Es war so wunderbar friedevoll, nur gedämpft tönten die Geräusche der erwachenden Straße herüber. Da rauschte das Leben, das längst andern gehörte. Die paar Stufen machten ihm ohne den stützenden Arm Mamsell Vigilies einige Beschwer, aber auf ebener Erde ging die Wanderung ganz mühelos. Die Luft war bereits von der Morgensonne erwärmt, und der Schatten auf den von grüngoldenen Laubkronen überdachten Parkwegen wirkte erquickend. Um den Alten ein Blühen und Duften schier überschwenglich, hinten am kleinen Teich sangen in bunten Bosketten die Vögel so süß und lockend, wie sie in seinen jungen Tagen gesungen hatten. Er setzte sich auf eine Bank nahe dem Gitter und schaute dem bunten Lichterspiel auf dem moosigen Steig zu.

Fernes wurde in ihm lebendig, alte unerfüllte Wünsche, seliges Erleben, verwelktes Hoffen. Ihm dünkte, als seien alle guten Stunden seines Lebens mit dem alten Garten verknüpft gewesen, auch die selbstgewählte Einsamkeit der letzten Jahrzehnte schien ihm leicht durch Werden, Vergehen und Neuerstehen um ihn. Er entsann sich der Anlagen, die seine Eltern geschaffen und die er bewahrt und erweitert hatte, er gedachte seiner Lebensgefährtin, deren feiner künstlerischer Sinn in dem schmückenden Beiwerk fortlebte, das Park und Garten so anziehend machte. Es war nicht auszudenken, daß all das Blühen und Werden um ihn der Vernichtung anheimfallen sollte.

Wen aber hatte er am liebsten — die lustigen Großnichten, die in der Hauptstadt Musik studierten, den Urgroßneffen, der ihn früher immer so frisch und unbefangen mit seinen Schulerlebnissen zu unterhalten suchte, die brave Mamsell Vigilie — für sie war in andrer Weise ausgiebig gesorgt, und dann hatten sich Verwandte am Rhein gemeldet, zu denen sie einmal ziehen wollte. Es waren ja alles nur Erscheinungen, die sein Innerstes nicht anrührten. — Am Ende würde es doch bei den Mietskasernen oder dem Varietétheater bleiben.

In das Grübeln des Alten tönte plötzlich eine junge Stimme.

„Du, Mann — du, Mann —"

Er blickte auf, ein paar Kinder, richtige Flachsköpfe, hatten sich fest an die Gitterstäbe gepreßt und blickten begehrend durch das Buschwerk, das gerade hier ein wenig lichter war und einen Einblick gestattete.

„Du, Mann, ach, wir möchten uns ein paar Fliederblumen abbrechen, dürfen wir woll, du hast doch so viel."

Der Alte schwieg ein Weilchen und betrachtete die frischen, netten Dinger mit den lustigen Augen.

„Wir dürfen woll nicht," sagte das kleine Mädchen, „ach, und unsre Mutter hat Geburtstag und mag den Flieder so gern."

Herr Melchior trat ein wenig näher.

„Holt euch nur so viel ihr wollt."

„Fein, fein," jauchzten sie, und es war nicht zu denken, wie schnell der größte von den beiden Jungen auf dem steinernen Pfosten stand und die Aeste des weißen, blühenden Flieders herunterbog. Die beiden andern räuberten tüchtig.

„Ich auch, ich auch!" rief das kleine Mädchen ganz aufgeregt.

„Wer ist denn eure Mutter?"

„Ach, die stickt den ganzen Tag, da drüben gleich an der Ecke wohnen wir, im Hinterhaus, vier Treppen hoch."

Und der kleinere Junge, der gerade einen ganz besonders schönen Zweig brach, wollte nicht zurückbleiben.

„Ja, aber abends, da gehen wir rund um den Garten, was Grünes haben wir ja nicht auf dem Hofe, und Mutter sagt, es ist wie eine Lunge in der großen Stadt. Und wir freuen uns über die Bäume und Blumen und denken, wie schön es wohl in so einem großen Garten sein muß."

„Am Sonntag, da gehen wir manchmal in die Anlagen, aber da muß man immer richtig auf 'n Steig bleiben, kein ordentlicher Platz zum Spielen, nich mal 'n Sandhaufen."

„So, nu haben wir genug," sagte der Große und sprang leichtfüßig herunter. Der Fliederbusch schnellte in die Höhe.

„Die eine Blume habe ich gerade noch gewollt," sagte sehnsüchtig das kleine Mädchen.

„Na, nu is es wahrhaftig genug, wir danken auch vielmals."

Zum Schluß gab es noch einen Schreck, der Gärtner kam angelaufen, zornrot und zum Schelten bereit. Als er den Herrn sah, schwieg er vor Staunen, der wurde woll auf seine alten Tage 'n bischen verdreht.

„Kuck dir die Kinder an, wenn die mal ans Gärtnerhaus kommen und Blumen wollen, dann schneidest du ihnen 'n tüchtigen Strauß."

„Danke, danke auch sehr," riefen die Kinder noch einmal und liefen froh mit ihrer blühenden Last von dannen.

Herr Melchior Wendhusen wandelte bedächtig weiter und sann. Und plötzlich ging es wie ein heller Schein über sein Gesicht — der rasche Gedanke wurde zu festem Entschluß.

Ja, so sollte es sein — der glücklichen Eingebung dieser Morgenstunde wollte er folgen. Kindern sollte der weite Garten gehören. Die Stadt mußte ihn übernehmen mit der ausdrücklichen Verpflichtung, ihn als Spiel- und Erholungsplatz für die Kinder zu erhalten.

Das alte Haus würde wohl fallen müssen — es hatte ja auch seiner Zeit gedient. Aber der Gedanke machte ihn ordentlich lebendig, daß hier an der Stätte langjährigen Schweigens fröhlicher Kinderlärm seine Herrschaft antreten sollte.

Unter den schattenspendenden alten Bäumen Ruhebänke für die Müden, auf den Plätzen und

Digitized by Google

Heſſiſche Bauernbraut

Nach einem Gemälde von Carl Bantzer

Digitized by Google

Digitized by Google

Rasenflächen spielende Kinder — so sollte es sein. Den Erben, deren enttäuschte Gesichter er gern gesehen hätte, würde ohnehin überreichlich zufallen.

Er hatte nicht geglaubt, noch jemals eine solche Glücksempfindung zu erleben.

Mamsell Vigilie besorgte gerade auf der Terrasse den Frühstückstisch und ließ vor Erstaunen eine Tasse fallen, als sie den alten Herrn so rüstig einherschreiten sah, und noch mehr wunderte sie der beglückte Ausdruck in dem Gesicht, dessen Züge sie doch so genau kannte.

„Mamsell Beate," sagte er, „Mamsell Beate, heute morgen hab' ich schon einen Fliederstrauß verschenkt."

Sie schaute ihn ungewiß an.

„Ja, das hab' ich wahrhaftig, und Erben für den Garten hab' ich gefunden — es muß gleich zum Notar geschickt werden."

# Ewige Wälder

Von

**Karl Ernst Knodt**

Ich hatte heute einen eignen Traum.
Auf meinen Wäldern lag die letzte Nacht,
Und aus der letzten Nacht flog ich nach Haus,
Da nahm mein Traum die grünen Wälder mit
Und trug sie durch das goldne Sternentor
Wie einen reichen Strauß zu Gott empor:
Denn meine Wälder waren meine Welt.

Und wie ein Kind am Weihnachtsabend froh
Vor seinem Vater kramt sein Spielzeug aus,
So stellt' ich vor Gott-Vater meinen Wald
Und bat um ewiges Leben, ewiges Blühn
Für jeden Baum, den ich geliebt, — und sprach:
Wenn ich hier lauter Gold und Geister seh'
Und keinen Weg mehr weiß in meinen Wald,

Fühl' ich mich nicht zu Haus in deinem Reich.
Da schloß Gott-Vater auf ein neues Tor,
Und durch das Tor lichtflutete ein Schein
Der schönsten Wälder, o! so lebenswahr,
Wie ich hier unten nie den Wald erschaut.
— — — — — — — — — — — — —
Glaubst du an das verlorene Paradies?
— — — Das ist das Paradies — das ewige!



Digitized by Google

König Assurbanipal (Sardanapal) auf der Löwenjagd

Digitized by Google

König Assurbanipal (Sardanapal) und die Königin in einer Weinlaube
Assyrisches Relief im Britisch Museum (Fragment)

# Sardanapal

Von

**Max Kilpper**

(Hierzu sieben Abbildungen)

Schon zu wiederholtenmalen wurde die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf die uralten, großen Kulturzentren am Euphrat und Nil gelenkt. Vorträge und populärwissenschaftliche Abhandlungen, selbst Romane suchten zu vermitteln und allgemein zugänglich zu machen, was Forscherfleiß in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit errungen. Das Interesse, das dieser bis vor kurzem fast ganz verschollenen und vergessenen Kulturwelt mehr und mehr entgegengebracht wurde, ist, wenn auch die Leitmotive vorzüglich religiöser Natur waren, vom Standpunkt der Wissenschaft wie der Erweiterung des allgemeinen Bildungshorizontes nur zu begrüßen.

Assyrien und Babylonien sind in verhältnismäßig früher Zeit schon fast völlig vom Erdboden verschwunden, nicht einmal bei den jüdischen Chronisten des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts finden wir zuverlässige Nachrichten über die Geschichte jener Völker, mit denen doch Israel in steter Berührung gestanden. Auch die griechischen Historiographen waren auf äußerst dürftige Berichte angewiesen. So kam es, daß nur spärliche Nachrichten und diese nur in recht mangelhafter Form der Nachwelt überliefert wurden. Erst nachdem im vergangenen Jahrhundert die Trümmerhügel des Euphratlandes ihre Schätze von sich gaben und diese nach mühevoller Entzifferung der Keilschrift — einer Geistestat ersten

Sardanapal auf der Bühne:
Nesper in der Titelrolle des Balletts

Digitized by Google

Ranges — systematisch durchforscht wurden, fiel helles Licht auf die Geschichte jener, für uns längst untergegangenen Völker. Hatten ja nicht einmal Sage und Dichtung, die um Hellas' und Roms Heldengestalten nie verwelkende Kränze geflochten, uns von Assyriens und Babyloniens großen Herrschern zu melden gewußt. Unter den wenigen Gestalten, deren Namen allein uns die Geschichte bis vor kurzer Zeit überliefert hatte, steht neuerdings Assurbanipal (668 bis 626 v. Chr.), der Sardanapal der Griechen, einer der letzten Könige des einst so gewaltigen Assyrerreiches, im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Die Aufführung der Pantomime „Sardanapal" im Ber-

Der assyrische König im Feldlager. Relief im British Museum (Fragment)

liner Opernhause unter fachmännischer Leitung sollte in erster Linie assyrische Sitte und Kultur, wie die Monumente sie den Blicken der Forscher enthüllten, in lebenswahren und frischen Bildern zur Anschauung bringen. Freilich der Sardanapal der Sage und Dichtung hat mit dem Assurbanipal der Geschichte wenig oder nichts gemein. Lord Byrons Sardanapal lehnt sich ganz an die vollständig unhistorischen und unrichtigen Nachrichten Diodors von Sizilien an. Dieser weichliche, weibische, ganz dem Luxus und Vergnügen lebende, nur durch die äußerste Gefahr, die sein Reich und Leben bedrohte, aus seiner Lethargie zu weckende König ist kein Assyrier von Fleisch und Blut. Ein ganz andres Bild enthüllt sich uns, wenn wir Assurbanipals Monumente und Annalen selbst studieren. Erscheint er hier auch nicht als kriegerischer Held vom Schlage seiner Vorfahren, eines Assurnasirpal, Sargon oder seines Großvaters Sanherib, wiewohl ihm auch kriegerischer Ruhm nicht abzusprechen ist, so war er doch eine kraftvolle, energische Natur, ein König im wahren Sinne, der durch die Macht seiner Persönlichkeit das gewaltige, schon die Keime des Verfalls in sich tragende Reich zusammenhielt und zweiundvierzig Jahre lang in seinem Palast zu Ninive mit fester Hand die Zügel der Regierung führte. Assurbanipal ist ein für seine Zeit hochgebildeter und kunstsinniger Mann, der sich um die Förderung der Wissenschaft auf das angelegentlichste kümmerte und sich durch seine Bemühungen, die literarischen Schätze vergangener Zeiten zu sammeln, allein schon ein unsterbliches Verdienst erworben hat.

Assurbanipal hat uns eine ausführliche Darstellung seiner Taten hinterlassen. Die Annaleninschrift des sogenannten Rassamzylinders — ein zehnseitiges Prisma, das im Jahre 1878 von Rassam im Nordpalaste von Kujundschik-Ninive gefunden und zuerst in dem großen Inschriftenwerke von H. Rawlinson veröffentlicht wurde — schildert in anschaulicher Darstellung seine Berufung zur Herrschaft, seine zahlreichen Kriege und die von ihm aufgeführten Bauten. Eine Anzahl andrer, zum Teil Parallelinschriften, ergänzen und vervollständigen dieses Bild. Die Annalen beginnen mit der Einsetzung Assurbanipals zum Mitregenten durch seinen Vater Assarhaddon. Diese Ernennung des Kronprinzen zum Mitregenten war die Folge der Erhebung assyrischer Großen in Ninive. Assarhaddon hatte den Schwerpunkt seiner Regierung nach Babylon verlegt und dieses zu seiner Residenz

Digitized by Google

erwählt. Außerdem hatte er Assurbanipals Bruder Shamash-shum-ukin (griechisch Sammuges), den Sohn einer Babylonierin, der seine Erziehung durch die babylonische Priesterschaft erhalten hatte, zu seinem Nachfolger mit dem Sitz in Babylon bestimmt. Dagegen erhob sich die assyrische Partei, deren Ansprüche Assurbanipal stützte und vertrat. Er blieb denn auch Sieger, wenngleich Babylon einen eignen König in Shamash-shum-ukin erhielt.

Die feierliche Einsetzung des jungen Fürsten fand in Ninive am Feste der Göttin Gula, am 12. Jjar des Jahres 669 oder 668 statt. Es muß ein großartiges Fest gewesen sein, an dem alle Vasallen des ausgedehnten Reiches, selbst diejenigen der Seeküste im Südosten und Nordwesten, zur Huldigung erscheinen und den Eid der Treue schwören mußten. Mit dieser Einsetzung zum Mitregenten war zugleich die feierliche Besitzergreifung des Königspalastes verbunden. „Unter Freude und Jubel," sagen die Annalen, „zog Assurbanipal im Bit-riduti (dem Haremspalast) ein, in dem Sanherib, sein Großvater, als Kronprinz und König gewaltet und in dem Assarhaddon, sein Vater, geboren und aufgewachsen war und die Herrschaft über Assyrien ausgeübt hatte."

Schon als Kronprinz zeigte Assurbanipal seine Vorliebe für die Wissenschaft. Er sagt, er habe sich „die Weisheit Nebos (des Schreibergottes) angeeignet und die gesamte Schreibkunst sowie aller Künstler Kenntnisse erlangt". Kriege hatte er mannigfache zu führen, besonders in den ersten 21 Jahren seiner Regierungszeit. Nur die bedeutendsten seien hier kurz angeführt. Assarhaddon war schon im Jahre 668 bei Beginn seines dritten Feldzuges nach Aegypten gestorben und hatte somit die Weiterführung desselben Assurbanipal als Erbe hinterlassen. Im Verlaufe des Feldzuges wurde Taharka, der Aethiopenkönig, der die Herrschaft über Aegypten behaupten wollte, geschlagen, mußte das von ihm besetzte Memphis aufgeben und sich nach Theben zurückziehen,

Von assyrischen Bogenschützen verfolgte Flüchtlinge suchen schwimmend eine Stadt zu erreichen. Relief im British Museum

Digitized by Google

von wo er jedoch gar bald vertrieben wurde. Die ägyptischen Gaufürsten wurden wieder eingesetzt, die von Assarhaddon eingeführte Verwaltung mit ihren assyrischen Beamten wiederhergestellt. Aber bald brach der Aufstand von neuem los, wurde jedoch im Keime erstickt. Einige Städte, welche die Waffen erhoben hatten, wurden niedergeworfen und als Rebellen behandelt. Mit der bekannten scheußlichen Grausamkeit der Assyrer wurde gegen sie verfahren. „Die Leute von Sais, Mendes und Tanis und die übrigen Städte, soweit sie auf ihrer Seite standen und Böses geplant hatten, groß und klein, schlugen sie (Assurbanipals Truppen) mit den Waffen nieder und ließen keinen einzigen Menschen darin, hingen ihre Leichname auf Stangen auf, zogen ihnen die Haut ab und bedeckten die Stadtmauern," erzählt Assurbanipal selbst in seinen Annalen. Trotz alledem ging Aegypten schon 660 unter Psammetich, dem Nachfolger Nechos, dem Reiche Assyrien für immer verloren.

Im Jahre 652 kam ein innerer Krieg zum Ausbruch. Shamash-shum-ukin, der König von Babylon, stand in keinem direkten Abhängigkeitsverhältnis zu Assyrien. Das Reich von Babylon sollte sich dem Namen und der Form nach seiner Selbständigkeit erfreuen, politisch aber unter assyrischer Vormundschaft stehen. Assurbanipal scheint sich indes als eigentlicher Herrscher Babyloniens gefühlt zu haben. Um diese ihm lästige Herrschaft und dieses Abhängigkeitsverhältnis abzuschütteln, erhob sich Shamash-shum-ukin, nahm den Titel eines Königs von Sumer und Akkad, der Assurbanipal gebührte, und von Amanu an und verwehrte Assurbanipal, die Opfer in Sippar und Kutha, welche dieser als König „der vier Weltgegenden" den Göttern Shamash und Nerpal jährlich zu leisten hatte, sowie diejenigen in Babylon und Borsippa, deren Ausführung die Assyrerkönige als Schutzherren des Königreichs Babylon beanspruchten, darzubringen. Shamash-shum-ukin ließ diese Städte besetzen und in Verteidigungszustand bringen. Aber alle Bundesgenossen, auf die er sein Vertrauen gesetzt — er hatte sämtliche assyrische Provinzen und Vasallenstaaten gegen Assyrien aufgewiegelt —, versagten, nur Elam schickte ein Heer. Indessen kamen innere Unruhen in Elam zum Ausbruch, so daß Assurbanipal seine Streitkräfte gegen Babylonien konzentrieren konnte. Ummanigash von Elam, der zum Entsatz der eingeschlossenen Babylonier heraneilte, wurde von Tammarita getötet. Doch diesen erreichte dasselbe Schicksal durch Indabigash, der seinerseits ein unmittelbares Einmischen in die babylonischen Verhältnisse vermied. Zu allem Unglück für Shamash-shum-ukin brach in Babylonien eine entsetzliche Hungersnot aus, „gegen ihren Hunger aßen sie das Fleisch ihrer Söhne und Töchter". Als nun Shamash-shum-ukin sah, daß alles verloren und die Assyrer in Babylon einzudringen begannen, stürzte er sich mit einer Anzahl seiner Getreuen ins Feuer. Die meisten der Abtrünnigen, die in die Gewalt der Assyrer kamen, wurden, nachdem ihnen die Zungen ausgerissen waren, niedergemacht. So brachte Assurbanipal seinem Großvater Sanherib für dessen Ermordung ein grauenhaftes Opfer dar. Ein Teil der Bevölkerung, die dem Gemetzel und dem Hunger entronnen waren, wurden begnadigt und in Babylon angesiedelt. Assurbanipal selbst ließ sich zum König von Babylon unter dem Namen Kandalanu ausrufen. Die Niederwerfung des Aufstandes war 648 beendet. Aber noch hatte Assurbanipal langwierige Kriege zu führen gegen jene, die an dem Aufstande teilgenommen hatten, hauptsächlich gegen Elam und Arabien. Auf dem Rückwege von seinem arabischen Feldzug wurden auch die Städte Ushu (im Gebiet von Sidon) und Akko, die sich aufgelehnt hatten, gezüchtigt.

Assurbanipal regierte bis zum Jahre 626. Er war der letzte bedeutende assyrische König. Nach seinem Tode ging das gewaltige Reich rasch seinem Untergang entgegen, zu dem der Keim schon in der Regierungszeit Assurbanipals gelegt war. Der Aufstand Shamash-shum-ukins, der Abfall der phönizischen Städte, deren Beispiel wohl bald auch andre folgten, zeigten, daß die Macht Assyriens erschüttert, wenn nicht gebrochen war. Im Norden drohte ein mächtiger Gegner, Medien. Von seinen Nachfolgern Assur-itil-ili und Sin-shar-ishkun ist nur wenig bekannt. Im Jahre 606 ward Ninive durch die Meder erobert und zerstört. Sin-shar-ishkun soll sich nach Abydenus selbst mit seinem Palast verbrannt haben. Damit hatte das Assyrerreich ein Ende und verschwand spurlos aus der Geschichte.

Assurbanipal war nicht in dem Maße wie seine Vorgänger ein Kriegsheld. Die meisten seiner Feldzüge ließ er durch seine Feldherrn führen. Weit mehr huldigte er selbst den Künsten des Friedens und war, soweit die mannigfaltigen Kriege es gestatteten, auf Hebung des Wohlstandes in seinem Lande bedacht. Er selbst rühmt sich in seinen Inschriften: „Während meiner Regierung triefte die Fülle, während meiner Jahre strotzte der Ueberfluß." Von Jugend auf ein leidenschaftlicher Jäger, pflegte er mit besonderer Vorliebe die Löwenjagd. Davon legt eine Anzahl Jagdinschriften, mehrere davon mit Reliefs, ein rühmliches Zeugnis ab. Der König läßt sich abbilden, wie er auf einem Wagen einen Löwen verfolgt oder, abgestiegen, ihn bei den Ohren oder beim Schwanz erfaßt, um ihn zu durchbohren, wie er dann Opfer und Weinspende über dem toten Löwen darbringt. Um diesen Sport des Königs zu ermöglichen, wurden, weil Löwen, wenigstens in den bewohnten Teilen des Reiches, selten geworden waren, in den verschiedenen Residenzen, Kalah, Ninive und Dur-shar-ukin, Löwenzwinger angelegt, wo sie in Käfigen eingeschlossen und gezüchtet wurden. In einem noch vorhandenen Rapport berichtet ein Beamter, daß er aus den genannten drei Städten 25 Löwinnen und 3 Löwen losgelassen, um dem König zu seinem Lieblingsvergnügen Gelegenheit zu geben.

Ein hervorstechender Charakterzug Assurbanipals, worauf er selbst in seinen Inschriften viel Gewicht legt, ist seine Frömmigkeit. Wo er nur kann, rühmt er sich des Schutzes Assurs und seiner Lieblingsgöttin, der Ishtar von Ninive. Zu keinem größeren Unternehmen zog er aus, ohne die Götter befragt oder durch die Träume seiner Seher sich Rats erholt zu haben. Zahlreiche Tempel errichtete er zu seiner Götter Ehre oder stellte sie wieder her. Nach seinem Siege über Elam errichtete er der großen Göttin Ninives, der Gemahlin Assurs, ein

Digitized by Google

Erstürmung einer Stadt durch den assyrischen König. Relief im Britisch Museum

neues Heiligtum, und als es fertig war und er sich dorthin begab, um es mit feierlichen Opfern einzuweihen, ließ er seinen königlichen Wagen von vier gefangenen Königen, Tammarita, Pae, Ummanaldash und Wate, nach dem Tore des Tempels ziehen. Dieser barbarische Triumph war sein letzter, der letzte aber auch der ruhmbedeckten assyrischen Heere.

Aber nicht die kriegerischen Erfolge, die ihm beschieden waren und deren Frucht ja doch nach wenigen Jahren für immer verloren ging, nicht die großartigen Bauten, die er aufgeführt und die bald nach ihm in Trümmer und Schutt zerfielen, haben ihm den Dank der Nachwelt erworben. Seine größten Verdienste liegen auf einem andern Gebiet. Kein andrer der assyrischen Könige hat so wie Assurbanipal die Wissenschaften gepflegt und gefördert. Die Kujundschik-Sammlung des British Museum, die über 22000 Nummern umfaßt und doch nur einen Teil der Bibliothek Assurbanipals bildet, spricht beredt genug von seinem Eifer, die literarischen Schätze des alten Babyloniens zu sammeln und sie vor der Vergessenheit und dem Untergange zu bewahren. Es war dies wahrhaft eine Großtat und beweist den weitausschauenden Blick dieses Herrschers. Um dieses Werk, die Anlage einer Bibliothek, in dem er kaum, wenigstens nicht in diesem Maße und mit diesem zielbewußten Vorgehen, einen Vorgänger hatte, gebührend zu würdigen, denke man nur an Omar, den zweiten Kalifen, der die unersetzlichen Schätze der alexandrinischen Bibliothek in blindem Fanatismus den Flammen überantwortete. Nach den berühmtesten Tempelarchiven von Nippur, Agade, Babel, Lippar und andern sandte Assurbanipal seine Schreiber, nicht um die Schätze zu plündern, sondern sie abzuschreiben und seiner Bibliothek einzuverleiben. Mythen und Epen, Hymnen, Psalmen, Beschwörungstexte, Ominasammlungen, rituelle Formulare bilden den Inhalt dieser Bibliothek. Daneben chronologische Listen, Briefe und Rapporte von Königen, Feldherren, Beamten, Privatleuten über kriegerische Ereignisse, Tributzahlungen, Ausführungen von Bauten aller Art, Verwaltungsberichte der Gouverneure in den Provinzen und

Digitized by Google

Rückkehr des Königs nach einer siegreichen Schlacht. Relief im Britiſh Muſeum

Digitized by Google

andres. Von der größten Bedeutung für die Keilschriftforschung sind die Listen von Keilschriftzeichen, Wortlisten nach Bedeutung und Aussprache, die sogenannten Syllabare, die offenbar didaktischen Zwecken, zum Selbstunterricht oder für Tempelschulen dienten. Ja die Wiederauffindung dieser Tafeln, deren eine Hälfte 1849/50 von Layard im Palaste Sanheribs, dem Südwestpalast, deren andre 1853 von Hormuzd Rassam im Nordpalast Assurbanipals zu Kujundschik, der Stätte des alten Ninive, gefunden wurde, gab erst den rechten Anstoß und die Möglichkeit einer gründlichen und sicheren Entzifferung des Assyrischen und gewährt allein schon eine annähernde Vorstellung von dem großen Umfang der babylonischen Literatur.

Interessant sind die Signaturen, welche die in der Bibliothek vereinten Tafeln tragen: Eigentumsvermerk, „Palast Assurbanipals, des Königs der Welt, des Königs von Assyrien", Angaben über das Verhältnis der für die Bibliothek hergestellten Kopie zum Original, Lagerort und Beschaffenheit des Originals, Numerierung von Tafeln, die einem größeren Zusammenhang angehören, und andres mehr. Selbst Kataloge zu einzelnen Teilen dieser unschätzbaren Bücherei sind vorhanden.

Assurbanipal selbst scheint die Schätze seiner Bibliothek eifrig studiert zu haben. Die Früchte dieses Studiums zeigen sich in seinen eignen Monumenten und Denkschriften, die sich von den dürren Chroniken seiner Vorgänger sehr vorteilhaft unterscheiden. Seine Inschriften zeichnen sich durch eine schwungvolle, geradezu klassisch zu nennende Sprache aus. Leider wird durch das Streben und Ringen nach Schönheit des Ausdruckes gar oft die Klarheit der Darstellung beeinträchtigt.

Die Geschichte vermochte das Bild des großen Königs nicht festzuhalten. Als letzter aus dem Hause des Ninus, als der Typus eines üppigen, weibischen, echt orientalischen Despoten, der unter den Genüssen seines Harems seiner Kriegspflichten vergißt, sein Reich den von allen Seiten aufstehenden Feinden überläßt und endlich in seiner Hauptstadt eingeschlossen sich mit all seinen Schätzen und Frauen in Verzweiflung den Flammen übergibt, lebt er seit Ktesias und Diodorus Siculus in der Weltliteratur weiter. Gewiß, wie jeder andre orientalische Herrscher besaß auch Assurbanipal einen großen Harem, der stetig bereichert wurde durch die Töchter und Nichten der von ihm unterjochten Fürsten. Dies unterscheidet ihn jedoch in nichts von andern Königen und Fürsten seiner Zeit und berechtigt schon gar nicht, ihn zum weibischsten aller Könige zu stempeln. Auch ein Salomo erfreute sich eines Harems von 700 Frauen und 300 Nebenweibern, die nicht einmal den ganzen Bestand seines Harems ausmachten. Das tragische Ende des Königs, von dem die Sage berichtet, mag von seinem Bruder Shamash-shum-ukin oder von Sin-shar-ishkun, dem letzten der assyrischen Könige auf ihn übertragen worden sein. Daß mit Assurbanipals Ende auch der Untergang Ninives und des assyrischen Reiches verknüpft wurde, ist bei der geringen Bedeutung seiner beiden Nachfolger leicht verständlich.

Lord Byron hat den Sardanapal der Sage noch verschlechtert, ihn noch weibischer gemacht. Um seiner Lieblingssklavin Myrrha willen ist dieser Sardanapal bereit, sein ganzes Reich zu lassen. Aus dem Assyrerkönig, der zahllose Kriege geführt und kalten Herzens über Blut und Leichen hinweggeschritten, ist ein moderner Lebemann geworden. „Mein Liebchen, mir widerstrebt der Krieg und jeder Krieger, in Freuden und Vergnügen leb' ich hier. Was können Menschen weiter tun!" Nur einmal flackert die in ihm wohnende, durch maßlose Genußsucht ertötete Willenskraft auf, um ebenso rasch wieder zu erlöschen. Wie ein sentimentaler Theaterheld besteigt er mit seiner Geliebten den Scheiterhaufen.

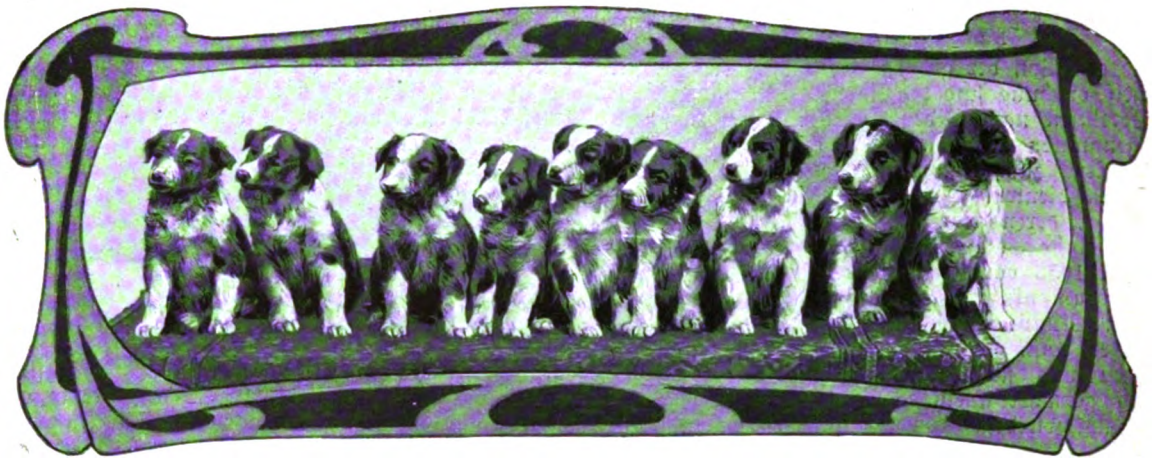
## Mein neues Haus

Von

**Hermann Hesse**

Am Berge steht mein neues Haus,
Es schaut gar fest und wohnlich aus.
Für Mann und Weib und Kindelein
Wird Raum darin zu Lust und Leide,
Zu Spiel und Arbeit sein.
So hoch es und so stattlich schaut,
Darüber doch die Ferne blaut:
Die hat, wenn es an Raum gebricht,
Für Mann und Weib und Kindelein
Noch Raum genug und Licht.
In Regen, Sturm und Ungemach
Sei mir gepriesen unser Dach
Für Mann und Weib und Kindelein!
Sonst aber soll die blaue Weite
Uns Haus und Heimat sein.

Digitized by Google



# Weinen manche Tiere?

Von

**Dr. Th. Zell**

Daß das Tier, wie der Mensch, Schmerz und Freude empfindet, bezweifelt wohl niemand. Welche Freudensprünge macht beispielsweise ein Hund, wenn er mit seinem Herrn ausgehen darf! Gerade in der letzten Zeit hatte ich bei einem Jagdfreunde vortreffliche Gelegenheit, hierüber allerlei Beobachtungen zu machen. Stundenlang lagen vormittags seine beiden Jagdhunde auf der Lauer mit der bangen Frage in den Augen: Dürfen wir heute mitgehen oder nicht? Manchmal konnten wir nämlich die Hunde nicht mitnehmen, weil in dem Revierteile, den wir aufsuchen wollten, vergiftete Brocken lagen. Sowie wir uns nun zurechtzumachen begannen, kannte die Unruhe der Hunde keine Grenzen. Immer wieder beobachteten sie uns, damit wir ihnen ja nicht entwischten. Donnerte sie nun der Herr an: „Nein, ihr müßt heute hierbleiben," dann war die Wirkung niederschmetternd. Mit gesenktem Haupte, als könnten sie die Nachricht gar nicht glauben, schlichen sie schwermütig davon — denn sie wußten, daß es bei ihrem Herrn keinen Widerspruch gab. Um so größer war die Freude, wenn sie uns begleiten durften. Ihre stürmischen Begrüßungen konnten einen Schwächling zu Fall bringen. Hei, wie tollten zunächst beide in großen Sätzen hin und her, damit sie ihren freudigen Gefühlen Ausdruck geben konnten. Aehnlich freudig benimmt sich bekanntlich der Hund, wenn er seinen Herrn, von dem er getrennt war, wiedersieht. Auch andre Tiere bekunden in ähnlicher Weise ihre Trauer und ihre Freude. Ein Paar Papageien, die während der wochenlangen Abwesenheit ihrer Herrin mäuschenstill gewesen waren, kreischten bei ihrer Rückkehr stundenlang, so daß sofort alle Hausbewohner, zu denen auch ich gehörte, genau wußten, daß etwas Ungewöhnliches passiert sei. Fast genau wie der Hund benimmt sich der gezähmte Wolf bei der Trennung von seinem Herrn. Cuvier berichtet von einem Wolf, der wie ein junger Hund aufgezogen worden war und, als er ausgewachsen war, von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich vollkommen gleichgültig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu denen, die um ihn waren und mit ihm sich beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge und überließ sich, nachdem man ihn in Freiheit gesetzt hatte, Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt, und von neuem war er wie das erstemal tiefbetrübt. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr abermals nach Paris. Es war gegen Abend und der Käfig des Wolfes völlig geschlossen, so daß das Tier nicht sehen konnte, was außerhalb seines Kerkers vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ängstliches Geheul aus, und sobald man die Tür des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene, seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängnis zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähte alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer gefährlich für einen Fremden, ihm sich zu nähern. Bei so auffallenden Aeußerungen der Freude und des Schmerzes bei den Tieren, die man seit uralter Zeit beobachtet hat, ist es nicht wunderbar, daß man sie unter Umständen auch des Weinens für fähig hält. Der traurige Mensch, namentlich Frauen und Kinder, weinen häufig — warum sollte es nicht auch das Tier tun? So schildert beispielsweise Homer, daß die unsterblichen Rosse des Achilleus, die den Patroklus auf den Kampfplatz getragen haben, weinen, als sie den Tod des Helden vernehmen. Ebenso soll der Löwe nach Plinius im Sterben weinen. Besonders hat man im Altertum von den Tränen des Krokodils gefabelt. Hiernach soll die Echse beim Anblick eines Menschen weinen und ihn dann sofort fressen, weshalb man heuchlerische Tränen als Krokodilstränen bezeichnet.

Digitized by Google

In Wirklichkeit ist es doch gerade auffallend, daß unsre Haustiere bei den zahllosen Gelegenheiten, wo nach menschlicher Auffassung Grund zum Weinen vorhanden wäre, keine Tränen vergießen. Die Kuh, der das Kalb genommen wird, weint nicht, das Pferd, das von seinem Herrn verkauft wird, bei dem es ihm sehr gut erging, weint ebenfalls nicht, und der junge Hund, der Prügel erhält, denkt auch nicht daran, zu weinen. Umgekehrt kann man auch kein wirkliches Lachen bei den Tieren wahrnehmen, weungleich in unsern Witzblättern behaglich lächelnde Tiere eine ziemliche Rolle spielen. Bei den menschenähnlichen Affen habe ich unzähligemal beobachtet, daß der Wärter sie am Halse kitzelte und ihnen zurief, sie sollten lachen. Es erfolgte aber immer nur ein Grinsen, wie es bei kleinen Kindern der Fall ist. Trotzdem wäre es meines Erachtens ungerecht, wenn man die Berichte vom Weinen der Pferde und andrer Tiere einfach als Jägerlatein auffassen würde. Man darf doch nicht vergessen, daß ein Tränen der Augen aus den verschiedensten Gründen auch bei den Tieren möglich ist, zum Beispiel, weil Staubkörner in die Augen gedrungen waren oder letztere grelles Licht traf. Ein derartiges Vorkommnis dürfte einen so vortrefflichen Tierbeobachter, wie gerade Homer es ist, zu der Annahme von dem Weinen der Pferde veranlaßt haben. Außerdem ist vielleicht nichts schwerer, als die Handlungsweise eines Tieres richtig zu deuten. Ich möchte einen ähnlichen Fall anführen. Fast alle Hundebesitzer, ebenso die meisten Grünröcke schwören darauf, daß viele Tiere sich schämen. Ich habe bereits an andrer Stelle meine Bedenken gegen diese Annahme vorgetragen. Das Gefühl der Scham ist selbst manchen Naturvölkern unbekannt. Man darf doch schwerlich vermuten, daß das Tier ein Gefühl besitzt, das vielen Menschen fremd ist. Es ist richtig, daß wir den Hund, der etwas begangen hat, mit den Worten andonnern: „Aber schämst du dich denn gar nicht?“ Es ist aber sehr wahrscheinlich die Furcht vor Strafe und nicht die Scham, die den Hund veranlaßt, furchtsam in den Winkel zu kriechen. Wenn wir es für selbstverständlich halten, daß ein kluges Haustier sich schämt, warum sollen wir ihm nicht eine so häufige menschliche Tätigkeit, wie das Weinen es ist, andichten? Daß ein Tier, das wie der Mensch lebt und stirbt, sich fortpflanzt, ißt und trinkt, nicht auch weinen soll, da es doch Kummer wie der Mensch empfindet, will uns gar nicht in den Sinn.

Besonders eingehend hat sich Darwin mit der Frage, ob Tiere weinen, beschäftigt. Um das Wesen des menschlichen Weinens gründlich zu erkennen, hat er als natürlichen Ausgangspunkt das Weinen unsrer Kinder gewählt. Kleine Kinder stoßen, wenn sie auch nur geringen Schmerz leiden, wie mäßigen Hunger oder Unbehagen, ein heftiges und anhaltendes Geschrei aus. Während sie derartig kreischen, sind ihre Augen fest geschlossen, so daß die Haut um dieselben kleine Falten zeigt und die Stirn sich in Runzeln zusammenzieht. Der Mund wird weit geöffnet und die Lippen in eigentümlicher Weise zurückgezogen, wodurch jener eine viereckige Form annimmt; der Gaumen oder die Zähne stehen mehr oder weniger frei. Die Einatmung erfolgt beinahe krampfhaft. Das feste Schließen der Augenlider und das dadurch erfolgende Zusammendrücken des Augapfels — und das ist ein sehr wichtiges Moment bei verschiedenen Ausdrucksformen — dient dazu, die Augen davor zu schützen, daß sie zu stark mit Blut gefüllt werden. Kinder vergießen, solange sie noch ganz jung sind, keine Tränen, noch weinen sie, wie dies Wärterinnen und Aerzten wohlbekannt ist. Dieser Umstand rührt nicht ausschließlich davon her, daß die Tränendrüsen dann noch nicht imstande wären, Tränen abzusondern. Darwin bemerkte das zuerst bei einer Gelegenheit, wo er zufällig mit dem Aufschlag seines Rockes das offene Auge eines seiner kleinen Kinder gestreift hatte, das damals 77 Tage alt war, und diesem Auge nun Wasser entströmte; obgleich das Kind heftig schrie, blieb doch das andre Auge trocken oder wurde wenigstens nur leicht von Tränen genetzt. Ein ähnlicher leichter Erguß erfolgte zehn Tage vorher auf beiden Augen bei einem Schreiausbruch. Die Tränen rannen diesem Kinde nicht über die Augenlider und die Backen herab, als dasselbe in einem Alter von 122 Tagen heftig schrie. Dies geschah erst 17 Tage später, in einem Alter von 139 Tagen. Auch noch ein paar andre Kinder sind von ihm beobachtet worden; der Zeitpunkt, wo das vollständige Weinen eintritt, scheint danach sehr wechselnd zu sein. Bei Erwachsenen, besonders des männlichen Geschlechts, tritt bald die Zeit ein, wo körperlicher Schmerz nicht mehr Weinen erzeugt oder dieses solchen ausdrückt. Dies erklärt sich daraus, daß es von den Männern sowohl der zivilisierten wie der barbarischen Rassen für schwächlich und unmännlich gehalten wird, körperlichen Schmerz durch ein äußeres Zeichen anzudeuten. Mit Ausnahme hiervon weinen Wilde reichlich aus sehr geringfügigen Ursachen, worüber Sir J. Lubbock Beispiele gesammelt hat. Ein neuseeländischer Häuptling weinte wie ein Kind, weil die Matrosen seinen Lieblingsmantel durch Bestreuen mit Mehl verdorben hatten. Darwin sah in Tierra del Fuego einen Eingeborenen, der kürzlich einen Bruder verloren hatte, abwechselnd mit hysterischer Heftigkeit weinen und dann wieder über etwas, das ihn ergötzte, herzlich lachen. Bei den zivilisierten Nationen herrscht gleichfalls ein großer Unterschied in der Heftigkeit des Weinens. Engländer weinen selten, außer unter dem Druck des stärksten Kummers, während in einigen Teilen des Kontinents die Männer viel leichter und zwangloser Tränen vergießen. Bekannt ist beispielsweise, daß die homerischen Helden mit dem Weinen leicht bei der Hand sind. Odysseus weint bei Alkinous, als der Sänger die Eroberung Trojas besingt, Priamus und Achilles weinen bei der Leiche Hektors und so weiter. Wenn wir nordischen Völker das Weinen durch Gewohnheit zurückdrängen können, so scheint es umgekehrt, daß das Vermögen des Weinens durch Gewohnheit verstärkt werden kann; so versichert der Rev. R. Taylor, der lange Zeit in Neuseeland lebte, daß die Weiber dort willkürlich Tränen in Unmenge vergießen können; sie kommen zu diesem Zweck zusammen, wenn sie die Toten betrauern wollen, und setzen dann einen Stolz darein, in der rührendsten Weise zu weinen.

Darwin erwähnt einen Affen im Zoologischen

Digitized by Google

Garten in London, einen Macacus maurus, der reichlich weinte. Er hat ihn aber nicht mehr untersuchen können, da er nicht mehr dort war, als er seine Untersuchungen anstellen wollte. Ebenso sind die Beobachtungen bei Elefanten resultatlos verlaufen. Vom indischen Elefanten behauptet man nämlich, daß er zuweilen weint. Sir E. Tennent sagt, wo er jene beschreibt, die er in Ceylon gefangen und gefesselt sah: Einige lagen regungslos am Boden und ließen kein andres Lebenszeichen blicken als die Tränen, die ihnen aus den Augen strömten und beständig flossen. Von einem andern Elefanten sagt er: Als er überwältigt und festgemacht worden, war sein Schmerz recht rührend; seine Ungebärdigkeit sank zu vollständiger Erschlaffung herab; er lag auf dem Boden und stieß ein entsetzliches Geschrei aus, wobei ihm die Tränen die Backen hinabliefen. Im Zoologischen Garten zu London versicherte der Wärter der indischen Elefanten dem Naturforscher mit Bestimmtheit, er habe verschiedene Male Tränen über das Gesicht des alten Weibchens laufen sehen, wenn dasselbe über die Fortschaffung seines Jungen betrübt war. Darwin bemühte sich deshalb außerordentlich, als eine Erweiterung der Beziehung, wie sie beim Menschen zwischen der Zusammenziehung der Ringmuskeln und dem Vergießen von Tränen besteht, festzustellen, ob Elefanten diese Muskeln gleichfalls zusammenziehen, wenn sie laut schreien oder trompeten. Auf Herrn Bartletts Wunsch hieß der Wärter den alten und den jungen Elefanten trompeten, und sie sahen wiederholt bei beiden Tieren, daß, sobald das Trompeten begann, die Ringmuskeln, besonders die unteren, entschieden zusammengezogen wurden. Bei einer folgenden Gelegenheit ließ der Wärter den alten Elefanten viel lauter trompeten, und beständig wurden die oberen und unteren Ringmuskeln stark zusammengezogen.

Wie Darwin ist es mir ebenfalls bei meinen Beobachtungen ergangen — ich habe niemals feststellen können, daß ein Tier wirklich weint, weder bei Affen noch bei Elefanten, Giraffen, Kamelen und so weiter, die nach Angabe einzelner Naturforscher Tränen vergießen. Auch die Wärter, die ich eingehend seit Jahren hiernach befragt habe, konnten mir kein Tier angeben, das wirklich weint. Ich vermute daher, daß die Angabe, wonach seltene Tiere, die man in zoologischen Gärten nicht beobachten kann, zum Beispiel Seeottern, weinen, ebenfalls auf einem Irrtum beruht. So heißt es zum Beispiel in einer Schilderung des trefflichen Steller von den Seeottern folgendermaßen: Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen ist so groß, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie unterwerfen und, wenn sie ihnen genommen werden, fast wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen sie sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sicheren Beispielen sahen, in zehn bis vierzehn Tagen wie ein Geripp vertrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Man sieht sie das ganze Jahr mit Jungen Die Weibchen tragen es im Maul, im Meere aber, auf dem Rücken liegend, zwischen den Vorderfüßen. Sie spielen auch mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie ein Mensch. Wie auch die Jäger ihr zu Wasser oder zu Lande zusetzen, so wird doch das im Maule getragene Junge nicht, außer in der letzten Not oder im Tode, losgelassen, und deshalb kommen gar viele um. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehen, was sie täten. Sie jammerten wie ein betrübter Mensch und folgten mir von fern wie ein Hund, als ich sie forttrug. Dabei riefen sie ihre Jungen mit jenem Gewimmer, das ich eben beschrieb. Als die Jungen in ähnlicher Weise antworteten, setzte ich sie auf den Boden; da kamen gleich die Mütter herbei und stellten sich bereit, dieselben fortzutragen.

Ich glaube, wie gesagt, nicht an das Weinen der Tiere. Und zum Unterschiede von Darwin kann ich auch nicht finden, daß das wunderbar ist. Im Gegenteil würde ich im höchsten Grade erstaunt sein, wenn ein frei lebendes Tier — bei Haustieren und gefangenen Tieren liegt die Sache anders — jemals weinen würde. Der Grund liegt im folgenden.

Jedes frei lebende Tier wird von Feinden bedroht, manches von unzähligen. Nehmen wir an, eine Affin, der ein Leopard das Junge raubt, würde weinen. Was wäre die Folge? Jeder Jäger weiß, wie unangenehm es ist, wenn einem zum Beispiel durch einen bestehenden Schnupfen eine Träne in das Auge kommt, so daß man nicht deutlich sehen, geschweige denn ordentlich zielen kann. Die Affin, die angesichts des Verlustes ihrer Kleinen weinte, wäre verloren. Zahllose Tiermütter müssen wegen ihrer Kleinen mit den Feinden kämpfen, die Ricke mit dem Fuchse, die Häsin mit dem Raben, die Ente mit der Wasserratte und so weiter. Haben diese Tiermütter Zeit zum Weinen? Die Tränen haben bei den Tieren nur den Zweck, das Auge von eingedrungenen Staubteilen zu reinigen, zumal die meisten gar keine Organe besitzen, um Fremdkörper zu entfernen. Wie soll ein Pferd beispielsweise das anstellen? Während des Kampfes weinen deshalb auch die homerischen Helden nicht, selbst wenn ihnen ein Bruder oder ein lieber Freund getötet wurde. Das Weinen zur Erleichterung des Schmerzes konnte sich bei dem Menschen erst einbürgern, als er von äußeren Feinden nicht mehr alltäglich zu leiden hatte. Da die Bekämpfung äußerer Feinde mehr Männerarbeit ist, so erklärt sich hieraus, daß Kinder und Frauen mehr weinen als Männer. Aber selbst heute wird die gefühlvollste Hausmutter, die in der Nacht erwacht und mit Schrecken wahrnimmt, daß ein plötzlicher Brand bereits ein Kind getötet hat, während die andern Kinder in größter Gefahr schweben, nicht lange weinen, sondern die Tränen zurückdämmen und die andern Kinder zu retten suchen.

Tiere weinen also nicht zur Erleichterung ihres Schmerzes, weil sie nicht weinen dürfen, denn sonst wäre ihre Existenz gefährdet. Sie vergießen nur Tränen zum Schutze der Augen, wenn Fremdkörper hineingedrungen sind oder eine sonstige Reizung stattgefunden hat. — Uebrigens kommt es nach den eingehenden Untersuchungen von Darwin auch niemals vor, daß Tiere schluchzen.

Digitized by Google

Pferde im Schneesturm

Nach einem Gemälde von Teutwart Schmitson

Digitized by Google

# Das moderne Fort

Von

Major z. D. Goebel, Düsseldorf

(Hierzu fünf Abbildungen)

Die Forts bilden die Linie der Hauptverteidigung der Festung. Ist diese ohne Kernumwallung, so stellt der Fortgürtel überhaupt ihre einzige Verteidigungslinie permanenter Anlage dar. Soll nur ein bestimmter Punkt: Gebirgspaß, Flußübergang und so weiter gesperrt werden, so genügt oft ein einziges Fort, das damit selbst zur kleinen Festung wird. Infolgedessen verlangt es in einzelnen Einrichtungen eine Aenderung, unterscheidet sich aber in der Gesamtanlage nicht von denen, die in weitumspannendem Gürtel einen Stadtkern verteidigen.

Bestimmend für die Anlage jedes Forts ist gute Wirkung in das Vor- und Nebengelände sowie möglichster Schutz gegen die Waffen des Angreifers. Die enorm gesteigerte Sprengkraft moderner Geschosse bei großer Treffähigkeit und Tiefenwirkung zwingt die Festungsbaumeister zu ähnlichen Grundsätzen wie die Truppen im Felde. Gefechtsformationen müssen sich eng dem Gelände anschmiegen und es vermeiden, ein hohes und tiefes Ziel zu bieten, dafür aber in kräftiger Frontentwicklung die eignen Waffen möglichst zahlreich zur Geltung bringen. So auch das moderne Fort, dessen Grundriß je nach der Oertlichkeit ein verschiedener ist, immer aber möglichst einfache Linien zeigt. Unsre Bilder stellen einige der heute vorkommenden Typen dar, doch sind die meisten der modern eingerichteten Forts durch Umbau älterer Werke entstanden.

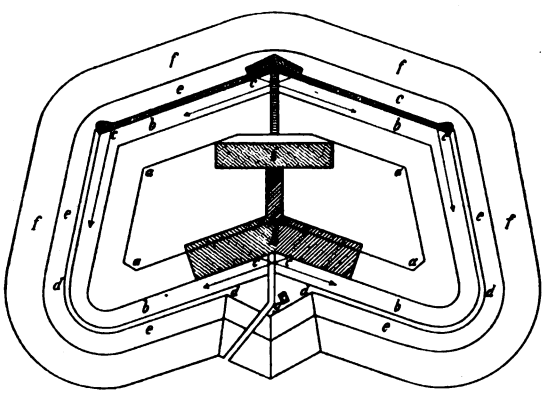


Abbildung I

a Feuerlinie des Hauptwalls; b Graben; c Grabenwehren; d Feuerlinie des Glacis; e Glacis mit Hindernissen; f Vorglacis als Maske der Hindernisse; g Blockhaus für Wachen; h Kehlkaserne; i Frontkaserne. A Schwere Flachbahngeschütze unter Panzer; B Schwere Steilfeuergeschütze unter Panzer; C Nahkampfgeschütze unter Panzer; D Panzerbeobachtungsstände

Die sehr hohen Kosten verbieten es, der verhältnismäßig schnellen Weiterentwicklung der Waffentechnik und Kriegsführung mit durchaus neuen Bauten zu folgen. Nicht zu umgehen aber war der erhöhte Schutz der Besatzung und der Geschütze sowie die Vermehrung der Sturmfreiheit. Hohe, scharf sich abhebende Wälle sind stets ein gutes Ziel für den gegnerischen Artilleristen, dem ihre Zerstörung samt den dahinter stehenden Verteidigungsmitteln sehr bald gelingen wird, sobald er sich danach eingeschossen hat. Daher legt man bei Neubauten die Wälle so an, daß sie möglichst durch das vorliegende Gelände verdeckt werden. Aber auf solche Weise wird sehr häufig das Schußfeld beschränkt, weshalb man sich in den meisten Fällen damit begnügen muß, die Feuerlinie zu senken und überragende Schulterwehren und Hohlbauten zu vermeiden, vorhandene aber zu beseitigen. Jedem, der ein älteres, hochgelegenes Fort gesehen hat, wird erinnerlich sein, daß jene den Wall krönten wie Zinnen eine Mauer, und deutlich die Stelle verrieten, wo die Geschütze standen. Statt dessen jetzt eine gleichmäßige Linie, die scharfe Kanten vermeidet und durch Baumpflanzungen auch noch so weit Deckung findet, als es das Schußfeld zuläßt. Wie sehr die zerstörende Kraft der neueren Geschütze gewonnen hat, geht daraus hervor, daß man den Wall von zirka 8 Meter bis zu 12 Meter verstärken und außerdem noch reichlich Gebrauch von Beton machen muß. Das stolze Mauerwerk, das früher die Sturmfreiheit garantierte, ist jetzt ein willkommenes Ziel selbst für Kaliber, die man noch zu den mittleren zählt. Es ist daher von der dem Feinde zugekehrten Wallseite gänzlich verschwunden und findet sich höchstens noch an der gegenüberliegenden Grabenwand und an der Rückseite der inneren und rückwärtigen Fortbauten. Aber auch hier ist es nicht sicher, wenn die schweren Sprenggeschosse in seiner Nähe zerspringen und ihre Wirkung mit zerstörender Vehemenz auch nach rückwärts äußern. Daher böscht man, wo es angängig ist, auch die nach außen führende Grabenseite in Erde oder ersetzt oder verhüllt das Mauerwerk durch den ungleich widerstandsfähigeren Beton. Aus ihm besteht oft auch der innere Kern des Walles, und stets wird man ihn in 3 bis 4 Meter dicken Schichten als Decke, vielfach auch als rückwärtige Bekleidung des Kasernements finden. Die Außenseite der Decke hat stark abgerundete Kanten, wodurch die eisenharte Betonmasse die auftreffenden Geschosse abgleiten läßt. Daher bedeckt man sie im Gegensatz zum Mauerwerk auch gar nicht oder nur sehr schwach mit Erde, da dicke Schichten die Geschosse festhalten, eng umschließen und zu bedeutend gesteigerter Wirkung bringen. Die Kasernements befinden sich entweder in der Kehle — Rückseite des Forts — oder im Innern oder sowohl hier wie dort. Auf alle Fälle sind sie nicht so ausgedehnt wie in früheren Werken, da die Dimensionen der modernen schon an sich geringer sind

Digitized by Google

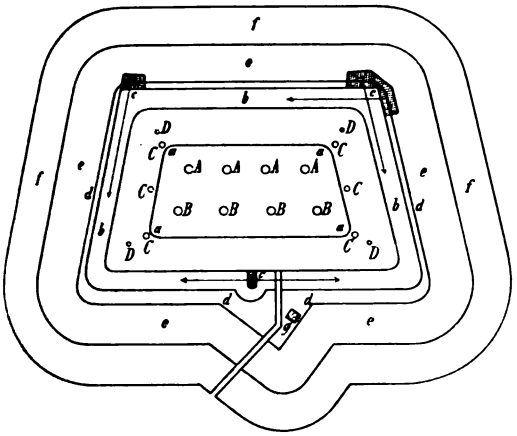


Abbildung II
Die Buchstaben entsprechen denen von I

und man anderseits die Offensivkraft der eigentlichen Festungsbesatzung möglichst wenig schwächen will. Ein bis zwei Kompagnien Infanterie sowie die nötigen Fußartilleristen und Pioniere sind daher die Regel, und sie finden in den Unterkunftsräumen nicht nur bombensicheren Schutz, sondern auch alles das, was zum Lebensunterhalt und zur Krankenpflege nötig ist.

Weitestgehende Sicherheit gegen Schuß muß auch für die Geschütze bestehen, denn sie werden zunächst die ganze Wucht des feindlichen Feuers zu tragen haben. Man hat auch hier teilweise zu Betonkasematten gegriffen. Bessere Dienste noch wie sie leisten Panzertürme, die ein bis zwei Geschütze aufnehmen und drehbar oder hebbar angeordnet sind. Die letztere Art gestattet das Fertigmachen des Geschützes einschließlich Richten in Tiefstellung, um dann in wenigen Sekunden zu steigen und den Schuß elektrisch erfolgen zu lassen. Sie haben den großen Vorzug, auf gefährdeten Punkten lange aushalten zu können, aber auch den Nachteil, sehr teuer zu sein. Es bedarf daher einer bewilligungsfreudigen Volksvertretung, wenn man ganze Forts damit ausstatten will, und doch ist die Geschützzahl dieser verhältnismäßig klein. Alle jene Kaliber, die den eigentlichen Geschützkampf zu führen haben, also in der Hauptsache Steilfeuergeschütze, bringt man im Gelände gedeckt in den Fortzwischenräumen unter. Hier sind sie dem feindlichen Feuer mehr entzogen und wirken ebensogut wie von den Werken. Diese selbst aber bleiben von dem Feuer verschont, das gegen die Verteidigungsartillerie gerichtet wird und sie andernfalls mit dieser gleichzeitig vernichten würde. Wir finden daher bei einem modernen Fort nicht einmal Anschlußbatterien, das heißt dicht daneben, aber wesentlich tiefer liegende und daher besser gedeckte Geschützstände. Es wäre dem Gegner ein leichtes, sein Feuer vom Fort auf diese und umgekehrt überzuleiten. Im Werk selbst stehen nur einige sehr weit tragende Flachbahngeschütze größeren Kalibers (10 Zentimeter), um den Anmarsch des Gegners zu beschießen und ihn möglichst weit von der Festung fernzuhalten. Diesen Kampf unterstützen zuweilen, und zwar bei Sperrforts, die ganz auf sich angewiesen sind, häufiger, einige Steilfeuergeschütze, um den Angreifer auch an gedeckteren Stellen zu treffen. Es liegt in der Natur ihrer Flugbahnen, daß Haubitzen im hinteren Teile des Werkes, Kanonen aber an der Frontlinie Aufstellung finden. Von den ausspringenden Winkeln und Flanken aus wirken Schnellfeuerkanonen kleineren Kalibers gegen den Angriff der Infanterie, unterstützt durch 5-Zentimeter-Kanonen in Panzerlafetten und Maschinengewehre dort, wo ihnen die Gefechtslage die beste Wirkung verspricht. Es versteht sich von selbst, daß auch die Munition der Geschütze bombensicher und zugleich in ihrer Nähe untergebracht ist. Die Artilleristen müssen ebenfalls schnell und absolut gedeckt zu ihrer Waffe gelangen können. Sie werden daher in der Regel in den Hohlräumen unterhalb der Geschützstände wohnen.

Von großer Bedeutung sind gepanzerte Beobachtungsstände, kleine kuppelförmige Einrichtungen für ein bis zwei Mann. Sie haben nicht nur auf das zu achten, was im Vorgelände geschieht, sondern auch die Lage der Schüsse zum Ziele zu melden, denn ohne einen bestimmten Anhalt in dieser Richtung ist nur auf Zufallswirkung zu rechnen. Um einen weiten Ueberblick auch nach den Seiten zu haben, finden sie Platz in den ausspringenden Winkeln. Ebendort werden Scheinwerfer in Panzerständen dafür sorgen, daß auch des Nachts die Beobachtung nicht unterbrochen wird und der Gegner sich nicht unbemerkt und unbeschossen den Werken nähert.

Die Infanterie wird ihre Waffe von einem Auftritt des Hauptwalles und einem solchen des Glacis zur Geltung bringen, noch besser aber ist es, wenn sie, wie in der Feldschlacht, teilweise einige hundert Meter vorwärts und bei einem alleinliegenden Fort auch seitwärts in befestigten Stellungen mit bombensicheren Unterständen kämpfen kann. Sie wird dann weniger durch die Geschosse zu leiden haben, die den Fortgeschützen zugedacht sind. Gedeckte Verbindungsgräben müssen aus dem Fort zu jenen Stellungen führen.

Trotz der genannten Kampfmittel ist das Fort nicht sturmfrei, ohne Hindernisse, die den modern-

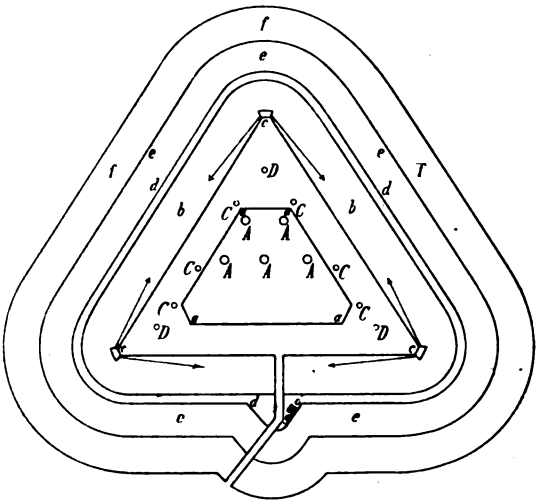
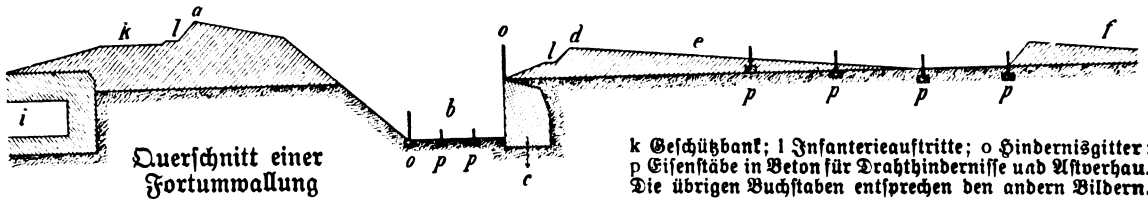


Abbildung III
Die Buchstaben entsprechen denen von I

Digitized by Google




Querschnitt einer Fortumwallung

k Geschützbank; l Infanterieauftritte; o Hindernisgitter; p Eisenstäbe in Beton für Drahthindernisse und Astverhau. Die übrigen Buchstaben entsprechen den andern Bildern.

sten Anforderungen entsprechen. Der Gegner soll durch sie, im wirksamsten Feuer von Geschütz und Gewehr, aufgehalten und gezwungen werden, sich durch zeitraubende Arbeit bis zum Hauptwall Bahn zu brechen. Den Zutritt zu ihm verwehrt der Graben, schon im Frieden völlig ausgebaut und auch am schwierigsten zu überschreiten, wenn nicht eine sehr gründliche Vorbereitung des Angriffs vorausgegangen ist. Man weiß, daß er entweder Wasser von mindestens 1,80 Meter Tiefe auf 20 bis 30 Meter breiter Grundfläche enthalten oder auch trocken angelegt sein kann. In diesem Falle ist er wesentlich tiefer und schmäler und Hindernisse aus Draht oder Aesten machen seine Sohle ungangbar. Eisengitter von 3 bis 4 Meter Höhe krönen beide Ränder, hemmen also noch dazu das Hinein und Hinaus.

Was aber ein Ueberschreiten des Grabens zur Unmöglichkeit macht, ist seine Flankierung, falls sie unversehrt geblieben ist. Um sie möglichst der feindlichen Wirkung zu entziehen, legt man die betreffenden Hohlbauten in die ausspringenden Winkel der äußeren Grabenwand, in der Kehle indessen an die innere, da diese schon an sich geschützt liegt. So bei trockenen Gräben. Bei nassen, die eine Verbindung des Fortinnern mit äußeren Grabenwehren zu sehr erschweren, legt man diese als Panzerstände an die innere Grabenwand. Kleinkalibrige Schnellfeuerkanonen, Revolvergeschütze oder Maschinengewehre mit der nötigen Bedienung bilden ihre Besatzung, die in Augenblicken der Gefahr einen ununterbrochenen Kugelhagel die Grabenzüge entlang zu senden hat.

Ein modernes Sprenggeschoß

Bei Ausbruch des Krieges, bei der Armierung also, werden auf dem Glacis, das heißt dem vom äußeren Grabenrande zum Feinde abfallenden Teile, noch Drahtgeflechte oder ein Verhau aus stehenden und zugespitzten Aesten, 10 bis 20 Meter breit, hergestellt. Sie liegen unter dem Feuer der Infanterie, die am Glacis Aufstellung genommen hat, und werden auch vom Hauptwalle aus durch Kanonen und Gewehre bestrichen. Bei Sperrforts finden sich solche Hindernisanlagen auch wohl in weiterem Umzuge, wenn kleinere Werke für Infanterie oder Artillerie vorgeschoben und mitzuschützen sind. Das nötige Material für die Verhaue gewinnt man zum Teil aus den Baumpflanzungen, die im Frieden das Glacis bedecken. Man wird sie übrigens nur so weit lichten, als sie das Schußfeld behindern, im übrigen aber als nützliche Maske stehen lassen. Diese Hindernisse, und zwar besonders die aus Draht, sind aus der Ferne nur durch die Minengranaten der schweren Steilfeuergeschütze zu zerstören, verlangen aber sehr viel Munition, die zur Vernichtung der Werke und ihrer Geschütze notwendiger sein wird. Der Angreifer muß sich daher in den meisten Fällen durch Verhau und Draht mit der Faust hindurcharbeiten. Minen verschiedener Art sind vor Port Arthur zu neuem Ansehen gekommen und werden, im Vorgelände, auf dem Glacis und auf der Grabensohle angelegt, in Zukunft die Verteidigungskraft bedeutend steigern.

Telephonische Verbindungen, reichliche elektrische Beleuchtung innerhalb des Forts, Brieftauben, Funken- und Leitungstelegraphie in die Ferne sind heutigestags unentbehrliche Einrichtungen. Auch der Beobachtungsballon wird nicht fehlen, wo seine Verwendung einigermaßen gesichert erscheint, und seine Meldungen werden von großem Einfluß auf die Leitung des Feuers und seine Wirkung sein. Der Angreifer seinerseits wird ebenfalls Luftschiffe gegen die Forts verwenden, und zwar nicht nur zur Erkundung und Beobachtung, sondern auch zu vernichtender Wirkung. Immerhin wird diese eine starke Beschränkung erfahren, einmal durch die Eigenart des Kampfmittels und dann auch durch die Einrichtungen des modernen Forts. Jenes wird in einem Geschoß bestehen, das, aus der Gondel ausgeworfen, durch seine große brisante Sprengladung wirken soll. Unser Bild stellt ein Modell dar, wie es sich die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik zu Düsseldorf hat patentieren lassen.

Das Fort seinerseits besitzt in der 10-Zentimeter-Kanone eine vorzügliche Waffe, sich schon auf große Entfernung feindliche Luftschiffe vom Leibe zu halten. Scheinwerfer werden auch in der Nacht dafür sorgen, daß sie nicht unbemerkt herankommen. Ist aber die Verteidigungsartillerie niedergekämpft, schreitet der Angreifer zum letzten Streiche, dann dürfte es dem Luftschiffe möglich sein, auch aus geringerer Höhe mit größerer Sicherheit Verwirrung und Vernichtung auf das Fort herabzusenden.

Die neuesten Waffen und Deckungsmittel jedoch, welche die Verteidigung ungleich mehr wie früher stärken, werden den Sturm weiter hinausschieben als bisher. Schon der Ostasiatische Krieg läßt erkennen, wie zähe erst ein modernes Fort wird auszuhalten vermögen und wie groß die Widerstandskraft eines Waffenplatzes sein muß, den ein ganzer Gürtel derselben umschließt. Port Arthur widerstand 241 Tage dem Angriffe von der Landseite her und kostete fast 72000 Japanern das Leben, und doch war es weit davon entfernt, eine moderne Festung zu sein und von einem Gürtel moderner Forts verteidigt zu werden.

Digitized by Google

# Konrad Ferdinand Meyers Psyche

Von

Dr. Ernst Traumann, Heidelberg

Wir besitzen seit fünf Jahren über den Schweizer K. F. Meyer ein Buch, das uns in großen Zügen, in künstlerischer Abgeschlossenheit ein unverlöschliches Bild des inneren Werdens dieser feinen und hochgestimmten Dichterseele einprägt, ein Werk, so zart und doch so tief, so liebevoll und zugleich so wahr, wie es nur eine ungewöhnlich geistvolle und eindrucksfähige Frau, die Genossin seines Lebens und die Vertraute seiner geheimsten Regungen schreiben konnte. Es sind die Erinnerungen seiner Schwester Betsy, die, sechs Jahre jünger als Konrad, die Entwicklung des Menschen und Poeten von Anfang bis zu Ende miterlebt, ihn in seinen schweren Kämpfen betreut und an seiner Arbeit nahezu als Mitschaffende teilgenommen hat. So sehr sie selbst in ihrer vornehmen Bescheidenheit diesen Anteil beschränkt und ihre Person hinter die große Erscheinung des Bruders zurücktreten läßt — ihre meisterhafte Schilderung verleiht uns die untrügliche Empfindung, daß sie ihrem Helden kongenial, daß der eminente Künstlergeist Konrad Ferdinands ein Familienerbe war, das auch auf die Schwester in hohem Maße übergegangen. Was sie von der Schaffensart des Dichters sagt: die mächtigen Eindrücke, die er von seinen Erlebnissen empfangen habe, seien in seiner Seele versunken, um sein volles Eigentum, sein eignes Fleisch und Blut zu werden und um sodann weit später zu klaren, harmonisch vertieften Erinnerungsbildern aufzuerstehen, das gilt auch von diesen verklärten „Erinnerungen" der Schwester. Wir Deutschen haben die gewaltigste Selbstschilderung des Genies in Goethes „Dichtung und Wahrheit", ein Dokument, das uns in unübertrefflicher Deutlichkeit und Folgerichtigkeit — fast bis zum Greifen — das Werden unsers größten Dichters nahebringt und ihn im Zusammenhang mit allen Kräften seiner Zeit, in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden zeigt. Anders die Biographie der Schweizerin. Nur von ferne, fast zaghaft, wenn auch stets vollkommen zutreffend, deutet sie die großen Linien an, die aus dem Zeitalter zu ihrem Bruder hinführen, sonst aber drängt sie sein Lebensbild auf das engste zusammen. Sie möchte „einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte". Und einem solchen Spiegel gleicht ihr Buch in der Tat.

Es ist ein durchaus künstlerisches Verfahren, das die Verfasserin einschlägt, indem sie das Leben ihres Bruders entrollt. Sie geht nicht strenge chronologisch vor, sondern sie heftet ihre Ausführungen an bedeutsame Erinnerungsbilder, die vor ihrem inneren Auge aufsteigen, und malt diese so plastisch als möglich aus. So tritt Konrad Ferdinand Meyer wie die scharf umrissenen Helden seiner Novellen lebendig vor uns hin. Wir hören und sehen ihn. Betsy steigert und vertieft ihre Schilderung von Kapitel zu Kapitel. Sie dringt vom Aeußeren immer mehr zum Inneren vor. Zuerst erblicken wir den Dichter in seinem Verkehr mit andern, in seinem heimischen Kreise und seinem Reiseumgang; sein Eindruck auf die Menschen, die sich mit ihm berührten, wird dargelegt. Aber schon hier, wenn Betsy die Urteile der Welt über ihren Bruder zurechtrückt, erfahren wir mehr und mehr von seinem innersten Seelenleben. An dem Kontrast der Tafelrunde von Mariafeld, wo die Kraftgestalten François Willes, Gottfried Kinkels und Karoline Bauers sich robust und rückhaltlos ausgeben, enthüllt sie des Bruders überfeine Natur, seine überzarten Gefühlsorgane, die alle heftigen, stürmischen Eindrücke von sich abwehrten, seine überwiegend ästhetische Anlage, sein künstlerisches Bedürfnis, das sich nicht mit fertigen Menschen begnügte, sondern nach Entschleierung eines verhüllten Hintergrundes, eines psychologischen Rätsels verlangte, sein Wesen, das sich im Gespräch mit Dritten vorsichtig seine Schutzwaffen schuf, indem es jede persönliche Wendung vermied und sie auf neutralen Boden ablenkte, und das sich in seiner ganzen Tiefe nur in seinen Dichtungen erschloß und sich selber erst hier gewahr wurde. „Gestaltend gewann er selbst innere Gestalt, charakterisierend festigte er den eignen Charakter." Wir blicken hier schon in eine Perspektive, die sich uns erst späterhin ganz auftut, wir ahnen, daß sich dieser seltene und seltsame Mensch, der erst in seinen vierziger Jahren erstarkte, nur als Dichter wiederfinden und vollenden konnte. Unversehens und doch mit einem reizenden Uebergange stehen wir vor dem Gegensatze Meyers zu Gottfried Keller, der ganz vortrefflich motiviert wird. Ein Freilichtbild, wohl wert, von einem bildenden Künstler festgehalten zu werden, schiebt sich allerliebst in Betsys Schilderung ein, die Begegnung der zwei Dichter auf dem Verdeck eines Dampfers auf dem Zürichsee: „Da saßen die beiden Fünfziger, vom Hintergrund der blauen Wellenfläche umflossen, unter dem von der Sommerluft bewegten Zelte an das Geländer gelehnt, wie alte Freunde beisammen



Digitized by Google

und sprachen lebhaft, Gottfried Keller mit einem gewissen ruhigen, dunkelbärtigen Ernst, der ihm wohl zu Gesichte stand . . ." Eine ganz wesentliche Seite Konrad Ferdinands eröffnet sich uns mit dem schwesterlichen Rückblick auf die gemeinsamen Wanderungen in die Berge der Heimat. Ohne diese Kunde käme uns das „Firnelicht", „das große, stille Leuchten", das er seiner Dichtung selber beimaß, nicht völlig ins Bewußtsein. Nur wenn wir ihn, wie hier, in restlosem Aufgehen in der hehren Natur Graubündens, in seiner ungeteilten Hingabe an die Berggeister des Gotthard und die Hochwelt des Oberrheintals erblicken, erkennen wir das Erdhafte, Kosmische, das auch den sonst mit geschichtlichem Leben so durchgeistigten Werken des Dichters eigen ist. Auch hier auf seinen Wanderungen, in der Begegnung mit fremden Menschen tritt ein Zug Meyers deutlich hervor: seine übergroße Sensibilität und Eindrucksfähigkeit. So scharf ist seine Empfindung für charakteristische Merkmale der mit ihm sich Berührenden, daß sie sich bis zum seelischen Leiden steigern konnte. Eine solche Natur muß die Einsamkeit suchen, unverstanden geht sie — des Dichters Los und Kainsstempel — durch die Welt. Sie wirkt ihr tiefstes Leben nur in den Geständnissen ihrer Poesien aus. Zwei wundervolle Erinnerungen Betsys veranschaulichen uns dieses Wesen ihres Bruders, wie es an sich war und wie es andern erschien: die Reminiszenz an den Abend in Meilen, wenn das Schiff mit seinen Lichtern im Dunkeln verschwand, deren Reflexe immer schwächer wurden, und an den stillen, von der Bläue des Himmels durchleuchteten Bergsee des Oberengadins, der sich im Regen oder Sturm trübte. Es ist, mit hoher Symbolik ausgedrückt, das Schicksal der Verkennung des Menschen Konrad Ferdinand Meyer.

Nun erst, nach diesen fast impressionistischen Gemälden, gräbt die Schwester sich tiefer in die Ursachen der psychischen Konstitution des Dichters. Sie spricht von seiner Entwicklung, von Kindheit, Jünglingsalter und Mannesjahren. Wir folgen ihr im Fluge. Der ernste Vater zieht an uns vorüber, der, kaum 40 Jahre alt, an Ueberarbeitung starb, die zarte, geistig-rege Mutter, der dieser Tod das Gleichgewicht raubte und die schließlich in seelischer Umnachtung Selbstmord beging, des phantasievollen Konrad sonnige Jugendzeit und erster Kampf, des Jünglings, der seit dem Verlust des Vaters, zunächst verträumt und versonnen, zum Leidwesen der besorgten Mutter seine eignen Pfade geht. Es hat einen großen Anstrich, wie Betsy schon bei dem Knaben die Keime seiner Anlage aufdeckt und zeigt, daß er von jeher den stolzen Ghibellinen und den schweizerischen Republikaner in sich vereinigte; wie sie ihn dann in die demokratische Entwicklung des Zürcher Gemeinwesens hineinstellt, das damals aus seinen gelehrtkonservativen Gewohnheiten zu praktischem Industrialismus überging und die Künstlernaturen ins Ausland trieb oder vereinsamen ließ. Konrad geht nach Lausanne. Aber trotzdem er sich mit französischer und italienischer Lektüre sättigte, ist er, wie Betsy hier scharf (offenbar gegen Adolf Freys Auffassung) betont, im Herzen ein Deutscher geblieben, der, wie er sich früher an den germanischen Heldensagen erbaute, nunmehr seinen Jean Paul vor allen liebt und dabei gespannten Auges in seiner Einsamkeit der Entwicklung der Nationen, besonders der deutschen, folgt. Er machte diese Befreiungsstürme in seinem Innern mit. Es war, wie die Schwester sagt, eine Parallelentwicklung: der deutsche Dichter stand unter dem gleichen Gesetz wie die Gesamtheit seines Geschlechts. Auch die Erforschung des Genius der verschiedenen Sprachen, der Geschichte fremder Völker, womit er seine Seele bereicherte, war ein echt deutscher Zug. Aus dem Suchenden aber wird ein Findender, aus dem ziellos, wenn auch mit aller Willenskraft Forschenden ein Mann der Tat, als das — Deutsche Reich erstand. Auch ihn hat der große Moment erweckt. Er schmiedete seinen „Erstling". Er sang seinen mannhaften „Hutten", diese grandioseste künstlerische Ausgeburt des großen Krieges. Was er hier in einziger Weise als Gegenwart erlebte, empfand er bei allen seinen späteren Stoffen stets als sein eigentlichstes Arbeitsgebiet: die Entwicklung der Menschheit in den Momenten gewaltiger Begebenheiten. Mit der großen Historie mußte er fahren. Dazu befähigten ihn seine zwei Grundanlagen: die beflügelte Phantasie und die psychologische Feinfühligkeit. Und gegen diese hohen Gaben und Maßstäbe stand die bürgerliche Enge und Verständnislosigkeit des Alltags! So hieß der Rest für ihn: Schweigen und Leiden. Immer tiefer und eingehender begründet die Schwester die Vorbedingungen seiner dichterischen Entwicklung. Ausdrücklich betont sie nochmals die Helligkeit seiner Jugendzeit, den gesunden, wenn auch zarten Untergrund seiner physischen Natur, der nur durch seine „Sturmwindsanlage" und Reizbarkeit erschüttert wurde. Die Elemente des Lebenskampfes lagen in ihm selbst. „Nicht stark, aber unabhängig" nannte er sich selbst. „Das ist kein glückliches Material zur Selbsterziehung," meint die Schwester. So erstarrte er jahrzehntelang in unentschiedenem Traumleben, versank bis zur geistigen Trübung, die ihn vorübergehend dem Arzte überantwortete, in sich selbst. Er ließ sich von seinem Schicksal treiben und über sich entscheiden, bis ihn helle Geister wie Friedrich Vischer und Jakob Burckhardt über sich klar werden ließen und zur inneren Sammlung bestimmten.

Das Zielbewußtsein aber kam ihm erst mit der Reise nach Italien. Die Anschauung der „großen Kunst" bewirkte eine Aenderung seiner ganzen Arbeitsweise, erweckte in ihm das Michelangeleske seines Gestaltens. „Für sein Scharfgefühl zuerst eine Uebergewalt, sträubte er sich zuerst gegen das mächtig und fremdartig über ihn Kommende, fast wie gegen einen Schmerz", bis er es innerlich verwand und es später als ein ganz individuelles Gebilde voller Kraft und Schönheit ans Licht trat. Von höchstem psychologischem und artistischem Reiz sind hier Betsys Schilderungen ihrer geschwisterlichen Wanderzeit in Italien, zumal die Begegnungen mit dem Baron Ricasoli auf Brolio, der in seiner dantesken Herbheit und Strenge vor uns hintritt wie eine K. F. Meyersche Gestalt. So ermannte sich die „übrigens kräftige Natur" des Dichters aus ihrem Dämmerleben, er erstarkte in „Kampf und Wunden", wovon nur seine ersten Gedichte zeugen. Sein „Heinrich Guise" mit dem Wahlspruch: „Mourir ou parvenir!" und sein „Camoëns", der schwimmend über dem Meere der Ver-

Digitized by Google

leumdung ſeine unſterbliche Dichtung hält, ſind der Ausdruck jenes Ringens. Die Analyſe der Künſtlerarbeit Meyers, wie wir ſie der Schweſter verdanken, gehört zu den feinſinnigſten Dokumenten dieſer Art. Sie legt das Geſetz dieſes Künſtlergewiſſens bloß, das nicht ruhte, bis ſeine Bilder die „körperliche Schwere“ erhalten hatten, bis jeder Gedanke ſichtbare Geſtalt, Bewegung und Schönheit geworden war. Daher die endloſe Umwandlung ſeiner Entwürfe. Keine Naturkopie noch Abſchrift ſeiner eignen Gefühle enthält ſeine Dichtung, ſondern ſeine Menſchen leben in erhöhter Wahrheit und poetiſcher Einheitlichkeit ihr eignes Leben, wenn er auch alle ſeine Schatten mit ſeinem perſönlichen Blute labte. Geſchichte und Natur waren die großen Speiſekräfte ſeiner Kunſt. Das Ruhen im Erdgeiſte, das Träumen mit der atmenden und ſchlafenden Welt, das Sicheinsfühlen mit dem Weben und Wachſen aller Dinge machte ihn zu dem großzügigen Betrachter auch der Menſchenſchickſale. Mehr und mehr hieß ſeine Meiſterin: Geduld. Der homeriſche Odyſſeus und der Schillerſche Herakles wurden ſeine Ideale. Sein Trieb in die Höhe und Weite beruhigt ſich auf den Höhen ſeiner heimatlichen Berge, ſein jugendlicher Wanderdrang wird ſatt mit der Gründung des eignen Heims, wozu ihm die Schweſter ſelbſt in höchſter Uneigennützigkeit, aber einem untrüglichen Gefühle folgend, den Weg zeigt. So ſchließt Betſy, alles mit wundervollen Erinnerungsbildern belebend, den Kreis ihrer Betrachtungen. „Er verſöhnte und beherrſchte ruhig die zwei verſchiedenen Lebensgebiete, deren beider er bedurfte, um ſich zu voller Tätigkeit zu entfalten, und in denen beiden er ſich frei und wohl fühlte: große Dichtung und einfaches Familienglück.“ In dieſer Beſchränkung ward er der Meiſter jener vollendeten Werke, die er in der tiefbefriedigten Zeit von 1875 bis 1890 ſchuf. Der Reſt gehört den Trübungen des Alters, dem Sinken der Kraft Konrad Ferdinands und ſeinem letzten großen Entwurfe, dem von Jugend auf genährten Hohenſtaufenplane, deſſen Fragmente uns Betſy wiedergibt.

In ſeiner trefflichen Biographie hat uns Adolf Frey ein ſorgfältiges, minutiöſes Bild des Dichters, wie er ihn aus jahrelangem Verkehr kennen lernte, gegeben, das ſpäter Auguſt Langmeſſer zu vervollſtändigen ſuchte. Aber keiner von beiden kommt an Betſy an Reichtum der Erfahrung, Innigkeit des Mitfühlens, Tiefe der Intuition, Größe des künſtleriſchen Wurfes heran. Wir wiſſen aus ihrem Buch: So und nicht anders war er! Wenn aber gar neuerdings ein Neurologe wie der Wiener J. Sadger dieſes treue Gemälde „pathographiſch“ retuſchieren will, ſo muß jeder Feinfühlige, der des großen Geiſtes Konrad Ferdinands einen Hauch geſpürt, dieſe Fratze zurückweiſen. Nicht den Pſychopathologen gehört der Schweizer Dichter, ſondern der Menſchheit. Der Genius, der ſich wie K. F. Meyer, wenn auch ſpät, ſo doch völlig ausgewirkt hat, iſt nicht krank, ſondern er ſteht als die höchſte Norm, wie jeder echte Poet, der Nachwelt vor Augen.

Ein Lied. Nach einem Gemälde von R. Bahl

Digitized by Google

Der Schädel des Homo Mousteriensis Hauseri nach der Ausgrabung am 12. August 1908

# Die ältesten bisher nachgewiesenen menschlichen Skelettüberreste

Von

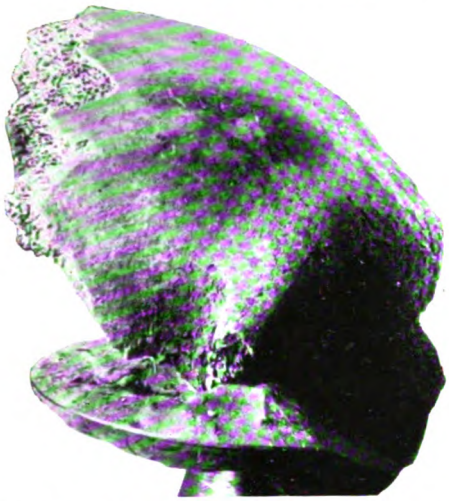
**Dr. Ludwig Reinhardt**

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ein Fund von außerordentlicher Bedeutung ist kürzlich einem seit vier Jahren in Südwestfrankreich mit bestem Erfolg an den bisher bekannten und an einigen neuen von ihm entdeckten paläolithischen Stationen ausgrabenden Schweizer Archäologen, Herrn Otto Hauser, geglückt, von dem im folgenden kurz die Rede sein soll. Er gelang auf einer der klassischen Fundstellen des vorgeschichtlichen Menschen im Tale der Vézère, in der Dordogne, nämlich in Le Moustier, wo das in ein Plateau eingeschnittene Tal sich verzweigt und die stellenweise feuersteinreichen Kreidekalke eine jähe, von einigen Höhlen, die aber keinerlei Kulturüberreste des vorgeschichtlichen Menschen bergen, durchzogene Wand bilden. Hier haben schon zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Pioniere der prähistorischen Forschung, Lartet und Christy, auf der untersten Stufe jenes Steilabsturzes unter einem Felsenschutzdach eine an Kulturresten reiche Schicht mit typischen Artefakten aus Feuerstein ausgebeutet, nach der in der Folge die Kulturstufe des um die Wende der vorletzten Eiszeit und der ersten Hälfte, der sogenannten Waldphase, der letzten Zwischeneiszeit lebenden Eiszeitjägers durch den französischen Forscher Gabriel de Mortillet im Jahre 1869 als Moustérien bezeichnet wurde. In der Folge erwies es sich, daß der Träger dieser Kulturstufe der Neandertalmensch war, so genannt nach den im Jahre 1856 durch Dr. Fuhlrott in Elberfeld für die Wissenschaft geretteten Knochenresten, besonders einer sehr dicken, mit fliehender Stirne und mächtigen Ueberaugenwülsten versehenen Schädeldecke aus dem Neandertal bei Düsseldorf, wo sie beim Sprengen der dort anstehenden Devon-

Oberkiefer und Teil der rechten Kopfhälfte; darunter der untere Teil des rechten Oberarmknochens

Digitized by Google



Die flache niedere Stirn und der erst schwach ausgeprägte rechte Ueberaugenwulst

kalke aus einer mit Lehm erfüllten großen Spalte mit Knochen schon längst ausgestorbener Eiszeittiere herausgeschafft und von den Arbeitern bereits als wertlos den Abhang hinuntergeworfen worden waren. Verschiedene bald darauf in Belgien, Frankreich, Mähren und zuletzt in Kroatien gemachte Skelettfunde lehrten die körperlichen Merkmale dieses Neandertalers, besonders des Schädels, genauer kennen, so daß wir heute darüber ziemlich gut unterrichtet sind.

Zeitlich ging dem Moustérien das Acheuléen voraus, gleichfalls von G. de Mortillet im Jahre 1869 so genannt nach einer reichen Fundstätte eigentümlich aus Feuerstein zugeschlagener großer mandelförmiger flacher Faustkeile in Nordfrankreich, St. Acheul, einer Vorstadt von Amiens. Es ist dies eine Verfeinerung der ältesten bekannten paläolithischen Kulturstufe, des Chelléen, so genannt nach den viel gröberen und dickeren Faustkeilen von Chelles an der Marne bei Paris, die schon der früheste Sammler paläolithischer Artefakte, der Franzose Boucher de Perthes, in den Jahren 1836 bis 1841 in den Kiesen und Sanden des Sommetales in großer Zahl gesammelt hatte, aber mit seiner Behauptung, daß in ihnen Artefakte des Menschen vorlägen, keinen Glauben fand, bis er endlich nach zwanzigjährigem Kampfe mit seinen Ideen doch durchdrang.

In diese uralte Acheuléenzeit führt uns der hervorragende Skelettfund des Herrn Hauser. Zehn Meter unterhalb der Fundstelle der Moustérienkultur, ganz am Grunde des Felsvorsprungs, begann dieser Archäologe mit seiner gut eingearbeiteten Mannschaft in einem Garten zu graben, in dem allerlei alte Steinwerkzeuge gefunden worden waren. Indem eine kleine Hütte abgerissen wurde, kam man so der Felswand entlang in eine völlig mit Erde ausgefüllte kleine Grotte, aus der seit September 1907 in völlig unberührten Schichten eine Menge typischer Faustkeile, aber auch Messer, Schaber und Bohrer des Acheuléen zutage gebracht wurden. Da fielen am Nachmittage des 7. März, eines regnerischen Samstags vorigen Jahres, dem Aufseher der Arbeiten in 1,6 Meter Tiefe unweit vom Rande des Felsendaches einige Knochenfragmente — von einem Unterschenkel — auf die Schaufel, die er sofort richtig als menschliche Extremitätenreste erkannte. Seiner Anweisung gemäß machte er sofort Herrn Hauser Bericht, der kam und die von ihm ganz ungläubig aufgenommene Nachricht bestätigte. Sofort ließ er, bis tief in die Nacht hinein arbeitend, die Fundstelle hoch mit Erde bedecken, um die noch im Boden steckenden Reste des Skeletts vor den für sie verderblichen Witterungseinflüssen zu schützen.

Um von vornherein allem späteren böswilligen Gerede und allem Zweifel an dem tatsächlichen hohen Alter des Skeletts und an seinem Liegen in völlig unberührten Bodenschichten entgegenzutreten,

Eingang in die Grotte von Le Moustier, in der die Skelettüberreste des Homo Mousteriensis Hauseri gefunden wurden

Digitized by Google

Unterkiefer des Homo Heidelbergensis

ließ Herr Hauser am 10. April in Gegenwart einer Anzahl französischer Beamter und Aerzte als Zeugen den Tatbestand aufnehmen und das Skelett so weit freilegen, daß der Schädel sichtbar wurde, und ein offizielles Protokoll mit den Unterschriften der Anwesenden aufnehmen. Wiederum wurden die Ueberreste mit Erde bedeckt und mit der definitiven Hebung derselben gewartet, bis am 9. August auf die Einladung des Entdeckers hin nach Schluß des Frankfurter Anthropologenkongresses neun namhafte Anthropologen und Prähistoriker eintrafen, in deren Gegenwart die überaus wertvollen Reste dem Boden entnommen werden sollten. Bei dem Versuche der Aushebung derselben zeigte es sich, was für ungeheure Schwierigkeiten dabei der leider sehr morsche Erhaltungszustand dieser uralten Knochenreste bereitete, die bei der Freilegung zum Teil sofort zu Staub zerfielen. So mußte man die einzelnen Bruchstücke sorgsam herausschälen und auf diese Weise von den wertvollen Resten retten, was irgend anging. Unter der Leitung des ausgezeichneten Anatomen Professor Hermann Klaatsch aus Breslau wurde so in zweitägiger angestrengter Arbeit der Kopf bruchstückweise unter beständiger Feststellung der Zusammengehörigkeit und unter Fixierung des Bildes der gegenseitigen Lage durch photographische Aufnahmen dem Boden entnommen, zunächst an der Luft etwas getrocknet, dann durch Durchtränkung mit Leim gehärtet und so transportfähig gemacht, um, sorgfältig in Watte verpackt, die lange Reise nach Breslau anzutreten und dort von jenem Gelehrten in Muße mit Zuhilfenahme von Plastilin zu einem Ganzen zusammengefügt zu werden, wie es die beigefügten Bilder zeigen.

Eine genauere Untersuchung der Knochenreste lehrt uns, daß wir es hier mit einem jugendlichen, etwa achtzehnjährigen Individuum männlichen Geschlechts zu tun haben, indem die Gelenkenden noch nicht an die Knochenschäfte verknöchert und die dritten Molaren oder Weisheitszähne noch nicht durchgebrochen sind; auch ist anormalerweise noch der linke untere Milcheckzahn erhalten und noch nicht durch den weit darunter im Kiefer steckenden bleibenden Eckzahn ersetzt. Die Körperlänge beträgt etwa 1,48 Meter. Jene Menschenrasse war eher klein, jedenfalls unter Mittelgröße, und hat zahlreiche Merkmale mit den Vertretern der etwas jüngeren Moustérienstufe, den Neandertalern, gemein. Wie heute noch beim neugeborenen Kinde in Reminiszenz an frühere Zustände bei den Erwachsenen, war bei ihr der Rumpf lang und die Glieder — besonders Vorderarme und Unterschenkel — sehr kurz und wiesen verschiedene Merkmale auf, die den jetzt lebenden Menschen vollständig fehlen und nur noch bei den Menschenaffen beobachtet werden, so besonders die starke Krümmung des Radius oder der Speiche. Der Schaft des gedrungenen Oberschenkelknochens war auffallend nach vorn gekrümmt, im Durchschnitt rund statt mehr oval wie beim heutigen Menschen, und unten mit zwei mächtigen Gelenkknorren versehen, die nach hinten verlängert waren. Auch der Kopf des Schienbeins war stark nach hinten abgeknickt, ein primitiver Zustand, wie er uns bei den Affen entgegentritt, bei den Menschen aber nur in der Kindheitsstufe zu beobachten ist, während sich im zehnten Lebensjahre der Schienbeinkopf definitiv aufrichtet. Jedenfalls vermochte dieser Ureuropäer, wie aus dieser Beschaffenheit des Kniegelenks mit Sicherheit geschlossen werden kann, nicht mit

Der Schädel auf der Unterlage von Feuersteinstücken und Bruchstück des linken Oberarms bei der Ausgrabung am 12. August 1908

Digitized by Google

Der Schädel von Le Moustier, von unten gesehen

gestreckten oder gar durchgedrückten Knien zu gehen, sondern er ging greisenhaft — ähnlich den aufrecht marschierenden Menschenaffen — mit leicht gebeugten Knien.

Von Beckenknochen und Wirbeln konnte bei diesem Funde nichts gerettet werden, dagegen fanden sich eine oberste Rippe und ein Schlüsselbein, die von merkwürdig kleiner und zierlicher Gestaltung sind, ganz im Gegensatz zum enorm großen, dickknochigen, noch sehr tierisch anmutenden Schädel, bei dessen Anblick man förmlich erschrickt. Ein Mensch, der einen solchen Schädel auf seinem Rumpfe trug, gehört nicht in das Geschlecht des rezenten Menschen, des Homo sapiens, er ist eine affenhafte Vorstufe des heutigen, noch viel altertümlicher als der auch als Urmensch, Homo primigenius, bezeichnete älteste bisher bekannte Menschentypus — der Neandertaler. Am Schädel tritt noch der Stirnteil ganz zurück, während der mit einem unglaublich kräftigen Gebiß versehene Kieferteil schnauzenartig hervortritt. Als Beweis dafür, daß das Stirnhirn, das Organ des überlegenden Verstandes, noch wenig entwickelt war, ist die Stirne ganz niedrig, durch eine kleine Furche von den Knochenwülsten getrennt, die wir bei den Menschenaffen und, als altes Erbe, in Spuren beim niedrigst organisierten Menschen der heutigen Schöpfung, beim Australneger, noch antreffen. Diese halbkreisförmigen Ueberaugenwülste beschützten dachartig bei den grimmigen Kämpfen, die diese wilden Menschen mit ihresgleichen und mit den Raubtieren als Mitbewerbern um die tierische Beute auszufechten hatten, die überaus großen, wohl dunkelgefärbten, nicht tiefliegenden Augen. Mehr als doppelt so groß als beim heutigen Menschen starren die gewaltigen Augenhöhlen uns entgegen, die außerordentlich weit auseinander liegen und eine breite, tief eingesattelte Nasenwurzel zwischen sich lassen. Auch die Nasenlöcher sind am Schädel von enormer Größe und müssen im Leben eine überaus breite und flache Nase mit riesigen, mehr nach vorn als nach abwärts gerichteten quergestellten Nasenlöchern, ähnlich wie wir dies beim Australier finden, getragen haben.

Unter dieser häßlichen Nase saß ein gewaltig breiter, wohl mit schmalen Lippen eingefaßt gewesener Mund mit Kiefern von einer Stärke, wie sie an das Brutum, das heißt das wilde Tier, aber nimmer an einen Menschen erinnern. Der überaus breite und lange Gaumen ist ganz flach wie bei den Menschenaffen, die Kiefer selbst sind enorm kräftig und tragen entsprechend große Zähne mit sehr langen Wurzeln. Die Mahlzähne nehmen von vorn nach hinten an Stärke zu, während dies beim heutigen Menschen umgekehrt ist und sie die Tendenz zeigen, schwächer zu werden, und besonders der Weisheitszahn nur noch wenig entwickelt gebildet wird. Sie weisen sämtlich eine sehr starke Schmelzfältelung der Krone auf und sind von einer auffallenden jugendlichen Frische des Reliefs, wie sie bisher noch an keinem Schädel der paläolithischen Zeit beobachtet wurde. Durch die starke Ausprägung von Innenhöckern an den Schneidezähnen und durch Runzelung der Oberfläche der Mahlzähne sind nahe Anklänge an die Verhältnisse vorhanden, die wir beim Neandertaler antreffen.

Der überaus massive, in seinen Aesten reichlich fingerdicke Unterkiefer ist in Anlehnung an die Bildung bei den Menschenaffen überaus langgestreckt und hat einen schwachen, mehr nach hinten gelehnten

Der Schädel, aus den Fragmenten zusammengesetzt und ergänzt durch Professor H. Klaatsch, Breslau

Digitized by Google

Kronenfortsatz und Gelenkfortsatz mit kleinem Gelenkkopf, während er beim Neandertaler kurz und Kronen- und Gelenkfortsatz, welch letzterer einen kräftigen Gelenkkopf trägt, aufrecht gestellt sind. Der hinter dem Kiefergelenk gelegene äußere Gehörgang ist schmal, der zitzenförmige Fortsatz (Processus mastoideus) winzig klein, während das Hinterhaupt, das die mehr die vegetativen Gehirnfunktionen ausübenden Organe birgt, im Gegensatz zur schmalen Stirne enorm breit ist. Die Oeffnung für das Rückenmark ist merkwürdig groß und die das Haupt tragenden Gelenkhöcker ganz unbegreiflich klein und zierlich in Anbetracht des gewaltigen Schädels.

Eine besondere Merkwürdigkeit des Unterkiefers ist seine absolute Kinnlosigkeit, Verhältnisse, die wir außer beim Neandertaler nur noch bei den Menschenaffen antreffen. Statt vorzuspringen wie beim heutigen Menschen und die bekannte, nach vorn stehende Spitze zu bilden, tritt die Verbindungsstelle der beiden Kieferhälften stark zurück, und auch da, wo die die Zunge beim Sprechen bewegenden beiden Musculi genioglossi sich innen am Kiefer ansetzen, ist das schwammige Innere des Knochens noch nicht von stärkeren Muskelzugbälkchen durchzogen, so daß mit Sicherheit aus diesen anatomischen Verhältnissen geschlossen werden darf, daß das Sprachvermögen bei diesem Menschen noch sehr wenig entwickelt war. Erst beim Mammut- und Renntierjäger der frühen Nacheiszeit, die vor 20000 bis 25000 Jahren lebten, wölbt sich das Kinn stärker vor, um allerdings erst beim Neolithiker vor 6000 bis 8000 Jahren eine eigentliche Spitze zu bilden, als Zeichen dafür, daß die Sprache nunmehr gut ausgebildet war und vom Menschen regelmäßig angewandt wurde. Bei unserm Ureuropäer aber wird das Mitteilungsvermögen noch ein wenig ausgebildetes gewesen sein und sich hauptsächlich auf mit einer entsprechenden Gebärde begleitete Ausrufe beschränkt haben. Gibt es doch heute noch in den Urwäldern Brasiliens einzelne Stämme, deren Sprache so unvollkommen ist, daß sie ohne die dazu nötigen Gebärden nicht recht verstanden werden kann, so daß sich die einzelnen Mitglieder im Dunkeln nicht mehr verständigen können.

Grabbeigaben; oben Faustkeil, unten Rundschaber

Nachdem wir so in Kürze seine anatomischen Verhältnisse kennen gelernt haben, können wir uns ihn ohne Aufwand großer Phantasie recht gut vorstellen, wie er als unsteter Jäger in kleinen Hungergemeinschaften dem Wilde nachzog. Hungergemeinschaft ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Familie, indem dasselbe aus dem lateinischen fames (Hunger) stammt. Diese Bezeichnung ist eine sehr gute für jene numerisch kleinen Horden, die in freier Liebe und gemeinsam hungernd — denn der auf so niedriger Kulturstufe stehende und so überaus schlecht bewaffnete Mensch ist weit öfter hungrig als satt —, gar oft den Hungergürtel, ihre wichtigste Körperbedeckung, zusammenschnüren mußten, um dem ungemütlichen Knurren des leeren Magens Halt zu gebieten. Unheimlich wild aussehend, am ganzen Körper jedenfalls noch stark behaart, von der Sonne ausgiebig gebräunt, ohne indessen ganz dunkel gefärbt zu sein, gegen die Kälte des Winters höchstens durch ein umgehängtes Tierfell geschützt, dessen ungegerbte Innenseite durch Weichkauen im Munde geschmeidig gemacht war, wie dies heute noch die des Gerbens unkundigen Primitiven tun, als Hauptwaffe den rohen Holzknüppel, daneben noch die kurze, an der Spitze am Feuer gehärtete Wurflanze führend, während die Frau den ziemlich langen Grabstock trug, mit dem sie eßbare Wurzeln und Knollen aller Art ausgrub und kleinere, für sie erreichbare Tiere erbeutete. Bei der Kargheit der pflanzlichen Kost in unsern Breiten spielte die animalische Kost eine Hauptrolle, und bei der Armseligkeit ihrer Bewaffnung und ungenügenden Schnelligkeit ihrer Füße waren die Männer darauf angewiesen, ihren Scharfsinn anzustrengen und das ihnen den Lebensunterhalt bietende Wild, mit dessen Lebensweise sie aufs beste vertraut waren, in Schlingen und Fallgruben zu fangen, dann totzuschlagen und zu verzehren.

So überaus ärmlich die Lebensweise dieser Urmenschen noch war, so hatten sie sich schon durch den Besitz des Feuers, das sie auch mit Reibhölzern selbständig zu erzeugen verstanden, und den Anfang einer Sprache hoch über das Tier erhoben. Zudem besaßen sie auch, wie gerade dieser Fund von Le Mouſtier in so überraschender Weise dartut, die Anfänge einer Religion und kannten die im Zusammenhang damit stehende Totenbestattung. Bis vor kurzem glaubte man, daß die Totenbestattung erst bei den Neolithikern allgemein gebräuchlich worden sei und für frühere Kulturperioden nicht nachgewiesen werden könne. Da fand man, daß schon die Magdalénienjäger der frühen Nacheiszeit gelegentlich ihre Toten begruben und daß sogar in einem Falle, bei einem Jäger des Solutréen der letzten Hälfte, das heißt der Steppenphase der letzten Zwischeneiszeit, eine Bestattung mit Beigabe von verschiedenen Amuletten und einem aus Mammutelfenbein roh geschnitzten männlichen Idol nachgewiesen werden konnte. Wenn nun auch letzterer Fund, der wohl zeitlich über hunderttausend Jahre hinter der Gegenwart zurückliegt, einen vollgültigen Beweis der Verbreitung animistischer Ideen bei den Eiszeitmenschen bildet, so war es doch eine große Ueberraschung, zu finden, daß bereits in der Acheuléenzeit, die gegen 400000 Jahre von der Gegenwart abliegt, der Animismus und die damit zusammenhängende Totenbestattung bekannt war.

Digitized by Google

Sandgrube bei Mauer mit der Fundstelle (×) des Unterkiefers vom Homo Heidelbergensis

Der Animismus ist überall auf Erden die Religion der kulturell niedrig stehenden Stämme und war auch in Europa die früheste Aeußerung religiöser Ideen, die wir aber nach unsrer Auffassung als Aberglauben bezeichnen; denn er bedeutet für uns den Geisterglauben und den damit verbundenen Fetischismus. Auf die Erfahrungen des Traumlebens sich stützend, wonach bei dem wie tot im Schlafe daliegenden Leib ein unsichtbares Etwas, das die alten Griechen als pneuma, die Römer aber als anima, das heißt Hauch, aber auch Geist, Seele, die sich besonders im Atem offenbart, bezeichneten, den Körper vorübergehend verließ, um in ferne Gegenden, zu längst verstorbenen Freunden und Verwandten zu schweifen und die merkwürdigsten Dinge zu erleben, dachte man sich den Geist des Toten, der mit dem letzten Atemzuge entwich, über Raum und Zeit erhaben eine Sonderexistenz zunächst mit häufiger Rückkehr in den Leichnam, als seinen Lieblingssitz aus alter Gewohnheit, führend. Und diese Geister, die sich mit der Zeit immer mehr von ihrer alten Behausung emanzipierten, waren für den naiven, kritiklosen Urmenschen überaus wichtige Persönlichkeiten, die sein Wohl und Wehe aufs tiefste beeinflußten. Da er den natürlichen Verlauf der Dinge noch nicht kannte, waren diese Geister, an die er trotz ihrer Unsichtbarkeit felsenfest glaubte, die Urheber von allen ihm unerklärlichen Vorgängen in der Natur. Sie waren es, die Unwetter, Blitz und Donner, Krankheit, Tod und alles sonstige Ungemach hervorriefen, wenn sie irgendwie erzürnt wurden, einem dagegen Glück auf der Jagd, Gelingen in allen Unternehmungen und überhaupt Wohlergehen in jeder Beziehung brachten, wenn man sie sich günstig zu stimmen wußte.

Anschauungen solcher Art können wir mit Sicherheit schon bei den überaus primitiven Europäern der zweiten Hälfte der vorletzten Zwischeneiszeit nachweisen, die nach den Untersuchungen von Professor Albrecht Penck in Berlin und andrer ein mehrfaches länger als alle übrigen Zwischeneiszeiten dauerte und auf ihrer Höhe ein weit wärmeres Klima aufwies, als wir es gegenwärtig in Mitteleuropa haben. Denn unser Vorneandertaler, der von Professor Klaatsch nach Fundstelle und Entdecker als Homo Mousteriensis Hauseri bezeichnet wurde, ist ohne Zweifel von seinen Hordengenossen hier in dieser zur Acheuléenzeit noch bestehenden, aber bereits zur Moustérienzeit ganz ausgefüllten und daher keine Feuersteinwerkzeuge aus dieser und späterer Zeit bergenden Höhle bestattet worden, um sich der Gunst des aus dessen Körper frei gewordenen Totengeistes zu versichern. Diese älteste Bestattungsart war noch kein Begraben in die Erde, sondern ein Hinlegen der Leiche an einen geschützten Ort mit Grabbeigaben und einem Zudecken mit Erde. Jedenfalls muß die so bestattete Leiche noch eine Zeitlang — vielleicht in unserm Falle durch die Mutter des jungen Mannes — bewacht worden sein, da sonst die damals zahlreich umherschweifenden Raubtiere sich an deren Fleisch gütlich getan und die verschiedenen Knochen verschleppt hätten.

Nichts von alledem geschah, sondern das Skelett fand sich in sehr unregelmäßiger Schlafstellung, wie der Leichnam bei seiner Bestattung hingelegt, fast möchte man sagen hingeworfen wurde, in vollkommen unberührter Schicht, den Kopf nach rechts und mit dem Gesicht etwas nach abwärts gewendet. Dabei ruhte er mit seinem Wangenteil auf dem Ellbogen des nach hinten erhobenen rechten Armes, während der linke Arm nach vorn gestreckt war. Das rechte Bein war gleichfalls gestreckt, das linke aber, stark im Knie gebeugt, an den Leib angezogen. An der Stelle der zu Pulver zerfallenen linken Hand — also wohl einst in deren Höhlung liegend — fand

Digitized by Google

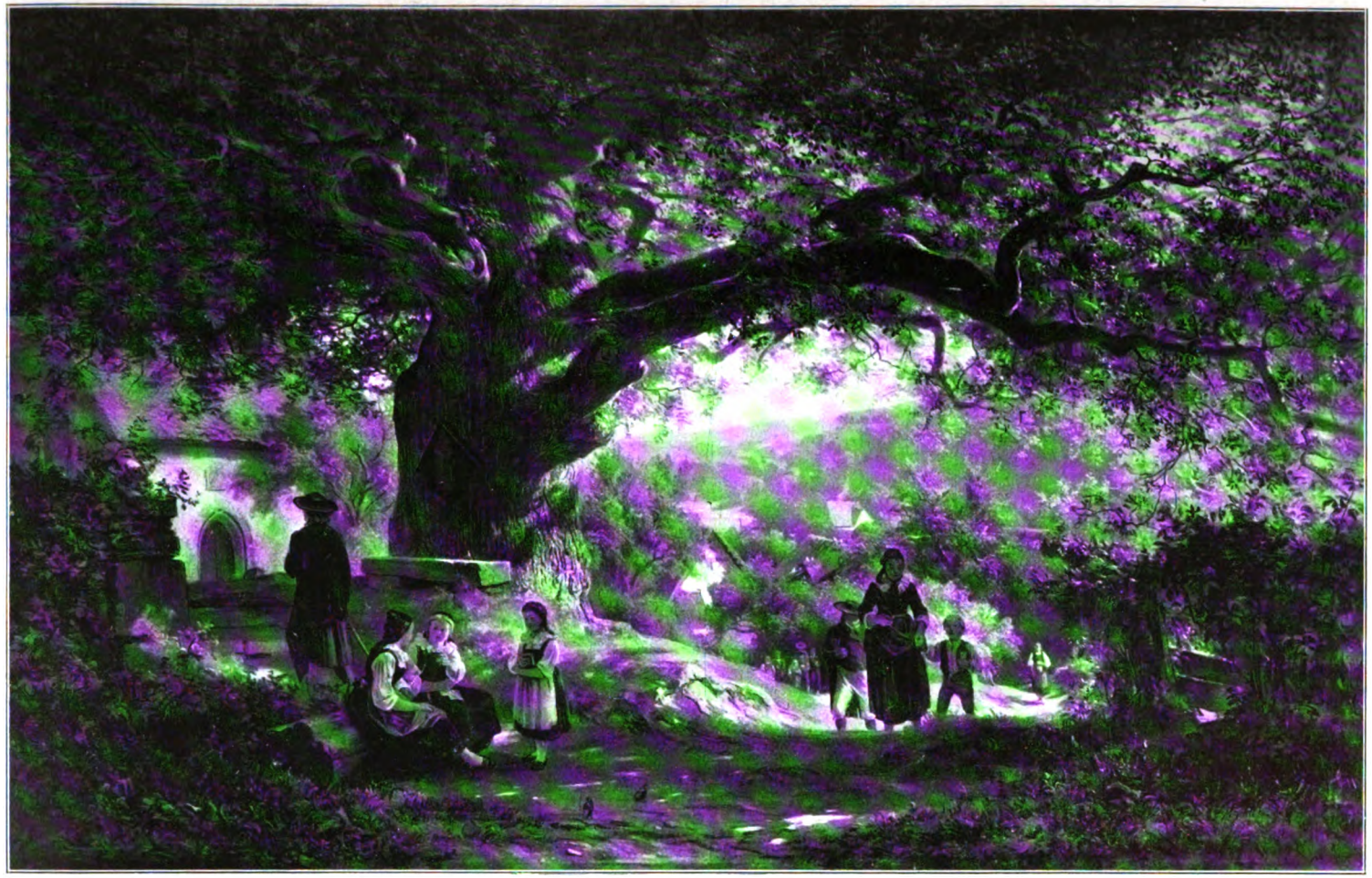
sich ein ganz prachtvoller, überhandgroßer, flacher, mandelförmig zugeschlagener und auf beiden Flächen überarbeiteter Faustkeil aus einem blaugrauen Feuerstein von echtem Acheuléentypus, der schönste überhaupt von den zahlreichen, die in den verschiedenen Niveaus dieser Höhle gefunden wurden. Nicht weit davon fand sich, offenbar auch als Grabbeigabe zu deuten, ein nicht minder wundervoller großer Rundschaber aus dunkelm Feuerstein. Rings herum und teilweise mit den Skelettknochen vermischt fanden sich zahlreiche, teilweise mit Feuerspuren versehene aufgeschlagene Tierknochen, und zwar des wilden Urrindes, Bos primigenius, von dessen Fleisch der Tote sein Teil erhielt, während der Rest zur Bestreitung des Totenmahles benutzt wurde, an dessen Schluß die abgenagten Knochen als ebenso viele Beweise der liebenden Fürsorge für diesen Geist über dem Leichname zusammengeworfen wurden.

Ja, so wenig sorgfältig die Leiche hier geborgen erscheint, so läßt sich doch an der Bettung des Kopfes die Teilnahme der Ueberlebenden erkennen, indem der rechte Ellbogen und die darüber ruhende rechte obere Kopfhälfte auf einem zielbewußt aus kleinen Feuersteinabschlägen zusammengesetzten Polster auf dem Boden ruhte. Nur liebevolle Teilnahme konnte sich solche Mühe geben, auch noch das Haupt gut zu lagern. Das ganze Steinkissen konnte dem Boden entnommen und durch Durchtränkung mit Leim konserviert werden, ebenso der Abdruck des rechten Ueberaugenwulstes auf der mit Erde bedeckten, geradkantig zugehauenen Feuersteinplatte, auf der die Stirne zu liegen kam. Sogar der Abdruck der Nase ließ sich im Boden noch erkennen als ein flaches Gebilde, dessen Oeffnung mehr nach vorn als nach unten schaute.

Dieses Skelett ist der weitaus älteste größere körperliche Ueberrest, den wir nicht nur in Europa, sondern auf der ganzen Welt vom vorgeschichtlichen Menschen kennen. Von einzelnen Skelettbestandteilen sind aber in einem neuerdings bekannt gewordenen Falle noch weit ältere Teile entdeckt worden, nämlich ein menschlicher Unterkiefer, dessen genaue Beschreibung und Würdigung in einer prächtigen Monographie der Heidelberger Dozent für Anthropologie, Dr. Otto Schoetensack, soeben veröffentlicht hat. Es handelt sich um einen am 21. Oktober 1907 in 24,1 Meter Tiefe in einer Kiesgrube des Dorfes Mauer, zehn Kilometer südöstlich von Heidelberg gefundenen, noch sehr viel massiveren und tierischeren menschlichen Unterkiefer, dessen Aehnlichkeit mit einem solchen des jetzt lebenden Menschen nur in der Beschaffenheit der Zähne beruht, die aber entschieden zu klein sind für den gewaltigen Knochen, der sie trägt. Ein Wesen mit solch tierischen Kiefern gehört nicht in die Sippe Mensch. Und tatsächlich, alle einzelnen Punkte, von der absoluten Kinnlosigkeit bis zum Bau der Fortsätze, deuten auf noch weit ältere Zustände, als wir sie beim Acheuléenjäger von Le Moustier finden. Sie lassen sogar — zu diesem Urteil kam der dazu sehr befähigte Beurteiler als dem Schlußergebnis einer sehr eingehenden Untersuchung — „den Urzustand erkennen, der dem gemeinsamen Vorfahren der Menschheit und der Menschenaffen zukam. Dieser Fund bedeutet den weitesten Vorstoß abwärts in die Morphogenese des Menschenskeletts, den wir bis heute zu verzeichnen haben." — „Angenommen," fährt Schoetensack fort, „es würde ein geologisch noch älterer Unterkiefer aus der Vorfahrenlinie des Menschen gefunden, so stände nicht zu erwarten, daß er viel anders aussehen würde als unser Fossil, das uns bereits bis zu jener Grenze führt, wo es spezieller Beweise bedarf (wie hier des Gebisses), um die Zugehörigkeit zum Menschen darzutun. Noch weiter abwärts kämen wir zu dem gemeinsamen Ahnen sämtlicher Primaten (das heißt Menschenaffen mit Einschluß des Menschen). Solch einem Unterkiefer würden wir die Vorfahrenschaft zum heutigen Menschen wohl kaum noch ansehen können; seine Beziehung zu unserm Fossil würde aber bestimmt erkennbar sein. Das geht hervor aus den Annäherungen, welche die Unterkiefer niederer Affen und rezenter wie fossiler Halbaffen bald in diesem bald in jenem Punkte zu ihm aufweisen."

Dieser Unterkiefer des von Dr. Schoetensack als Homo Heidelbergensis bezeichneten, noch unendlich weit affenähnlicheren Urmenschen muß nach den in denselben Schichten aufgefundenen Knochen längst ausgestorbener Tiere wie des gewaltigen etruskischen Nashorns, des Urelefanten und des Stenoschen Pferdes an den Anfang der Eiszeit gesetzt werden, für die ich nach den auf Messungen der Denudation in der Mittelschweiz und im südlichen Schwarzwald beruhenden, ausführlich begründeten Mitteilungen am internationalen Anthropologenkongreß in Köln im Juli 1907 ein Alter von über anderthalb Millionen Jahre festgestellt habe. So weit zurück geht dieser Heidelberger Fund, der neben demjenigen von Le Moustier die weitestgehende Beachtung aller Gebildeten beansprucht. Sie sind bis jetzt und vermutlich auf Jahrzehnte hinaus — denn solche Glückfälle wie diese beiden Funde sind sehr seltene Ausnahmen, mit denen nicht gerechnet werden darf; hat doch Dr. Schoetensack sich über zwanzig Jahre bemüht, durch systematisches Suchen in jener an Tierknochen reichen Sandgrube des Herrn Rösch in Mauer Spuren des Urmenschen, sei es auch nur in Brandspuren, zu finden — die wichtigsten Urkunden von dem in körperlichen Ueberresten zum erstenmal nachzuweisenden Urmenschen. Seine mit allerdings sehr geringem Geschick (aber nichtsdestoweniger mit größter Sicherheit an bestimmten Merkmalen als Artefakte nachzuweisenden) grob zugeschlagenen und als Werkzeuge benutzten primitiven Feuersteinwerkzeuge, die (echten) Eolithen, lassen uns seine Anwesenheit in Europa noch sehr viel weiter als bis zum Beginne der Eiszeit, nämlich bis in die mittlere Tertiärzeit, das heißt allerwenigstens fünf bis sechs Millionen Jahre zurückverfolgen, und da erst taucht er in das allgemeine Dunkel unter, das über seiner Vorgeschichte ruht.

Digitized by Google



Sonntagmorgen

Nach einem Gemälde von Ludwig Hugo Becker

Digitized by Google

# Der stachellose Kaktus

Von

E. Osthaus

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im letzten Jahre sind Hunderte und aber Hunderte von Spalten in der in- und ausländischen Presse über den stachellosen Kaktus gedruckt worden, die viel Wahres und Falsches enthielten, sich in keinem Fall aber mit einem Fait accompli beschäftigen konnten. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen, denn eingehende Untersuchungen von Fachleuten sowohl wie der Regierung haben den vollen praktischen Wert dieser wundervollen Schöpfung, dieses Gemüses, das Frucht trägt, erwiesen und der ganzen Welt ein fieberhaftes Interesse abgewonnen.

Die Geschichte der Entwicklung des stachellosen Kaktus kann unmöglich in allen ihren Einzelheiten hier dargelegt werden, aber folgende Tatsachen mögen allein für sich sprechen. Man hat Professor Luther Burbank, dem Schöpfer der Pflanze, den Vorwurf gemacht, die Urheberschaft für etwas in Anspruch zu nehmen, was bereits existiert, das heißt was die Natur ohne jede Nachhilfe selbst hervorbringt. Das fällt dem großen Gelehrten und Philanthropen gar nicht ein. Er erklärt selbst, daß stachellose Kakteen wohl so lange existieren, wie die Welt besteht, und daß sie nicht wunderbarer seien als stachellose Wassermelonen.

Als Burbank vor ungefähr zwölf Jahren sein großes Werk, den wildwachsenden Kaktus zu einer Kulturpflanze umzuwandeln, begann, suchte und fand er alle Arten stachelloser Kakteen und solcher mit Stacheln in allen wärmeren Teilen der Erde. Als

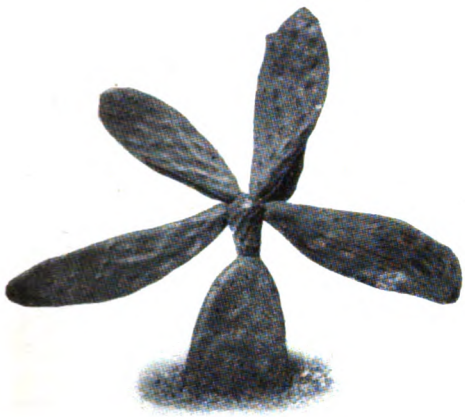
Dr. T. N. Doud, Luther Burbanks Assistent

Luther Burbank inmitten seiner Zöglinge

den zukunftsreichsten wählte er die Opuntia, die Fackel- oder Feigendistel, für seine Experimente aus. Viele der stachligen entwickelten sich zu außerordentlicher Größe und enthielten reichen Nährwert, doch wehrten sie sich kräftig ihrer Haut, so daß es mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, sie dem Boden zu entreißen und der Versuchsfarm zuzuführen. Die stachellosen und teilweise stachellosen, die fast ausnahmlos an schwer zugänglichen Plätzen wuchsen, waren durchweg dürftig im Wachstum, zähe, faserig und wertlos, so daß sie für Futter gar nicht in Betracht kamen. Burbank kreuzte nun die fetten und kräftigen mit den schwachen und dürftigen, zog Tausende von Samenpflänzchen, kreuzte wieder und wieder, bis aus den beiden alten unbrauchbaren eine neue, geradezu ideale Pflanze geworden war.

Die „Burbank-Opuntia" vereinigt alle wünschenswerten Eigenschaften in sich: Widerstandsfähigkeit, enormes Wachstum und großen Nährwert, und ist in der Tat geeignet, Landwirtschaft und Viehzucht zu revolutionieren. Burbank hat die verschiedenen Spezies der neuen Zuchtpflanze nur auf seinem eignen Grund und Boden, auf seiner Versuchsfarm in Santa Rosa (Kalifornien),

Digitized by Google



Pflanze mit Frucht,
an der fünf Blätter wachsen

gezogen und eifersüchtig bewacht. Kein Mensch in der Welt ist im Besitz einer dieser Pflanzen oder auch nur eines Triebes davon, ausgenommen eine Gesellschaft in Australien, der er fünf der letzteren für den Preis von 1000 Dollar das Stück überließ, und die von ihm begründete „Thornleß Cactus Farming Company" in Indio (Kalifornien), die mit einer Million Dollar gegründet wurde und an die er alle Rechte abtrat unter der Bedingung, für die Weiterentwicklung der Pflanze, ihre Vermehrung und schließliche Verbreitung zu sorgen. Die neue Gesellschaft wurde unter dem Gesetz von Arizona inkorporiert, und niemand kann eine Pflanze vor Frühjahr 1909 erlangen, doch sind ihr schon so zahlreiche Bestellungen zugegangen, daß sie völlig außerstande sein wird, allen Forderungen gerecht zu werden. Sie hofft indessen, daß es ihr gelingen wird, in einem Zeitraum von zehn Jahren die Nachfrage der ganzen Welt zu decken, in welcher Zeit die Pflanze unstreitig eine derartige Verbreitung gefunden hat, daß ihre Weiterentwicklung und Vermehrung ganz von selbst erfolgt. Sie wird überall da, wo die Erde beackert und Viehzucht getrieben wird, heimisch geworden sein. Burbank, welcher der Kartoffel die Augen nahm und der Pflaume den Kern, der die Pflaume mit der Aprikose paarte und eine neue köstliche Frucht, die Plumcot, schuf, der Pflanzen und Blumen zu doppelter und dreifacher Größe erhob und ihnen schönere, leuchtendere Gewänder gab, der Mann, der ohne nennenswerten Nutzen für sich selbst der Welt immer neue und wertvollere Geschenke darbringt, hält trotz aller Bescheidenheit, die den Gelehrten auszeichnet, den stachellosen Kaktus für das Segensreichste, was moderne Wissenschaft der Menschheit geben konnte. Er ist fest davon überzeugt, daß die drei Billionen Acres unfruchtbaren Landes der Erde, unfruchtbar durch Mangel an Wasser, uns durch seine neue Schöpfung dienstbar gemacht werden können.

Auf der Farm in Indio produzieren gegenwärtig (August 1908) die Pflanzen alle sechs Wochen an jedem Mutterstamm eine neue Generation. Das Wachstum der Opuntia in ihrer neuen Form ist geradezu erstaunlich, und Beobachter, Pfleger und Interessenten geraten immer aufs neue in Entzücken. Ein Blatt, in den Boden gesteckt, schlägt aus und treibt und hat Knospen und Blüten in Zeit von sechs Wochen. Nichts Aehnliches kann im ganzen Pflanzenreiche gefunden werden. Einige der neugeschaffenen Opuntias wurden in trockenes Wüstenland in der Nähe von Indio verpflanzt, wo Regen unbekannt ist und die Sonne unausgesetzt ihre glühenden Strahlen herniedersendet; sie wurden zwei Monate vollkommen sich selbst überlassen und erbrachten den Beweis, daß der Burbank-Kaktus hier mit all seinen hervorragenden Eigenschaften ebensogut ohne Bewässerung gedeiht wie sein stacheliger Bruder. Selbstverständlich produziert fruchtbarer Ackerboden quantitativ und qualitativ ungleich bessere Ernten wie magerer und trockener, doch bleibt die Tatsache bestehen, daß

Zweiunddreißig reife Früchte
(Gewicht ohne Blatt sieben Pfund)

Ein Feld stachelloser Kakteen in Indio (Kalifornien)

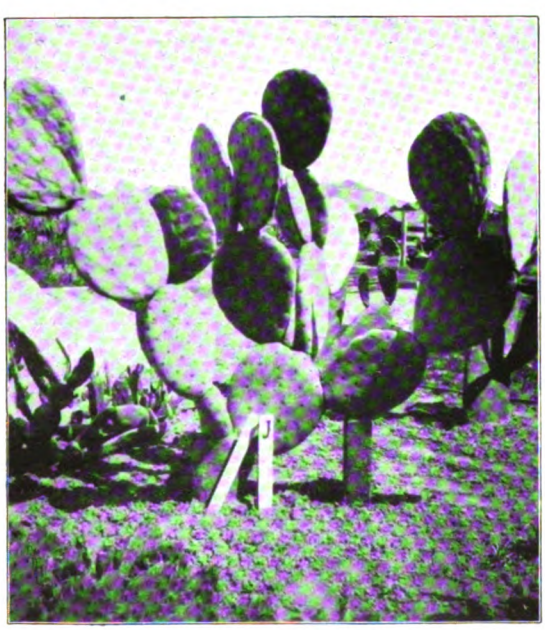
Digitized by Google

Stachellose Kakteen im Alter von einem Monat

Kaktuspflanzen im Alter von drei Monaten

keine andre Nutzpflanze so weniger Feuchtigkeit bedarf wie diese. Der stachellose Kaktus ist nicht länger ein Experiment, sondern eine feststehende Tatsache. Die wichtigsten Fakta über seinen Nährwert und seine Produktivität sind erwiesen und in der Tat so über allen Zweifel erhaben, daß ein Enthusiast sich zu der Behauptung verstieg: „Die Opuntia wird wachsen, blühen und Frucht tragen auf einer eisernen Herdplatte, einem Zinkdache oder in der Ueberziehertasche.“ Blätter und Triebe, die wochenlang unbeachtet in der Sonne gelegen, beschädigt und vertrocknet waren, schlugen, in die Erde eingesetzt, in einigen Wochen aus und trieben in kurzer Zeit Blätter und Blüten.

Von größtem Werte ist der stachellose Kaktus unstreitig als Viehfutter. In den Vereinigten Staaten wird er in kurzer Zeit Alfalfa, Sorghum und Gramagras vollkommen verdrängt haben. Diese Futterarten haben mehr oder weniger faserige, zähe Stengel und Halme, während am Kaktus schlechterdings alles wertvoll, saftig, nahrhaft und wohlschmeckend ist und Futter zu jeder Zeit geschnitten werden kann. Alfalfa verlangt große Ausgaben für Bewässerung und bringt pro Acre höchstens



Stachellose Kakteen im Alter von sieben Monaten

Pflanze, deren größtes Blatt 7½ Pfund wiegt

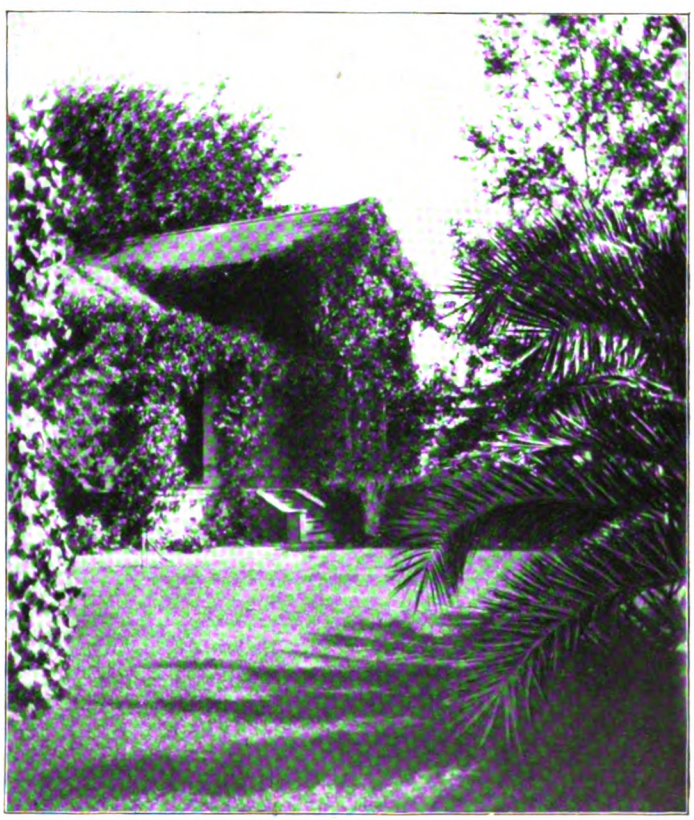
Digitized by Google

Wohnhaus, erbaut aus dem Erlös von fünf Blättern des stachellosen Kaktus

zwölf Tonnen, während das unfruchtbarste Land, mit Kakteen bestellt, mit ganz wenig oder gar keiner Feuchtigkeit die doppelte und dreifache Ernte mit Leichtigkeit ergibt. In fünf Staaten und Territorien von Nordamerika allein wird in Zukunft das wertlose Land durch die Bepflanzung mit stachellosem Kaktus produktiver sein als jetzt der fruchtbarste Acker. Wo der Winter kalt ist, muß im Herbst abgeerntet werden, im andern Falle bleiben die Pflanzen in der Erde und produzieren jahraus, jahrein. Die abgeernteten Kakteen werden acht bis vierzehn Tage im Freien getrocknet, ohne daß sie dadurch den Charakter als Grünfutter verlieren, und müssen an einem frostfreien Orte aufbewahrt werden. Natürlich müssen für die Neuanpflanzung im Frühjahr die besten Blätter und Triebe zurückbehalten werden; mit einem Worte, der stachellose Kaktus erfordert ungefähr dieselbe Sorgfalt und Behandlung wie die Kartoffel. Die Opuntia ist nicht allein für Großvieh von Wert, von ungleich größerem noch für das Geflügel, für das sie ein ausgezeichnetes, mit Vorliebe genommenes bekömmliches Mastfutter ist.

Erfahrungen, welche die großen **Viehzüchter seit langem in Texas, Neu-Mexiko und Arizona gemacht haben, lassen keinen Zweifel über den Wert der Kaktusfütterung überhaupt** für Rindvieh, Schafe, Schweine und jegliches Geflügel. Dieser Wert ist durch die Gefahr jedoch bedeutend herabgemindert worden. Trotzdem die Stacheln abgesengt und die Pflanzen zerkleinert wurden, blieben genug der ersteren im Futter, um den Tieren Maul, Zunge und Speiseröhre derart zu verwunden, daß tausende jährlich eingingen. Trotzdem ist man dabei geblieben, da es für Milchkühe zum Beispiel das Idealfutter bedeutet, bei dem sie im Winter dieselbe Quantität und Qualität an Milch liefern wie im Sommer. Von was für ungeheurer Bedeutung daher Burbanks Schöpfung in wirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung ist, ist leicht zu ermessen. Jeder Acre Opuntia genügt jährlich für zehn Stück Großvieh, von dem es mit großer Gier genommen wird, unstreitig deshalb, weil es erstens Futter und Trank zu gleicher Zeit ist und weil es einen großen Prozentsatz organischer Salze enthält, die ungleich wertvoller als die mineralischen für die Verdauung sind.

In dieser Eigenschaft ist die Opuntia gleichfalls unschätzbar als menschliche



Luther Burbanks Haus in Santa Rosa, die Geburtsstätte des stachellosen Kaktus

Digitized by Google

Nahrung, ja sie hat sich sogar bei Krankheitserscheinungen wie Verdauungsstörungen, Nierenleiden, nervösen Affektionen als außerordentlich dienlich erwiesen. Ihre Bereitungsweise ist verschiedenartig. Sie kann, wie die Eierpflanze, in Scheiben geschnitten, paniert und gebacken werden, wie Spargel mit frischer Butter, oder wie junge Schoten bereitet und genossen werden, aber auch als Salat soll sie ungemein erfrischend und delikat sein. Die Früchte, von denen jede Pflanze 7 bis 20 Pfund im Jahre produziert, sollen von großem Wohlgeschmack sein, und Professor Burbanks Beamte und Arbeiter, die das Köstlichste gekostet haben, was die Erde hervorbringt, behaupten, daß nichts sich mit der Kaktusfrucht an Wohlgeschmack vergleichen ließe. Auch in dieser Beziehung ist die Ernte ganz enorm, da ein Acre, je nach Klima und Bodenbeschaffenheit, 10 bis 20 Tonnen Frucht liefert.

Die Bestellung des Ackers erfolgt in der Weise, daß die Blätter in fünf Fuß voneinander entfernten Reihen in Abständen von drei Fuß gepflanzt werden. Das sind zirka 2500 Pflanzen für den Acre. Unter günstigen Bedingungen ergibt das im dritten Jahre eine Ernte von 400 Tonnen. Eine dreijährige Pflanze auf Burbanks Versuchsfarm hatte ein Gewicht von 400 Pfund und Blätter einer solchen von sechs Wochen waren sechs und sieben Zoll im Durchmesser, glatt und kühl, von strotzender Lebenskraft und das Auge erfreuender Sauberkeit.

Unter Burbanks Assistenten, die ihn in seinen Bemühungen, der Welt diese unschätzbare Gabe in größter Vollkommenheit darzubieten, unterstützten, war wohl Dr. T. N. Doud ihm der wertvollste. Unermüdlich hat er mit größter Begeisterung dem berühmten Forscher zur Seite gestanden, und vertrauensvoll legte dieser die Administration der Farm der neugegründeten Gesellschaft in Dr. Douds Hände, wohl wissend, daß er seine ganze Kraft und Zeit einsetzen würde, um die Pflanze noch weiter zu entwickeln, namentlich für ein härteres Klima, wie das unsre zum Beispiel, dienstbar zu machen. Dr. Doud ermächtigt mich persönlich zu der Erklärung, daß jetzt schon im südlichen Deutschland sich die Kultivierung der Pflanze als profitabel erweisen würde und daß eine Durchschnittsernte von 50 bis 75 Tonnen auf den Acre von größter Wahrscheinlichkeit sei.

Die Preise, die im nächsten Frühjahr für die Pflanze gefordert werden, mögen im ersten Augenblicke etwas hoch erscheinen. Sie stellen sich folgendermaßen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 bis 3 | Pflanzen | ℳ 5,00 | pro Stück |
| 5 | „ | „ 4,00 | „ „ |
| 10 | „ | „ 3,50 | „ „ |
| 25 | „ | „ 3,00 | „ „ |
| 50 bis 1000 | „ | „ 2,00 | „ „ |

Bedenkt man indessen, welchen Nutzen man durch Ernten, wie sie so reich keine andre Pflanze liefert, durch die Mannigfaltigkeit der Verwertung und die Geringfügigkeit der Mühe in der Behandlung hat, so sind Versuche unbedingt die Ausgabe wert. Autoritativ steht fest, daß die Jahrespflanze im ersten Jahre 100 bis 150, im zweiten 175 bis 300, im dritten 200 bis 300 Tonnen pro Acre ergibt. Diese Ziffern sind aufgestellt bei Land, das durch Regen oder leichte Irrigation bewässert wird. Gänzlich trockenes Land bringt immerhin noch eine Ernte von 50 bis 75 Tonnen im Jahr, welches Faktum dem stachellosen Kaktus unstreitig den ersten Platz im gesamten Pflanzenreich anweist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, die mit größtem Interesse dem Gang der Entwicklung gefolgt ist und alles sachlich und aufs genaueste untersucht hat, stellt der Pflanze das Zeugnis aus, das wirksamste Mittel zu sein, die unfruchtbaren Wüsten des Landes zu wertvollen Weiden umzugestalten, Hungersnot für Mensch und Tier zu verbannen und die Kraft zu besitzen, dem reichen Lande zu noch viel größerem Wohlstande zu verhelfen.

---

# Aphorismen

Von

## Ludwig Riecker

Das ist das Lächerlichste an manchem Narren, daß er in dem Bestreben, ein Objekt für seinen Spott zu finden, das Nächstliegende völlig übersieht: nämlich sich selbst.

*

Die Leichtfertigen werden meist schwer fertig.

Die Tatsache, daß einer in der Schule immer auf dem ersten Platz gesessen, ist eigentlich noch kein voller Beweis dafür, daß er ein Dummkopf ist.

*

Sterben ist eine Kunst, die ein Leben lang gelernt sein will.

*

Wer den Glauben an den Morgen verloren
hat, dem leuchten die Sterne vergebens.

---

Digitized by Google

König Krokus

Nach einem Gemälde von Moritz von Schwind

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Waldemar Paulus-Verein

Skizze

von

Luise Tyrol

Waldemar Paulus ruhte schon zwanzig Jahre im Grabe, und die Sitte, sein Bild an besonderen Festtagen mit einem frischen Kranz zu schmücken, war nach dem Tode seiner Mutter in Vergessenheit geraten. Keines der zahlreichen Glieder der weitverzweigten Familie Paulus fühlte noch die Verpflichtung, den verstorbenen Waldemar durch irgendwelche Huldigung zu ehren, denn er hatte doch im Grunde seine Verwandtschaft gar zu sehr enttäuscht. Vom vierten Lebensjahr ab Klavier nach dem Gehör tippen, als junger Mann eine musikalische Ausbildung genießen, die Tausende verschlingt, um schließlich doch nur ein Komponist von jener fatalen Gattung zu werden, der Verleger und Publikum in gleich weitem Bogen aus dem Wege gehen — solch lebensunfähigem Kauz erweist man nirgends in der Welt besondere Ehrungen! Und als ob er seine Vorbestimmung zum Pechvogel noch zu guter Letzt hätte beweisen wollen, starb Waldemar Paulus eines schönen Tages in einem Alter, in dem Menschen, mit denen das Glück es halbwegs gut meint, ihre Hauptwerke schaffen, und hinterließ seiner enttäuschten Familie nichts weiter als die zweifelhafte Ehre, ein verkanntes Genie zu den Ihrigen zählen zu dürfen.

Neben der letzten Ruhestätte des Komponisten, die man nicht mehr als gerade nötig beachtete, reihten sich nun schon viele andre grüne Hügel, unter denen Mitglieder der Familie Paulus schlummerten, und eine junge Generation suchte die verlöschte alte zu überflügeln.

An einem schneehellen Weihnachtsmorgen überschritt der neugebackene Assessor Ludwig Paulus die Schwelle des Elternhauses. Er wurde wie ein König bewillkommnet, denn man hielt in seiner Umgebung etwas von einem Manne, der es fertiggebracht hatte, trotzdem er schon das Jawort eines schönen und reichen Mädchens errungen, sich auch noch im Examen glänzend auszuzeichnen.

Im Wohnzimmer, in dem es nach Honigkuchen und Wachskerzen duftete, stand die Weihnachtstanne mit ausgebreiteten dunkelgrünen Aesten, bereit, all das glitzernde Schmuckwerk zu empfangen, das ihr zum Abend bestimmt war.

Und Ludwig Paulus mußte an die Reihe der Christabende denken, die er schon in diesem Zimmer verlebt hatte. Jetzt war es ihm fast so, als ob er wieder ein kleiner Knabe wäre und zum erstenmal „Vom Himmel hoch, da komm' ich her —" spielen sollte. Damals hatte Onkel Waldemar an seiner Seite gestanden und hatte ihn gelobt, weil ihm der Weihnachtschoral so gut gelungen war. Der arme Onkel Waldemar! Der Assessor entsann sich seiner noch ganz deutlich — des feinen, trotz der festen Züge so milden Gesichts mit den grauen Augen, die einen so gütig anblicken konnten, trotz der Brillengläser, die eigentlich gar nicht zu dem freundlichen Kinderblick passen wollten. Wie es wohl in Wahrheit um Onkel Waldemars Kompositionen bestellt war? Der Assessor erinnerte sich, daß sie ihm als Kind unverständlich gewesen und daß später kein Mensch von ihnen gesprochen hatte. Aber heute, in seiner frohen Stimmung als neu gewordener Assessor und Bräutigam, wo er die ganze Welt zu beglücken gewünscht hätte, erschien es ihm wie eine Ehrenpflicht, wenigstens die vergessenen Werke seines toten Verwandten durch seine Teilnahme lebendig zu machen.

Im untersten Fach des mütterlichen Notenschranks, unter einem Berg von zwei- und vierhändigen Opernpotpourris, die auf ihnen wie ein Grabstein lasteten, fand der Assessor endlich einige vergilbte Liederhefte, deren Titelblätter den gesuchten Namen Waldemar Paulus trugen.

Ludwig begann das erste Lied zu spielen. Ein paar ruhige, milde Akkorde, die seinem hochgehenden Gefühl heute wie die verklärten Geister irdischer Zusammenklänge erschienen, und dann die Worte: „Die Ruh' ist wohl das Beste von allem Glück der Welt —"

Donnerwetter — armer Kerl! Ludwig blätterte weiter: „Du bist gestorben und weißt es nicht —" Greulich, diese Vorliebe fürs Tragische!

Aber da: „Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen!" Das war schon etwas andres! Ludwig Paulus hatte den Anflug einer Baritonstimme und musikalisches Gehör, so durfte er die Sache wagen. Als er fertig war, rief er, trotzdem ihm niemand zuhörte: „Da kann sich Schubert verstecken!"

Und obwohl beim weiteren Durchblättern der Hefte noch Lieder kamen, die dem Assessor in ihrem kargen Klangreiz und ihrer fremdartig zarten Geistigkeit durchaus unverständlich blieben, eines wußte er doch: er war zu einer unterirdischen Quelle herabgestiegen, die bisher keinen Durstenden erquickte und auch in sonnenloser Tiefe hätte weiterrauschen müssen, wenn er ihr nicht den Weg zum Reich der Lebenden zeigte — aber das wollte er tun. Es wurden erregte Feiertage. Statt der seligen Klänge des „Friede auf Erden" spielte und sang Ludwig am Christabend „Ein Tannenbaum steht einsam —" in der Komposition des vergessenen Onkel Waldemar und rührte durch die hoffnungslose Schwermut dieses Liedes seine Mutter beinahe zu Tränen.



Digitized by Google

Er schrieb lange Briefe an seine Braut, in denen er sich erst in seiner Eigenschaft als Neffe seines Onkels die Berechtigung zusprach, sie dereinst zu besitzen. Nebenher gab er ihr aber auch zu verstehen, daß sie sich glücklich preisen könnte, in Zukunft der Familie Paulus anzugehören, die dem deutschen Volk einen großen Komponisten beschert hätte. Dann aber fiel es ihm schwer aufs Herz, daß das deutsche Volk noch gar nichts von dieser Bescherung ahnte! Er mußte in erster Linie darauf hinwirken, daß die lebendig begrabenen Tondichtungen des vergessenen Waldemar weiteren Kreisen vermittelt wurden. Zu solchem Zwecke gründet man heutzutage einen Verein, und dazu braucht man zunächst einige Mitglieder. Ludwig beschloß sich vorerst an die weitschichtige Familie zu halten, ehe er Außenpropaganda machte.

Er klopfte zuerst an verschlossene Türen. Sein Onkel Robert, der ein Altersgenosse des verstorbenen Komponisten war, erklärte, bisher noch immer in der Ansicht gelebt zu haben, daß der verpfuschte Waldemar ein belastendes Etwas wäre, dessen völliges Verlöschen in der Erinnerung der Leute der Familie Paulus eher zum Segen als Schaden gereichen könnte.

Cousine Franziska wußte von dem unglücklichen Waldemar nur, daß er in ihren jüngsten Mädchenjahren einmal die Ursache eines Streites zwischen ihren Eltern gewesen war, dessen Ausgang — verweinte Augen und eine Ballabsage — sie heute noch gegen ihn einnahm.

Vetter Alfred, auf dessen oft ausgesprochenes Motto: „Leben und leben lassen" der Assessor die größten Hoffnungen setzte, begann erst mit einem Ausfall auf die schlechten Zeiten:

„Lieber Gott, wenn man drei Jungens großzuziehen hat und Schweinekotelett kaum noch für den Mittelstand zu erschwingen ist —"

Der Assessor wurde ungeduldig.

„Daß du eine Familie hast, weiß ich vermutlich! Willst du nun den Waldemar Paulus-Verein mitbegründen helfen oder nicht — ja oder nein?"

„Ja!" sagte da Vetter Alfreds Frau plötzlich mit lauter Stimme. Sie war selten andrer Meinung als ihr Gatte, hielt sie es aber einmal für notwendig, so geschah es mit verblüffender Sicherheit.

Alfred war auch sofort eingeschüchtert. „Du meinst, Käthchen?"

„Daß wir eine Tochter von achtzehn Jahren haben, deren Lebensaussichten gleich Null sind, wenn man sie niemals unter Leute bringt!" Zur Erklärung für die beiden Herren setzte Frau Käthe Paulus dann noch hinzu, daß sie selbst als junges Mädchen in einem Liebhabertheaterkränzchen reizende Abende verlebt und ihre ersten Verehrer gefunden hätte.

Mit einem deutlichen Gefühl der Verstimmung verließ der Assessor das Haus, in dem er die ersten Mitglieder für seinen Verein gewonnen hatte. Er beschloß, von jetzt ab die Verwandtschaft aus dem Spiel zu lassen. Sie war nun einmal von traurigster Alltagsbeschaffenheit und es nicht wert, ein verkanntes Genie hervorgebracht zu haben!

Ludwig Paulus ließ sich bei Fräulein Amanda Keller-Morosini, der gesuchtesten Musiklehrerin des Städtchens, melden. Sie hatte ihn vor Jahren, in seiner Schülerzeit, durch den Vortrag der großen Agathenarie zu einem Gedicht begeistert — sie als Künstlerin mußte ihn heute verstehen!

Und sie verstand ihn augenscheinlich wirklich. Ihre lebhaften dunkeln Augen leuchteten auf, als der Assessor ihr mit seiner durch das Werbeamt seltsam zwingend gewordenen Stimme den Sachverhalt klarlegte. Er hatte sogar die Genugtuung, zwei schnell verschwindende Tränen in Fräulein Kellers Augen aufsteigen zu sehen, als er, diesmal absichtlich lange auf der Schattenseite verweilend, von der gänzlichen Ruhmlosigkeit des ruhmeswerten Waldemar Paulus berichtete.

„Der arme, liebe Meister," rief Fräulein Keller-Morosini mit einer Wärme, die der des Assessors nichts nachgab, „lassen Sie gut sein, wir beide machen ihn jetzt berühmt!"

Und es schien dem Assessor in den nächsten Tagen wirklich außer Zweifel, daß die Stunde gekommen wäre, die den vergessenen Waldemar Paulus ans Licht des Erfolges bringen würde. ‚Die Frauen sind uns doch über,' dachte er dabei, mit einem innigen Dankesgefühl gegen Fräulein Amanda Keller-Morosini. Hatte sie es doch spielend fertiggebracht, worum er sich umsonst gemüht, nämlich den eignen Begeisterungsfunken für Waldemar Paulus auf die bis dahin so stumpfe Mitwelt überspringen zu lassen!

Wenn der Assessor jetzt in den häuslichen Kreis eines seiner Verwandten trat, hörte er fast immer, daß man mit Waldemar Paulus und dem ersten Vereinsabend zugunsten seines Nachruhms beschäftigt war. Daß man auch mit großer Spannung dem Eintreffen seiner Braut entgegensah, die zur Paulus-Gedenkfeier erwartet wurde, mochte der Assessor nicht rügen, obwohl es etwas das Interesse von dem künstlerischen Hauptzweck der Veranstaltung ablenkte — hielt er doch selbst die Gelegenheit für besonders günstig, um den Schatz, den er gehoben, in der würdigen Umrahmung einer solchen Feier der Familie zu zeigen.

Nun blieb noch die Zusammenstellung des Programms übrig, die indessen niemand, außer dem Assessor, Kopfzerbrechen zu verursachen schien. „Ein Tannenbaum steht einsam" mußte die Vortragsfolge eröffnen. Ferner durfte nicht fehlen: „Du bist gestorben und weißt es nicht —" und darauf: „Die Ruh' ist wohl das Beste von allem Glück der Welt —" oder vielleicht: „O neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!" Nein, das würde zu tragisch, zu dunkel, zu viel Fis-moll. Fräulein Keller-Morosini mußte wieder mit ihrem Rat helfen!

Als der Assessor die Unentbehrliche aufgesucht hatte, fühlte er sich über den gesanglichen Teil des Abends ganz beruhigt. Sie war so einsichtsvoll und zuvorkommend auf seine vorgetragenen Wünsche eingegangen, daß Ludwig Paulus, zumal Fräulein Keller ja auch für das Sängerinnenmaterial, das meist aus ihren Schülerinnen bestand, gutsagen konnte, ein Gefühl völliger Sicherheit überkam.

Der Assessor begann sich jetzt mit der als Einleitung des Abends vorgesehenen Rede zu beschäftigen, deren Abfassung man einstimmig auf ihn abgewälzt hatte. Da es seine Jungfernrede

Digitized by Google

war, nahm er die Sache durchaus ernst. Zunächst wollte er den „zahlreich Erschienenen“ für ihr Kommen danken und es als schönste Pflicht der Lebenden schildern, die großen Toten zu ehren. Dann sollte die Familie für ihre Gleichgültigkeit und Vergeßlichkeit dem unvergeßlichen Sohne Waldemar gegenüber einen kleinen Hieb bekommen. Ludwig freute sich schon auf die langen Gesichter der mit feinster Ironie Gegeißelten und auf die spitzbübisch vergnügte Miene seiner kleinen Braut, die er vorher natürlich in alles einweihen wollte. Endlich mußte ein versöhnender, wenn es irgend anging, stimmungsvoller Schluß zu Waldemars Kompositionen überleiten, „die, über dem Neid und Hader der Parteien stehend, um alle hier Vereinten das goldene Band der Harmonie schlingen sollten“.

Der große Abend war endlich herangekommen. Im Saale des „Deutschen Kaiser“, der die Teilnehmer der Waldemar Paulus-Feier aufnehmen sollte, duftete es nach Immergrün und brennenden Kerzen. Ueber dem von Kränzen umrahmten Podium hing das Bild des Komponisten. Es war eine nach der Photographie vergrößerte Kreidezeichnung, die den Verstorbenen ziemlich getreu darstellte.

Bald füllte sich der Saal mit einer festlich gekleideten Zuhörerschaft, die, von der Bedeutung ihrer Mission überwältigt, sich nur flüsternd unterhielt. Die stimmungsvolle Ausschmückung des Raumes und das Bild des toten Komponisten, von dem behauptet wurde, daß es dem Beschauer, er mochte sich hinstellen, wo er wollte, immer gerade in die Augen blickte, bildete den angenehm gruseligen Gesprächsstoff.

Der Assessor hielt jetzt den Augenblick für gekommen, sich in das Künstlerzimmer zu begeben, da er das Gefühl hatte, sein Publikum befinde sich in geeigneter Verfassung für den Beginn der Veranstaltung. Die Hand auf die Brusttasche pressend, in der sich das Manuskript seiner Rede blähte, trat Ludwig Paulus in das den Mitwirkenden überlassene Zimmer.

Lautes Stimmengeschwirr umfing ihn.

Vor dem Mitteltisch, der in Eile zum Toilettetisch gewandelt war, wie ein runder Stehspiegel mit grünlichem Glas und zwei tropfende Kerzen andeuteten, saß ein junges, elegant gekleidetes Mädchen und brannte sich die Haare. Hinter ihrem Stuhl, durch allerhand Drehungen sich mühend, auch einen kleinen Teil der Spiegelung für die eigne Person abzufangen, stand eine andre Dame, die für ihren Strauß weißer Winteraster bald links, bald rechts am Halsausschnitt ihres Kleides einen Platz suchte. Im Hintergrund des Zimmers, vermutlich um den Damen bei ihren Toilettevorbereitungen nicht lästig zu fallen, isolierte sich der alleinige Sänger des Abends, Herr Bernhard Rohrleger, dem es obliegen sollte, Bertran de Born, die einzige Ballade des verstorbenen Komponisten, zu kreieren. Der Assessor sah, daß Herr Rohrleger ein Glas mit dampfender, goldbrauner Flüssigkeit leerte und den Inhalt seiner Pastillenschachtel prüfend überzählte.

„Endlich sind Sie da, bester Assessor —“ Fräulein Keller-Morosini schoß aus einer Gruppe junger Mädchen auf Ludwig Paulus zu, „sprechen Sie als Onkel und erster Vorstand ein Machtwort! Dieser kleine Trotzkopf will streiken!“

„Onkel Lutz —“ es war die achtzehnjährige Hedwig von Alfred und Käthe Paulus, die mit trotzig verzogenem Mündchen vor dem Assessor stand, „ich kann den alten, abscheulichen ‚Tannenbaum‘ nicht singen! Weshalb soll ich mich mit den unmöglichen Intervallen abquälen? Wenn man richtig singt, klingt es immer so, als ob man mit der Begleitung auseinander wäre. Wenn ich überhaupt singen soll, singe ich ‚Hänschen will reiten —‘ von Taubert, wenn ich das nicht darf, soll man mich ganz in Ruhe lassen!“

„Herr Paulus,“ flüsterte die schlanke, immer etwas schmachtend aussehende Superintendententochter an des Assessors linkem Ohr, „nehmen Sie mich, bitte, erst gegen den Schluß heran, das Programm muß geändert werden! Unser Hilfsprediger, der mich durchaus singen hören will, kann erst zum zweiten Teil kommen, und da ich doch schon das undankbare ‚Die Ruh‘ ist wohl das Beste‘ übernehmen mußte —“

„Herr Assessor,“ tönte es in Ludwigs rechtes Ohr, „Sie müssen mit mir eine Ausnahme machen! Ich habe es einem Freund unsers Hauses versprochen, auch ein kleines Liedchen von ihm zu singen. Wenn ich ‚O neige, du Schmerzensreiche‘, glücklich überwunden habe — ich sage glücklich, denn es ist eine harte Nuß für Sänger und Hörer — singe ich gleich weiter: ‚Mein Schätzel ist fein,‘ das ist ein reizend schalkhaftes Liedchen und wird riesig gefallen!“

„Ja, ja, liebster Assessor, das sind so die Sorgen eines verantwortlichen Redakteurs,“ meinte Fräulein Keller-Morosini höchst belustigt, „eigentlich müßten Sie heute sechs Ohren haben, um alle Wünsche zu hören!“

„Nein, Eselsohren müßt' ich haben!“ rief der Assessor grob.

„Verehrtester“ — es war Herr Rohrleger, der seinen Grog ausgeschlürft hatte und nun mit drohend erhobener Pastillenschachtel auf Ludwig zuschritt —, „wenn ich heute abend den Bertran de Born ohne Erleichterungen singen soll, ist meine Stimme futsch und Sie können mich auf Ihre Kosten nach Ems einschiffen! Bei dieser Heiserkeit diese Tonsprünge! Sie müssen schon gestatten, daß ich mir die Sache etwas zurechtdeichsele — man hat schließlich nur eine Stimme zu verlieren!“

Als der Assessor endlich auf dem Podium der gespannt wartenden Zuhörerschaft gegenüberstand, hielt er eine Rede, die verbittert klang und weit über das Ziel schoß. Er dankte keinem Menschen für sein Kommen, sondern griff Zuhörer und Mitwirkende in gleicher Weise an. Als ihm dann seine Temperamentssünde zum Bewußtsein kam und er ganz unvermittelt zum Schluß „das goldene Band der Harmonie um alle hier Vereinten“ schlingen wollte, bemerkte er, daß sein zerstreutes Publikum nicht „mitgegangen“ war, wie der Fachausdruck lautet. Es hatte seine rednerische Züchtigung augenscheinlich gar nicht gehört, da es ihn nun mit freudigem, von gänzlicher Unaufmerksamkeit zeugendem Händeklatschen begrüßte.

Digitized by Google

Während der Assessor, enttäuschten Gesichts, neben seiner Braut einen Platz suchte, bemerkte er, daß er sich inmitten einer Versammlung befand, die sich zu einer Gedenkfeier vereinigt hatte, aber zu einer Abendunterhaltung eigensüchtigster Natur aufgelegt zu sein schien.

Das Programm nahm seinen Lauf, und Ludwig Paulus fühlte, daß ihm mit jeder Nummer mehr und mehr die Zügel des Abends entglitten.

Die kleine Hedwig, der er im Künstlerzimmer jegliche Aussicht auf eine Einladung zu seiner Hochzeit benommen hatte, falls sie nicht ihre Pflicht täte, sang mit weinerlich verzogenem Mündchen und kindlich flacher Stimme den ‚einsamen Tannenbaum'.

Herr Rohrleger führte den für sein Organ zurechtgestutzten Bertran de Born ins Treffen und bescherte dann seinen Zuhörern, unter denen er weit mehr Bewunderer zu besitzen schien als der tote Waldemar, noch die „Krone im Rhein". Die Vortragsfolge wurde immer bunter, da Fräulein Keller-Morosini, die sich zur Kapellmeisterin des Abends gemacht hatte, eine unvermutete Schwenkung ausführte, indem sie jede ihrer Schülerinnen neben dem als Totenopfer zu zahlenden Zoll an Waldemar Paulus noch ihr jeweiliges Bravourstück einschieben ließ. Weshalb sollte sie ihr Licht als Lehrerin unter den Scheffel stellen?

So erklangen denn bald die lustigen Arien des schelmischen Aennchen, in deren Bewältigerin, der jungen Dame mit den Winteraftern, man einen aufgehenden Bühnenstern geräuschvoll feierte.

Das Publikum benahm sich immer zwangloser. Jeder Zuhörer fühlte sich an dem Gelingen des Abends mitbeteiligt und in seiner persönlichen Eitelkeit geschmeichelt. Gab es doch Mütter im Saal, die bis zu zwei Töchtern unter den Mitwirkenden hatten, und Väter, denen bei dieser rühmlichen Veranstaltung zum erstenmal der Sinn des teuern Stundengeldes aufging, das allmonatlich an Fräulein Keller-Morosini zu entrichten war.

Zu vorgerückter Stunde tauchte im Hintergrund des Saales ein stattlicher junger Mann mit einem seiner Größe wegen schwer zu verbergenden Blumenstrauß auf. Sogleich betrat die Superintendententochter hocherrötend das Podium und sang, während ihr beglücktes Lächeln den Hilfsprediger in der Ahnung kommender Freuden grüßte: „Die Ruh' ist wohl das Beste von allem Glück der Welt —"

Schließlich endete das Konzert mit einer Huldigung für Herrn Rohrleger, der sich als Komponist des schalkhaften kleinen Schlagers „Mein Schätzel ist fein" entpuppte und durch die bescheidene und doch ihres Wertes bewußte Haltung, mit der er für die ihm dargebrachten Huldigungen dankte, die Anwesenden zu immer neuen Beifallsäußerungen veranlaßte.

Der offizielle Teil des Abends war vorüber. Die im Publikum angestauten Eindrücke verlangten nach Mitteilung.

„Ein reizender Abend —"

„Ja, so etwas können wir in Neustadt uns auch nur leisten!"

Am meisten umschwärmt wurde schließlich des Assessors Braut, obwohl sie durch nichts andres als ihre stumme Persönlichkeit bisher gewirkt hatte. Aber sie war so entzückend in ihrer zarten Heckenrosenschönheit, daß sie zum Mittelpunkt des Kreises wurde, besonders nachdem sie sich noch entschlossen hatte, zu einem elegischen Chopinschen Walzer einen schwermütig-langsamen Tanz auszuführen.

Am andern Tage erklärte der Assessor auf dem Familienmittagessen, daß er von der Leitung des Waldemar Paulus-Vereins zurücktrete.

„Du bist gelungen, Lutz," bemerkte Franziska, „jetzt, wo die Sache so nett angefangen hat! Wir konnten doch nicht den ganzen Abend ausschließlich die schwierige Musik von Onkel Waldemar über uns ergehen lassen."

„Fräulein Keller-Morosini ist doch gewiß musikalischer als du, Onkel," warf die kleine Hedwig ein, „und die sagte doch auch, man könnte einen Waldemar Paulus nicht ungemischt genießen, zu so schwerem Wein gehörte Wasser —"

„Wässert ihn denn nach Belieben," rief der Assessor gereizt, „nur bittet mich bei dieser Art Taufe nicht zum Paten!"

„Wir bitten dich um gar nichts, du Stacheligel," erklärte Alfred Paulus mit Gemütsruhe, „ich werde mir an deiner Statt die Vorstandssorgen aufbürden und werde die Geschichte schon ordentlich in Schwung bringen, darauf kannst du dich verlassen."

Der Assessor ist bereits wieder lange in Berlin und bemüht sich, Außenpropaganda für Waldemar Paulus' noch immer wenigen bekanntes Lebenswerk zu machen. Aber der von ihm in seinem Vaterstädtchen begründete Verein hat sich als lebenskräftig erwiesen, wenn auch nicht im Sinne seines Stifters.

Die Vereinsabende finden regelmäßig statt. Fräulein Keller-Morosini läßt ihre Schülerinnen auf ihnen viele Bravourstücke und hin und wieder einige der „undankbaren" Paulusschen Lieder vortragen.

Herr Rohrleger ist durch die Veranstaltungen des Waldemar-Paulus-Vereins, die ihm eine solche Fülle des Beifalls bringen, daß er seine eigne bescheidene Haltung selbst rührend zu finden anfängt, in dem Glauben bestärkt, der Mann der Zukunft zu sein, und komponiert unentwegt weiter.

Am letzten Vereinsabend haben Schülerinnen von Fräulein Keller-Morosini sogar eine Operette aufgeführt, und da sich auf dieser denkwürdigen Veranstaltung auch noch eine Verlobung gemacht hat, besteht kein Zweifel daran, daß der Waldemar Paulus-Verein mit Erfolg weiterleben wird.

Digitized by Google

Phot. Alinari

Römischer Weinfuhrmann in der Campagna

# Eine Weinreise durch Italien

## Von keinem Weinreisenden

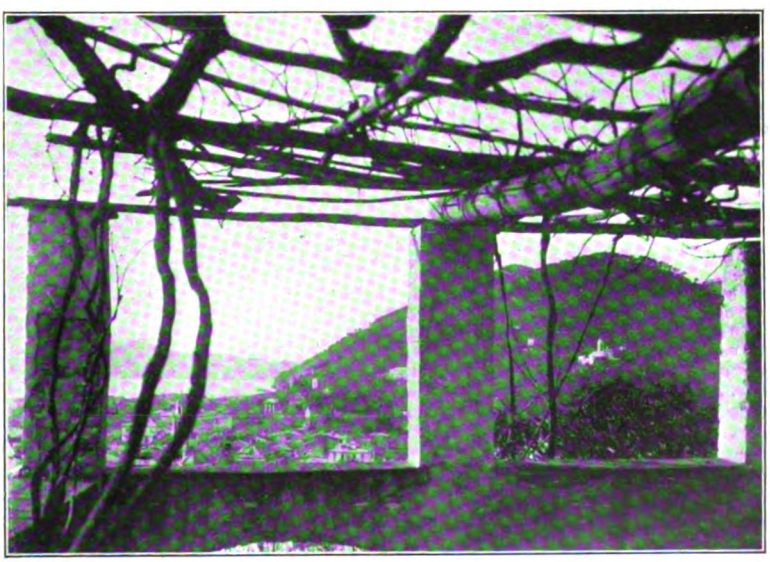
(Hierzu dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

An den Falerner des weinfrohen Horaz und an Wilhelm Müllers schönes Gedicht „Est Est“ mit seinem tragischen Abschluß:

Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est

denkt wohl bei obiger Ueberschrift der Leser, der von den Weinen Italiens einst auf der Schulbank hörte. Mancher aber, der, durch jene Hymnen mit zu großen Hoffnungen erfüllt, im Norden italienische Weine mit seiner Zunge in Berührung brachte, bereut es schwer und denkt mit jenem Schweizer: „Gang mer furt mit dem Italiener, du chascht mer g'stolle werde“; denn er glaubt bemerkt zu haben, daß viel geringer Wein unter falschem Namen aus Italien ins Ausland gehe, und die Qualität der Weine zu wenig gleichmäßig sei. Andre dagegen haben bessere Erfahrungen gemacht, und wer eine Reise durch Italien unternahm, der gedenkt zwar an manch schmutziges Glas, an manche unsaubere Hand, an manch muffigen Wein, aber auch an manchen guten Tropfen, an manches „Weinche“, das ihm in tadelloser Sauberkeit vorgesetzt wurde, und zu dem er mit Freuden „du“ sagte, als heiße Luft und Durst dabei ihn in die Osteria getrieben hatten, an der ein Kiefern-, Steineichen- oder Olivenzweig die Stelle der Worte Est Est einnahm, oder als er in germanischem Forschungsdrang die Produkte der einzelnen Landesteile an der Quelle kennen lernen wollte und daher mit deutscher Gründlichkeit in Nord und Süd der Flasche oder dem Fiasco auf den Grund ging.

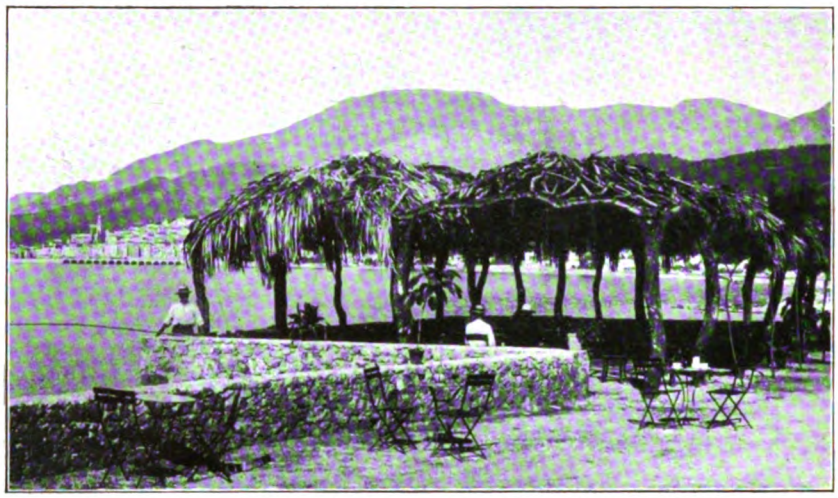
Auf der Dampfbootfahrt über die oberitalienischen Seen trinken wir ein Gläschen Asti spumante, vielleicht auch mehrere, jenen gelben Wein, in dem wir deutlich die süßen, feinen Muskatellertrauben schmecken, aus denen er gekeltert wurde. Durch Filtrierung des Mostes wird die Gärung zum Stillstand gebracht, so daß der Wein dann mousiert.



Phot. Kühne

Rebenlaube an der Riviera di Levante im Winter

Digitized by Google



Das letzte italieniſche Reſtaurant an der weſtlichen Riviera

In ganz Oberitalien begegnen wir ihm auf der Weinkarte, in vorzüglicher Qualität trinkt man ihn oft in kleinen ländlichen Schenken, die ihn direkt vom Weinbauern beziehen. Er iſt das Lieblingsgetränk der glücklichen jungen Frauen auf der Hochzeitsreiſe, und bei ſeiner Süßigkeit paßt er ja auch trefflich zum Honigmond. Unangenehme Erinnerungen wecke ich alſo nicht, wenn ich von ihm ſpreche, und darf daher wohl auch einige Worte über ſeine Heimat ſagen, wenn ich damit auch nicht die Bürgſchaft übernehmen will, daß all der Asti spumante, den die Leſerinnen oder gar die Leſer getrunken haben, bei Canelli und Aſti gewachſen iſt. Aſti, das ihm den Namen gab, iſt ein piemonteſiſches Landſtädtchen von etwa 20 000 Einwohnern. Mit roten Ziegeldächern liegt es unweit des Tanaroflusſes inmitten großer Gemüſegärten, umgeben von freundlichen, 100 bis 150 Meter hohen Rebenhügeln, die neben gelben und roten Muskatellertrauben — Brachetto und Dolcetto — den köſtlichen roten Barbera, Grignolino, Freiſa und Nebiolo liefern, alles Namen, die nicht nur in Piemont, ſondern in ganz Italien und über dasſelbe hinaus einen guten Klang haben. Die Reben werden hier genau ſo kurz gehalten wie am Rhein, die Trauben am Stock oder auf dem Markte gekauft, wohin die Bauern ſie in ſargähnlichen Holztrögen — navaccia, Barke, genannt — auf vierräderigen Ochſenkarren fahren. Zu dieſen Märkten, wie ſie in den Mittelpunkten aller Rebengegenden Piemonts teils unter einem hohen Schutzdach, teils im Freien ſtattfinden, kommen namentlich aus den piemonteſiſchen Alpen und von der Riviera zahlreiche Käufer, um daheim die Trauben zu keltern, die ſie für den billigen Preis von 1 bis 2 Lire für je 10 Kilogramm erſtehen. In die Berge fährt man ſie auf zweiräderigen Maultierkarren in hohen Tonnen, und

Phot. Kühne

Italieniſche Straße mit Pappelbäumen, die von Weinreben umrankt ſind

Digitized by Google

es kommt Bewegung in die hoffnungsvolle Jugend der Bergdörfer, wo wohl Edelkastanien, aber keine oder doch nur ganz wenige Trauben wachsen, wenn im September die Mädchen in Scharen zur Rebenlese in die Ebene ziehen und die Tonnen aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt und gereinigt werden. Dann gibt es gute Tage für die Mäxe und Moritze, die an den Windungen der Bergstraßen die heimkehrenden Karren erwarten, um dem von der langen Fahrt ermüdeten Maultier in menschenfreundlicher Weise die Last zu erleichtern, während der Fuhrmann mit dem Schlafe kämpft oder bereits von ihm besiegt ist. Nach Genua und der Riviera überhaupt bringt das Dampfroß die edeln Trauben Piemonts, denn die Reben der

Doch kehren wir nach Asti zurück. Der Kleingrundbesitzer verkauft den größten Teil seiner Trauben und keltert nur für seine Familie. Aus der navaccia, in der schon die erste Pressung durch Männerfüße geschieht, trägt die ganze Familie, Männlein und Weiblein, groß und klein, von Fliegen und Wespen umschwärmt, die Trauben und ihren Saft in allen möglichen Gefäßen in den Keller, wo die Kelterung mit der Presse oder in einem Bottich mit den Füßen fortgesetzt und der Saft in Fässer abgelassen wird. Im Großbetrieb dagegen hat man natürlich moderne Pressen und eine durchaus rationelle Kellerbehandlung. Der Versand des Asti spumante geschieht namentlich nach Deutschland und ganz besonders nach Südamerika, dem Aus-

Phot. L. Armoni Raffaelli

Orvieto, in dessen Nähe ein hervorragender italienischer Wein wächst

Riviera — so malerisch in ihren Zaubergärten die Pergolen auf weißgetünchten Pfeilern, die Reblaubengänge, auch wirken, von denen im Herbst eine die Blätter verdeckende Fülle köstlicher blauer und weißer Trauben herniederhängt, und so feine Tropfen die niedrig gehaltenen Stöcke der Weinberge auch liefern — reichen nicht im entferntesten zur Stillung des Durstes der Einheimischen und der nach vielen Tausenden zählenden Fremden aus. Sie ergeben den sizilianischen ähnliche Weine, gute rote besonders an der westlichen, treffliche weiße an der östlichen Riviera, die besten in den Cinque Terre zwischen Sestri Levante und Spezia und an den Hügeln von Coronata bei Sampierdarena. Die letzteren werden oft in Rheinweinflaschen kredenzt und haben außer dieser Hülle auch die Farbe mit dem Rheinwein gemein, aber es fehlt ihnen dessen Bukett. Wie in ganz Italien wird auch hin und her an der Riviera guter Muskateller gekeltert, aber eigentlich nur für den Hausbedarf.

wanderungsziel der Norditaliener, nachdem ihm in Genua durch einen Spritzusatz das alkoholische Rückgrat so weit gestärkt ist, daß er die Linie passieren kann.

Zu meinem Erstaunen fand ich in Asti, wo der Wein in Strömen fließt, wie in vielen andern Städten des berühmten Weinlandes Piemont, auch eine Bierbrauerei. Wie weit Gambrinus Freude an ihrem Produkt haben kann, vermag ich nicht zu sagen, da ich mich doch davon überzeugen mußte, daß alter piemontesischer Barolo den Vergleich mit dem Burgunder keineswegs zu scheuen braucht, daß der Barbera ebenfalls ein trefflicher schwerer, Freisa, Grignolino und Nebiolo aber gute leichtere Tisch- oder, wie man bei uns sagen würde, Kneipweine sind. Auch der Piemontese betrachtet sie vielfach als solche und trinkt sie keineswegs nur zu Tisch, obwohl er sie Vini da pasto nennt; er trinkt auch keineswegs nur offenen Schankwein aus $^1/_8$-, $^1/_4$- oder gar $^1/_6$-Liter-Flaschen, die aus dem Faß im Keller für

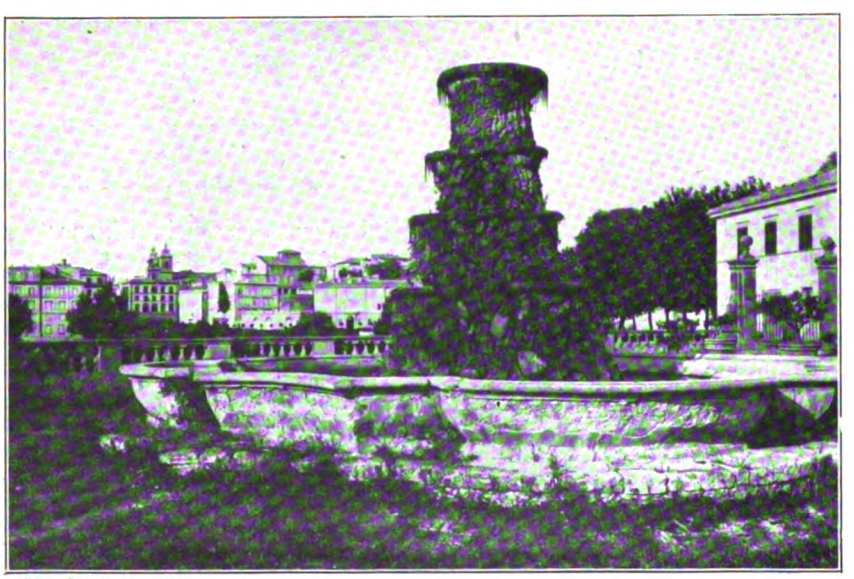
Digitized by Google

Phot. Batagliotti

Traubenmarkt in Asti (Asti spumante)

den Gast vollgezapft und mit dünnem Kork verschlossen werden, der durch Bindfaden oder Draht am breiten Flaschenhals befestigt ist, sondern er weiß die wohlverkorkten Literflaschen jener nach mehr schmeckenden Weine zu schätzen, wie auch der Sarde den Rebensaft seiner Insel nicht nur als Nahrungs-, sondern auch als Genußmittel betrachtet. Interessant war mir die Beschäftigung der zukünftigen Winzer Astis mit Gartenarbeiten, denn auf Grund des Ministerialerlasses vom 20. Juli 1898 wurden dort landwirtschaftliche Versuchsfelder für die Abcschützen eingerichtet. Ein Astier Kind ist ein berühmter Mann geworden: der Dichter Alfieri, ein gleich Asti spumante mousierender Feuerkopf, dem seine Verehrerin, die Gräfin Stolberg, in der Kirche S. Croce zu Florenz durch Canova ein Denkmal setzen ließ.

So sind wir von Piemont nach Toskana gekommen, das mit ihm eine rationelle Rebenkultur gemein hat und den Fremden einen dem Namen nach noch bekannteren Tischwein liefert: den roten Chianti und eine Menge kleinerer Rotweine, die, nicht zu knapp mit schweren, namentlich apulischen Verschnittweinen behandelt, gleichfalls unter dieser Flagge segeln. Erwähnt sei nur daher noch der herzhafte rote Pomino. Die Hügel von Chianti liegen zwischen Florenz und Siena, und jeder Italienreisende trinkt den nach ihnen genannten Wein aus den charakteristischen dickbauchigen, schilfumflochtenen Fiaschi, deren langer enger Hals nicht verkorkt, sondern mit Olivenöl und der Etikette verschlossen wird. Jenes Oel wird mit einem besonderen Glasapparat aufgesogen und der Oelrest aus dem Flaschenhals mit Hede entfernt; doch schwimmen auf dem ersten Glas und manchmal auch noch auf den folgenden einige Oeltropfen wie Fettaugen auf der Suppe und zwar keineswegs nur als Monokel. Auch beim Transport unterscheiden sich diese Fiaschi von andern Weinflaschen, da sie nicht in Kisten verpackt, sondern von darauf geeichten Packern einfach an-, auf-, hinter-, neben-, in-, über-, unter-, vor- und zwischeneinander in die Eisenbahnwaggons gestellt



Phot. G. Sommer & Sohn

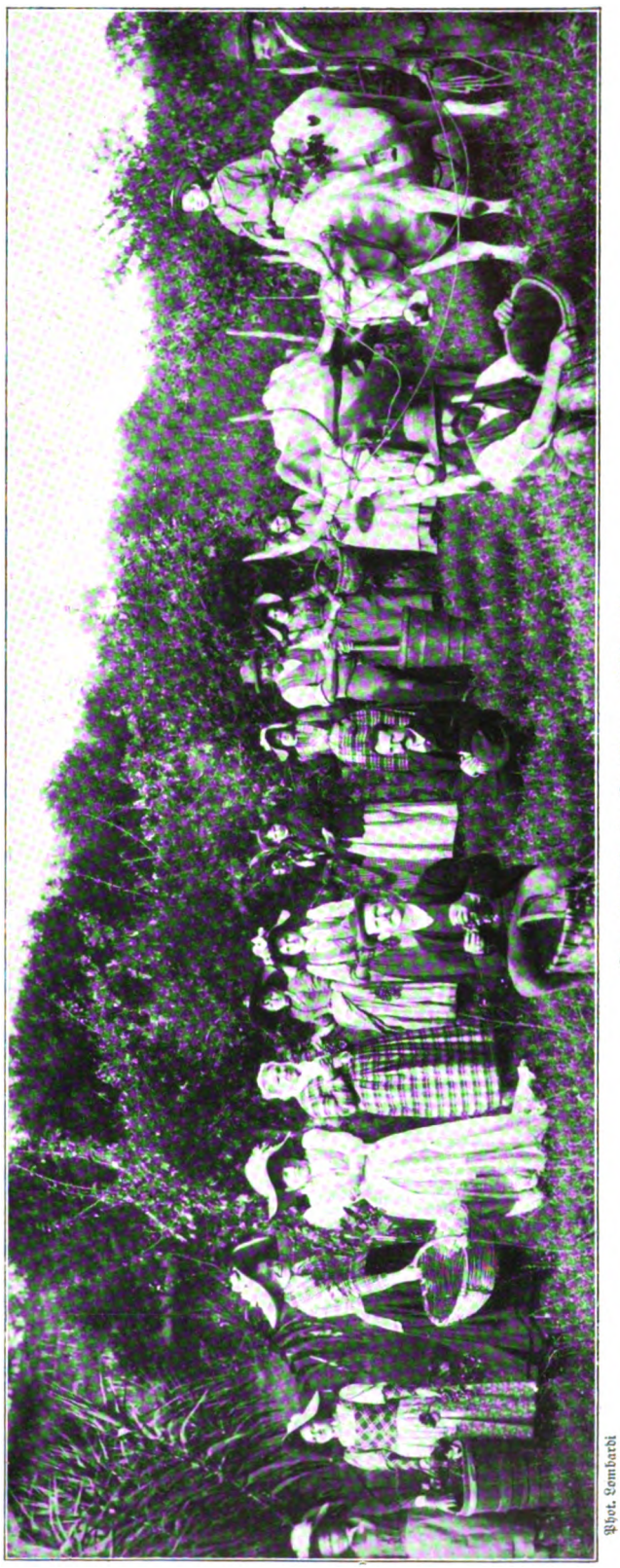
Frascati, bekanntester Weinort in der Umgebung Roms

Digitized by Google

werden, und zwar ſo dicht, daß dieſe gänzlich ausgefüllt ſind und kein Fiasco Fiasko machen kann. Als die Verkehrsmittel noch fehlten, zahlten die Soldaten hier und da den getrunkenen Wein, wie die Jungens in einigen Gegenden Deutſchlands die auf den Kirſchbäumen verzehrten Früchte, nach der Stunde; doch würden deutſche Krieger im gleichen Zeitraum mehr vertilgt haben. Die Piemonteſen übertreffen ihre Kameraden häufig an Durſt, ſie zahlen in Siena heute für den Fiasco 50 Centeſimi, alſo pro Liter 20 Centeſimi; und dem Fremden berechnet man in Toskana und in den toskaniſchen Weinkneipen Roms und andrer Städte den von ihm genippten, getrunkenen oder vertilgten Wein „ad occhio“ (nach dem Augenmaß) oder „a peso“ (nach Gewicht). Da nämlich ein Fiasco 2 bis 2½ Liter enthält und bis oben gefüllt in einem beweglichen Geſtell dem Gaſt vorgeſetzt wird, dieſer aber nicht immer wie der Zwerg Perkeo an Durſte rieſengroß iſt und daher einen größeren oder kleineren Reſt zurückläßt, wird das genoſſene Weinquantum entweder einfach mit einem prüfenden Blick auf die durch das Trinken entſtandene Leere oder durch Wiegen des Reſtes feſtgeſtellt. Doch haben die Herren Wirte auch halbe und viertel, ja ſelbſt achtel Fiaſchetti.

Neben kurzgehaltenen Rebſtöcken ſehen wir in der Toskana die Rebe am Baumſtamm emporſteigen und fremde Aeſte mit ihren Trauben ſchmücken. Noch verbreiteter iſt dieſe Art der Kultur der Reben im Veroneſiſchen, wo ſie an den reihenweiſe gepflanzten Maulbeerbäumen, ihrer natürlichen Vegetation überlaſſen, nach ihren eignen Gedanken von Stamm zu Stamm ſich ranken, ſo daß die Trauben über Korn- und Maisfeldern ſchweben. Auch hier keltert man treffliche rote und weiße Weine, die beſten wohl im Valpolicella, die mit dem Bagnoli von Padua, dem Conegliano von Treviſo, dem ſüßen Weißwein Breganze von Vicenza die Beſucher der Lagunenſtadt erfreuen, aber ebenſowenig wie die gleichfalls guten Weine der Emilia einen ſolchen Ruf gewannen wie die piemonteſiſchen und toskaniſchen Weine, vielleicht aus dem Grunde, weil es ſich um zu viele Typen handelt.

Nirgends in Italien geht es bei der Rebenleſe ſo luſtig zu wie am Neckar und am Rhein, die Begeiſterung macht ſich nicht in Jauchzen und Böllerſchießen Luft, ſondern höchſtens in einigen Liedern und improviſierten kurzen „stornelli“, wie ſie auch ſonſt in der Toskana an der Tagesordnung ſind. Immerhin aber iſt die „vendemmia“ auch hier der Höhepunkt im Leben der Bevölkerung. Die Familie des glücklichen Beſitzers des Gutes, der



Phot. Lombardi

Traubenleſe in Toskana (Chianti)

Digitized by Google

Phot. G. Sommer & Sohn

Neapolitaniſcher Weinfuhrmann

deſſen Bewirtſchaftung den Bauern nach dem toskaniſchen Halbſcheidvertrag, der mezzadria, überläßt, kommt oft zur Rebenleſe aufs Land, und die Damen ſchneiden mit den Bäuerinnen, die in Toskana breite, mit künſtlichen Blumen geſchmückte Hüte tragen, um die Wette die Trauben, während die Bauern mit dem vielſeitigen Eſelein oder zwei ſchöngehörnten weißen Ochſen den Ernteſegen fortſchaffen, worauf die kelternden Füße oder die Preſſe in Tätigkeit treten.

Auch gute Weißweine liefert die Toskana, von denen nur der „Aleatico“ genannt ſei, ſehr guten, wenn auch etwas ſchweren Orvieto Umbrien. Scheffel läßt Jung-Werner in Welſchland ſingen:

O Ponte molle, du treffliche Bruck,
Bei der ich geſchlürft ſchon manch tapfern Schluck
Aus ſtrohumflochtener Flaſchen.
Padrone, noch eine Flaſche herein!
Der perlenreiche Orvietowein
Mag auch dem Traurigen munden.

Und auch dem treuen Kutſcher Anton ſchmeckt dieſes Weinche. Der Freude über die bevorſtehende Heimfahrt gibt er Ausdruck:

In dem Weinhaus bei Facchino
Heute trinkt er nicht den leichten
Landwein aus der Fogliette,
Heute trinkt aus ſtrohumflocht'ner
Korbflaſch' er den Orvieto
Und den Monte Porzio.
Scheiben klirren, Scherben ſplittern,
Denn jedwede leere Flaſche
Wirft er würdig durch das Fenſter.
Indigniert zwar ob des Oels, das
Auf dem Wein ſchwimmt wie Kometen
In dem Luftraum, doch begeiſtert
Trinkt und trinkt und trinkt der Treue.

Südlich vom Lago di Bolſena wächſt bei Monteſiascone der Muskateller „Eſt Eſt“, und dort trägt ein Grabſtein in der Unterkirche folgende Inſchrift: EST EST EST PR. NIM EST DE VC DOM MEUS MORTUUS EST.

Wie Wilhelm Müller in dem eingangs erwähnten Gedichte es beſungen, ſoll dieſe ſeltſame Grabinſchrift dem Toten von ſeinem Diener gewidmet ſein, der als Weinprüfer ſeinem Herrn vorausreiſte und durch das Wörtlein Eſt den Weg zu einem guten Tropfen bahnte. Auf des Flaſchenberges — Monteſiascone — Höh ſah der Quartiermacher ſich veranlaßt, dreimal Eſt zu ſchreiben, und ſein Herr teilte ſeinen Geſchmack ſo völlig, daß er propter nimium Est Est dort ſtarb. —

Wie manchen Maler hat die Traubenleſe in den Caſtelli Romani zu herrlichen Gemälden begeiſtert, und welcher Romreiſende kennt nicht den

Phot. G. Sommer & Sohn

Vor dem „Kater Hiddigeigei“ auf Capri

Digitized by Google

Wein von Frascati, Marino, Genzano, Albano und Grotta Ferrata, den weißen zumal, den die bronzefarbenen Carrettieri, durch ein bewegliches Schirmdach gegen die unbarmherzigen Pfeile der Sonne geschützt, aus den schon im Altertum weinberühmten Albanerbergen nach der einstigen Hauptstadt der Welt fahren. Es wird aber auch verdächtig viel apulischer Wein nach Rom wie nach den übrigen Großstädten gebracht, und mancher Vino dei Castelli, der uns vorgesetzt wird, ist gewiß ebensowenig rein wie das Glas, aus dem wir ihn in mancher Osteria trinken sollten; doch gilt das nicht nur von dem Wein der Kastelle. Schon Plinius klagte darüber, daß der bloße Name des Weines preisbestimmend wirke und der Most bemutung aussprach, daß einer der verspeisten Europäer gewiß ein Weinreisender gewesen sei, weil er nach dem Pfropfen geschmeckt habe, würde von solchem Weine sicher sagen, er schmecke nach der Ziege, wenn er ihn nicht gar als Seitenstück zum Bockbier als Bockwein bezeichnen würde.

Kein Landstrich Italiens gewährt im Sommer einen schöneren Anblick als die Ebene Kampaniens in der Festdekoration ihrer Rebengirlanden, die in drei bis fünf Ketten übereinander, so hoch sie nur irgend können, von üppigem Traubensegen belastet, von Pappel zu Pappel, von Ulme zu Ulme sich schlingen, die, in geraden Linien gepflanzt, mit ihren Rebenfestons grüne Hecken eines Gartens für ein Riesengeschlecht bilden könnten. Genau wie zur

Phot. G. Sommer & Sohn

Blick auf die Rebengelände am Posilip bei Neapel

reits in der Kelter gefälscht werde. Bezüglich des Transports aber hat sich im Laufe der Zeit eine Aenderung vollzogen. Ehe die Holzfässer der Gallier in Rom Eingang fanden, wurde der Wein in Ziegenschläuchen befördert und in Amphoren aufbewahrt, zu Schiffe aber in Steinkrügen herbeigebracht, aus deren Trümmern im Laufe der Zeit der „Scherbenberg", der Monte Testaccio, in der Nähe des Anlegeplatzes der Weinschiffe emporwuchs. Heute hat man in ganz Italien hölzerne Tonnen, und die Ziegenschläuche dienen nur noch in Berggegenden, wo die Dörfer durch Maultierpfade, aber nicht durch Fahrstraßen mit der Welt verbunden sind, als Beförderungsmittel. Ein eigenartiger Anblick: eine mit Weinschläuchen beladene Eselkarawane im Gebirge, aber das Aroma des Weins gewinnt durch diese Hülle nicht gerade, und jener Menschenfresser mit der feinen Zunge, der die Ver-

Zeit Virgils, wo sich auch bereits die Rebe mit der Ulme „vermählte", und zur Zeit des Plinius, wo zuweilen Winzer, bevor sie die Rebenlese zwischen Himmel und Erde vornahmen, nicht etwa ihr Leben versicherten, wohl aber ein anständiges Begräbnis sich ausbedungen haben sollen. Tief unter den Reben reifen Hanf und Gerste, und über sie hinaus erheben die hohen schlanken Schirmpinien ihre edelgewölbte, an die Rauchwolke des Vesuvs erinnernde Krone, der wie ein König über der Landschaft thront. Ein zuweilen strenger König, der die Ortschaften und Weingärten, die er erreichen kann, von Zeit zu Zeit verwüstet, aber doch ein Spender der reichsten Fruchtbarkeit, denn die Vulkanausbrüche haben die ganze Gegend mit den wertvollsten Nährstoffen, wie Ammoniak, Phosphorsäure und Kali in einer Form befruchtet, die für die Pflanzenwurzeln leicht verdaulich ist. Die im

Digitized by Google

Phot. G. Sommer & Sohn

Wandmalerei im Hotel Pagano auf Capri

Lavagebiet an seinen Hängen angepflanzten Reben ergeben ebenso starke wie im Aroma feine Weine, wie der „Vesuvio“ und die allbekannten „Lacrimae Christi“ beweisen; freilich haben letztere vielfach erst durch die Etikette erfahren, wo sie gewein wurden.

Die Keller haben im Neapolitanischen zuweilen die Tiefe eines vierstöckigen Hauses, da sie zum Teil etwa hundert Stufen tief in den Tuffstein gehauen sind, aber die Weine sind doch im großen und ganzen nicht in dem Maße Tischweine geworden wie die Piemonts und der Toskana. Einer der bekanntesten ist der weiße Capri, der eine Verbreitung gefunden hat, die in keinem Verhältnis zu dem kleinen Felseneiland steht, wo einst der blonde Fremde auf Don Paganos Dache wie ein Kater auf und ab ging, der blonde Fremde, der den „Trompeter“ dichtete und von dem besagter Don Pagano behauptete:

„Hat auch neulich in den Trümmern
Der Tiberiusvilla mit dem
Eremiten scharf gezecht.“

Eine weitere Verbreitung hat die Rebe auf der schönen Insel Ischia, und ihr Weißwein ist zwar ein Säuerling, aber keineswegs zu verachten. Viel getrunken wird in Neapel der rote Posilipo, ein Sorgenbrecher seinem Namen nach, denn der Posilip war das Pausilypon, das Sanssouci, das Sorgenfrei des wüsten Genußmenschen Vedius Pollio. Nicht übel ist der weiße Aspriguo, nicht selten die Etikette „Falerno“. Doch wer zählt die Weine, nennt die Namen!

Wenn wir uns weiter nach Süden wenden, so finden wir so ausgedehnte Rebenpflanzungen, namentlich in Apulien, daß wir auf den Gedanken kommen könnten, die Stiefelform Süditaliens solle andeuten, daß der Wein dort nicht aus Gläsern, sondern aus dem Stiefel getrunken werden müsse. Das wäre aber ein Irrtum, der sich schwer rächen würde; denn wenn dort auch manch guter Tropfen zu finden ist, so liefert der Süden Italiens doch im wesentlichen die schweren roten und weißen Verschnittweine, die uns in Nord und Süd, und zwar nicht nur Italiens, als Hauptbestandteil des Inhalts gar mancher Flasche mit klingendem Namen begegnen, die Vini da taglio: weiße besonders am Aetna, wo die Rebenpflanzungen viel ausgedehnter sind als am Vesuv, und bei Castellammare auf Sizilien sowie auf Sardinien; rote in Apulien, Kalabrien und auf Sizilien. Der Italiener, der das Eigelb „Eirot“ nennt, bezeichnet den Rotwein als „vino nero“ = Schwarzwein, und in der Tat sieht mancher dieser Verschnittweine schwarzer Tinte ähnlicher als roter. Von den guten Weinen des Südens sei ein edler roter in Cosenza erwähnt, bei dem nächtlich am Busento dumpfe Lieder lispeln, und ein löblicher weißer Apuliens, der Sansevero; diese Trauben werden häufig mit den zwischen Frankreich und dem Böhmerwald gewachsenen zusammengekeltert. Die apulischen Trauben machen ihre weiten Bahnfahrten in Kesselwagen, und der apulische Wein wird in Strömen ausgeführt. Der rote geht fast durchweg unter dem Namen „Barletta“, und hier müssen zur Zeit der Traubenlese die Löhne verdoppelt werden; aber es herrscht doch längst nicht mehr das bewegte Leben wie einst, wo dem Produzenten schon eine Caparra, eine Anzahlung, und zwar in Gold, gegeben wurde, ehe seine Trauben reif waren, und die Franzosen kamen, um in Apulien nicht nur, sondern auch in Kalabrien und auf Sizilien, hier besonders in Milazzo und Syrakus, Verschnittweine zur Herstellung schwerer Bordeaux und Burgunder zu kaufen, für die etwa drei Viertel der sämtlichen Trauben jener Weingegend ihren Saft hergaben. Was Wunder, wenn damals in Apulien die Rebe, nach französischer Art gebaut, immer weiter und weiter sich ausbreitete! Plötzlich aber stand man dort mit seinem Traubensegen wie in dem bekannten Liede das Mägdlein „mit der Liebe sein, mit Rosen und

Digitized by Google

mit Gelbveigelein", und man konnte seufzen wie dieses:

„Dem alles ich gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

Ja, fern waren und blieben die Franzosen und zeigten auch keine Neigung, wiederzukommen, ja sie verschleuderten ihre in Apulien angelegten Kellereien, denn über die errichtete Zollschranke konnte der apulische Wein nicht mehr als breiter dunkler Strom hinüber. Uebrigens hat man dort unten in der Rebenkultur wie in der Behandlung des Traubensaftes neuerdings große Fortschritte gemacht, und wenn die Sauberkeit noch hier und da zu wünschen übrigläßt, so muß man berücksichtigen, daß in Apulien vielfach ein Glas Wein billiger ist als ein Glas Wasser. Das geplante Riesenwerk der apulischen Wasserleitung ist ganz gewiß kein Luxusbau.

Doch wozu sollen wir uns mit den Vini da pasto oder da taglio begnügen, wenn wir auch Vini fini, feine Dessertweine, haben können? Außer Asti spumante den Asti-Champagne oder Sekt aus Canelli und Turin oder den Elba-Champagne, zu dem die Weinberge des einstigen Napoleonischen Landguts von San Martino bei Portoferraio die Trauben liefern: außer den weißen Elbaner Sorten Biancone, Procanico und Anzonica, die rote französische Carignon und zwei weitere rote, die Fürst Demidoff dort einführte: Sangiovese und Aramon. Ebenso liefert uns Sizilien für diesen Zweck seine Muskateller von Syrakus und Sardinien seine Nasco und die samtweiche gelbe Vernaccia aus dem Campidano. Auch können wir ein Gläschen des schweren „Passito" trinken, der hier und da aus Trauben gewonnen wird, die vor der Pressung auf den Dächern ausgebreitet und von den Sonnenstrahlen fast zu Rosinen verwandelt waren.

Sind wir nicht gerade auf Naturweine erpicht, so entscheiden wir uns vielleicht für ein Gläschen Vermouth di Torino oder Marsala, die, am Nord- und Südende des Königreichs entstanden, als Typen einen Weltruf erlangt haben. Wein, Zucker, Sprit und für das Aroma die Wermutpflanze ergeben den ersteren, der mit einigen Tropfen „Bitter" und einem Schuß Siphon ein beliebtes Getränk ist. Seine Basis bilden schwere Weißweine, früher — vor der Erhöhung des Eingangszolles — besonders der an Zucker und Alkohol reiche griechische Samosmuskatwein, heute besonders alter Muskateller von Canelli, der in Zisternen längere Zeit gelagert wird; doch geht die Sage, daß der Traubensaft in mancher Vermouthflasche nicht den Hauptbestandteil bilde. Den sizilianischen Marsala umschwebt ein Fabrikationsgeheimnis, er gewinnt gleich dem Kognak mit dem Alter.

Wie die ungünstiger gewordenen Ausfuhrverhältnisse den Weinhandel, so hat die Phylloxera den Reben vielfach großen Schaden getan. Man ist daraufhin allmählich wie in Frankreich zur widerstandsfähigeren veredelten amerikanischen Rebe übergegangen. Die Peronospora bekämpft man hier wie dort mit der „Bordeauxbrühe". Die italienische Regierung hat eine besondere Kommission eingesetzt, um die Reblausherde ausfindig zu machen und zu vernichten. Die Bauern begegneten den ausgesandten Beamten ursprünglich mit Mißtrauen, und dieses steigerte sich an manchen Orten sogar zu tätlichem Widerstande. Ein Bäuerlein antwortete mir auf die Frage nach dem Grunde seiner Unzufriedenheit: „Signore, diese Männer kommen aus Gegenden, wo die Reblaus ist, und wir fürchten, daß sie uns unsre gesunden Weinberge damit beschenken." — Ferner hat die Regierung Musterpflanzungen der verschiedenen Rebensorten angelegt und mehrere Cantine sperimentali für die amtlichen Weinanalysen eingerichtet, die für die Ausfuhr nach einigen Ländern, z. B. nach Oesterreich-Ungarn, erforderlich sind. Deutlich sieht man das Bestreben, im Weinbau und in der Weinbereitung, die zur Kaiserzeit auf einer die berüchtigtsten Schlemmer befriedigenden Höhe stand, den Vorsprung einzuholen, den andre Weinländer im Laufe der Zeit vor Italien gewonnen haben.

Lagunenlieder. Nach einem Gemälde von Jehudo Epstein

Digitized by Google

# Grundzüge unsers Patentrechts

Von

Dr. jur. John Samuelsen

Das heute in Deutschland geltende Patentrecht hat seine Regelung gefunden im Reichsgesetz vom 7. April 1891. Damit eine Erfindung patentfähig ist, sind vor allem zwei Erfordernisse zu erfüllen, erstens muß die Erfindung „neu" sein und zweitens muß sie eine „gewerbliche Verwertung" gestatten. Von dem Patentschutz ausgenommen sind solche „Erfindungen, deren Verwertung den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderlaufen würde", ferner „Erfindungen von Nahrungs-, Genuß- und Arzneimitteln, sowie von Stoffen, welche auf chemischem Wege hergestellt werden, soweit die Erfindungen nicht ein bestimmtes Verfahren zur Herstellung der Gegenstände betreffen" (§ 1 Abs. 2).

Als „neu" ist eine Erfindung dann nicht anzusehen, wenn sie zur Zeit der Anmeldung zum Patentschutz in öffentlichen Druckschriften aus den letzten hundert Jahren bereits derart beschrieben oder im Inlande bereits so offenkundig benutzt ist, daß danach die Benutzung der Erfindung durch andre Sachverständige möglich erscheint. Diese im Gesetz verlangte offenkundige Benutzung setzt die Ausführung der Erfindung voraus. Betrifft die Erfindung einen körperlichen Gegenstand, so ist mindestens erstmalige Herstellung erforderlich, und diese muß soweit gediehen sein, daß an dem körperlich Hergestellten das Wesen der Erfindung erkannt werden kann. Zeichnungen und Modelle stellen dagegen noch keine Benutzung der Erfindung dar. Auf der andern Seite kann ein geheim geübtes Verfahren schon dadurch zu einem offenkundig benutzten werden, daß ein früherer Angestellter die vom Fabrikleiter vorausgesetzte Pflicht zur Geheimhaltung tatsächlich nicht beobachtet und das Verfahren mehreren Personen bekanntgibt.

Anspruch auf die Erteilung des Patentes hat derjenige, welcher die Erfindung zuerst angemeldet hat, und zwar hat diese Anmeldung schriftlich beim Patentamt zu geschehen. Für jede Erfindung ist eine besondere Anmeldung erforderlich. Diese Anmeldung muß enthalten erstens den Antrag auf Erteilung des Patentes, zweitens die genaue Bezeichnung des Gegenstandes, der durch das Patent geschützt werden soll.

In einer Anlage ist eine derartige Beschreibung der Erfindung beizufügen, daß aus derselben die Möglichkeit der Benutzung durch andre Sachverständige erhellt. Am Schluß der Beschreibung ist anzugeben, was als patentfähig unter Schutz gestellt werden soll (Patentanspruch). Die erforderlichen Zeichnungen, bildlichen Darstellungen und so weiter sind gleichfalls beizufügen.

Gleichzeitig mit der Anmeldung sind für die Kosten des Verfahrens zwanzig Mark zu zahlen. Diese Anmeldung unterliegt einer Vorprüfung durch ein Mitglied der Anmeldeabteilung. In dem Patentamte unterscheiden wir nämlich erstens Abteilungen für die Patentanmeldungen (Anmeldeabteilungen), zweitens eine Abteilung für die Anträge auf Erklärung der Nichtigkeit oder auf Zurücknahme von Patenten (Nichtigkeitsabteilung), drittens Abteilungen für die Beschwerden (Beschwerdeabteilungen). Fällt diese Vorprüfung wegen formeller oder materieller Mängel für den Patentsucher ungünstig aus, und werden diese Mängel nicht binnen einer bestimmten Frist beseitigt, so wird die Anmeldung durch Beschluß der Anmeldeabteilung zurückgewiesen. Gegen diesen Beschluß kann der Patentsucher innerhalb eines Monats nach der Zustellung des Beschlusses Beschwerde einlegen. Sind dagegen alle formellen und materiellen Voraussetzungen erfüllt, so beschließt das Patentamt (das heißt die Anmeldeabteilung) die öffentliche Bekanntmachung der Anmeldung im „Reichsanzeiger", um Interessenten Gelegenheit zu geben, eventuell gegen die Erteilung des Patentes Einspruch zu erheben innerhalb einer Frist von zwei Monaten nach der Veröffentlichung. Mit der Bekanntmachung treten für den Gegenstand der Anmeldung zugunsten des Patentsuchers einstweilen die gesetzlichen Wirkungen des Patentes ein, das heißt der Patentsucher ist „ausschließlich befugt, gewerbsmäßig den Gegenstand der Erfindung herzustellen, in Verkehr zu bringen, feilzuhalten oder zu gebrauchen. Ist das Patent für ein Verfahren erteilt, so erstreckt sich die Wirkung auch auf die durch das Verfahren unmittelbar hergestellten Erzeugnisse".

Ist die eben erwähnte Frist von zwei Monaten verstrichen, ohne daß ein Einspruch gegen Erteilung des Patentes an den Patentsucher erhoben ist, und sind innerhalb derselben Frist die gemäß § 8 für jedes Patent vor der Erteilung zu entrichtenden Gebühren von 30 Mark bezahlt, so steht der endgültigen Erteilung des Patentes nichts mehr im Wege. Diese Erteilung des Patentes wird dann auf Veranlassung des Patentamts im „Reichsanzeiger" bekanntgemacht und demnächst für den Patentinhaber eine Urkunde ausgefertigt. Damit hat der Patentinhaber die im § 4 erwähnten Befugnisse auf die Dauer von 15 Jahren erworben.

Digitized by Google

Diese Rechte aus Patenten gehen ebenso wie der Anspruch auf Erteilung des Patents auf die Erben über. Ebenso können beide beschränkt oder unbeschränkt, durch Vertrag oder durch Verfügung von Todes wegen auf andre übertragen werden. Diese 15 Jahre beginnen mit dem auf die Anmeldung der Erfindung folgenden Tage.

Außer der Grundgebühr von 30 Mark (dazu, wie erwähnt, 20 Mark bei der Anmeldung) ist mit Beginn des zweiten und jedes folgenden Jahres der Dauer des Patentschutzes eine Gebühr zu entrichten, die das erstemal 50 Mark beträgt und dann jedes Jahr um 50 Mark steigt, zahlbar innerhalb sechs Wochen nach der Fälligkeit (innerhalb weiterer sechs Wochen nur unter Zuschlag einer Gebühr von 10 Mark). Werden diese Gebühren nicht rechtzeitig eingezahlt, so erlischt das Patent. Ebenso erlischt das Patent durch Verzicht des Patentinhabers.

Anderseits kann das Patent zurückgenommen werden, wenn seit der über die Erteilung des Patentes erfolgten Bekanntmachung drei Jahre verstrichen sind und entweder a) der Patentinhaber es unterläßt, die Erfindung im Inlande in angemessenem Umfange zur Ausführung zu bringen oder doch alles zu tun, was erforderlich ist, um diese Ausführung zu sichern, oder b) im öffentlichen Interesse die Erteilung der Erlaubnis zur Benutzung der Erfindung an andre geboten erscheint, der Patentinhaber aber gleichwohl sich weigert, diese Erlaubnis gegen angemessene Vergütung und genügende Sicherstellung zu erteilen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Wirkungen des Patents in zwei Fällen nicht eintreten: erstens wenn jemand zur Zeit der Anmeldung bereits die Erfindung im Inlande in Benutzung genommen oder die zur Benutzung erforderlichen Veranstaltungen getroffen hatte, so ist er trotz der Patenterteilung für die Erfindung an einen andern nach wie vor befugt, die Erfindung für die Bedürfnisse seines eignen Betriebes in eignen oder fremden Werkstätten auszunutzen. Zweitens tritt die Wirkung des Patents insoweit nicht ein, als die Erfindung nach Bestimmung des Reichskanzlers für das Heer oder für die Flotte oder sonst im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt benutzt werden soll. Jedoch hat der Patentinhaber in diesem Falle gegenüber dem Reiche oder dem Staate, der in seinem besonderen Interesse die Beschränkung des Patents beantragt hat, Anspruch auf angemessene Vergütung, die in Ermanglung einer Verständigung im Rechtswege festgesetzt wird.

---

# Literatur

**Aus guter alter Zeit.** Berliner Bilder und Erinnerungen. Von Alexander Meyer. Gebunden M. 4.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Jahrzehntelang gehörte der Berliner Schriftsteller und Politiker Alexander Meyer zu den bekanntesten und angesehensten Parlamentariern. Feiner und schlagfertiger Witz zeichnete seine Reden aus und machte sie auch denen zum Genuß, die seinen politischen Anschauungen — er war ein altbewährtes Mitglied der Freisinnigen Partei — nicht beistimmen konnten. Aber dieser gewandte und beliebte Parlamentsredner war auch ein sehr begabter, liebenswürdiger Schriftsteller. Und zwar begabt besonders in der Richtung der zwanglosen, humor- und gemütvollen Plauderei. Eine Sammlung solcher Plaudereien haben jetzt die Hinterbliebenen des trefflichen Mannes erscheinen lassen. In dem schmucken Bändchen, dem der bekannte Literarhistoriker R. M. Meyer ein feinsinniges Vorwort mitgegeben hat, sind Straßenbilder, Volkstypen, Kulturstilleben aus Berlin vereinigt, aus dem stillen, fast noch kleinstädtischen Berlin des Vormärz und aus den Lehr- und Werdejahren der Großstadt, aus ihrer Entwicklung zur Weltstadt. Die kleinen Essays, der Mehrzahl nach in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden, ergeben ein mosaikartig zusammengesetztes und doch sehr einheitlich wirkendes Bild von Berliner Art und Sitte, ein Bild, das vor allem die Berliner selbst erfreuen und fesseln wird, an dem aber auch sonst jeder gebildete deutsche Leser, in dem kulturelles Interesse und empfänglicher Sinn stärker sind als alte partikularistische Vorurteile, sich ergötzen und belehren kann. Von der Volkszählung, von Moabit, von Alt-Berlin plaudert der Verfasser, von der französischen „Kolonie", vom Stralauer Fischzug, vom Königsschloß und vom Mühlendamm, vom naseweisen Schusterjungen und von dem zerstreuten, aber herzensedeln alten Professor Neander, von der Berliner Weißen und von den Teltower Rübchen, die schon an Goethe einen Künder ihres Ruhms gefunden haben. Er hat als Kind noch den Geburtstag Friedrich Wilhelms III. (am 3. August) mitgefeiert, hat unter den „Zelten" Volksredner in den bewegten Märztagen des Jahres achtundvierzig das Volk haranguieren hören und den Ruhm Bismarcks, vom ersten parlamentarischen Auftreten des „reaktionären Junkers" an, sich entwickeln sehen. Ein sicheres Gedächtnis, ein scharfer, immer wacher Blick fürs Charakteristische, ein warmes Empfinden fürs volkstümlich Schlichte, Urwüchsige, anheimelnd Enge machten ihn berufen zum Festhalten so verschiedenartiger Bilder und Figuren. Ein Hauch fontaneschen Geistes weht durch das kleine Buch: und wer Willibald Alexis und Theodor Fontane, Krüger und Menzel zu schätzen weiß, der wird auch mit behaglichem Genuß dem zuhören, was Alexander Meyer aus der guten alten Zeit des Berlin, das heute nicht mehr ist, zu erzählen hatte.

Ein empfehlenswerter praktischer Ratgeber für alle Hundebesitzer und -freunde ist das im Verlage von E. H. Moritz in Stuttgart erschienene Büchlein „Unsre Hunde. Ihre Eigenschaften, Aufzucht, Pflege und Rassen" von F. Bergmiller. In großen Zügen entwickelt der Verfasser hier alles, was es Wissens- und Beachtenswertes gibt auf dem Gebiet der Kynologie: wie der Hund, dieses treuergebene Haustier, den Menschen durch Jahrtausende begleitete, wie aus wenigen Stämmen das mannigfache Vielerlei der heutigen Rassen hervorging, wie die natürlichen Eigenschaften dieses intelligenten Raubtiers unter dem Einfluß des Menschen sich zu höchster Vollkommenheit entwickelten und heute den Hund zu den verschiedenen anspruchsvollen Berufen befähigen, wie der moderne Hundesport die reine Züchtung überwacht und die Leistungsfähigkeit der Gebrauchshunde prüft, welche Grundsätze bei der Züchtung, Pflege, Erziehung und Dressur beachtet werden müssen, was bei Erkrankungen des Hundes zu tun ist und so weiter. Die einzelnen Hunderassen werden in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten geschildert: die wilden Hunde, Jagdhunde, Hetzhunde, Nordlandshunde, Schäferhunde, Schutz-, Wach- und Haushunde bis herab zu den Zwergrassen. Die Ausstattung des Buches ist gediegen, besonders machen es die 19 gut ausgeführten kolorierten Tafeln wertvoll.

Unter den periodischen Erscheinungen des E. A. Seemannschen Verlages in Leipzig, die der Verbreitung mehrfarbiger Wiedergaben von Werken neuer und alter Kunst gewidmet sind, nimmt das zurzeit erscheinende Sammelwerk „Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts" (geplant in 20 Heften à 2 M.) eine Sonderstellung dadurch ein, daß es seinen Subskribenten in den jeweils sechs Tafeln der einzelnen Hefte nicht nur eine regelmäßig wiederkehrende Augenweide gewährt, sondern daß sich mit ihm von vornherein auch ein ausgesprochen didaktischer Zweck verband. Er geht dahin, ohne jede Einseitigkeit eine Auswahl markanter malerischer Schöpfungen aus dem abgelaufenen Säkulum zu bieten, die im einzelnen zweckentsprechend zur künstlerischen Charakteristik ihrer Urheber sein können, in ihrer Gesamtheit aber auch ein ausreichendes Bild von dem Auf und Ab in der Entwicklung der Kunst, speziell der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, geben sollen. Die bislang erschienenen 14 Hefte der wie deutlich erkennbar, sorgfältig vorbereiteten Publikation, lassen ermessen, daß das gesteckte Ziel mit gutem Gelingen

Digitized by Google

erreicht werden wird. Was die Hefte enthalten, ist eine feine Auswahl von Namen und in bezug auf die Werke selber nur Gutes, ja in alledem, was da mit gewiß vieler Mühe im Einzelfall zur Vertretung der Meister beigebracht worden ist, bekundet sich in vielen Punkten ein solch feines Gefühl und Verständnis für das Wesentliche in der Kunst des einzelnen, daß man nicht umhin kann, auch in dieser Beziehung dem Unternehmen volles Lob zu spenden. Die Reproduktionen sind durchweg gut, ja weitaus in der Mehrzahl erstklassig zu nennen. Gewiß finden sich hier und da Tafeln, bei denen man sich sagt, daß die Wiedergabe dem malerischen Charakter des Originals manches schuldig bleibt — eines, in diesem Falle das Schema der Dreifarbenreproduktion, schickt sich eben nicht für alle und alles —, im allgemeinen aber ist Vorzügliches erreicht. Zieht man im Zusammenhang damit alsdann in Betracht, daß eben doch nur eine mehrfarbige Faksimilewiedergabe den malerischen Inhalt eines Gemäldes voll auszuschöpfen imstande ist, so bietet dieses neue Seemannsche Unternehmen für jeden Kunstfreund eine Fülle der Erkenntnis, die sich mit stets wieder sich erneuernden Genüssen paart. Ein hübsches orientierendes Hilfsmittel bieten die jeder einzelnen Tafel beigegebenen Texte aus sachkundiger Feder. Ein Gesamtüberblick von Franz Dülberg soll das Werk textlich abschließen.

Ein außerordentlich glücklicher und fruchtbarer Gedanke liegt der Sammlung „Kunst-Wanderbücher" zugrunde, die ein trefflicher Künstler, Kunsterzieher und Kämpfer für unsre gute alte Volkskunst, Oskar Schwindrazheim in Altona, im Hamburger Gutenberg-Verlag herausgibt. Der Verfasser will mit dieser Sammlung wanderfrohen Leuten allgemeine Anregungen und praktische Anleitung zu eignen, erfreuenden und gewinnbringenden künstlerischen Beobachtungen und Kulturstudien sowohl an den Werken der Architektur und Skulptur, an denen sie ihr Weg vorbeiführt, wie an den Schöpfungen und Wundern der Natur geben. Er versteht sich vorzüglich darauf, dem Neuling die künstlerischen und kulturhistorischen Grundbegriffe beizubringen und ihn Schritt für Schritt die vielfältigen, oft so wenig beachteten ästhetischen Reize und Kulturwerte würdigen zu lehren, die unsre deutsche Heimat in Nord und Süd, in Stadt und Land noch immer in so reichem Maße bietet und die man in neuester Zeit nicht nur immer mehr zu erhalten bestrebt ist, sondern da und dort auch wieder zu vermehren verstanden hat. Schwindrazheim strebt seinem kunstpädagogischen Ziel von verschiedenen Ausgangspunkten aus zu: im ersten Bändchen, „Unsre Vaterstadt" (geb. M. 1.80), sucht er dem Leser die Augen zu öffnen für die besonderen Schönheiten und die Eigenart seiner Vaterstadt — nicht einer bestimmten oder einer Idealstadt, sondern einer deutschen Durchschnittsstadt mit Verhältnissen, wie sie sich ähnlich immer wieder finden — das zweite Bändchen behandelt „Stadt und Dorf", das dritte, „In der freien Natur", lehrt uns vorwiegend die Reize der Landschaft sehen und genießen, das vierte, „Wandern und Skizzieren" (geb. M. 2.40), will den Kunst- und Naturfreund direkt zu eignen Zeichenversuchen anleiten, das fünfte endlich, „Von alter zu neuer Heimatkunst" (geb. M. 3.—), lehrt uns den Wert, die Bedeutung und die charakteristischen Merkmale der echten Heimatkunst verstehen und bekämpft die sinnlosen Nachahmungen und geschmacklosen Stilgemische. Alle fünf Bändchen sind durch gut gewählte Musterbeispiele (zum Teil Skizzen des Verfassers), denen bisweilen charakteristische Gegenbeispiele gegenüberstehen, lehrreich illustriert und enthalten außerdem eine Anzahl von leeren Blättern für eigne Bemerkungen oder Skizzen des Besitzers. Die „Kunst-Wanderbücher" sind höchst wertvolle Führer zu einer gediegenen künstlerischen Bildung und verdienen die weiteste Verbreitung.

Hans Memling. Des Meisters Gemälde in 197 Abbildungen, herausgegeben von Karl Voll (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geb. M. 7.—). Ein neuer Band der „Klassiker der Kunst" ist erschienen. Er führt uns das Lebenswerk eines altniederländischen Meisters vor: des Hans Memling, der im Jahre 1494 zu Brügge starb und in dem jene große Blütezeit zum Abschluß kam, an deren Beginn die Brüder van Eyck stehen. Wie hoch man ihn schon zu seinen Lebzeiten schätzte, davon gibt beredtes Zeugnis die Aufzeichnung eines seiner Zeitgenossen, der wir die Kenntnis von seiner Abstammung und vom Tag seines Todes verdanken; da heißt es, daß man ihn „als den kundigsten und trefflichsten Maler der ganzen Christenheit rühmte". Gewiß haben dieselben künstlerischen Eigenschaften, denen er bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm verdankte, ihm auch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, als die romantische Bewegung Verständnis und Begeisterung für die alte Kunst neu erweckte, sogleich wieder die Herzen gewonnen. Kein Geringerer als Jakob Burckhardt hat noch in seinem 1842 erschienenen Büchlein „Die Kunstwerke der belgischen Städte" die Gemälde Memlings, die das Johannis-Spital zu Brügge aufbewahrt, bezeichnet als „die herrlichsten Kunstwerke, welche die nordische Malerei je hervorgebracht hat". Nun treten wir weder Memling noch Burckhardt zu nahe, wenn wir diesem Lob nicht mehr in seinem ganzen superlativen Umfang beipflichten; es behält darum doch seinen Wert als Ausdruck für den starken Zauber, mit dem die zarte Innigkeit und die stille festliche Pracht jener Werke einen unsrer besten Kunstkenner in den Tagen empfänglicher Jugendfrische umspann. Burckhardt aber beruft sich auf ein Wort Schnaases: „Gerade darin," urteilte dieser, „besteht das Geheimnis des Meisters, daß er den Zügen, wie sie uns im Leben vorkommen, das Geistige abgelauscht hat, was sie einnehmend macht, obgleich ihre Form nicht vollkommen schön ist." Und in der Einleitung, die der Münchner Kunstgelehrte Professor Karl Voll, der Herausgeber des Bandes, den Reproduktionen vorausschickt, lesen wir: „Memling zeichnet sich unter allen Niederländern des fünfzehnten Jahrhunderts, auch denen, die mit ihm gleichzeitig gewesen sind, durch einen auffallend hochpoetischen Sinn für Liebenswürdigkeit und Grazie aus, auch durch eine Holdseligkeit der Stimmung, die seinen Namen ja in aller Welt berühmt gemacht hat." Dies poetische Element betrachtet Voll mit Recht als das allerpersönlichste Merkmal in Memlings Künstlerphysiognomie, während andre seiner Eigenschaften wohl auch einen andern hätten auszeichnen können, der, wie er, am Ende einer langen, glänzenden Entwicklungsreihe stand. Eine merkwürdige Fügung ist es nun, daß der Meister, in dem die niederländische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts einen so schönen und harmonischen Abschluß findet, seines Stammes kein Niederländer war, sondern ein Deutscher, aus der Nähe von Mainz gebürtig, und daß gerade der sinnige, poetische Zug seines Wesens, der ihm das eigne Gepräge gegenüber den niederländischen Kunstgenossen gibt, als deutsches Erbe angesprochen werden darf. Wir Deutschen könnten uns also mit einem besonderen nationalen Anrecht all des Schönen freuen, das uns Memling zu bieten hat. Nach drei Richtungen entfaltete sich dies so reich angelegte und durchgebildete Talent hauptsächlich: in jenen Andachtsbildern, die man mit dem italienischen Gattungsnamen „santa conversazione" bezeichnet, ist er ein Zustandsschilderer, der die Gottesmutter mit ihrem Kind, die sie umstehenden Engel und Heiligen mit einem Glanze feierlicher Schönheit zu umgeben weiß, der aus der Schönheit irdischer Dinge sich zusammenwebt. In Bildern, die ein Ereignis oder eine Kette von Geschehnissen darstellen, wie in den „Sieben Freuden Mariä" oder in dem weltberühmten Ursula-Schrein, erweist er sich als Erzähler, der seinen Stoff ebenso klar wie liebenswürdig vorzutragen versteht und dabei die Darstellung in der Freude des echten Epikers mit allerlei Details und Nebendingen reizvoll umgibt. Endlich ist er in den Bildnissen, die bald als Stifterfiguren auf den religiösen Darstellungen, bald als Einzelbilder sich finden, ein Porträtmaler hohen, ja man darf sagen ersten Ranges. In dem Wesen dieser Kunst, deren malerische Schönheit sich aus dem fröhlichen, vollen Zusammenklang reiner, satter Lokalfarben ergibt und deren seelischer Gehalt sich noch fast durchaus in den zeichnerischen Mitteln der Darstellung ausdrückt, liegt es begründet, daß die Schwarz-Weiß-Reproduktion sehr viel mehr von Memlings Art und Reiz zu geben vermag als von manchem späteren Künstler. Das ist diesem Bande sehr zustatten gekommen. Mit aufrichtiger Freude weidet sich das Auge an diesen Nachbildungen, die so klar und scharf und dabei doch poetisch wirken. Den Wert der Wiedergabe erhöht es noch, daß alle Bilder in ganzseitiger Größe, von den figurenreicheren Darstellungen zahlreiche Detailreproduktionen gegeben und daß bei den zwei- und mehrflügeligen Altarbildern die Reproduktionen der einzelnen Bestandteile (Hauptbild und Flügel) immer in gleichem Maßstab gehalten sind. Außerdem sind diese umfang- und figurenreicheren Bilder nicht in den Raum einer einzigen Seite zusammengedrängt, sondern auf größeren Einschalttafeln wiedergegeben. Da außerdem, wie schon bemerkt, die Einleitung und die kunsthistorische Bearbeitung des Ganzen von einem unsrer besten Kenner altniederländischer Kunst, als der sich Professor Karl Voll schon oft bewährt hat, herrührt, so ist in diesem neuen Band der „Klassiker der Kunst" ein Werk geschaffen, das um seines Gegenstandes wie um seiner Ausführung willen von allen Freunden echter germanischer Kunst freudig willkommen geheißen zu werden verdient.

Digitized by Google

**Fischmarkt an der Zuidersee**

Nach einem Gemälde von Hans Herrmann

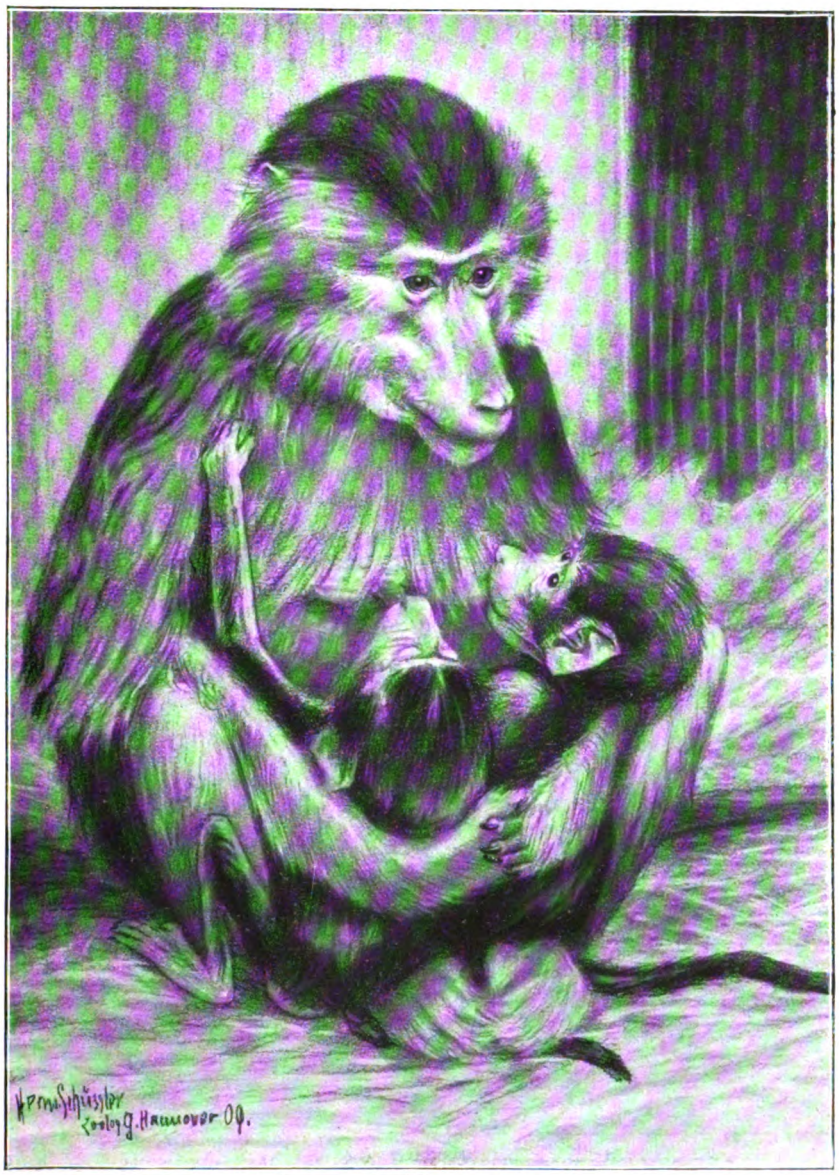
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

## Pavianzwillinge im Zoologischen Garten zu Hannover

Wie in vielen Punkten ihres äußeren und inneren Baues, so stehen uns Menschen die Affen — von einer kleinen, besonders organisierten Gruppe abgesehen — auch insofern nahe, als sie in der Regel nur ein Junges zur Welt bringen. Während aber beim Menschen Ausnahmen von dieser Regel bekanntlich nicht selten vorkommen, bilden sie bei den Affen derartig ungewöhnliche Erscheinungen, daß solche Fälle besondere Beachtung verdienen. Vor einigen Wochen überraschte das Weibchen eines prächtigen Hamadryas- oder Mantelpavianpaares im Hannoverschen Zoologischen Garten auf das äußerste dadurch, daß es den Affenbestand um ein munteres Zwillingspärchen vermehrte. Der Vater zeigte sich über den Fall dermaßen aufgeregt und ungebärdig, daß man ihn aus Besorgnis vor Störungen und Nachteilen für die Mutter aus der Kinderstube herauserpedierte, was natürlich nicht ohne heftigen, wenn auch erfolglosen Protest seitens des Gemaßregelten vor sich ging. Die Mutter hatte nun Ruhe und widmete sich mit der sprichwörtlichen Affenliebe der Pflege ihrer schwarzhaarigen, kleinen Kobolden gleichenden Sprößlinge. Eine Zeitlang ging alles nach Wunsch, bis sich schließlich deutlich zeigte, daß die natürlichen Nahrungsquellen für den auf das Doppelte des normalen Bedarfes gesteigerten Konsum nicht mehr ausreichten, die sehr in Anspruch genommene Mutter anfing zu kümmern und die jungen Tierchen Hunger litten; man mußte deshalb mit künstlicher Ernährung vorgehen, und die Kleinen nahmen die Flasche gern. Obgleich die Mutter sich nach einigen Tagen wieder erholte und wieder imstande zu sein schien, selbst für ihre Kinder zu sorgen und ihnen die natürliche Nahrung zu reichen, kümmerte sie sich unerklärlicherweise jetzt um das eine Junge nicht mehr. Sie vernachlässigte das Junge in der gröblichsten Weise, so daß es schwach und schwächer wurde und auch mit der wieder herbeigeholten Milchflasche nicht mehr zu erhalten war. So nahm das anfangs so viel bewunderte und bestaunte Idyll im Paviankäfig ein trauriges Ende.



Pavianäffin mit Zwillingen im Zoologischen Garten in Hannover
Nach einer Zeichnung von H. Schüßler



Digitized by Google

Phot. Jaeger & Goergen, München

Von der Feier des hundertundfünfzigjährigen Jubiläums der Akademie der Wissenschaften in München: Professor von Heigel hält die Festrede

## Das hundertundfünfzigjährige Jubiläum der Akademie der Wissenschaften in München

Die im Jahre 1759 unter der Regierung des Kurfürsten Max Joseph III. begründete bayrische Akademie der Wissenschaften kann am 28. März auf ein hundertundfünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Die Gründung ist das Verdienst der Gelehrten Lori und Linprun, deren Idee der Kurfürst freudig ergriff. In den ersten fünfzig Jahren wurde die Akademie stark angefeindet, namentlich waren es die Jesuiten, die eine Hetze gegen diese Pflanzschule ernster Wissenschaft als „Werkstätte des höllischen Feindes" unternahmen. Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten und späteren Königs Maximilian Joseph trat dann eine glückliche Wendung in der Geschichte der Akademie ein. Sie erhielt am 1. März 1807 eine Konstitutionsurkunde, darin wurde die Akademie zu einer Königlichen Zentralstelle erklärt und als ihr Zweck nicht nur die Erforschung neuer Resultate auf dem Gebiete der Wissenschaft bezeichnet, sondern auch auf die Ergiebigmachung und Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse zum Vorteil des Staates besonderes Gewicht gelegt. In der darauf folgenden Zeit entwickelte sich die Akademie immer mehr zu der Anstalt von höchster Bedeutung, als die sie heute dasteht. Von den vielen hervorragenden Gelehrten, die in den letzten fünfzig Jahren der Akademie angehörten, braucht man nur die weltberühmten Namen Liebig, Döllinger und Pettenkofer zu nennen, um die neueste Phase in der Geschichte der Akademie zu kennzeichnen. Bei der Festsitzung, die zur Feier des Jubiläums stattfand, hielt der Präsident der Akademie, Geheimrat Dr. von Heigel, die Festrede.

## Alfred Messel †

Der bekannte Architekt Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Alfred Messel ist am 24. März im Alter von 56 Jahren in Berlin gestorben. Messel war nicht nur einer der populärsten und hervorragendsten Architekten Berlins, sondern wohl der genialste deutsche Baukünstler unsrer Zeit, und sein Tod ist um so mehr zu beklagen, als der geniale Meister uns noch viel zu geben hatte und erst jüngst vor Aufgaben gestellt worden war — die Bebauung der Berliner Museumsinsel —, in denen er sich ganz ausleben und seine Kunst entfalten konnte. Alfred Messel war ein Bahnbrecher. Er kompilierte nicht, klebte nicht an historischen Vorbildern und war kein oberflächlicher Imitator von Stilformen, sondern ging seinen eignen Weg, machte seine Kunst den Forderungen des modernen Lebens dienstbar und schuf sich einen eignen Stil. Wie jeder wahre Architekt baute er von innen nach außen, er ging stets vom Grundriß aus, und erst wenn er diesen völlig durchgearbeitet hatte, dachte er an die Fassaden. Er suchte stets Zweckmäßigkeit mit Schönheit zu verbinden und verstand es wie keiner, seine Bauten den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen, ihren Zweck im Innern zu erfüllen und nach außen klar zum Ausdruck zu bringen. So ist denn auch das von ihm geschaffene moderne Geschäftshaus für viele vorbildlich ge-

Digitized by Google

Graf Zeppelin in der Gondel des Reichsluftschiffs „Z I"

Prinzregent Luitpold und Graf Zeppelin auf der Fahrt zur Luftschifferkaserne

Die Prinzen Ludwig, Alfons, Ludwig Ferdinand bei der Begrüßung des Grafen ‚Rechts über den Köpfen die beiden Söhne des Prinzen Rupprecht

Das Luftschiff nach der Landung auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld

**Von der Fernfahrt des Reichsluftschiffs „Z I" nach München.** Nach phot. Aufnahmen von Paul Frühauf

Digitized by Google

worden. Der Neubau der Berliner Handelsgesellschaft ist als Bankgebäude ebenso musterhaft wie der Neubau der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin als Bureaugebäude. In der Fassade des Warenhauses von Wertheim in der Leipzigerstraße zu Berlin hat er zum erstenmal in großer Manier das Problem des Geschäftshauses künstlerisch gelöst. Aber — und das ist ein bemerkenswerter Zug Messels, den man bei allen seinen Bauten beobachten kann — er blieb nie bei dem Erreichten stehen, sondern suchte mit jedem neuen der Vollendung näher zu kommen. So steht die später entstandene Fassade desselben Gebäudes an der Voßstraße künstlerisch viel höher, und sie wird wieder übertroffen durch das Wertheimsche Geschäftshaus in der Rosenthalerstraße zu Berlin. Dieses Gebäude ist eine bewundernswerte Leistung; reif und ganz neuartig, fein und doch nur aus dem Zwecke hervorgebracht, harmonisch als Ganzes und in den Teilen: es ist der Anfang einer wahrhaft modernen Großstadtkunst, deren Stimmungswert hinter dem alten historischen Werke nicht zurücksteht. Aber nicht nur für das Geschäftshaus, sondern auch für das Wohnhaus hat Messel Formen gefunden, die unsre Bewunderung fordern; die von ihm erbaute Villa in der Matthäikirchstraße ist vollendet schön in Form, Verhältnis, Detail und Farben, und ihr Anblick gewährt einen ästhetischen Genuß, wie man ihn in den Straßen Berlins nicht häufig findet. Das von ihm erbaute Museum in Darmstadt gehört zu den geschmackvollsten modernen Museumsbauten. Vor zwei Jahren wurde Messel dazu berufen, die Bauten, die auf der Museumsinsel stehen, zu einer großen Einheit zusammenzufassen. Er hat den Plan entworfen und soll die sehr schwierige Aufgabe, wie es heißt, oder besser, wie es wohl nicht anders zu erwarten stand, wahrhaft genial gelöst haben. Bis in die letzten Tage hat der Künstler, soviel es ihm bei seinem schweren Leiden möglich war, an diesem seinem Lieblingswerke geschaffen, dann hat ihm der Tod

Phot. Homann, Darmstadt

Architekt Professor Alfred Messel †

Alfred Messel †

Kaufhaus Wertheim in der Rosenthalerstraße zu Berlin

Digitized by Google

Villa in der Matthäikirchstraße zu Berlin. Erbaut von Alfred Messel †

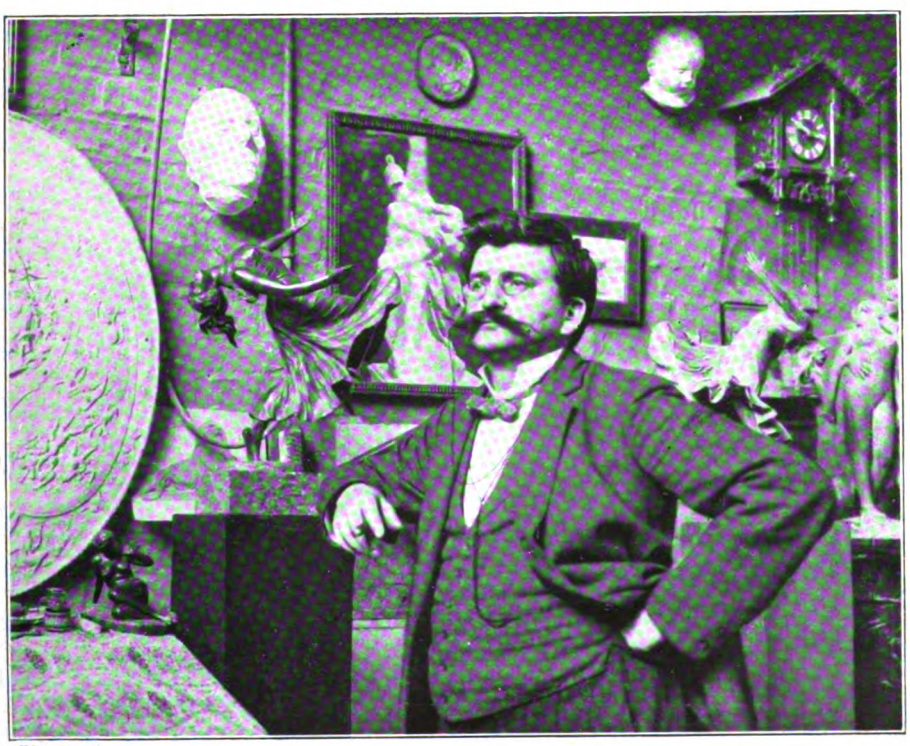
den Stift aus der Hand genommen. Die Entwürfe sollen so weit gediehen sein, daß der Bau im Sinne Messels ausgeführt werden kann. Alfred Messel wurde 1853 in Darmstadt geboren, wo er zunächst das Gymnasium besuchte. In Kassel besuchte er die Kunstakademie, in Berlin die Bauakademie unter Strack. Im Jahre 1881 erhielt er den Schinkelpreis, von 1886 bis 1893 war er Assistent an der Technischen Hochschule. Gerade darum, weil er sich in den letzten Jahren auch die Anerkennung des Kaisers gewonnen, ist Messels Tod doppelt schmerzlich zu beklagen. Er hätte den segensreichsten Einfluß gewinnen können auf das staatliche Bauwesen, das in Berlin bekanntlich noch viel zu wünschen übrigläßt.

## Professor Ferdinand Lepcke †

Der in weiteren Kreisen bekannte und geschätzte Bildhauer Professor Ferdinand Lepcke ist am 12. März zu Berlin an einer Lungen- und Rippenfellentzündung gestorben. Lepcke hat nur ein Alter von 43 Jahren erreicht; sein Tod ist ein Verlust für die Kunst, denn der außerordentlich schaffensfreudige Künstler gehörte zu den talentreichsten Bildhauern der Gegenwart. Er war am 23. März 1866 zu Koburg geboren, hatte in Berlin an der Kunstgewerbeschule und an der Kunstakademie und andern unter Schaper studiert und bereits mit 27 Jahren den großen Staatspreis und bald darauf die goldene Staatsmedaille erhalten. Lepcke hat zahlreiche idealplastische Arbeiten, Büsten und Hermen geschaffen. Unter seinen Monumentalarbeiten ragt der Sintflut-Brunnen hervor, den er für die Stadt Bromberg ausgeführt hat. Für Teltow schuf er den Stubenrauch-Brunnen, für Berlin das Rückert-Denkmal und für Apolda und Gütersloh Kriegerdenkmäler. Seine Skulpturen „Der Bildhauer" und „Das Wiedersehen" befinden sich in der Nationalgalerie zu Berlin.

## Der Apachenkönig Geronimo

Vor kurzem ist der blutdürstige Apachenhäuptling Geronimo, einst der Schrecken aller Ansiedler und Minenarbeiter im Südwesten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, nach zwanzigjähriger Gefangenschaft im Fort Sill in Neu-Mexiko gestorben. Fünfundzwanzig Jahre lang, von 1863 bis 1888, lag er in blutiger Fehde mit der Union. Mit teuflischer List verstand er es, die mexikanischen Truppen auf den Feldzügen gegen die Indianer in den unwegsamen Berggegenden seiner Apachenheimat irrezuführen und aus dem Hinterhalt abzuschlachten. Nachdem die Mexikaner ihm seine Frau und seine Kinder getötet hatten, führte er einen Rachezug gegen Alt-Mexiko und gewann die Schlacht. Darauf erwählten ihn seine Leute zu ihrem Oberhäuptling. Er führte dann einen unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen die Weißen, wurde aber von General Miles gefangengenommen und zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Aber merkwürdig, er, der Feind der Zivilisation, ließ sich



Phot. Frankl

Der kürzlich verstorbene Bildhauer Professor Ferdinand Lepcke in seinem Berliner Atelier

Digitized by Google

Phot. Max A. R. Brünner

Der jüngst verstorbene Apachenhäuptling Geronimo am Steuer eines Automobils

von ihr überwinden; er bekehrte sich zum Christentum, und seine Leute mußten es erleben, daß die alte Rothaut, einen Zylinderhut auf dem Kopfe, ein Automobil bestieg. So überwand die neue Zeit die alte Indianerromantik.

## Eine neue Sensation der Londoner Strassen

Absonderlichkeiten der Frauenrechtlerinnen begegnet man ja heutzutage sehr oft in London: Frauen im Luftschiff, auf dem in großen Lettern die Worte ‚Votes for women' prangen, Frauen als „Postpakete" an den Premierminister und Werberinnen für ein berittenes Frauensanitätskorps. Die neueste Sensation hängt aber glücklicherweise nicht mit der Frauenbewegung zusammen. Lulu Valli, eine junge Schauspielerin, hat die Marotte, in Männerkleidern spazierenzugehen; wo sie sich zeigt, erregt sie natürlich großes Aufsehen, und das scheint ihr besonderes Vergnügen zu machen. Die neueste Sensation ist also recht harmlos.

Phot. Underwood & Underwood, London

Eine neue Sensation der Londoner Straßen: Eine Dame in Männerkleidung

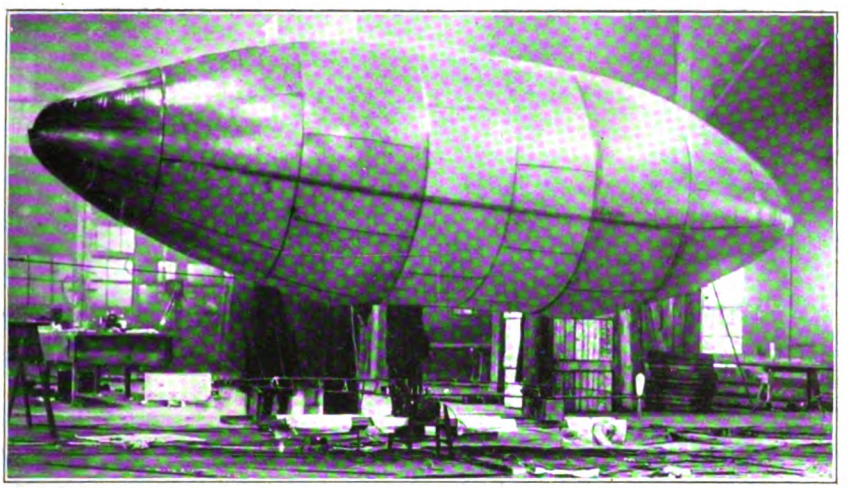
## Ein durch elektrische Ströme lenkbares Luftschiff

Die Erfindung der drahtlosen Telegraphie hat seinerzeit überall Aufsehen erregt. Und mit Recht; denn es grenzt ans Wunderbare, daß man ohne einen Leitungsdraht nach weit entfernt liegenden Orten zu telegraphieren vermag. Nun hat der amerikanische Ingenieur Marc O. Anthony, aufbauend auf das System der drahtlosen Telegraphie, kürzlich eine Erfindung gemacht, vermittelst der er in der Lage ist, ein unbemanntes Luftschiff von irgendeinem Orte aus zu lenken, ohne direkt mit demselben verbunden zu sein. Die Erfindung ist ganz wunderbar, und doch behauptet Anthony, das Geheimnis liege nur darin, daß er in der Lage war, die Herzschen Wellen zu benutzen, ohne einer Erdleitung zu bedürfen. Bisher sah man es als eine unbedingt notwendige Bedingung an, daß sowohl bei der Absendungs- als auch bei dec Empfangsstation eine Erdleitung vorhanden war. Wäre diese Erdleitung durchaus erforderlich, so würde es natürlich unmöglich sein, ein hoch in der Luft schwebendes Objekt zu dirigieren. Dem amerikanischen Ingenieur ist nun die Entdeckung eines Systems gelungen, bei welchem die Erdleitung nicht erforderlich ist. Infolgedessen kann er von der Sendungsstation mit der unter dem Luftschiff angebrachten Empfangsstation genau so verkehren, als wenn ein Leitungsdraht vorhanden wäre, und den automatischen Mechanismus, durch den Propeller und Steuer in Bewegung gesetzt werden, ganz nach Belieben dirigieren. Eine Probefahrt, die Anthony mit einem 22 Fuß langen Ballon in Hoboken bei Neuyork ausführte, hatte einen überraschenden Erfolg; der Ballon folgte ganz dem Willen des Erfinders.

## Rudolf von Gottschall †

Der Patriarch der deutschen Schriftsteller, Geheimer Hofrat Rudolf von Gottschall, ist, 85 Jahre alt, am 22. März zu Leipzig gestorben. Er war bis zuletzt rüstig und hat sich auch bis ins hohe Alter seine Schaffenskraft bewahrt. Aber er war mit der neueren Zeit nicht mitgegangen, er, der einst neben Gustav Freytag und Hackländer auf der deutschen Bühne der gefeiertste war und dessen Romane zu den meistgelesenen gehörten, stand sogar mit der neueren Literatur noch bis in die allerletzte Zeit in Fehde. In einer erst unlängst veröffentlichten Artikelserie, „Das Moderne in der Literatur", versucht er nachzuweisen, daß die neue Richtung eigentlich auf keinem Gebiete Neues geschaffen habe, sie sei vor dreißig bis fünfzig Jahren längst vorbereitet, wenn nicht gar übertroffen worden, und seine Urteile zeigen

Digitized by Google



Phot. G. Grantham Bain, Neuyork

Ein durch elektrische Ströme lenkbares Luftschiff

Phot. Perscheid, Leipzig

Rudolf von Gottschall †

Laufe der Jahre erheblich erweitert wurde, ist wohl sein bestes Werk. Sie wird freilich von manchen Seiten angefeindet, aber man muß sie respektieren, wie man überhaupt in seinen Büchern über Literatur den erfahrenen und ehrlichen Kritiker schätzen wird. Gottschall ist im Jahre 1823 in Breslau geboren; im Jahre 1841 bezog er die Universität Königsberg, um die Rechte zu studieren. Er beteiligte sich dort an der liberalen Bewegung und war gezwungen, Königsberg zu verlassen und in Berlin seine Studien zu vollenden, und widmete sich darauf ganz dem literarischen Schaffen. Im Jahre 1852 vermählte er sich mit der Freiin Marie von Sehner-Thoß, war 1862 Redakteur der „Ostdeutschen Zeitung" in Posen und ließ sich im Jahre 1865 dauernd in Leipzig nieder.

## Professor Dr. Rudolf von Renvers †

Einer der bekanntesten Berliner Aerzte, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. von Renvers, Direktor der inneren Abteilung des städtischen Krankenhauses Moabit, ist nach einer schweren Gallensteinoperation am 22. März gestorben. Renvers war ein im klinischen Ambulatorium außerordentlich gewandter und geschickter Arzt und besaß im weitesten Maße die Gabe, dem Patienten Vertrauen einzuflößen und ihn über den Ernst seines Leidens hinwegzutrösten. Seine Kranken glaubten an ihn. Von der hohen, schlanken Erscheinung mit dem wallenden Bart und den gütig dreinblickenden Augen ging ein eigner Zauber aus, dem sich keiner entziehen konnte. Er erfreute sich des besonderen Vertrauens der Kaiserin Friedrich, deren ärztlicher Berater er viele Jahre war, und war auch der Hausarzt des Reichskanzlers Fürst Bülow. Als der Reichskanzler vor drei Jahren im Reichstag einen schweren Ohnmachtsanfall hatte, wurde Renvers berufen. Rudolf von Renvers wurde im Jahre 1854 zu Aachen geboren, studierte in Berlin und wurde danach Assistenzarzt bei der ersten medizinischen Klinik der Charité unter Professor von Leyden. Im Jahre 1893 wurde er zum dirigierenden Arzt am Krankenhause zu Moabit gewählt. Er hat sich außerordentliche Verdienste um die Förderung des ärztlichen Fortbildungswesens erworben und die erste städtische Pflegerinnenschule begründet, die für ähnliche Einrichtungen an andern Orten vorbildlich geworden ist.

Dr. Heinrich Wiegand, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd †

Phot. Perscheid, Berlin

Geheimrat von Renvers †

Digitized by Google

### Generaldirektor Dr. H. Wiegand †

Der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. H. Wiegand, ist am 29. März im Alter von 54 Jahren plötzlich gestorben. Wiegand hatte Jura studiert und sich sodann als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Bremen niedergelassen; seine Tätigkeit lag vornehmlich auf handelsrechtlichem und seerechtlichem Gebiet, und er wurde weiteren Kreisen durch die Führung des Rechtsstreites über die Kollision zwischen dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Hohenstaufen" und S. M. S. „Sophie" bekannt. Am 1. April 1892 trat er nach dem Tode Lohmanns in die Direktion des Norddeutschen Lloyd ein und stand seit dem Jahre 1899 als Generaldirektor an der Spitze des gewaltigen Unternehmens. Unter seiner Leitung hat der Norddeutsche Lloyd einen ganz erheblichen Aufschwung genommen.

### Die Erforschung des Südpols

Vor kurzem meldete der Telegraph die Rückkehr der englischen Südpolarexpedition, die unter dem Befehl des britischen Seeleutnants Shackleton stand. Die Expedition hat mit dem

Der britische Seeleutnant Shackleton (×), dessen Expedition den Südpol nahezu erreicht hat

Dampfer „Nimrod" am 30. Juli 1907 London verlassen und ist am 1. Januar 1908 von Lyttelton auf Neuseeland nach Süden gegen Viktorialand hin vorgestoßen. Wenn die Expedition auch den Südpol nicht erreicht hat, so ist sie doch bis zu 88 Grad 23 Minuten vorgedrungen. Es fehlten also nur noch 68 Kilometer. Dieser Punkt ist der nächste dem Pole, der auf beiden Hemisphären jemals erreicht worden ist. Angesichts der außergewöhnlichen Schwierigkeiten, die sich der Expedition entgegenstellten, ist dies ein Erfolg, der die größte Anerkennung verdient, namentlich da es ihr gelungen ist, den magnetischen Südpol festzustellen. Die letzte britische antarktische Expedition unter Scott, die in den Jahren 1902 bis 1904 bis zum 82. Grad vordrang, hatte festgestellt, daß das Land von der Küste des südlichen Eismeeres zu einem gewaltigen Hochplateau aufsteigt und bedeutende Gebirgsketten aufweist. Dies ist nun durch Shackleton bestätigt und dabei festgestellt worden, daß der Südpol auf einem etwa 3100 Meter hohen Tafellande sich befindet. Nach einer 126 Tage langen Schlittenfahrt, auf der die Expedition zirka 3300 Kilometer zurücklegte, erreichte sie den südlichsten Punkt, war aber infolge Proviantmangels gezwungen, umzukehren.

### Burgschauspieler Adolf von Sonnenthal †

Der berühmte Burgschauspieler Adolf von Sonnenthal ist am 4. April in Prag, wo er ein dreitägiges Gastspiel geben

Phot. Sport & General, Ill.-Comp.

Der „Nimrod", das Schiff der Shackletonschen Südpolexpedition

wollte, infolge eines Schlaganfalles gestorben. In ihm ist einer der größten Mimen, einer der vortrefflichsten Meister der Redekunst und der gefeierte Liebling der Wiener dahingegangen. Sonnenthal wurde am 21. Dezember 1834 in Pest als Kind armer Krämersleute geboren; er erlernte das Schneiderhandwerk, aber seine Neigung trieb ihn zur Bühne. Und er hatte das Glück, daß Dawison sein Talent erkannte, ihn eifrig förderte und ihn dem damaligen Direktor des Burgtheaters, Heinrich Laube, empfahl. Zuerst trat Sonnenthal im Burgtheater als Statist auf, er war dann an verschiedenen kleineren Bühnen tätig, bis er im Jahre 1856 im Burgtheater als Don Carlos einen durchschlagenden Erfolg errang, der ihn für immer mit dieser Bühne verband.

Burgschauspieler Adolf von Sonnenthal, † am 4. April

Digitized by Google

**Unter Roſen**

Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorſch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Ricarda Huch

# Der letzte Sommer

## Eine Erzählung in Briefen

von

**Ricarda Huch**

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 5. Mai 19..

Lieber Konstantin! Ich habe mein Amt angetreten und will Dir berichten, wie sich mir die Lage darstellt. Daß mir gelingen wird, was ich vorhabe, bezweifle ich nicht, es scheint sogar, daß die Umstände günstiger sind, als man voraussetzen konnte. Meine Persönlichkeit wirkt in der ganzen Familie des Gouverneurs sympathisch, von Argwohn ist keine Rede; dies ist im Grunde natürlich, nur wir Wissende konnten das Gegenteil befürchten. Wenn der Gouverneur Erkundigungen über mich eingezogen hat, so konnten diese mir nicht schaden; meine Zeugnisse von der Kinderschule an bis zur Universität sind glänzend, und das einzige, was zu meinem Nachteil sprechen könnte, daß ich mich mit meinem Vater überworfen habe, wird dadurch entkräftet, daß sein herrschsüchtiger und verschrobener Charakter allgemein bekannt ist. Ich glaube aber eher, daß er es nicht getan hat; der Mann ist so ganz ohne Mißtrauen, daß es in seiner Lage an Einfalt grenzen würde, wenn es nicht mehr mit seiner Furchtlosigkeit und seiner unrichtigen Beurteilung der Menschen zusammenhinge. Außerdem scheint meine Anstellung durchaus ein Werk seiner Frau zu sein, die, von Natur ängstlich, seit sie den Drohbrief erhalten hat, nichts andres mehr denkt, als wie sie das Leben ihres Mannes schützen kann. Mißtrauen liegt auch in ihrer Natur nicht; während sie in jedem Winkel unmögliche Gefahren wittert, könnte sie dem Mörder einen Löffel Suppe anbieten, wenn es ihr so vorkäme, als ob der arme Mann nichts Warmes im Leibe hätte.

Sie erzählte mir, daß eben der von Dir verfaßte Brief sie auf den Gedanken gebracht hätte, einen jungen Mann zu suchen, der unter dem Vorwande, ihres Mannes Sekretär zu sein, seine Person vor etwaigen Anschlägen beschützte, ohne daß er selbst es bemerkte. Es sei ihr jedoch nicht möglich gewesen, weder ihre Angst noch ihren Plan vor ihrem Manne geheimzuhalten, und auf ihr inständiges Bitten und um Ruhe vor ihr zu haben, sei er endlich darauf eingegangen, teils auch, weil er seit kurzem eine Art Nervenschmerz am rechten Arm habe, der ihm das Schreiben erschwere. Er habe aber die Bedingung gestellt, daß er wenigstens des Nachts unter dem alleinigen Schutze seiner Frau bleiben dürfe. Sie lachten beide, und er setzte hinzu, seine Frau verstehe sich so ausgezeichnet auf die Befestigung der Schlafzimmer, daß er sich dreist ihr anvertrauen dürfe; sie gehe nie zu Bett, ohne vorher alle Schränke und besonders die Vorhänge untersucht zu haben, die sie für Schlupfwinkel von Verbrechern hielte. Natürlich, sagte sie lebhaft, vorsichtig müsse man doch sein, ängstlich sei sie durchaus nicht, sie lasse sogar nachts die Fenster offen, weil sie eine Freundin der frischen Luft sei, gehe allerdings mit dem Gedanken um, Gitter machen zu lassen, die man davor setzen könne; denn da die Haustüre verschlossen wäre, bliebe doch den Leuten, die Böses vorhätten, nichts andres übrig, als durchs Fenster einzusteigen. Indessen, sagte sie, habe sie schon jetzt das Gefühl, daß sie sich weniger



Digitized by Google

Gedanken machen würde, nun ich da wäre. Ihr Gesicht hatte etwas ungemein Gewinnendes bei diesen Worten. Ich sagte: „Das hoffe ich. Ich würde jede Sorge, die Sie sich jetzt noch machten, als einen Vorwurf gegen meine Berufstreue auffassen." Während dieses Gespräches war der Sohn ins Zimmer gekommen; er sah mich mit einem besorgten Blick an und sagte: „Fangen Sie heute schon an?", worüber wir alle so lachen mußten, daß dadurch sofort ein vertraulicher Ton hergestellt war. Dieser Sohn, er heißt Welja, ist ein hübscher und sehr drolliger Junge, nicht viel jünger als ich, spielt aber noch wie ein Kind von fünf Jahren, nur daß das Spielzeug nicht mehr ganz dasselbe ist. Studieren tut er die Rechte, um einmal die diplomatische Laufbahn einzuschlagen; man merkt aber nichts davon. Er ist klug und ein moderner Mensch mit zahllosen unbeschnittenen Trieben und unbegrenzter Empfänglichkeit; sein Charakter ist, keinen zu haben, und dies macht ihn vollkommen belanglos. Er sieht von jeder Sache nur die Seite, an die sich ein Bonmot anknüpfen läßt, dessen größter und unwiderstehlicher Reiz in der verschlafenen Art besteht, wie er es vorbringt.

Außer dem Sohne sind zwei Töchter da, Jessika und Katja, zwischen zwanzig und dreiundzwanzig Jahren, blond, niedlich, einander ähnlich wie Zwillinge. Sie waren gegen mich eingenommen, weil sie die Furchtsamkeit ihrer Mutter albern finden und weil sie fürchteten, in ihrer sommerlichen Zurückgezogenheit gestört zu werden; da ihnen aber mein Aeußeres hübsch und stilvoll vorkommt, und da Welja, der ihr Vorbild ist, sich zu mir hingezogen fühlt, fangen sie an, sich mit meiner Anwesenheit zu befreunden. Diese drei Kinder erinnern mich, ich weiß nicht warum, an kleine Kanarienvögel, die dicht zusammengedrängt auf einer Stange sitzen und zwitschern. Ueberhaupt hat die ganze Familie etwas kindlich Harmloses, das mich und meine Aufgabe vor mir selbst lächerlich machen könnte; aber ich kenne die menschliche Seele gut genug, um zu wissen, daß diesem Wesen maßloser Hochmut zugrunde liegt. Haß, ja selbst Uebelwollen setzt doch eine gewisse Nähe zu den Menschen voraus; diese fühlen sich im Grunde allein in einer ihnen gehörenden Welt. Alle andern haben nicht die Bedeutung der Wirklichkeit und greifen nicht in ihren Frieden ein.

Die Dienerschaft besteht aus einem Kutscher, Iwan, der trinkt, und den Welja Väterchen nennt, und drei Mädchen; alles sind Leute altrussischer Art, fühlen noch als Leibeigene, beten ihre Herrschaft an und urteilen doch mit unbewußter Ueberlegenheit über sie, weil sie dem Urquell noch näher sind. Liebe Wesen, die mir, wie Tiere, eine gewisse Ehrfurcht einflößen.

Dies sind meine ersten Eindrücke; Du hörst bald mehr von mir. Lju.

## Welja an Peter

Kremskoje, 6. Mai.

Lieber Peter! Ich habe mich damit abgefunden, daß ich während der ganzen Dauer von Papas Urlaub hier auf dem Lande bleiben muß. Blödsinnige Sache, dieser Schluß der Universität. Ich hatte doch vollkommen recht, als ich Ruhe empfahl; denn daß wir bei einem Kampfe den kürzeren ziehen mußten, war vorauszusehen. Aber Du mußtest natürlich wie eine geheizte Maschine ohne Bremse drauflos, und es ist reiner Zufall, daß Du nicht von meinem eignen Vater an den Galgen gebracht wirst. Es ist durchaus keine Schande, der Uebermacht nachzugeben, vielmehr Stumpfsinn und Raserei, gegen sie anzugehen; ich leide an keinem von beiden. Wenn mir die armen Kerls nicht leid täten, die mit ihrem heiligen Eifer so rettungslos hereingefallen sind, würde ich mich mit der Geschichte ganz aussöhnen; den Sommer genießt man hier schließlich am besten, und aus der Affäre mit der Lisabeth, die ich ein bißchen unüberlegt angezettelt hatte, hätte ich mich nicht so leicht loswickeln können, wenn ich in Petersburg geblieben wäre. Wenn Papa und Mama auch etwas rückständig sind, so haben sie doch Verstand und Geschmack und sind zum täglichen Umgang viel angenehmer als die rabiaten Köpfe, mit denen Du Deine antediluvianische Dickhaut zu umgeben liebst. Papa darf man zwar nicht ernstlich widersprechen, wenn man seine Ruhe bei Tisch haben will, aber Mama hört gelegentlich eine rebellische Ansicht recht gern und frondiert mit einer gewissen Verve gegen Papa, was ihm auch in angemessenen Grenzen gut an ihr gefällt; wenn er sich aber nachdrücklich räuspert oder die Augenbrauen zusammenzieht, lenkt sie gleich ein, schon um uns mit dem guten Beispiel der Unterordnung voranzugehen. Uebrigens ist ja auch Katja hier, es ist also nicht nur erträglich, sondern positiv nett.

Der Schutzengel ist angekommen. Mama ist überzeugt, daß er das Talent hat, alle Gifte, Waffen, Dynamitpatronen und sonstigen Unfälle von Papa ab- und auf sich hinzulenken, und schätzt den begabten jungen Mann unendlich. Wir dachten, es würde ein Mann mit breitem Vollbart, biederen Fäusten und aufgeblasenen Redensarten ankommen; anstatt dessen ist er schlank, glattrasiert, zurückhaltend, eher ein englischer Typus. Mir sagte er, sein Vater habe verlangt, daß er sich zu einer Professur melde, er hat nämlich Philosophie studiert, aber er wolle keinen Beruf und habe besonders einen Widerwillen gegen die zünftigen Philosophen. Um ihn zu zwingen, habe sein Vater ihm alle Geldmittel entzogen, und deshalb habe er diese Stellung angenommen, zu der er im Grunde wohl wenig befähigt sei. Er sagte: „Ich glaube, ich kann mich am ersten dadurch nützlich machen, daß ich

Digitized by Google

Ihre Frau Mutter ein wenig beruhige, und das scheint mir gar nicht schwer zu sein. Sie hat die liebenswürdige Eigenschaft, nicht zweifelsüchtig zu sein, und wird mich gern für einen geborenen Blitzableiter halten, wenn ich mir einigermaßen Mühe gebe, einen solchen vorzustellen." Ich sagte: „Wenn Sie sich nur nicht dabei langweilen." Darüber lachte er und sagte: „Ich langweile mich nie. Der Mensch befindet sich, wo er auch ist, im Mittelpunkt eines Mysteriums. Aber auch abgesehen davon: ich liebe das Landleben und gute Gesellschaft, für mich ist also gesorgt." Er hat einen durchdringenden Blick, und ich bin überzeugt, daß er uns alle schon ziemlich zutreffend zerlegt und eingeteilt hat. Er selbst glaubt unergründlich zu sein; ich halte ihn trotz seiner anscheinenden Kälte für verwegen, sehr leidenschaftlich und ehrgeizig. Es wäre schade, wenn er doch noch einmal Professor würde. Man hat das Gefühl, daß er mehr will und kann als andre Menschen. Seine Ansichten werden wohl nicht weniger revolutionär sein als unsre, aber er ist bis jetzt ganz unpersönlich im Gespräch. Diese Objektivität imponiert mir eigentlich am meisten, besonders weil seine Unterhaltung trotzdem anregend ist. Jessika und Katja sind dafür natürlich sehr empfänglich, weswegen Du aber noch nicht eifersüchtig zu werden brauchst, alter Saurier.

Dein Welja.

## Jessika an Tatjana

Kremskoje, 7. Mai.

Liebe Tante! Da es tiefstes Geheimnis ist und bleiben soll, daß Mama einen Sekretär für Papa angestellt hat, dessen eigentliche Bestimmung ist, Papa vor den Bomben zu schützen, die ihm angedroht sind, kann ich die Tatsache wohl als bekannt voraussetzen. Vielleicht ist es auch besser, wenn sie in den weitesten Kreisen verbreitet wird, dann fangen die Anarchisten gar nicht erst an zu werfen, wodurch unserm Schutzengel seine Arbeit erleichtert wird. Du siehst, daß ich ihm wohl will, und er verdient es schon deshalb, weil seine Anwesenheit so günstig auf Mamas Stimmung einwirkt. Am ersten Mittag fragte Mama ihn, was er geträumt habe; der erste Traum an einem neuen Aufenthalt sei bedeutungsvoll. Ich glaube, er hatte gar nichts geträumt, aber er erzählte, ohne sich zu besinnen, eine lange Geschichte, daß er sich im Innern eines herrlichen Palastes befunden habe und langsam von einem Raume zum andern gegangen sei, und beschrieb alle ganz ausführlich. Zuletzt sei er zu einem Gemach gekommen, in dem es ganz dunkel gewesen sei und auf dessen Schwelle ihn eine unerklärliche Bangigkeit befallen habe; er habe gezögert, weiterzugehen, dann sich zusammengenommen, dann wieder innegehalten und sei dann unter Herzklopfen aufgewacht. Mamas Augen wurden immer größer. „Wie gut," sagte sie, „daß Sie nicht hereingegangen sind, es wäre gewiß etwas Schreckliches darin gewesen." „Vielleicht eine Badewanne," sagte Welja ruhig. Wir mußten alle lachen, und da Katja erst anfing, als wir andern schon fertig waren, dauerte es sehr lange. Ich sagte: „Bitte, träumen Sie doch nächste Nacht weiter und nehmen Sie ein Bad, damit Mama beruhigt ist; denn Baden kann doch nur Gutes bedeuten." Nein, sagte Mama, Wasser wäre zweideutig, nur Feuer wäre ein unbedingter Glückstraum, und sie hätte eben diese Nacht einen gehabt. Dann erzählte sie ihren Traum, er war zu niedlich; sie hatte nämlich mit Papa schlafen gehen wollen, und da hatten ihre Betten in Flammen gestanden, schönen, hellen Flammen ohne Rauch (das ist sehr wichtig!), und sie hatte immer hineingeblasen in der Meinung zu löschen. Da hatte Papa gerufen: „Lusinja, so blase doch nicht!" und hatte vor Lachen kaum sprechen können, und darüber war sie auch ins Lachen gekommen und war lachend aufgewacht. Diesen Traum bezog Mama auf Lju, dessen Ankunft für uns glückbringend sei; Lju heißt unser Schutzengel. Daran anknüpfend erklärte er, woher der Volksglaube an die Bedeutung der Träume stamme und daß und warum Wasser und Feuer bei allen Völkern im selben Sinne aufgefaßt würden und was Wahres daran sei; leider kann ich es Dir nicht so hübsch auseinandersetzen, wie er es tat. Papa hörte auch sehr interessiert zu, obgleich er von Träumen und dergleichen eigentlich gar nichts versteht, und sagte zuletzt mit einem Seufzer: „Sie würden ausgezeichnet zum Sekretär meiner Frau passen!"

Nun will ich Dir noch etwas Niedliches erzählen, das heute mittag passierte. Ich fragte Welja, ob er noch Pudding wolle, und er sagte nach seiner Gewohnheit: „Vater, wie du willst." Lju sah ihn neugierig an, und da erklärte Mama, das wäre Weljas Lieblingsredensart, die er immer im Munde führte, um zu sagen, es ist mir gleichgültig; sie hoffe aber, setzte sie nachdrücklich hinzu, er unterdrückte nun einmal diese üble Angewohnheit, denn sie möge Profanationen des Heiligen durchaus nicht leiden. „Profanationen des Heiligen?" sagte Welja erstaunt. „Was meinst du damit?" „Aber Welja," sagt Mama mit Entrüstung, „tu doch nicht, als ob du nicht wüßtest, daß die Worte in der Bibel stehen!" „Nein, wahrhaftig," ruft Welja, „wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß solche faule Redensarten in der Bibel stehen, hätte ich auch mal drin gelesen!" Der gute Junge, das ehrlichste Staunen strahlte aus seinen weitaufgerissenen Augen. Lju konnte gar nicht aufhören zu lachen, ich glaube, er ist entzückt von Welja.

Mit Papas Nerven geht es ganz gut, er hat Iwan einmal angegrollt, als er dachte, er wäre

Digitized by Google

betrunken — er war es zufällig gerade nicht — und einmal, weil ihm der Reis angebrannt vorkam, aber einen richtigen Krach hat er noch nicht gemacht, obgleich wir schon vier Tage draußen sind.

Geliebteste Tante, ich lege alle Tage Sträuße von Thymian, Lavendel und Rosmarin in unser Gastzimmer, nicht nur auf den Tisch, sondern auch in Schränke und Kommoden, damit es durch und durch einen hübschen Biedermeiergeruch bekommt. Belohne meine Aufmerksamkeit, indem Du kommst.

Deine Jessika.

### Katja an Peter

Kremskoje, 9. Mai.

Lieber Peter! Du bist ein Kalb, wenn Du mir wirklich übelgenommen hast, daß ich nicht zu Hause war, als Du mir Adieu sagen wolltest. Konnte ich wissen, daß Du kommen würdest? Und außerdem machte ich noch einen Besuch bei der alten Generalin, was doch wahrhaftig kein Vergnügen ist. Uebelnehmen ist kleinbürgerlich, hoffentlich hat Welja mich angelogen. Wenn ich es nicht so unverschämt von Papa fände, daß er die Universität geschlossen hat, würde ich froh sein, daß ich hier bin. Ich tue nichts als essen, schlafen, lesen und radfahren. Der neue Sekretär ist sehr elegant, obgleich er kein Geld hat, eine glänzende Erscheinung und fabelhaft klug. Er radelt auch mit uns, aber er tut es nicht gern, er sagt, es wäre schon veraltet, man müßte jetzt Automobil fahren. Ich finde, er hat ganz recht, wir wollen Papa auch dahin bringen, daß er eins anschafft, einstweilen halten wir eine Zeitung für Automobilwesen. Gruß

Katja.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 10. Mai.

Der Aufenthalt hier ist mir von großem psychologischem Interesse. Die Familie hat alle Vorzüge und Fehler ihres Standes. Vielleicht kann man von Fehlern nicht einmal reden; sie haben vorzüglich den einen, einer Zeit anzugehören, die vergehen muß, und einer im Wege zu stehen, die sich entwickelt. Wenn ein schöner alter Baum fallen muß, um einer Eisenbahnlinie Platz zu machen, so schmerzt es einen; man steht bei ihm wie bei einem alten Freunde und betrachtet ihn bewundernd und trauernd bis zu seinem Sturze. Unleugbar ist es schade um den Gouverneur, der ein vortreffliches Exemplar seiner Gattung ist; allerdings glaube ich, daß er seinen Höhepunkt bereits überschritten hat. Wenn er die Einsicht davon hätte und von seinem Amte zurückträte, oder wenn er es täte, um sein Leben nicht auszusetzen, niemand würde es freudiger begrüßen als ich; aber dazu ist er zu stolz. Er glaubt, nur wer arbeite und etwas leiste, habe ein Recht zu leben, überhaupt kann er sich ein Leben ohne Arbeit nicht vorstellen; darum will er arbeiten und glaubt, wenn er dies und das tue, was die Aerzte ihm empfehlen, so würde er die frühere Kraft allmählich wiedererhalten. Neulich schlief er ein, während er am Schreibtische saß, und ich konnte ihn ungestört beobachten; wie das schöne, dunkle und leidenschaftliche Auge sein Gesicht nicht belebte, erschien es sehr schlaff und erschöpft, während er im allgemeinen noch den Eindruck reifer Manneskraft hervorruft. Als er aufwachte, setzte er sich sofort aufrecht hin, warf einen schnellen Blick auf mich und war sichtlich dadurch beruhigt, daß ich nichts bemerkt zu haben schien. Es ist charakteristisch für ihn, daß er nicht gern zugibt, wenn er ermüdet oder schläfrig ist. So ist es ihm angenehm, daß ich ihm das bißchen Arbeit, das er hier während des Urlaubs erledigt, abnehme oder erleichtere, und er sagt es auch; aber er möchte nicht, daß man dächte, er wäre zu abgespannt, um es allein zu tun, ja es würde ihn unglücklich machen, es selbst zu denken.

Er ist, wie oft Menschen, die im Amte für streng und mitleidlos gelten, gegen jeden einzelnen wohlwollend, ja sogar von unbegrenzter Gutmütigkeit, wenn er liebevoller Nachgiebigkeit und Unterordnung begegnet. Widersetzlichkeit macht ihn fassungslos, da er unmittelbar nichts empfindet als seinen Willen und naiv genug ist, um vorauszusetzen, daß er ebenso für alle andern maßgebend sein müßte. Er kommt mir vor wie eine Sonne, die schön und treu, wenn auch etwas rücksichtslos, ihre Welt zu unterhalten beflissen ist; er trägt, brennt und leuchtet nach Kräften und zweifelt nicht, daß die Planeten ihr Ideal darin finden, sich zeitlebens um ihn herumzudrehen. An die Existenz von Kometen und Abnormitäten glaubt er im Grunde nicht, es sei denn, daß sie in ihm selbst vorkämen; ich könnte mir denken, daß die ernstliche, tatsächliche Abtrünnigkeit eines Trabanten ihn eher wahnsinnig als zornig machte. Dabei tun seine Kinder im allgemeinen, was sie Lust haben; aber in der Theorie tasten sie seine Herrschaft nicht an; dann sind es seine eignen Kinder, und er ist ein Mann von starken Instinkten, und schließlich ist er bequem, was sich mit Arbeitsamkeit wohl vereinen läßt; zu Hause will er es behaglich haben.

Welja ist ein reizvoller Junge, obwohl er hier nicht an seinem Platze ist. Er hat die Seele eines neapolitanischen Fischerknaben oder eines fürstlichen Lieblings, der hübsche Kleider trägt, hübsche, kecke Dinge sagt und keinen großen Unterschied zwischen Leben und Traum macht. Die beiden Töchter sind nicht so zwillingshaft, wie es mir zuerst schien, auch äußerlich nicht. Sie sind beide eher klein als groß und haben Massen blonden Haares über zarten Gesichtern, übrigens

Digitized by Google

sind sie so verschieden voneinander wie eine Teerose von einer Moosrose. Wenn Jessika geht, ist es, als ob ein weicher Wind ein losgerissenes Blütenblatt durchs Zimmer wehte; Katja steht fest auf der Erde, und was ihr nicht ausweicht, wird wo möglich mit Nachdruck beiseitegeworfen. Jessika ist zart, hat oft Schmerzen, und ihre Verletzlichkeit gibt ihr einen besonderen, raffinierten Zauber; man glaubt, man könnte sie nicht ans Herz drücken, ohne daß es ihr weh täte. Katja ist gesund, ehrlich, durchaus nicht aufregend, ein kluges, temperamentvolles Kind, an dem man seine Freude hat. Jessika hat zuweilen etwas Schmachtendes, dann wieder überrascht sie durch anmutigen Witz, der niemals verletzend, sondern eher wie eine auserwählte Liebkosung wirkt. Es hat einen Zauber, Einfluß auf diese jungen Menschen zu gewinnen, und ich genieße ihn einstweilen: das Schwere und Harte bleibt nicht aus.

Lju.

## Jessika an Tatjana

Kremskoje, 10. Mai.

Liebste Tante! Du beunruhigst Dich wegen unsers Beschützers, der eigens zum Beruhigen da ist? Ich bin entzückt von ihm, und aus meinem Briefe spricht eine verdächtige Fröhlichkeit? Mein Gott, natürlich finde ich ihn angenehm, da seine Anwesenheit Mamas Besorgnisse zerstreut hat! Sei ruhig, geliebteste Tante, wenn er sich verliebt, wird er sich in Katja verlieben, und Katjas Herz hältst Du doch nicht für so zerbrechlich wie meins. Oder fürchtest Du in dem Falle, daß Peter eifersüchtig wird? Weißt Du, ich glaube, Katja verliebt sich überhaupt nicht ernstlich; sie steckt mit Welja in den Johannisbeeren, und beide essen mit derselben Geschwindigkeit und Unbedenklichkeit wie vor zehn Jahren, als bekämen sie einen Orden dafür.

Mama ist jetzt wirklich so ruhig und vergnügt wie seit langer Zeit nicht. Gott, wenn ich an die letzte Zeit in der Stadt denke, an die Auftritte, wenn Papa eine halbe Stunde länger ausblieb, als sie gerechnet hatte! Neulich fand sie ihn nicht in seinem Zimmer, im ganzen Hause nicht und auch nicht im Garten. Sie fing schon an aufgeregt zu werden, da sagte unsre Mariuschka, der Herr Gouverneur wäre mit dem Herrn Sekretär spazierengegangen. Sofort war ihre Stimmung wieder im Gleichgewicht, sie forderte mich auf, ein Duett mit ihr zu singen, behauptete, ich sänge entzückend, und schmetterte selbst wie eine Nachtigall in Liebesromanen.

Heute nachmittag war Papa, als er zum Tee gerufen wurde, noch etwas verschlafen. Mama nahm ihre Lorgnette zur Hand, betrachtete ihn aufmerksam und fragte mit zärtlicher Betonung: „Warum bist du so blaß, Jegor?“ Papa sagte: „Endlich! Ich habe schon gedacht, du liebtest mich nicht mehr, weil du mich seit acht Tagen nicht danach gefragt hast.“ Dies war natürlich Spaß; aber wenn Mamas Aengstlichkeit, über die er sich immer lustig macht, wirklich mal ausbliebe, würde er sich tatsächlich sehr vernachlässigt fühlen; so ist der Herr Gouverneur.

Da fällt mir ein, geliebteste Tante, daß ich noch nicht weiß, ob Deine Erkältung ganz verschwunden ist. Ob der fatale, rätselhafte Schmerz an Deinem kleinen Finger nachgelassen hat. Ob und wann Du kommst. Der Flieder blüht, die Kastanien blühen, alles, was blühen kann, blüht!

Deine Jessika.

## Welja an Peter

Kremskoje, 12. Mai.

Lieber Peter! Wenn Du Eifersucht merken läßt, machst Du Dich lächerlich bei Katja. Wozu auch? Am ersten könntest Du noch auf mich eifersüchtig sein, aber dazu bist Du zu grob organisiert. Lju macht Jessika den Hof, das heißt er sieht sie an und regiert sie mit den Augen, denn sie fällt natürlich darauf herein. Lju ist ein fabelhafter Mensch, man könnte sagen seelenlos, wenn man ein Element, das ganz Kraft ist, so nennen kann. Er würde sich wahrscheinlich kein Gewissen daraus machen, Jessika oder sonst ein Mädchen unglücklich zu machen; wenn man den Mut hat, sich ihm ganz hinzugeben, muß man auch den haben, sich zerstören zu lassen. Und warum stürzen sich die Mädchen so gierig ins Licht? Es ist jedenfalls ihre Bestimmung, wie die der Motten, sich die Flügel zu verbrennen. Uebrigens würde Lju niemals ein Mädchen seiner Eitelkeit zum Opfer bringen, wie doch schließlich die meisten von uns tun. Er zerstört sie nur so beiläufig, wie zum Beispiel die Sonne tut; sie sollten ihm einfach nicht zu nahe kommen, aber das können sie natürlich nicht lassen. Katja ist gottlob anders, das gefällt mir so gut an ihr, obgleich ich nicht möchte, daß alle so wären.

Katja und ich haben gestern im Dorfe einen türkischen Konfekthändler entdeckt, der unerhört gute Sachen hat, rosa und klebrig und durchsichtig und gummiartig. Er scheint ein echter Türke zu sein, denn etwas so Süßes habe ich noch nie gegessen. Ich glaube, je mehr man nach Südosten kommt, desto wundervoller werden die Süßigkeiten. Katja und ich aßen immerzu, der Türke betrachtete uns ganz ausdruckslos mit seinen großen Kuhaugen. Endlich konnten wir nicht mehr, und ich sagte: „Jetzt müssen wir aufhören.“ — „Haben Sie kein Geld mehr?“ fragte er; ich glaube, er hielt uns für Kinder. Ich sagte: „Mir wird übel.“ Sein gelbes Gesicht veränderte sich nicht; ich glaube, wenn wir vor

Digitized by Google

seinen Augen geplatzt wären, er hätte nicht mit der Wimper gezuckt.

Wir trafen ein sehr niedliches Mädchen im Dorf, mit dem wir als Kinder zuweilen gespielt haben. Damals fanden wir sie furchtbar häßlich, weil sie rote Haare hat, und neckten sie damit; jetzt kam sie mir verteufelt niedlich vor. Ich rief ihr zu: „Anetta, du bist ja gar nicht mehr häßlich?“ und sie antwortete gleich: „Welja, du bist ja gar nicht mehr blind!“ Weil Katja dabei war, konnte ich weiter nichts machen, aber ich habe ihr zugenickt, und sie hat mich verstanden.

Welja.

## Lusinja an Tatjana

Kremskoje, 13. Mai.

Liebe Tatjana! Nun sag, warum bildest Du Dir so fest ein, meine Töchter müßten sich in Lju verlieben? Ich habe sie bisher für viel zu unentwickelt zur Liebe gehalten, Katja ist ja wirklich noch ein Kind. Da Du mich einmal darauf aufmerksam gemacht hast, sehe ich ein, daß Lju gefährlich ist; männlich, mutig, klug, interessant, auffallend, alles, was einem jungen Mädchen imponiert. Ich muß es aber rühmen, daß er eher zurückhaltend gegen meine beiden Kleinen ist; möglicherweise ist er schon gebunden. Daß Jessika ihn bewundert, habe ich wohl bemerkt; wenn er spricht, hängen ihre Augen an ihm, sie ist selbst gesprächiger als sonst und voll allerliebster Einfälle. Ich dachte mir nichts Arges dabei, sondern freute mich an ihrer Freudigkeit. Tatjana, wenn Du sie einladen willst und sie gern zu Dir kommen will, werde ich ihr nichts in den Weg legen. Es mag sein, daß es besser ist. Meine arme kleine Jessika, wenn ich mir denke, daß sie ihn liebte! Liebte er sie nicht, müßte sie leiden, und vielleicht noch mehr, wenn er sie liebte. Nein, der ist kein Mann für sie. Er versteht alles, aber er vergißt sich niemals, er hat gar keinen Sinn für Kleinigkeiten und Torheiten, oder, wenn er Sinn dafür hat, so ist es wie für Kräuter, die man in ein Herbarium sammelt. Hingeben kann er sich nicht, er verzehrt nur. Ich traue ihm sehr viel zu, zum Beispiel, daß er einmal ein sehr berühmter Mann wird; jedenfalls braucht er dünne Höhenluft, in der mein kleines Mädchen nicht atmen könnte.

Merkwürdig ist es an ihm, daß er sich offenbar für uns alle lebhaft interessiert, daß er für unsre Vorzüge empfänglich scheint, daß er das Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen, als etwas Selbstverständliches hinnimmt und doch von sich selbst eigentlich nichts hergibt. Nicht daß er nicht offen wäre, er beantwortet jede Frage, die man zufällig einmal an ihn richtet, freimütig und ausgiebig; man kann vielleicht nicht einmal sagen, daß er verschlossen ist, wenigstens spricht er ziemlich viel und stets von Dingen, die ihm wirklich wichtig sind. Trotzdem hat man nicht das Gefühl, daß man sein Inneres kennt. Ich habe schon gedacht, daß es Geheimnisse in seinem Leben geben könnte, die ihm Zurückhaltung auferlegen; aber es beunruhigt mich nicht, weil ich sicher bin, daß es nichts Gemeines ist.

Neulich war von Lügen die Rede. Da sagte Lju, Lügen wäre unter Umständen eine Waffe im Kampfe des Lebens, nicht schlechter als eine andre, nur sich selbst belügen wäre verächtlich. Welja sagte: „Sich selbst belügen? Wie macht man das überhaupt? Ich würde mir doch niemals glauben.“ Lju lachte ganz beseligt, ich mußte auch lachen, hielt mich aber doch verpflichtet, Welja zu sagen, es wäre ein schlechter Witz gewesen. „Bessere können wir doch hier nicht machen,“ sagte der Junge, „sonst versteht Katja sie nicht.“ Ja, eigentlich wollte ich Dir nur sagen, die Ueberzeugung habe ich wirklich, daß Lju sich niemals selbst belügen würde, und das ist mir das Wesentliche. Der Grundsatz mag gefährlich sein, aber einem bedeutenden Menschen ist er angemessen.

Liebe Schwester meines geliebten Mannes, wenn ich nicht die großen Kinder um mich hätte, könnte ich mir jetzt einbilden, wir wären auf der Hochzeitsreise. Brauchten wir nur niemals in die Stadt zurück! Jegor hat sein Klavierspiel wieder aufgenommen, da er nun einmal nicht unbeschäftigt sein kann, und ich, die es sehr wohl kann, höre zu und träume. Erinnerst Du Dich noch an die Zeit, wo ich ihn meinen Unsterblichen nannte? Manchmal jetzt, wenn ich ihn ansehe, überläuft mich das Gefühl, daß etwas anders geworden ist; es sind nicht die weißen Haare, deren schon mehr als schwarze sind, nicht die tiefen Schatten, die oft unter seinen Augen liegen, nicht die strengen Linien, die sein Gesicht verdunkeln, es ist etwas Unnennbares, das sein ganzes Wesen umgibt. Einmal mußte ich plötzlich aufspringen und fortlaufen, weil mir die Tränen aus den Augen sprangen, und im Schlafzimmer habe ich ins Kissen geschrien: „Mein Unsterblicher! ach, mein Unsterblicher!“ Siehst Du, das ist nicht merkwürdig, daß es Wahnsinnige gibt, aber daß auch die Allervernünftigsten einmal einen Wahnsinnsanfall haben können, das ist beklagenswert.

Deine Lusinja.

## Lju an Konstantin

Kremskoje, 15. Mai.

Lieber Konstantin! Ich hätte mir das denken können; aber ich möchte, daß ich mich täusche, wenn ich es künftig denke. Es macht den Eindruck, daß ich mich zum Zweck psychologischer Studien hier

Digitized by Google

befinde; Du findest, daß ich sehr viel Sinn für das Familienleben entwickle; Du meinst, ich hätte ebensogut meine Großtante in Odessa besuchen können, und sonst noch mehreres. Was willst Du? Hattest Du erwartet, ich würde mich wie ein hungriger Kannibale oder haßerfüllter Nebenbuhler oder betrogener Ehemann auf sein Opfer stürzen? Wir waren uns darüber einig, daß wir es nicht machen wollten wie die fanatischen Büffel, denen es bei ihren Attentaten mehr darauf anzukommen scheint, daß sie ihr eignes Leben wegwerfen, als das des Gegners. Wir wollten unser Ziel erreichen, ohne unser Leben, unsre Freiheit, womöglich sogar unsern Ruf aufs Spiel zu setzen; denn wir haben noch mehr zu erreichen, und wir wissen, daß wir nicht leicht zu ersetzen sind. Wenn es eilte, würde ich anders gehandelt haben; aber der Studentenprozeß beginnt erst Anfang August, bis dahin dauert der Urlaub des Gouverneurs, und ich habe demnach noch drei Monate Zeit, von denen erst ein halber verflossen ist. Ich sehe mich hier um, ich lerne die Menschen, die Umgebung kennen und warte auf eine Gelegenheit. Natürlich hätte ich den Gouverneur längst ermorden können, wenn es mir nur darauf ankäme; ich bin oft mit ihm allein gewesen, sowohl im Hause wie im Garten und im Walde. Aber dann hätte ich unrichtig gehandelt. Jetzt, wo ich zwar geschätzt und fast geliebt werde, aber immerhin noch ein Fremder bin, könnte sich ein Argwohn gegen mich erheben; in ein paar Wochen werde ich wie ein Glied der Familie und wird das nicht mehr möglich sein. Ich schrieb Dir neulich, glaube ich, daß ich einige Minuten neben ihm gesessen habe, während er schlief. Ich betrachtete den Teil seines Gesichtes, der mir zugewendet war; die breiten schwarzen Brauen — ein Zeichen starker Vitalität —, die strenggebogene Nase, in jeder Linie liegt Feuer und Noblesse; durch vornehmes Empfinden gemäßigte Leidenschaft scheint mir auch ein Grundzug seines Charakters zu sein. Ein wundervolles Geschöpf! Indem ich ihn betrachtete, dachte ich, wieviel lieber ich diesen Kopf meinen Gedanken, meinen Absichten zugänglicher machen als ihn mit einer Kugel zerstören möchte. Auch dies mußt Du bedenken, daß ich den Mord umgehen könnte, wenn es mir glückte, ihn zu beherrschen, zu beeinflussen. Ich will aber gleich hinzusetzen, daß ich die Möglichkeit für gering halte: in kleinen Dingen ist er wie Wachs, in wichtigen wie Eisen. Wenn er etwas bestimmt will, können weder Furcht noch Liebe ihn umstimmen; so scheint es mir bis jetzt.

Der Kleine ist anders; er ist so indolent, daß er einem dankbar ist, wenn man für ihn will, man muß es nur mit Verstand tun. Seine Vorurteilslosigkeit setzt in Erstaunen. Er scheint gar nicht durch Tradition beherrscht; er hat etwas, als ob er mit keinem Bande an Vergangenheit, Familie, Vaterland angeknüpft wäre. Ich muß an ein altes Märchen denken, in dem ein elternloses Kind als Kind der Sonne auftritt; daran erinnert auch seine goldbraune Haut. Im Gespräch mit ihm spreche ich fast so, wie ich denke; er ist so unbefangen, daß es ihm nicht einmal auffällt, wie ich mit meinen Ideen eine Stellung bei seinem Vater habe annehmen können. Er findet es offenbar selbstverständlich, daß ein Mensch von Verstand so denkt, wie ich denke, und nebenbei jede Rolle spielt, die nach seinem Geschmack und zu seinem Fortkommen nützlich ist. Ich habe ihn lieb, und es freut mich, daß ich ihm nichts zuleide zu tun brauche. Katja denkt wie ihr Bruder, zum Teil vielleicht aus Liebe zu ihm. Sie ist für ein Mädchen sehr klug und einsichtsvoll; aber sie kann so verständig reden, wie sie will, sie ist immer wie ein kleiner, niedlicher Vogel, der auf einem Zweige sitzt und zwitschert, das ist das Reizende an ihr.

Konstantin, mache mir nicht wieder Vorwürfe. Wenn mir solche zu machen wären, würde ich es selbst tun; deshalb hat kein andrer das Recht dazu.

Lju.

## Jessika an Tatjana

Kremskoje, 15. Mai.

Tante, Du hast mich eingeladen, huldvolle Tante! Ich küsse dankbar Deine schöne Hand. Vielleicht komme ich auch einmal, wenn Du gerade gar nicht daran denkst. Aber Liebste, weißt Du denn gar nicht, daß ich Pflichten habe? Ich kann doch nicht so ohne weiteres fort. Wir haben doch einen Haushalt, und Du weißt, daß auch die besten Dienstleute von einem höheren Wesen inspiriert werden müssen. Ich bedaure die Köchin, die bei unsrer fünffachen Wunderlichkeit gar keinen Rückhalt hätte. Papa schwärmt für gefüllte Tomaten, aber nicht für Tomaten an der Sauce, was Mama besonders liebt, während Welja eine Leidenschaft für Tomaten in Salat hat, Katja ißt sie nur roh. Katja ißt keinen süß zubereiteten Reis, Papa keinen gepfefferten, ich keinen Milchreis. Niemand von uns ißt Kohl, wir wollen aber täglich grünes Gemüse; so könnte ich noch seitenlang fortfahren. Keine Köchin behält das alles, und lesen kann unsre nicht. Wenn ich fort wäre, müßte Mama an das alles denken — denn Katja fiele das nicht ein —, und das täte mir so leid. Sie geht den ganzen Tag herum und ist glücklich, ihren Mann einmal für sich und in Sicherheit zu haben; man mag ihr keine dummen Alltäglichkeiten aufbürden gerade jetzt.

Ihr denkt, ich wäre nur eine unbedeutende kleine Person! Aber sie würden es schon bemerken, wenn nicht vor jedem die Tasse Tee oder

Digitized by Google

Kaffee mit gerade so viel Zucker und Milch oder Zitrone stände, wie er es haben mag, oder wenn ihm die Orangenschnitten nicht so fein geschält und entkernt auf den Teller flögen, wie er es gewohnt ist, oder wenn die Bleistifte und Scheren und Schirme, die er verliert oder verlegt, nicht gerade im richtigen Augenblick von mir wiedergefunden würden! Ja, so bin ich! Komm Du nur einmal hierher und überzeuge Dich, wie unentbehrlich ich bin.

Wenn Du nun findest, daß ich belohnt und entschädigt werden muß, Tante Tatjana, so schicke mir doch lila Batist zu einer Bluse und dazu passenden Zwischensatz und Spitzen. Ich habe nichts, was leicht genug wäre bei der Hitze. Niemand hat so viel Geschmack wie Du, darum besorge es, bitte, selbst, Holdseligste.

Deine dankbare Jessika.

### Welja an Peter

Kremskoje, 17. Mai.

Lieber Peter! Ich habe mich nicht getäuscht, Lju ist im Grunde ein Revolutionär, nur daß noch etwas dabei ist, was seine Ansichten himmelhoch über die durchschnittlichen erhebt. Wie soll ich Dir das begreiflich machen, süßes Megatherium? Er denkt und steht zugleich über dem, was er denkt. Er hält das, was er denkt und wünscht, nicht für das Letzte, Absolute. Darum steht er auch abseits von den Parteien, weil er über sie hinaussieht. Er sagt, der alten Generation gegenüber haben die Neuen recht, obwohl sie an sich betrachtet fast noch weniger recht haben als die Alten. Natürlich verstehst Du das nicht, weil Dir die Selbstironie fehlt, sowohl der Begriff wie die Qualität. Ihr habt keine Idee, wie komisch es ist, wenn ihr euch über die Verkommenheit der alten Kultur erhitzt und nicht von ferne ahnt, was Kultur eigentlich bedeutet. Macht nichts, brülle nicht, alter Saurier, ich bin ganz euer. Mein Vater ist köstlich; er findet, daß Lju ein sehr angenehmer, kluger und unterhaltender Mensch ist, weiter dringt sein Scharfblick nicht. Er kommt nicht auf die Idee, daß ein Mensch in honetten Kleidern, der höflich mit ihm umgeht und ihm nicht widerspricht, sich außerhalb seines Systems bewegen könnte. Mama ist viel weniger, wie soll ich es nennen, auf ihr Selbst beschränkt. Sie sieht wenigstens deutlich ein, daß sie längst nicht Ljus ganzes Wesen erfaßt hat; sie fühlt etwas Fremdes, wenn sie dessen auch nicht habhaft werden kann. Neulich sagte sie zu ihm, seinen Talenten und Kenntnissen und seiner Leistungsfähigkeit sei eigentlich das Amt, das er in unserm Hause bekleide, nicht angemessen, ebensowenig das Entgelt, er hätte es gar nicht annehmen dürfen. Lju sagte, er hätte gehofft, als Privatsekretär freie Zeit übrig zu haben, die er gebrauchte, um ein philosophisches Werk zu vollenden, das sei sein nächstes Arbeitsziel. Darüber wurde Mama ordentlich rot und meinte, er sei nun gewiß enttäuscht, da ja seine ganze Person bei uns dauernd in Anspruch genommen werde. Ich glaube, Lju hatte schon ganz vergessen, daß er hier ist, um Mörder und Bomben abzufangen, während Mama denkt, er riebe sich bei dieser schwer zu definierenden Tätigkeit auf. Sie fordert ihn seitdem öfters auf, sich in sein Zimmer zurückzuziehen und zu arbeiten, und ist geneigt, es sehr anspruchsvoll von Papa zu finden, wenn er ihm mal außer der Zeit einen Brief diktieren will; er könnte sich eigentlich eine Schreibmaschine anschaffen, meinte sie. Man kann nicht behaupten, daß Mama die Leute ausbeutet.

Wir sind augenblicklich damit beschäftigt, Papa ein Automobil kaufen zu lassen; er ist auch schon nahe daran. Wir sprechen bei Tisch immer von den letzten Automobilrennen und erörtern, ob es mit Benzin oder Elektrizität billiger ist. Lju meinte, ob wir nicht lieber warten und dann gleich ein lenkbares Luftfahrzeug anschaffen wollten. Von dem Gedanken war Papa ordentlich hingerissen, und wie er die Kosten davon berechnete, kam ihm das Auto hernach schon ganz alltäglich und kleinbürgerlich vor.

Lju ist gar nicht musikalisch. Er sagt, Musik wäre eine primitive Kunst, wenigstens die man bis jetzt kennte. Es könnte vielleicht auch anders sein, wovon Richard Wagner gewisse Andeutungen gäbe. Das Musikalische in unsrer Familie wäre primitiv. Ich glaube, daß das ganz richtig ist, besonders bei Papa. Er spielt schön in dem Sinne, wie der Wald rauscht oder der Wind saust, es ist etwas Dämonisches. Aber das Besessensein ist kein Kulturfaktor. Lju hat aber viel übrig für das Primitive. Er findet, Jessikas Stimme klänge so, wie wenn in der fahlen Dämmerung tief im Osten die Morgenröte aufginge. Jessikas Stimme finde ich auch fein, auf mich wirkt sie wie ein Harfenton; sonst habe ich mir nie viel aus Gesang gemacht, bei der Sinfonie fängt doch die Musik eigentlich erst an. Bilde Du Dir aber ja nicht ein, Du wärest ein Uebermensch, weil Du unmusikalisch bist. Bei Dir ist es ein Vakuum.

Welja.

### Katja an Tatjana

Kremskoje, 17. Mai.

Liebe Tante! Jessika hat vergessen, Dich zu bitten, daß Du uns die Partitur von „Tristan und Isolde" besorgst oder besorgen läßt. Papa ist dagegen, er meint, man könnte Noten auch leihen! Gibt es das überhaupt? Ach, erkundige Dich nur gar nicht, Bücher aus Leihbibliotheken beziehen ist unfein, und Noten sind auch Bücher,

Digitized by Google

also. Im Grunde ärgert sich Papa nur, daß wir uns mit Wagner beschäftigen wollen, er ist nun einmal einseitig. Nicht mal kennen lernen will er ihn, sondern ist von vornherein entschlossen, ihn gräßlich zu finden. Ja, hätte Wagner vor ein paar hundert Jahren gelebt und Kirchenmusik gemacht wie Palestrina — ach so, das klingt dumm, aber ich habe es nun einmal geschrieben, und Du verstehst mich auch schon. Natürlich sind Beethovens Lieder an seine ferne Geliebte schön, die Papa immer singt, aber unsre Zeit und unser Leben drückt das doch nicht aus. Jedenfalls, Tante Tatjana, Du schickst uns „Tristan und Isolde", nicht wahr? Bitte recht bald, Peter kann es ja besorgen.

Deine Katja.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 20. Mai.

Lieber Konstantin! Dein Brief hat mich zu einer Unvorsichtigkeit veranlaßt; aber der wäre ein schlechter Feldherr, der nicht einen falschen Zug wieder einbringen oder sogar verwerten könnte. Das Gerücht, daß der Studentenprozeß sofort vorgenommen würde und der Gouverneur infolgedessen sofort nach Petersburg zurückginge, muß unbegründet sein; denn er selbst würde es doch am ersten wissen und gleichzeitig auch ich. Trotzdem erwog ich gestern die Möglichkeit und bereitete mich darauf vor, schnell oder plötzlich handeln zu müssen. Ich sagte mir, bei Tage würde ich nicht leicht eine Gelegenheit finden, besonders keine für mich günstige. Nachts könnte ich ihn und seine Frau, denn sie schlafen zusammen, mit Aether betäuben, ihn durch einen Stich ins Herz töten und mich ungesehen wieder zu Bett legen. Kein besonderes Verdachtsmoment würde auf mich hinweisen; bei Tage hingegen könnte sich kaum jemand an den Gouverneur herandrängen, ohne daß irgendwer, namentlich ohne daß ich es bemerkte. Am Tage können unzählige unvorhergesehene Störungen dazwischenkommen; nachts liegen bestimmte, übersichtliche Umstände vor. Die Ausführbarkeit des Planes hängt wesentlich von dem mehr oder weniger leisen Schlafe des Gouverneurs und seiner Frau ab; ich beschloß, mir sofort Gewißheit über die Frage zu verschaffen. Ich warf einen Mantel über und schlich mich nach ihrem Schlafzimmer, das durch ein Ankleidezimmer mit angrenzendem Bade- und Garderoberaum von meinem getrennt ist. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, als ich Frau von Rasimkara auf mich zustürzen sah. Ich will Dir gestehen, daß ich in diesem Augenblick fast die Besinnung verloren hätte: die Frau so merkwürdig, so schön, so anders als am Tage vor mir zu sehen, es raubte mir den Atem. In ihrem Gesicht stand zugleich der Ausdruck des Entsetzens und der unbedenklichsten Entschlossenheit, der sofort, da sie mich erkannte, dem Gefühl der Erlösung, dem Erstaunen und ich möchte sagen dem Gefühl für das Komische der Lage Platz machte. Ja, für die Dauer eines Augenblicks dachte und empfand ich nichts, als wie hinreißend sie war, sie zog mich rasch in das Ankleidezimmer zurück und sagte flüsternd, ich hätte sie sehr erschreckt, sie hätte mich für einen Mörder gehalten, was geschehen wäre? Ob mir etwas fehlte, ob ich nachtwandelte? Ich sagte, sie möchte ganz ruhig sein, geschehen wäre nichts, ich wäre aufgewacht, hätte geglaubt, ein Geräusch zu hören, und hätte mich überzeugen wollen, ob bei ihnen alles ruhig und in Ordnung wäre; ich hätte das schon öfters getan, weil ich es als zu der von mir übernommenen Pflicht gehörig betrachtete, bisher hätte sie es aber nicht bemerkt. Ich setzte noch hinzu, sie würde vielleicht gut tun, ihrem Manne nichts von dem Vorfall zu sagen. Natürlich nicht, sagte sie, sie wäre froh, daß er nicht erwacht wäre; dann drückte sie mir die Hand, nickte mir zu und lächelte und ging in ihr Schlafzimmer zurück.

Dies war ein sehr gefährlicher Augenblick, und ich habe erst gegen Morgen wieder einschlafen können. Als sie vor mir stand und mich anlächelte, dachte ich, daß sie hinreißend sei und gleichzeitig, daß ich sie würde töten müssen. Ich dachte es mit solcher Lebhaftigkeit, daß mir war, es schreie aus meinen Augen heraus: ich bin dein Mörder, weil ich sein Mörder bin. Du wirst immer an seiner Seite sein, dein Leib wird sich vor seinen werfen, wenn die Stunde da ist, darum mußt du mit ihm fallen. Das eigentümliche Lächeln, mit dem sie mich ansah, schien zu sagen: ich verstehe dich, es ist mein Schicksal, ich nehme es auf mich.

In gewisser Weise habe ich bei meinem unglücklichen Versuch etwas gewonnen. Ich weiß nun, daß der Gouverneur tief und fest schläft. Ihr habe ich die Meinung eingeflößt, daß ich zum Schutze ihres Mannes zuweilen ihr Schlafzimmer betrete. Sähe sie mich eintreten, mich über sie beugen, sie würde bis zum letzten Augenblick keinen Verdacht schöpfen, mich nur mit großen Augen erwartungsvoll ansehen. Anderseits habe ich erfahren, daß mir diese Art der Ausführung widerstrebt. Ich würde nur im äußersten Notfall dazu schreiten. Ein andrer Weg wird sich finden lassen, der mir mehr zusagt. Sei Du jedenfalls ohne Sorge: es mag sein, daß ich unüberlegt gehandelt habe, aber ich habe auch die etwaigen schlimmen Folgen im Keim erstickt.

Lju.

### Welja an Peter

Kremskoje, 20. Mai.

Lieber Peter! Heute habe ich das Gefühl, in einem Irrenhaus zu sein. Mama hat diese

Digitized by Google

Nacht irgend etwas gehört, was nachher gar nichts war, aber trotzdem sich alles als Einbildung entpuppt hat, sieht sie verweint aus und fährt bei jedem Geräusch zusammen. Papa hat Furoranfälle, die wir als Nervosität respektieren sollen. Vorhin klingelt er Mariuschka her, weil sie in der Garderobe das elektrische Licht habe brennen lassen. Er machte solchen Krakeel, daß ich es im Garten hörte, und stellte sich ungefähr so an, als ob dies elektrische Flämmchen das Verderben auf unsre ganze Familie herunterziehen müßte. Nachher stellte sich heraus, daß er selbst es angezündet und auszumachen vergessen hatte. Katja erhob nun ihrerseits ein Geschrei, es wäre empörend von Papa, das ganze Haus schwämme in Tränen seinetwegen, die Dienstleute könnten unmöglich Respekt vor ihm haben, wenn er sich so benähme, und dazwischen rief sie mich an, ob ich es nicht auch fände. Ich sagte: „Vater, wie du willst." Da wendete sich plötzlich ihre Entrüstung gegen mich, worüber wir dann glücklich alle ins Lachen kamen. Papa sagte, nun müßte er sich wohl bei Mariuschka entschuldigen, weil er ihr unrecht getan hätte, und begab sich zu diesem Zweck ins Leutezimmer. Wir wollten gern mitgehen, um der Szene beizuwohnen, aber Mama verbot es als unschicklich. Ich fand die Geschichte von vornherein nur komisch und verstehe nicht, wie Katja sich ärgern kann.

### Katja an Peter

Natürlich ärgere ich mich, Welja kann eben nichts ernst nehmen, weil er zu faul ist. Es ist doch empörend, daß ein Mann wie Papa, der sich selbst gar nicht beherrschen kann, die Universität schließt, weil die Studenten ihre Rechte verteidigen. Es ist empörend, daß ein Mann solche Macht hat, die Tatsache allein verdammt unsre Zustände. Sieh doch zu, ob sich nicht Lehrer finden, uns und allen, die teilnehmen wollen, Privatkurse zu halten. Es könnte ja bei Dir zu Hause sein, das kann man doch nicht verbieten. Ich finde, daß man sich so etwas nicht gefallen lassen soll. Mir ist es ganz gleichgültig, ob ich ein paar Jahre früher oder später fertig werde, aber es soll doch wenigstens von mir abhängen. Und wenn das nicht geht, möchte ich fort, ins Ausland. Es ist mir unleidlich, in Rußland leben zu müssen. Von Welja habe ich gar nichts, er ist zu dusselig, was ich auch sage und vorschlage, ihm ist alles gleich. Natürlich, wenn man muß, muß man, aber erst versucht man doch, ob es nicht anders geht. Katja.

### Lusinja an Tatjana

24. Mai.

Du Liebe! Die Kinder haben Dir geschrieben, daß wir wieder sehr nervös sind? Wenn Du mich nicht verraten willst, will ich Dir sagen, wovon es bei mir gekommen ist. Du weißt, ich bin ängstlich und schreckhaft, und Du weißt auch, daß ich leider sehr ernsten Anlaß dazu habe. Ich gebe zu, daß ich es auch ohne das wäre, das ändert aber nichts daran, daß der Anlaß da ist. Nun also, neulich nachts wache ich auf und sehe einen Mann auf der Schwelle unsers Schlafzimmers stehen. Natürlich denke ich, daß er Jegor töten will, und stürze blindlings auf ihn zu, um Jegor zu schützen — wie, darüber nachzudenken hatte ich keine Zeit. Es war nur ein Augenblick, dann erkannte ich Lju. Ja, es war Lju. Das plötzliche Aufhören der Angst und des Schreckens wirkte so befreiend auf mich, daß ich beinahe lachen mußte; ich hätte ihn umarmen können. Aber nachher, als ich wieder zu Bett lag, machten sich die Folgen der heftigen Nervenerregung geltend, ich mußte nun weinen und konnte gar nicht mehr aufhören. Es kam ein Unbehagen über mich, das viel peinlicher war als die Furcht, die ich vorher gehabt hatte; es war mir nämlich so unheimlich, daß Lju nachtwandelt. Anders kann ich mir das Vorgefallene doch nicht erklären, als daß er somnambul ist. Er selbst hat mir eine andre Erklärung gegeben; er betrachte es als zu seiner Pflicht gehörig, sich zuweilen zu überzeugen, ob bei uns alles in Ordnung sei, und er sei schon öfters in unserm Schlafzimmer gewesen, besonders wenn er ein Geräusch zu hören geglaubt hätte. Das klingt ganz plausibel, und Du wirst vielleicht sagen, es müßte etwas Beruhigendes für mich haben, zu wissen, daß er so treu über uns wacht. Vorher würde ich das auch gedacht haben; aber ich sehe nun, daß die Vorstellung von einer Tatsache ganz etwas andres ist als die Tatsache selbst. Es ist mir nichts Beruhigendes, sondern etwas im höchsten Grade Unheimliches, daß ein Mensch plötzlich nachts in unserm Zimmer stehen kann, sei es nun, weil er nachtwandelt oder aus andern Gründen. Ich kann nicht mehr schlafen, weil ich immer denke, plötzlich steht er da und sieht mich aus diesen seltsamen grauen Augen an, die alle Körper zu durchdringen scheinen. Wenn ich eben eingeschlafen bin, schrecke ich entsetzt wieder auf. Der Einfall ist mir gekommen, er könnte durch das offene Fenster hereinsteigen; Du weißt doch, daß Nachtwandler überall, selbst auf der Kante des Daches gehen können. Und das zu denken, ist mir unheimlich, ich kann nicht dagegen an. Ich möchte gern das Fenster schließen, aber Jegor will es nicht; er sagt, es wäre Unsinn, und ich müßte solche krankhafte Einbildungen unterdrücken. Schlangen könnten wohl an einer glatten Hausmauer hinaufkriechen, Nachtwandler nicht. Was meinst Du? Ich habe einmal gelesen, für Nachtwandler wäre das Gesetz der Schwere aufgehoben; Gott weiß es.

Digitized by Google

Unglücklicherweise habe ich Jegor, der nicht aufgewacht war und nichts gehört hatte, alles erzählt. Er ist gut, aber meine Furchtsamkeit macht ihn ein wenig ungeduldig, weil er sie aus sich selbst nicht nachempfinden kann. Und dann allerdings machen ihn auch die Verhältnisse nervös, die eine gewisse Vorsicht vernünftigerweise doch nötig machen, die er seinem Temperament nach so ungern beobachten möchte.

Die Kinder wissen von dem Vorfall nichts, denn ich möchte nicht, daß darüber bei Tisch gesprochen wird. Es scheint mir auch rücksichtsvoller gegen Lju zu sein, dem wir so viel verdanken; wenn sich das Gerücht verbreitete, er wäre Nachtwandler, würde es ihm bei den Leuten schaden. Und daß er nachts in unser Zimmer kommt, um uns zu bewachen, soll auch nicht bekannt werden.

Katja, mein Goldkind, ist ein unverbesserlicher kleiner Teufel. Sie schilt bei jeder Gelegenheit über die Schließung der Universität, obwohl sie weiß, daß jetzt die politischen und geschäftlichen Dinge nicht berührt werden sollen, weil es Jegor aufregt. Mich wundert, ob Dein Peter einmal mit ihr fertig wird, es spricht für seinen Charakter, daß er es sich zutraut. Von Dir, Liebste, hat er nichts; er schlägt ganz Deinem Manne nach, und der hat ja sogar Dir zu imponieren verstanden, nicht wahr? Ach, meine Kleine ist noch zu kindisch, als daß ihr irgend etwas auf der Welt imponieren könnte. Ich wollte, es gelänge ihm, ihr Herz zu gewinnen, wäre es nur, damit sie Dich zur Schwiegermutter bekäme. Aber auch Dein Sohn würde ihr gut tun mit seiner Stämmigkeit und Wurzelfestigkeit. Jessika blüht, die Landluft tut ihr gut, sie ist unsre Hebe mit den Rosenwangen. Mich wird das kleine nächtliche Intermezzo auch nicht lange stören, hoffe ich. Sei gegrüßt und geküßt von Deiner

Lusinja.

## Jessika an Tatjana

Kremskoje, 25. Mai.

Liebste Tante! Es ist sehr gut, daß ich hiergeblieben bin. Mama hat jetzt gerade eine Zeit, wo sie sich um nichts bekümmert als um ihren Jegor, unsern Vater. Und ein Geist muß doch über dem Haushalt schweben. In ein paar Tagen kommt unser Automobil, denke dir, Tante. Mama schlug im letzten Augenblick vor, wir wollten lieber doch keins haben, weil es gefährlich wäre, und das gab der Sache gerade den letzten kleinen Stoß, den es noch brauchte, um Papa zum Entschluß zu bringen. Denn nun sagte er, auf Mamas Aengstlichkeit dürfe keine Rücksicht genommen werden; sie müßte endlich einmal erzogen werden, sonst würde sie schließlich zu alt dazu. Einen Chauffeur will Papa nicht haben, das verteuerte die Geschichte, und er möchte keine fremden Leute ins Haus nehmen; unser Iwan soll sich dazu ausbilden. Welja sagte: „Väterchen fährt ja schon mit der Kutsche in den Graben, wohin wird er erst mit dem Automobil fallen!" Papa sagte, Welja sollte nicht übertreiben, Iwan wäre auch oft ganz nüchtern. Mama sagte mit einem Seufzer, hoffentlich wäre er es gerade dann, wenn wir ausfahren wollten. Ich schlug vor, wir wollten nur selten fahren, dann träfen wir gewiß gerade mit den oftmaligen Nüchternheiten Iwans zusammen. Das leuchtete Mama sehr ein, aber Katja schmetterte los, dazu hätte man kein Automobil, sie wolle alle Tage fahren und so weiter. Zum Glück sprang Lju ein und sagte, er wäre Dilettant im Automobilfahren und wollte sich noch mehr ausbilden, dann könnte er Iwan zuweilen ersetzen. Welja sagte nachher, als Papa nicht dabei war: „Papa wird doch lieber mit Iwan fahren, weil er denkt, daß die Betrunkenen in Gottes Hand sind." Das ist doch ein Sprichwort, weißt du.

Von unserm Iwan muß ich dir noch etwas erzählen. Welja sagte gestern mittag, er hätte ihn gefragt, was er von Lju hielte, eigens weil er gemerkt hätte, daß er ihn nicht leiden möchte. Iwan hätte Ausflüchte gemacht und nicht mit der Sprache heraus wollen. Welja hätte gesagt, Lju wäre doch freundlich, gerecht, hilfsbereit, gescheit, geschickt, was Iwan alles zugegeben hätte. Endlich hätte Iwan dann gesagt: „Er ist mir zu gebildet." Darauf hätte Welja gesagt, Papa wäre doch auch gebildet; da hätte Iwan ganz listige Augen gemacht und den Kopf geschüttelt und gesagt: „Das stellt sich äußerlich wohl so vor, aber im Grunde ist er nur ein guter Kerl wie unsereiner." Wir haben alle sehr gelacht, Lju am meisten, er war geradezu begeistert über die Bemerkung und sah allen erdenklichen Tiefsinn darin. Ob jemand ihn leiden mag oder nicht, danach fragt Lju gar nicht, das finde ich groß an ihm.

Liebe Tante, ich singe Tristan, Isolde, Brangäne, König Marke und noch ein paar Heldenkräfte. Kannst Du Dir mich vorstellen? Papa hat nur einen unwilligen Seitenblick auf die Partitur geworfen, und ich singe natürlich nur, wenn er außer Hörweite ist. Deine Jessika.

## Lju an Konstantin

Kremskoje, 27. Mai.

Lieber Konstantin! Du meinst, daß ich vielleicht mittels des Automobils zum Ziele kommen könnte. Ja, wenn es sich so einrichten ließe, daß der Gouverneur das Genick bräche und ich das Handgelenk! Weißt Du, wie man das macht? Durch den Kopf gegangen ist mir der Gedanke natürlich, sowie von dem Automobil die Rede war, und ich habe im Hinblick darauf die Anschaffung befürwortet, habe mich auch anerboten,

Digitized by Google

zuweilen den Chauffeur zu machen, was mit Beifall aufgenommen wurde. Es hat aber außer der erwähnten Schwierigkeit das gegen sich, daß ich mit dem Einüben viel Zeit verlieren müßte, wahrscheinlich ohne Erfolg und sicher ganz ohne Vergnügen für mich. Ich bin kein Sportsmann. Zeit und Aufmerksamkeit lasse ich mir solche Dinge nicht gern in hohem Maße kosten. Für die Luftschiffahrt würde ich mich etwa interessieren; aber das ist Arbeit und Tat, nicht Sport, und hat allerlei wissenschaftliche Haupt- und Nebenzwecke. Ein wenig werde ich mich aber doch mit dem Automobil befassen; es könnte auch der Fall eintreten, daß ich es zu schleuniger Flucht benutzen müßte.

Ein andrer Einfall ist mir gekommen, von dem ich fühle, daß er ergiebig sein wird. Ich möchte wo möglich bei dem Akt selbst nicht persönlich beteiligt sein; es müßte also eine Maschine meine Rolle spielen. Nun schwebt mir vor, daß dies eine Schreibmaschine sein könnte. Das Nähere sage ich Dir, wenn der Plan etwas reifer in mir ist. Dann könnte es wohl sein, daß ich Deiner verständnisvollen Mithilfe bedürfte, damit die Maschine zweckentsprechend eingerichtet wird, ohne daß der Fabrikant etwas davon erfährt.

Frau von Rasimkara ist seit jener Nacht verändert, blaß und beinahe etwas scheu, beständig in der Nähe ihres Mannes. Es ließe sich so erklären, daß mein Benehmen ihre Aengstlichkeit verdoppelt hat, weil sie den Schluß daraus ziehen mußte, ich hielte ihren Mann für sehr gefährdet. Vielleicht schläft sie seitdem nicht mehr gut. Vorher hatte meine Sicherheit und Sorglosigkeit beruhigend auf sie eingewirkt. Eine gewisse Zurückhaltung, die sie mir gegenüber weniger zeigt als wider ihren Willen verrät, könnte darin begründet sein, daß die Erinnerung an unser nächtliches Begegnen, das so seltsam, so flüchtig und doch so eindrucksvoll war, und das niemand außer uns weiß, sie verlegen macht oder wenigstens in irgendeiner Hinsicht bewegt. Verdacht gegen mich hat sie nicht, dessen bin ich sicher; sie behandelt mich im Gegenteil mit vermehrter Freundlichkeit und Rücksicht. Da sie jetzt fast immer um ihren Mann ist, bin ich mehr in die Gesellschaft der Kinder gedrängt, deren Vertrauter und teuerster Freund ich geworden bin.

Du darfst dich in der nächsten Zeit nicht von Petersburg entfernen, da ich Deiner wegen der Schreibmaschine bedürfen könnte. Lju.

### Welja an Peter

Kremskoje, 28. Mai.

Lieber Peter! Heute hätte es beinahe eine Familienkatastrophe gegeben, bei der ich natürlich nicht aktiv war. Katja fing bei Tisch von den Universitätsgeschichten an; ihr könnte es ja gleichgültig sein, denn sie braucht ihren Lebensunterhalt nicht zu verdienen, für die meisten wäre es aber verhängnisvoll, daß sie ihr Studium auf unbestimmte Zeit unterbrechen müßten. Papa sagte, noch verhältnismäßig ruhig und beherrscht, allerdings wäre das ein Unglück für viele; um so härter wären diejenigen zu verurteilen, die durch ihr aufrührerisches Tun mutwillig das Unglück über ihre Kollegen gebracht hätten. Jetzt aber sauste Katja los! Wie ein künstlicher Wasserfall, den man plötzlich springen läßt! Das wäre die Art ungerechter Despoten, die Opfer noch zu verleumden und die eigne Schuld auf sie abzuladen! Demodow und die andern wären Märtyrer, hinrichten und nach Sibirien schicken könnte man sie, nicht aber ihnen den Ruhm rauben, daß sie tapfer und selbstlos gehandelt hätten. Uebrigens hätten fast alle ebenso wie sie gedacht, Du zum Beispiel hättest auch die Absicht gehabt, den Kosaken Widerstand zu leisten, Du wärest nur durch einen Zufall auf dem Wege zur Universität aufgehalten, sonst könnte Papa Dich auch in die Bergwerke schicken. Mama gelang es endlich, sie zu unterbrechen, indem sie sagte, das würde Papa allerdings tun, wenn er es für seine Pflicht hielte; denn daran zweifelte sie doch wohl nicht, daß Papa sich von seiner Pflicht leiten ließe, folglich dürfte sie auch seine Handlungen nicht kritisieren. Ich sagte: „Mit deinem Spatzengehirn im Kopfe würde er natürlich anders handeln," worauf sie mir einen vernichtenden Blick zuwarf. Papa war ganz bleich und seine Augenbrauen sahen wie ein zackiger schwarzer Blitz aus, furchtbar stimmungsvoll; wenn es sich nicht um Katja gehandelt hätte, wäre ein Unwetter losgebrochen, das den ganzen Tisch und alle Stühle fortgeschwemmt hätte; so hielt er einigermaßen an sich. Und dann hebt Ljus Gegenwart eigentlich jede Katastrophe auf; seine überlegene Ruhe zerstreut gewissermaßen alle angesammelte Elektrizität, oder er hat so viel Kraft, daß er sie in sich sammeln und unschädlich machen kann. Er saß kühl wie Talleyrand dabei und bewies, daß jeder recht hätte, so daß alle schweigen und zufrieden sein mußten. Er sagte, selbstverständlich schließe die Maßregel der Universitätsschließung Ungerechtigkeiten ein, deshalb könnte sie aber vollständig gerecht sein innerhalb des Systems, zu dem sie gehörte. Er billigte dies System nicht durchaus, er glaubte, daß es sich überlebt habe, aber so lange es herrsche, müsse man mit seinen Gesetzen arbeiten. Papa sah Lju interessiert und etwas erstaunt an und fragte, wie das zu verstehen sei, daß er das System nicht billige. Keine Regierung sei fehlerlos, weil die menschliche Natur überhaupt fehlerhaft sei. Seiner Meinung nach sei es besser, dahin zu wirken, daß jeder seine Pflicht tue, anstatt die Irrtümer des Systems aufzudecken. Lju sagte, ohne den Grundsatz, daß

Digitized by Google

jeder einzelne seine Pflicht zu erfüllen habe, könne kein gesellschaftliches System sich halten. Er glaube, das herrschende System habe den Fehler, das Pflichtgefühl nicht auszubilden, weil es lauter Gesetze und Vorschriften an dessen Stelle gesetzt habe. Dies sei für eine primitive Kultur berechtigt, jetzt aber sei das Volk keine Herde mehr, sondern bestehe aus Individuen. Kein Kunstverständiger werde die byzantinische Malerei mit ihren starren Formen nicht bewundern; man könne es vielleicht sogar beklagen, daß der Individualismus sie durchbrochen habe; man könne vielleicht sogar glauben und wünschen, daß man einmal auf irgendwelchen Umwegen dahin zurückkehre; aber verständigerweise könnte man doch nicht die Entwicklung auf jene Stufe zurückdrehen wollen.

Er sprach so liebenswürdig, galant und beinahe herzlich gegen Papa, daß der ganz angeregt wurde und lebhaft auf alles einging; ich glaube, er hatte das Gefühl, vollkommen einer Meinung mit Lju zu sein.

Bei Tisch waren also die Fugen wieder eingerenkt; aber hernach ergoß sich Katjas zurückgehaltener Zorn gegen Lju. Er hätte sich verächtlich benommen, er hätte zu ihr halten müssen, denn er dächte ebenso wie sie. Was er gesagt hätte, möchte ganz schön sein, sie hätte es nicht verstanden, wolle es auch nicht verstehen, es wäre doch nur eine Brühe gewesen, um seine wahren Ansichten zu verkleistern. Von mir erwartete sie ja nichts andres, als daß ich falsch und feig wäre, aber ihn hätte sie für stolzer gehalten. Sie war zu niedlich, wie ein kleiner Vogel, der gereizt wird und sein Federschöpfchen sträubt, mit dem Schnabel um sich pickt und in den höchsten Tönen lospiepst. Lju fand sie offenbar auch niedlich, denn er ging sehr liebevoll auf ihren Kohl ein. Ich ging mitten darin fort, weil meine Dorfschönheit auf mich wartete.

Ich habe Papa eine Auswahl von den feinsten Süßigkeiten mitgebracht, die der Türke hat. Er fand sie ausgezeichnet und sagte, er hätte sich gleich gedacht, daß ich einen bestimmten Grund hätte, immer ins Dorf zu radeln. Er aß übrigens mehr davon als ich und wurde nicht einmal übel; er ist eigentlich ein großartiger Mensch, ich bin dekadent gegen ihn. Mit Lju kann er sich allerdings nicht vergleichen; er ist wie ein schöner Dolch mit kunstvollem Griff und einer mit Edelsteinen buntgeschmückten Scheide, wie sie zuweilen in Museen ausgestellt sind; Lju ist wie der schlichte Bogen des Apollo, der nie fehlende Pfeile entsendet. Schmucklos, schlank, elastisch, durch die vollendete Zweckmäßigkeit schön, ein Bild göttlicher Kraft, Treffsicherheit und Gewissenlosigkeit. Ach Gott, ich schreibe ja an ein silurisches Faultier und nicht an einen feinwitternden Griechen. Quäle Dich nicht mit der Durchdringung meiner poetischen Bilder und triumphiere nicht, wenn sie hinken sollten; ein Achilles, der hinkt, kommt immer noch eher an als ein Brontosaurus, der im Sande steckenbleibt.

Welja.

## Katja an Peter

Kremskoje, 30. Mai.

Lieber Peter! Wir sind nicht verlobt, ich habe Dir sogar einmal gesagt, ich würde Dich niemals heiraten; aber ich weiß ja, daß Du doch noch daran denkst, darum will ich Dir etwas sagen. Ich habe jetzt den Mann kennen gelernt, den ich heiraten werde, wenn ich überhaupt heirate. Den einzigen, den ich lieben kann. Frage nicht, wer er ist, frage überhaupt nicht weiter. Ich hätte Dir ja nichts davon zu sagen brauchen, ich tue es nur, weil ich Dich gern habe und Dich als meinen Freund betrachte, und weil Du mich seit unsrer Kindheit als Deine zukünftige Frau angesehen hast. Dafür kann ich freilich nichts. Wissen darf dies niemand außer Dir.

Katja.

## Lusinja an Tatjana

Kremskoje, 2. Juni.

Meine liebe Tatjana! Auf unsern einzig schönen Sommer fällt von irgendwoher ein kleiner Schatten. Vielleicht eben weil er so schön ist, muß er das Abzeichen seiner Erdennatur tragen. Jetzt sorge ich mich besonders um Jessika; ich kann es mir nicht mehr verhehlen, daß sie den Lju liebt. Ohne daß sie es weiß, richtet sich ihr ganzes Wesen nach ihm: ich könnte sagen, sie ist eine Art Sonnenuhr, von der man immer ablesen kann, wo ihr Gestirn steht. Er hat auch etwas Sonnenhaftes; es ist, als ob eine lebenzeugende Kraft von ihm ausginge, in der freilich auch Leben verdorren kann. Auf Welja und Katja übt er einen heilsamen Einfluß aus; er regt sie zum Denken, zu gesteigerter geistiger Tätigkeit an; für meine kleine Jessika, fürchte ich, sind seine Strahlen zu heiß. Sie müß Wärme haben, darf aber nicht mitten im Feuer stehen. So erscheint es mir wenigstens. Zuweilen kommt es mir so vor, als ob nicht nur in ihr ein Neigen zu ihm wäre, sondern als ob auch ihn ein leises Anziehen zu ihr hinzöge. Ob er sie liebt? Ich kann nicht umhin, mit ihr in meiner Seele aufzujubeln, wenn ich es zu bemerken glaube, denn eine Mutter fühlt jeden Schmerz und jedes Glück mit ihrem Kinde. Wäre es aber überhaupt wünschbar? Würde es ein Glück für sie sein? Ljus Ansichten und, was wichtiger ist, seine ganze Auffassung des Lebens weicht sehr von Jegors und meiner ab, das fühle ich. Auch den Kindern steht er nach Erziehung und Lebensgewohnheiten ferner, als sie selbst es ahnen. Vielleicht ist er uns gegenüber im Rechte; aber verbürgt das die

Digitized by Google

Möglichkeit dauernden Zusammenlebens? Und was würde Jegor sagen? Er hat nichts gegen Lju, er ist frei von gewöhnlichen Vorurteilen; aber er möchte unsre Mädchen mit Männern verheiraten, deren Lebensführung ihm vertraut ist, mit denen wir alle zu einer Familie verwachsen können. Und dann, Liebste, daß er nachtwandelt! Das ist beinahe das Schrecklichste für mich. Ach Gott, es ist ja so töricht, aber manchmal wünsche ich, Lju wäre niemals zu uns gekommen oder er verließe uns wieder.

Nachmittags.

Lju ist doch ein unheimlicher Mensch! Er hat Augen, die im Herzen lesen. Ich hatte eben den Satz geschrieben, als er kam und mir sagte, er fühle sich sehr wohl bei uns, er hätte auch das Gefühl, daß wir ihn gern hätten, aber er käme sich überflüssig vor und fände, daß es richtiger wäre, wenn er ginge; er möchte mit mir darüber sprechen. Er sprach so vertrauensvoll, so einfach, beinahe kindlich. Ich war ganz betroffen und sagte, meine Besorgnis um das Leben meines Mannes hätte sich allerdings allmählich gelegt; aber er wäre doch auch als Sekretär tätig, selbst schreiben könne mein Mann augenblicklich nicht — er leidet doch am Schreibkrampf — und er würde sich nur ungern an einen andern Herrn gewöhnen, auch sicher keinen von seiner, Ljus, Bildung und seinen Kenntnissen finden. Er sagte, darüber hätte er schon nachgedacht, für meinen Mann würde gewiß das zweckmäßigste sein, wenn er sich an eine Schreibmaschine gewöhnte, dann wäre er von niemand abhängig, und er hätte doch so manche Korrespondenzen, die womöglich geheimbleiben sollten. Diesen Gedanken lobte ich sehr — ich finde ihn wirklich höchst vernünftig — und sagte, eine Schreibmaschine könnte sich ja Jegor anschaffen, es würde aber wohl eine gute Weile dauern, bis er damit umzugehen verstände, wenn er es überhaupt wollte, und auch sonst würde er dadurch doch nicht ganz ersetzt werden. Etwas andres wäre es natürlich, wenn er aus irgendeinem Grunde seinetwegen fort wollte. Darauf sagte er, wenn es im Leben auf Glücklichsein ankäme, würde er sein ganzes Streben darauf richten, immer bei uns bleiben zu können. Er hätte bei uns eine Art des Glückes kennen gelernt, an die er vorher nicht geglaubt hätte; er hätte unauslöschliche Eindrücke empfangen. Aber er hielte es für die Bestimmung des Menschen oder wenigstens für seine, tätig zu sein, zu wirken, an großen Zielen zu bauen. Er wäre wie ein Pferd, das, wenn es ihm noch so wohl vor seiner Krippe voll Hafer wäre, der Trompete folgen müßte, die zur Schlacht riefe; er glaubte in der Ferne den Ruf der Trompete gehört zu haben. Ich fragte: „Haben Sie etwas Bestimmtes vor? Wollen Sie uns sofort verlassen?“ Nein, sagte er, so wäre es nicht gemeint. Er hätte nur von mir bestätigt hören wollen, daß er überflüssig hier wäre, und ich wäre freimütig genug, ihm das zuzugestehen. Er würde sich nun überlegen, wohin er gehen wollte. Inzwischen könnte mein Mann sich eine Schreibmaschine kommen lassen und versuchen, ob er Geschmack daran fände.

Ja, siehst Du, Tatjana, nun bin ich betrübt, daß es so gekommen ist. Meine kleine Jessika! Weißt Du, was ich glaube? Es ist Jessikas wegen, daß er fort will. Daß sie ihn liebt, muß er bemerkt haben; entweder er erwidert das Gefühl nicht oder er will im Bewußtsein seiner Armut und seiner unselbständigen Lage nicht um sie anhalten und hält es für seine Pflicht, sie zu meiden. Das ist edel gehandelt und besonders fein die Art und Weise, wie er es ausführt. Er hat nichts angedeutet, nichts erschwert, alles geebnet. Er ist mir nie so liebenswert erschienen, und ich empfinde Schmerz für Jessika, trotzdem ist mir leichter zumute, nun ich sehe, daß der Konflikt — wenn einer vorhanden ist — sich lösen läßt. Was für ein Schreibebrief! Hast Du Geduld bis zu Ende gehabt?

Deine Schwägerin

Lusinja.

## Jessika an Tatjana

7. Juni.

Geliebteste Tante! Du hast lange keine Nachricht von uns gehabt? Und ich habe das Gefühl, Dir erst gestern geschrieben zu haben, auf so leichten und schnellen Füßen laufen diese Sommertage. Und wenn man sogar noch ein Automobil davorspannt! Lju hat uns einmal spazierengefahren, aber nicht lange, weil er noch nicht sicher ist. Unser Iwan kann noch weniger als er, obwohl er täglich ein paar Stunden damit herumturnt. Papa möchte auch gern selbst lenken, Mama will es aber nicht, weil es die Nerven angreife, sie wüßte aufs bestimmteste, daß zwei Drittel aller Chauffeure durch Wahnsinn oder Selbstmord infolge von Nervenzerrüttung endeten. Papa versuchte zwar das Argument anzugreifen, aber wir schrien im Chore, er müßte sich für Staat und Familie erhalten, und einstweilen hat er nachgegeben. Er hat ja nun auch einen andern Sport, nämlich die Schreibmaschine. Gestern abend nach dem Essen saßen wir in der Veranda. Es war so schön, wie es nirgends sonst als hier ist; über uns im Schwarz des Himmels schimmerten die feuchten Sterne und um uns her im Dunkel der Erde die bleichen Birken. Wir saßen still und jedes träumte seine eignen Träume, bis Mama Lju fragte, weil er doch alles wisse, sollte er sagen, was für Schlangen es in dieser Gegend gäbe. Er nannte augenblicklich eine Reihe lateinischer Namen und sagte, es wären alles Ottern und

Digitized by Google

Vipern, harmlose, ungiftige Geschöpfe. Ich dachte bei mir, ob es diese Namen wohl überhaupt gäbe, aber Mama hielt alles für Evangelium und war sehr angenehm davon berührt. Papa hätte nämlich neulich gesagt, erzählte sie, an der glatten Mauer eines Hauses könnte niemand hinaufkriechen außer Schlangen, und seitdem könnte sie die Vorstellung nicht mehr los werden, wie der feste, glatte, klebrige Schlangenleib sich am Hause heraufzöge, und sie könnte oft nachts nicht davor einschlafen. Welja sagte, er begriffe nicht, wie man sich vor Schlangen fürchten könnte, er fände sie schön, anmutig, schillernd, geheimnisvoll, gefährlich, und er würde sich in keine Frau verlieben können, die nicht etwas von einer Schlange hätte. Katja sagte: „Du Kalb!" und Lju sagte, ich hätte etwas von einer Schlange, nämlich das lautlos Gleitende und Mystische. Dann erzählte er ein südrussisches Märchen von einer Schlange, das sehr grausig war. Ein Zaubrer liebte eine Königstochter, die in einen hohen Turm eingesperrt war. Um Mitternacht kroch er als Schlange am Turm herauf durch das Fenster in ihr Gemach, dort nahm er wieder seine Menschengestalt an, weckte sie und blieb in Liebe bei ihr bis zum Morgen. Einmal aber schlief die Königstochter nicht und wartete auf ihn; da sah sie plötzlich mitten im Fenster im weißen Mondschein den schwarzen Kopf einer Schlange, flach und dreieckig auf steilem Halse, die sie ansah. Darüber erschrak sie so sehr, daß sie ohne einen Laut ins Bett zurückfiel und starb. Gerade in diesem Augenblick klingelte es heftig an der Gartentür, wo ein alter, verrosteter Klingelzug ist, der fast nie gebraucht wird und deswegen in Vergessenheit geraten ist. Wir wunderten uns alle, daß Mama nicht auch umfiel und tot war. Papa stand auf, um an die Gartentür zu gehen und zu sehen, was es gäbe, Mama sprang auch auf und sah Lju flehend an, damit er zuerst dem Mörder die Stirn böte, wenn einer da auf Papa wartete, und weil das Aufstehen und die ersten Schritte bei Papa immer etwas mühsam sind und Lju sehr schnell laufen kann, kam er zuerst an und empfing den Paketboten, der eine Kiste trug. Er sagte, es würde eigentlich nichts mehr ausgetragen, aber der Postmeister hätte gesagt, die Kiste sei aus Petersburg und enthalte vielleicht etwas Wichtiges, und weil es der Herr Gouverneur sei, für den der Postmeister eine besondere Verehrung habe, hätte er sie ihm doch noch zustellen wollen. Na, der Bote bekam ein Trinkgeld, und in der Kiste war die Schreibmaschine. Lju packte sie gleich aus und fing an zu schreiben, Papa wollte auch, konnte aber nichts, wir probierten alle, konnten es aber ebensowenig, nur ich — ungelogen — ein bißchen, und dann sahen wir zu, wie Lju schrieb. Nach einer Weile probierte Papa noch einmal, und wie Lju sagte, er hätte Talent, war er ganz zufrieden. Mama war geradezu selig und sagte, sie hätte sogar die Schlange vergessen, so hübsch wäre die Schreibmaschine. Welja sagte: „Was wollt ihr denn eigentlich mit der Scharteke?" Und Katja sagte, wenn man doch schon einmal die Finger gebrauchen müßte, könnte man gerade so gut schreiben, sie sähe den Zweck davon nicht ein; sie wurde aber überstimmt.

Bist Du nun au fait, einzige Tante? Nun sage ich Dir nur noch, daß die Rosen zu blühen anfangen, die Zentifolien und die gelben Kletterrosen, die so merkwürdig riechen, und die wilden Rosen auch, und daß die Erdbeeren reifen, ferner, daß Papa in der umgänglichsten Stimmung ist und neulich sogar gefragt hat, ob denn diesen Sommer gar kein Besuch käme! Deine Jessika.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 9. Juni.

Lieber Konstantin! Ja, Du bist mein Freund, das empfinde ich. Du ehrst und schätzest dasjenige in mir, was wir für das Höhere halten, und kennst und liebst doch auch das andre, den Urstrom des Ahnenblutes, dessen unfaßbare Verzweigungen überall eingreifen und mich leiden machen. Daß ich leide, will ich Dir nicht verhehlen, auch hast Du es längst bemerkt. Vielleicht habe ich noch nie so gelitten, aber daß es überwunden werden wird, weiß ich auch. Ich habe alle diese Menschen vom ersten Augenblick an, da ich in ihre Mitte trat, zu beherrschen gesucht, daraus folgt alles übrige; denn auch der Herrscher ist gebunden, nicht nur der Beherrschte. Was mir gelungen ist, ist ebenso verhängnisvoll für mich geworden wie das, woran ich scheiterte. Den Gouverneur kann ich vielleicht täuschen, aber ich habe keinen Einfluß auf ihn. Es kränkt ein wenig meine Eitelkeit, hauptsächlich beklage ich es aber wegen alles dessen, was daraus folgt. Der Mann übt einen Zauber aus, für den ich nicht unempfänglich bin, obwohl er von Kräften ausgeht, die ich nicht für die höchsten halte. Man sieht die Merkmale eines Geschlechtes an ihm, in welchem das Lebensfeuer stärker und schöner brannte als in den gemeinen Menschen. Er ist etwas in sich Vollendetes, wenn auch durchaus nicht vollendet überhaupt. Gerade seine Unzugänglichkeit gefällt mir; ich glaube, er ist im Kampfe des Lebens gewachsen, fester und härter geworden, aber er hat sich nicht erweitert, hat nichts Neues in sich aufgenommen. Das ist beschränkt, aber es verleiht eine gewisse Intensität. Verloren hat er auch nichts; er hat noch viel von der Torheit, von dem Eigensinn und der Innigkeit der Kindheit an sich, was der in der Regel nicht behält, der sich viel Neues und Fremdes aneignet. Sein Ich ist ganz, so saftreich und gesammelt und stolz, daß es einen

Digitized by Google

schmerzt, daran zu tasten; und gerade weil es so ist, muß ich ihn zerstören. Einmal faßte ich die Hoffnung, ich könnte ihn gewinnen, könnte ihm andre Ansichten eröffnen. Ich schrieb Dir nichts davon, es lag mir allzusehr am Herzen, und ich ahnte schon, daß es vergebens sein würde. Mein Gott, dieser Mann, diese heiße, blinde Sonne! Ich rolle wie ein Komet neben ihm her, und er ahnt nicht, daß der Augenblick, wo unsre Bahnen zusammenstoßen, ihn in Stücke reißen wird! Von den Kindern laß mich schweigen. Besser, viel besser wäre es gewesen, ich hätte auf den Vater so gewirkt wie auf sie. Das klingt albern; es ist ja natürlich, daß die Jugend leichter zu beeinflussen und zu beherrschen ist als das Alter; aber hätte nicht einmal, durch Zufall oder Wunder, das Umgekehrte stattfinden können? Da es nicht der Fall ist, versuche ich daran zu denken, daß ich keine Wahl habe, daß ich tun muß, was ich für notwendig erkannt habe, daß die Heilkraft der Jugend überschwenglich ist, daß es diesen spielenden Kindern vielleicht nützlich ist, vom Schicksal aufgerüttelt zu werden. Ach Gott, was heißt nützlich? Sie waren so wundervoll in ihrem Traumleben! Freilich, einmal muß es doch enden. Kinder mit Runzeln und gebeugten Rücken sind Zerrbilder, und beizeiten muß die Umbildung beginnen. Vielleicht kann sogar ich selbst ihnen bei der Veränderung hilfreich zur Seite stehen. Was ein Mensch wollen kann, ist möglich; nur zum Wollen gehört Kühnheit.

So werde ich Dir nun nicht wieder schreiben. Auch rechne ich darauf, daß Du mich nicht mißverstehst. Zweifel ist nicht in mir. Antworte mir auch nicht auf alles dies! Trösten kann mich niemand, und daß Du mich verstehst, weiß ich.

Lju.

### Welja an Peter

Kremskoje, 11. Juni.

Lieber Peter! Sei morgen oder übermorgen zu Hause, wenn du einen historischen Augenblick erleben willst. Unser treuer Iwan ist mit dem Automobil in den Graben gefallen, was von ihm auf die Tücke des Vehikels, von uns auf die des Branntweins geschoben wird. Da er nebst Automobil mehrere Stunden im Graben gelegen hat, war er ziemlich nüchtern, als er heimkam, und die Streitfrage ist nicht mehr zu entscheiden. Das Automobil hat mehr gelitten als er, es sieht aus wie eine Schildkröte ohne Schale; laufen kann es aber. Mama war ganz zufrieden mit dem Ergebnis und fand, wir möchten es so lassen, bis Iwan ganz erprobt wäre, damit er uns nicht auch noch in den Graben führe. Papa hingegen sagte, in diesem Zustande könnte er das Automobil nicht auf die Straße lassen, auch wenn niemand als Iwan darinsäße, das würde seinem Ansehen schaden, es wäre geradeso, als ob seine Töchter mit durchlöcherten Kleidern ausgingen. Hierdurch überzeugt, beschlossen wir, daß das Automobil repariert werden müsse, und Lju hat sich erboten, das Wrack in die Stadt zu fahren und das Nötige zu veranlassen. Jessika will gern mitfahren, aber Lju will es nicht, weil es bei dem schadhaften Zustande nicht sicher wäre. Seitdem geht sie mit einem wehleidigen Gesicht herum; denn sie ist natürlich in Lju verliebt. „Natürlich" sage ich, weil in einen Mann wie Lju, dessen Willenskraft jedes Atom seiner Materie durchdringt, sich alle verlieben müssen. Mir ist eigentlich alles einerlei, sogar wenn ich verliebt bin, ist es mir im allertiefsten Grunde einerlei, ob ich sie habe oder nicht.

Auch das hat einen gewissen Reiz für manche Frauen; aber das wahrhaft Unwiderstehliche ist der Wille. Niemand kann dagegen an, es ist die Schwerkraft der Seele. Lju hat in bezug auf alles einen bestimmten Willen. Ich hielte eine solche Lebensweise nicht ein Jahr lang aus, und er treibt es schon achtundzwanzig Jahre so und wird wahrscheinlich sehr alt werden. Ob er sich für einzelne Frauen auf die Dauer interessieren kann, bezweifle ich; die Vielweiberei müßte für ihn eingeführt werden. Er würde sich nicht viel um sie bekümmern, aber an einem Satz, den er mal im Vorbeigehen fallen ließe, würden sie wochenlang saugen und damit zufrieden sein. Also er wird Deiner Mutter einen Besuch machen, sieh Dir ihn an!

Welja.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 11. Juni.

Lieber Konstantin! Ich komme morgen oder übermorgen nach Petersburg und rechne darauf, Dich zu treffen. Es handelt sich um die Einrichtung der Schreibmaschine, worüber ich am liebsten mündlich mit Dir verhandeln will; sie kann explosiv wirken oder mit einem Revolverschuß geladen werden. Im letzteren Falle würden wir aber nicht sicher sein, ob die Kugel ihr Ziel träfe. Ich werde sie demnächst unter dem Vorwande einer Reparatur an die Fabrik schicken, wo sie gekauft worden ist. Sie muß dorthingehen und von dort zurückexpediert werden, damit bei einer späteren Untersuchung keine Spur zu mir führt. Deine Sorge muß es sein, daß sie nicht abgeht, ohne zu unserm Gebrauch eingerichtet zu sein; also wirst Du über einen Angestellten der Fabrik oder über einen Angestellten der Bahn verfügen müssen. Es eilt nicht, Du kannst Deine Vorkehrungen mit ruhiger Ueberlegung treffen.

Lju.

Digitized by Google

Seeufer

Nach einem Gemälde von Walter Leistikow

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

### Jessika an Tatjana

Kremskoje, 12. Juni.

Geliebteste Tante! Ich wollte Dich gern besuchen, aber ich soll nicht! Ich wäre so gern mit dem zerfetzten Automobil bei Dir vorgefahren, gerade weil es so schrecklich kaput ist. Denke Dir, ich hätte mich so hübsch wie möglich gemacht und wäre aus dem zersplitterten Kasten herausgestiegen wie eine Dryade aus einem hohlen Baumstamme. Und vor allen Dingen, ich hätte Dich gesehen, ich hätte meinen Charakter an der schweren Aufgabe gestählt, Deine blühenden Wangen, Deine mit dem Schmelz ewiger Jugend gepuderte Haut neidlos zu bewundern. Meine Wangen sind, fürchte ich, augenblicklich blaß und tränennaß, so enttäuscht bin ich, daß ich nicht mitfahren kann.

Wir werden nun ohne Beschützer sein, Tante. Ich habe vorgeschlagen, wir drei könnten Tag und Nacht Fangen ums Haus spielen, dann könnte sich gewiß niemand ungesehen ins Haus einschleichen. Der gute Welja war auch bereit dazu, aber Katja nicht; sie sagte, sie wäre doch kein Kind mehr! Lju bringt Dir diesen Brief. Laß Du Dich unterdessen von ihm beschützen, wenn Du es auch nicht nötig hast.

Deine Jessika.

### Welja an Peter

Kremskoje, 14. Juni.

Wenn ich nicht sehr tätig bin, kommt es im Grunde daher, daß meine Familie immer zur Betrachtung einlädt. Durch Anpassung an die bewegten Verhältnisse hat sich mein beschauliches Temperament herausgebildet; wenn ich auch noch mitagierte, würde es zu toll. Heute ist wieder der Teufel los. Ich saß, noch erschöpft von gestern — denn seit Ljus fort ist, muß ich immer bis Mitternacht auf der Lauer liegen, weil Mama Gefahren wittert —, also ich saß in der Bibliothek und blätterte in einem Buche, als Katja wie ein wirbelnder Federball herein und ans Telephon gestürzt kam. Damit Dein Gehirn nicht ebenso erschüttert wird, wie meins bei dieser Gelegenheit wurde, will ich Dir zur Erklärung voranschicken, daß Katja soeben Jessika dabei betroffen hatte, daß sie einen Brief an Ljus schrieb, und daß Jessika, von Katja zur Rede gestellt, damit herausgeplatzt war, sie liebte Ljus und wäre so gut wie verlobt mit ihm. Ich mußte dies schließen und erraten, was ich Deinem Walfischschädel nicht zumuten will.

Also Katja verbindet sich mit Petersburg. Ich frage, mit wem sie reden will. Mit Ljus, obgleich mich das nichts anginge. Ich sage, du kannst doch wohl so lange warten, bis er wieder hier ist, so wichtig wird es nicht sein. Sie: „Kannst du das beurteilen? Hier werde ich überhaupt nicht mehr mit ihm sprechen und bedaure, es jemals getan zu haben.“ Ich: „Alle Heiligen!“ In dem Augenblicke klingelt das Telephon, Katja ergreift es. „Sind Sie da? Quak, quak, quak... Ich will Ihnen nur sagen, daß ich Sie verachte! Quak, quak... Sie sind ein Heuchler, eine Qualle, ein Judas! Quak, quak, quak, quak. Bitte, leugnen Sie nicht! Sie haben die Stirn, sich zu verteidigen? Sie haben mich genug belogen! Ich werde Jessika aufklären. Für einen solchen Elenden ist sie trotz ihrer Schwachheit zu gut. Quak, quak, quak, quak, quak... Sie halten mich für dümmer, als ich bin. Sie glauben, Sie allein wären klug und alle andern wären schwachsinnig, aber vielleicht ist es umgekehrt!“

Dies alles trompetete Katja mit so gellender Stimme, daß Papa und Mama es hörten, glaubten, es wäre etwas passiert, und herbeigelaufen kamen. Beide hören erstaunt zu und fragen: „Was bedeutet das? Mit wem spricht sie denn?“ Ich: „Ach, mit Ljus, sie hat sich ein bißchen über ihn geärgert.“ Katja am Telephon: „Ich du zu Ihnen sagen? Zu einem so abgeseimten, zweizüngigen Charakter, wie Sie sind? Niemals!“ Papa und Mama: „Aber um Gottes willen, was hat er denn getan?“ Ich: „Ach, sie hat eine Karte von ihm bekommen mit der Adresse Katinka von Rasimkara, und das betrachtet sie doch nun einmal als Beleidigung, wenn man ihren Namen Katja von Katinka ableitet.“ Papa und Mama entzückt: „Das ist ganz Katja!“ Beide wollen sich totlachen. Katja dreht sich um. Ich: „Täubchen, ruh dich doch mal aus!“ Katja mit einem vernichtenden Blick auf mich: „Affe!“ Dann ab.

Ich stürze ans Telephon, erwische Ljus noch und gebe ihm das Versprechen, beruhigend zu wirken. Er sagte mit einem durchs Telephon zu Herzen gehenden Seufzer: „Du bist das Oel auf den Sturmwogen deiner Familie; ohne dich würde man seekrank.“ Das Gespräch schien ihn sehr mitgenommen zu haben.

Ob er von euch aus gesprochen hat, weiß ich gar nicht; es wäre sehr belustigend, wenn Du die andre Hälfte des Gespräches mit angehört hättest. Das ist sicher, Katja ist fertig mit Ljus, wenn auch ihre Wut mit der Zeit nachlassen wird. Ob sie nun, nachdem sie mit der Intelligenz gebrochen hat, wieder für Deinen Stumpfsinn schwärmen wird, darüber läßt sich noch nichts sagen, rechne nicht zu bestimmt darauf. Uebrigens gedeiht sie vortrefflich bei ihrer Enttäuschung; zu beklagen ist nur die arme kleine Jessika. Sie kommt mir vor wie ein kleiner Vogel, dem sein Nest zerstört ist, der Sturm und Regen ergeben über sich ergehen läßt, erschrocken und behutsam piepst und zuweilen mit dem zerzausten Köpfchen hervorlugt, ob es noch nicht besser wird. Ich glaube, zuerst hat sie stunden-



Digitized by Google

lang geweint, ihr Gesicht zitterte noch lange nachher. Sie hat etwas so Süßes wie eine überreife Feige und etwas so Weiches wie eine Schneeflocke, die einem in der Hand zerschmelzen will. Es wäre für sie sehr gut, wenn Du sie heiratetest; aber Dir ist nun einmal zuerst Katja eingefallen, und nach dem Gesetz der Trägheit, das Dich beherrscht, rollst Du damit durch dick und dünn und hältst es für Charakter. Für Dich ist es ja ziemlich einerlei, wen Du betreust; aber für Jessika wäre es gut, wenn sie durch die Dickhaut Deiner saurischen Person vor der Welt geschützt wäre, während Katja eine solche antediluvianische Mauer nicht nötig hat und sie vielleicht auf die Dauer sogar nicht gut aushalten könnte. Ich will aber nicht so töricht sein, jemand Vernunft zu predigen, der keine hat.

Katja hat Einsicht genug, um Papa und Mama den wahren Sachverhalt zu verschweigen; aber wenn Papa sie mit Katinka anredet, um sie zu necken, wirft sie mir zornige Blicke zu, was die andern erst recht ins Lachen bringt. Lebe wohl!

Welja.

## Lju an Konstantin

Kremskoje, 17. Juni.

Lieber Konstantin! Es war durchaus zweckmäßig, daß ich Frau Tatjana bewogen habe, mit mir nach Kremskoje zu fahren; der Einfluß, den ich auf sie ausübe, hat auf den Gouverneur und seine Familie Eindruck gemacht, weil sie diese Verwandte sehr bewundern, die in der Gesellschaft eine große Rolle spielt. Sie ist schön und hat Geist genug, um zu wissen, wieviel davon eine Frau merken lassen darf. Ihr Verstand ist gut, wenn auch nicht ausgebildet. Sie liebt die geistigen Genüsse, die man ohne Anstrengung haben kann, deshalb bevorzugt sie zum Umgang kenntnisreiche und denkende Menschen, die das Ergebnis ihrer Gedankenarbeit in anregende Form zu kleiden wissen. Ihre Vorurteilslosigkeit würde man noch mehr bewundern, wenn sie etwas dadurch riskierte; aber der ganz unpolitischen Dame läßt man gern die Freiheit, das Gesellschaftseinerlei durch naive Offenheiten zu kolorieren.

Ihr Sohn Peter, der seit seiner Kindheit Katja liebt und unbeeinflußt durch die Tatsache, daß sie seine Neigung nicht erwidert, dabei verharrt, hat, oberflächlich betrachtet, etwas von den gutmütigen Riesen des Märchens. Aus einer Art von kindlicher Menschlichkeit und naivem Gerechtigkeitssinn zählt er sich zur revolutionären Partei. Trotzdem er eifersüchtig auf mich ist, da seine Cousine mich ihm vorzieht, kam er mir, wenn auch nicht gerade herzlich, doch mit anständiger Vorurteilslosigkeit entgegen. Er hat mit einigen andern Studenten, die, wie er, über bedeutende Mittel verfügen, medizinische Privatkurse eingerichtet, um sich und seinen Kollegen die Fortsetzung des Studiums zu ermöglichen, zugleich natürlich, um gegen die Maßregel der Regierung zu protestieren. An diesen Kursen, die nächstens beginnen werden, will Katja teilnehmen. Der Gouverneur wußte bis jetzt nichts davon und ist empfindlich betroffen, daß ein solches Unternehmen von seinem Neffen ausgeht, und vollends, daß Katja sich daran beteiligen will. Da er gegen Katja nicht gut streng sein kann, begann er damit, seiner Schwester Tatjana Vorwürfe zu machen, daß sie ihren Sohn nicht von so ärgerlichen Donquichotterien zurückhielte. Sie lächelte wie ein Kind und sagte, ihr Sohn wäre ein erwachsener Mensch, sie könne ihn nicht am Gängelbande führen, überhaupt sollte man sie mit politischen Dingen, von denen die Frauen doch ausgeschlossen wären, in Ruhe lassen. Warum sollte sie sich ein Urteil bilden, das sie doch nicht geltend machen könnte? In Gesellschaft besonders sollten Gespräche über politische Dinge verboten sein, bei denen auch der klügste Mann plötzlich ein beschränkter und borstiger Esel würde. Uebrigens schiene es ihr eigentlich erlaubt zu sein, daß, wenn der Staat ihm die Mittel dazu nähme, ein junger Mann sich auf eigne Hand die zu seinem Berufe nötige Bildung zu verschaffen suchte, denn eine Tätigkeit müsse ein Mann doch einmal haben.

Katja fiel ein, es wäre empörend, die Schulen zu schließen, was die Regierung sich einbildete, die Universitäten wären unabhängige Körperschaften, ob schließlich auch die Eltern den Zaren um Erlaubnis fragen sollten, ehe sie die Kinder lesen und schreiben lehren dürften.

Der Gouverneur sagte, wenn die Universität sich damit begnügt hätte, Wissenschaft zu lehren, würde die Regierung sie respektiert haben, aber indem sie sich in die öffentlichen Angelegenheiten gemischt und Partei ergriffen hätte, hätte sie sich ihres Rechtes auf Unantastbarkeit begeben. Die Härte, welche die Maßregel mit sich brächte, würde dadurch nicht ausgeglichen, daß einige, denen ihr Vermögen es erlaubte, sich den Unterricht auf privatem Wege verschafften, dessen Wegfall für Unbemittelte ohnehin viel schädlicher wäre. Da fuhr aber Katja los: „Du kennst Peter schlecht! Der verschafft sich keine Vorteile vor den Armen! Im Interesse der Unbemittelten hat er die Kurse hauptsächlich eingerichtet! Es können alle daran teilnehmen, auch die nicht zahlen können!“ Der Gouverneur wurde dunkelrot und sagte, dann wäre die Sache schlimmer, als er geahnt hätte. Er hätte geglaubt, es handelte sich gewissermaßen um Privatstunden, dies wäre aber eine Gegenuniversität, eine Herausforderung, ein revolutionärer Akt. Er hätte nie für möglich gehalten, daß sein eignes Kind sich in die Reihen seiner Gegner stellte.

Digitized by Google

Ich habe ihn noch nie so zornig gesehen. Seine Stirn zog sich dicht zusammen, seine Nase schien zu flammen wie ein frisch geschliffener Dolch, es war eine unheimliche Atmosphäre um ihn, wie wenn ein Hagelwetter im Anzuge ist. Katja fürchtete sich ein wenig, hielt aber tapfer stand, Tatjana wunderte sich unbefangen und kindlich lächelnd weiter, daß er die Sache so ernst auffaßte. Frau von Rasimkara sah traurig aus; ich weiß nicht, was sie dachte, aber ich glaube, sie war außer mir die einzige, die das Gefühl eines unabwendbaren Verhängnisses hatte. Nicht aus einem bestimmten Grunde, nur weil sie liebt, und wer liebt, fürchtet und ahnt.

In dem unangenehmsten Augenblick sagte ich zum Gouverneur, er möchte doch Welja und Katja ins Ausland schicken; er hätte doch sowieso die Absicht, sie eine Zeitlang an ausländischen Universitäten studieren zu lassen, und sie bereiteten ihm dann hier keine Aergernisse mehr. Dieser Vorschlag heiterte die Gewitterstimmung auf. Welja war bezaubert. „Ja, Papa," sagte er, „alle vornehmen jungen Leute werden ins Ausland geschickt, wenn etwas aus uns werden soll, mußt du es auch tun. Ich bin für Paris." Frau Tatjana sagte: „Ich gebe euch Peter mit, damit ein vernünftiger Mensch dabei ist. Und für Peter ist Paris notwendig, es fehlt ihm an Grazie." Der Gouverneur beschränkte seinen Widerspruch darauf, daß er Berlin für angemessener als Paris erklärte; aber der Vorschlag leuchtete ihm sichtlich ein, und ich bin überzeugt, er wird zur Ausführung kommen. Gemacht habe ich ihn, damit Katja und Welja abwesend sind, wenn das Unglück geschieht; Jessika zu entfernen wird sich auch noch ein Vorwand finden. Ich denke, die Sache wird nun schnell fortschreiten.

Lju.

## Katja an Welja

Petersburg, 20. Juni.

Du bist ein Dussel, Welja! Du hast ja doch Peter die ganze Geschichte mit Lju geschrieben! Ich konnte es mir ja denken, aber warum prahlst Du denn, Du hättest keiner Menschenseele ein Wort davon mitgeteilt? Erstens fragte ich Dich nicht danach, und zweitens glaubte ich Dir nicht einmal. Peter denkt nun, er müßte mich trösten, und ich müßte ihn heiraten; Logik hat er doch nicht. Uebrigens ist er entzückend, Gott, zu schade, daß ich nicht in ihn verliebt bin! Nun muß ich diese Albernheit von Peter ertragen und dazu noch anhören, wie Tante Tatjana für Lju schwärmt: wie elegant er wäre, und wie anregend, und wie energisch, und was für einen guten Einfluß er auf uns gehabt hätte! Paß Du nur wenigstens auf Jessika. Es ist auch zu toll, daß sie solche Eltern hat. Papa merkt nichts, Mama findet alles sympathisch, und Dir ist alles einerlei. Besinn Dich mal darauf, daß Du ein Mann bist; Lju kann alles mit Dir anstellen und Dir alles weismachen, gerade als ob Du in ihn verliebt wärest, das ist unwürdig. Wenn Tante Tatjana nicht gerade von Lju redet, ist sie reizend und sehr vernünftig. Die Kurse sind noch nicht eröffnet. Wie steht es mit Paris? Hat Papa ja gesagt? Im Notfall gehen wir natürlich auch nach Berlin, wenn wir erst fort sind, findet sich das übrige. Adieu!

Katja.

## Jessika an Katja

Kremskoje, 20. Juni.

Mein süßer kleiner Maikäfer! Ich möchte lieber weinen, als Dir schreiben, aber davon hättest Du ja nichts. Ich kann das Gefühl nicht loswerden, als wäre ich daran schuld, daß Du fortgegangen bist. An etwas bin ich schuld, das fühle ich ganz sicher, und es fing damit an, daß ich an Lju schrieb; daß Du darüber außer Dir warst, kannst Du doch nicht leugnen. Erst dachte ich, Du liebtest Lju auch, aber er lachte und sagte, das tätest Du ganz gewiß nicht, und als ich euch nachher zusammen sah, kam es mir auch nicht mehr so vor. Und wenn Du ihn liebtest, liebtest Du ihn doch nicht so wie ich; Du würdest nicht daran sterben, wenn er Dich nicht wiederliebte. Aber das täte ich. Du bist doch überhaupt nicht so, daß Du Dich ernstlich verliebst, mein Klimperkleinchen, nicht? Welja sagt doch immer, Du wärest nicht so sentimental wie ich. Schreib mir etwas Tröstliches! Alle sind jetzt unzufrieden. Papa ist schrecklich nervös, seit ihr fort seid, Besuch greift ihn ja immer etwas an, aber hauptsächlich ist es, glaube ich, wegen Deiner Kurse. Es ist doch auch fatal für ihn, wenn seine Tochter und sein Neffe bei etwas beteiligt sind, was gegen die Regierung gerichtet ist. Gestern wurden ein paar Bibliotheksbücher entdeckt, die Welja vor einem oder zwei Jahren entlehnt und vergessen hat zurückzubringen. Das kostet nun natürlich verhältnismäßig viel, und Papa wurde wütend und machte Krach. Er sagte, Welja wäre gedankenlos und verschwenderisch und täte, als wenn er ein Millionär wäre, und würde uns noch alle an den Bettelstab bringen. Mama, die dazukam, versuchte Welja zu verteidigen, da wurde Papa erst recht böse. Mittags, als wir uns zu Tisch setzten, waren alle ernst und still, und Papa starrte finster vor sich hin. Mama nahm ihre Lorgnette, guckte ratlos von einem zum andern, endlich betrachtete sie Papa eine Weile und fragte liebevoll: „Warum bist Du so blaß, Jegor?" Wir fingen alle dermaßen zu lachen an, Papa auch, daß die Stimmung wiederhergestellt war.

Digitized by Google

Welja war hauptsächlich deshalb niedergeschlagen, weil Papa unter anderm auch sagte, er könnte ihn doch nicht auf weite Reisen schicken, weil er zu leichtsinnig wäre. Aber das hat er nur so im Aerger gesagt, ich glaube, er will euch doch gehen lassen.

Quält Peter Dich sehr? Meinetwegen mache Dir keine Sorge. Lju hat mir von Anfang an gesagt, er könnte und wollte nicht um mich anhalten, bis er eine entsprechende Stellung hätte, er wollte nur mein Freund sein; Du siehst, wie ehrenhaft er ist. Welja würde niemals so sein. Mein geliebtes Sonnenkäferchen, ich vermisse Dich stündlich. Du mich wohl nicht?

Deine Jessika.

## Lusinja an Katja

Kremskoje, 21. Juni.

Meine kleine Katja! Du hast nun Deinen Willen. Bist Du glücklich, daß Du in der Stadt bist? Wirst Du dadurch klüger, besser, froher? Ich will Dir nicht verschweigen, mein Liebling, daß es mich schmerzte, daß Du fortgingest, obwohl Du sahest, was Du Deinem Papa damit zufügst. Ist das so schwer zu begreifen? Denn wenn Du es recht begriffen hättest, hättest Du es doch nicht tun können. Es ist ja nicht, daß Du anders denkst als er, was ihn am meisten schmerzt, auch nicht, daß Du seinen Wünschen zuwiderhandelst. Aber er liebt Dich zu sehr, um Dir das zu verbieten, was er andern verbieten würde. Er liebt Dich, trotzdem Du etwas tust, wodurch alle andern seine Teilnahme verscherzen würden. Das macht ihn irre an sich, an seinem System, an allem. Warum fügst Du das Deinem Vater zu, der Dich liebt, einem alternden Manne? Erreichst Du etwas Bedeutendes für Dich oder für andre damit? Ach, ich glaube zuweilen, unsre Kinder sind da, um eine Rache an uns zu nehmen, und doch könnte ich nicht sagen für wen und für was? Kinder sind die einzigen Wesen, denen gegenüber wir ganz selbstlos sind, darum sind sie die einzigen, die uns wahrhaft vernichten können. In ein paar Jahren vielleicht wirst Du selbst Mutter sein und mich verstehen, und auch wissen, daß ich solche Betrachtungen anstellen kann, ohne daß meine Liebe zu Dir um den allerkleinsten Grad vermindert wäre.

Ich denke, es wird dazu kommen, daß Papa Dich und Welja ins Ausland schickt; er neigt schon sehr dazu, und es wird das beste für uns alle sein. Lju ist uns eine Stütze in diesen Tagen. Ich bin ihm zu Danke verpflichtet, und doch möchte ich am liebsten, daß wir nach eurer Abreise ganz allein wären, Dein Papa und ich. Der Urlaub hat noch nicht die guten Folgen für ihn gehabt, die ich erhoffte, vielleicht weil zu viel Umtrieb und Unruhe bei uns herrschte. Furcht habe ich seinetwegen augenblicklich nicht, weil ich zu sehr von Dingen erfüllt bin, die noch schlimmer sind als körperliche Gefahren.

Sei rücksichtsvoll gegen Tante Tatjana, mein Liebling, und auch gegen Peter. Ich will Dich nicht bereden, einen Mann zu heiraten, den Du nicht liebst; aber die Freundschaft eines guten Mannes suche Dir zu erhalten.

Deine Mama.

## Welja an Katja

Kremskoje, 23. Juni.

Dein Spatzengehirn hat, Gott weiß woher, einen vernünftigen Einfall gehabt, indem Du fortgingest. Spatzen und Mäuse wittern auch ungünstige Futterverhältnisse, das ist Instinkt, und den will ich Dir ja auch nicht absprechen. Es ist in der Tat jetzt sehr ungemütlich hier. Gestern früh hat Mama unter ihrem Kopfkissen wieder einen Drohbrief gefunden: wenn Demodow und die übrigen Studenten nicht begnadigt würden, würde Papa ihnen im Tode folgen oder vorangehen. Dies wäre die letzte Warnung, die er erhielte. Durch die Post kam am selben Tage ein Brief der Mutter Demodows, in dem sie Papa anflehte, das Leben ihres Sohnes zu schonen. Ob der Drohbrief mit dem in Zusammenhang steht? Mama fand den Brief nicht so schrecklich, wie daß sie ihn erst am Morgen fand und also die ganze Nacht darauf gelegen hat; das ist ihr unheimlich. Merkwürdig ist es ja, wie er dahin gekommen ist; unsern Leuten kann man so etwas nicht zutrauen, es ist ausgeschlossen, und wer kann sonst in Papas und Mamas Schlafzimmer kommen? Selbstverständlich ist es auf natürliche Art zugegangen, aber dahinterkommen können wir nicht. Man meint, es müßte spät abends jemand zum Fenster eingestiegen sein; es leuchtet mir nicht ein, aber widerlegen kann ich es natürlich auch nicht. Lju ist peinlich berührt, weil seine Bewachung sich so deutlich als ungenügend erwiesen hat. Ich glaube, im Grunde hat er in der letzten Zeit gar nicht mehr daran gedacht. Er ist sehr ernst, ordentlich düster. Heute hat er lange mit mir über die Geschichte gesprochen; er hält es für ausgemacht, daß die Verfasser des Drohbriefs von dem Briefe der Frau Demodow Kenntnis hatten; daß er also aus dem Kreise seiner Freunde hervorgegangen sei. Natürlich braucht Frau Demodow nichts davon zu wissen. Zunächst, meint Lju, sollte der Drohbrief wahrscheinlich nur bewirken, daß Papa den Brief der Frau Demodow in günstigem Sinne beantworte, gewissermaßen seine Wirkung verstärken. Bei Papas Charakter würde er aber natürlich seinen Zweck gänzlich verfehlen. Lju sagte, er achtete und liebte Papa, der immer seinem Charakter und seiner Einsicht gemäß handelte; aber anderseits

Digitized by Google

müßte man zugeben, daß die Revolution ihm gegenüber im Rechte wäre. Die Regierung hätte einen allgemein verehrten Professor, einen der wenigen, die noch den Mut freier Meinungsäußerung gehabt hätten, verhaften und nach Sibirien schicken wollen; Demodow hätte ihn und die Rechte der Universität verteidigen wollen. In späteren Jahren würde man auf diese paar Studenten hindeuten als Beweis, daß es damals in Petersburg noch junge Männer von Mut und Ehre gegeben hätte. In diesem Falle wären im Grunde die Regierung Aufrührer und gesetzloser Barbar, die sogenannten Revolutionäre Bewahrer des Rechtes. Sie handelten anständig, indem sie Papa von ihrer Ansicht und von ihren Absichten unterrichteten und ihm Zeit ließen, einen andern Weg einzuschlagen, der sie befriedigen würde. Ich gab ihm natürlich recht, aber ich sagte, ich könnte es doch Papa nachfühlen, daß er nun erst recht nicht nachgäbe. Vielleicht, sagte Lju, wenn Papa sicher wüßte, daß die Drohungen ernst gemeint wären und ausgeführt würden, täte er es doch aus Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern. Ich glaube es doch nicht; und jedenfalls würde er eben davon nicht zu überzeugen sein. Papa ist der einzige, der ganz unerschüttert ist, das gefällt mir von ihm. Es ist kein Schatten von Furcht an ihm, wenn es früher noch möglich gewesen wäre, würde er jetzt auf keinen Fall einlenken. Es ist natürlich auch Trotz und Eigensinn und Rechthaberei dabei, aber fein ist es doch. Mama ist traurig; sie findet es natürlich schrecklich, daß die Studenten hingerichtet werden sollen, oder wenigstens Demodow, und daß Papa es ändern könnte und es nicht tut; ich glaube aber, sie hat jetzt nicht wieder versucht auf ihn einzuwirken, weil sie weiß, daß es doch umsonst wäre. Papa und Mama sind beides außerordentlich geschmackvolle Menschen, ich hätte mir keine andern Eltern ausgesucht, obgleich mir ihr Charakter und ihre Ansichten oft komisch vorkommen.

Lju hat übrigens gesagt, nach seiner Meinung wäre Papas Leben zunächst noch gar nicht gefährdet, erst wenn die Studenten wirklich verurteilt wären, würde es vielleicht kritisch. Unsre Dienerschaft wäre ja aber unbedingt treu, und deshalb wäre kaum für ihn zu fürchten. Ich fragte ihn nämlich, weil er so ungewöhnlich ernst und gedankenvoll war. Er sagte, er hätte eingesehen, daß er uns so bald wie möglich verlassen müßte, und das stimmte ihn traurig. Er hätte es ja sowieso getan, nun würde er es beschleunigen. Auch weil die Nichtübereinstimmung zwischen seinen Ideen und Papas doch zu groß wäre, als daß er ein Zusammenarbeiten für anständig halten könnte. Ich habe versucht, ihm das auszureden.

Ich bleibe jedenfalls noch hier, um Papa und Mama ein bißchen zu zerstreuen, sie tun mir leid. Jessika ist nur verliebt. Gottlob, daß ich es nicht bin, es ist ein scheußlicher Zustand. Benimm Dich korrekt, Spatz, damit Papa in dieser Zeit Unannehmlichkeiten erspart werden.

Welja.

## Jegor von Rasimkara an Frau Demodow

Kremskoje, 23. Juni.

Gnädige Frau! Hätte Ihr Sohn mich persönlich beleidigt oder angegriffen, so hätte es Ihrer Fürbitte nicht bedurft, damit ich seiner Jugend und seinem ungestümen Charakter die Kränkung unbedingt vergeben hätte. Unglücklicherweise ist es nicht die Privatperson, an die Sie sich wenden, sondern der Vertreter der Regierung; als solcher kann ich nicht großmütig sein, denn den Staat angehend handelt es sich nicht um Gefühle, sondern um Nutzen und Notwendigkeit. Ich habe den jungen Mann, dessen Gesinnung mir bekannt war, zeitig gewarnt, sowohl in seinem wie im Interesse seiner unglücklichen Eltern; damit, daß er meine Warnung unbeachtet ließ, erklärte er, die Folgen seiner Handlungsweise auf sich nehmen zu wollen. Ich traue ihm zu, daß er selbst weder um Gnade bittet, noch der Regierung aus ihrer Strenge einen Vorwurf machen wird.

Ihnen zu sagen, gnädige Frau, wie sehr ich mit Ihnen empfinde, hätte ich vielleicht nur das Recht, wenn ich Ihre Bitte gewähren könnte. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen dankbar wäre, wenn Sie mir jemals Gelegenheit gäben, Ihnen mein aufrichtiges und schmerzliches Mitgefühl durch die Tat zu beweisen.

Ihr ergebener

Jegor von Rasimkara.

## Lju an Konstantin

Kremskoje, 24. Juni.

Lieber Konstantin! Frau von Rasimkara hat von dem Brief, den ich ihr unter das Kopfkissen legte, einen starken Eindruck empfangen. Sie fand ihn erst am Morgen, nachdem sie eine ganze Nacht darauf geschlafen hatte. Dies und daß sie nicht begreifen kann, wie der Brief an seine Stelle gekommen ist, findet sie am unheimlichsten. Uebrigens ist sie gefaßt; sie ist überzeugt, daß ihr Mann verloren ist, daß niemand es ändern kann, und erwartet das unvermeidliche Schicksal. Das ist aber eine Stimmung, die durch andre Stimmungen wieder verscheucht werden kann; oder es ist ein Grundbewußtsein, über das der Tag immer wieder hinflutet. Der Gouverneur ist beinahe unempfindlich für den immerhin aufregenden, auch ihm unerklärlichen Vorfall. Er hat die Bitt-

Digitized by Google

schrift der Frau Demodow ohne Zögern in abschlägigem Sinne beantwortet. Es ist keinerlei Veränderung an ihm wahrzunehmen; allerdings litt er schon einige Zeit unter dem Verhalten seiner Tochter Katja. Daß ihm eine ernstliche Gefahr droht, scheint er nicht für möglich zu halten, jedenfalls will er sie nicht für möglich halten.

Daß es so kommen würde, habe ich vorausgesehen. Ich hätte den unerschrockenen und unerschütterlichen Menschen gern gerettet; ich habe fast zu lange an die Möglichkeit geglaubt, daß ich es vermöchte. Wenn ich an Selbstüberhebung gelitten habe, können die Erfahrungen, die ich in diesem Hause gemacht habe, mich davon heilen. Ich sehe, einen Menschen ändern kann nur Gott; oder nicht einmal Gott! Das könnte meinen Stolz trösten. Man hat so wenig Macht über die Menschen wie über die Sterne; man sieht sie nach ihren unbeugsamen Gesetzen auf- und untergehen.

Es wird nun nicht mehr lange dauern, es gibt keinen Ausweg. Jetzt ist mir selbst das liebste, wenn es bald vorüber ist.

Lju.

## Katja an Welja

Petersburg, 25. Juni.

Welja, ich glaube, Du bist noch nie ganz wach gewesen, seit Du lebst. Wache doch endlich mal auf! Mir werden von allen Seiten Vorwürfe gemacht, von andern kann es ja hingehen, aber von Dir? Unerhört! Was tu' ich denn? Papa hat seine Ideen und ich meine, warum soll er mehr Recht haben, seinen nachzuleben, als ich? Seine sind schädlicher als meine, find' ich. Ich bringe doch niemand um. Vielleicht weil er älter ist als ich? Schöner Grund; sein Alter spricht doch höchstens gegen ihn. Aber lieb habe ich ihn gewiß ebenso wie Ihr, wahrscheinlich mehr als Du. Du siehst nicht einmal ein, daß Lju nicht im Hause bleiben darf, wenn er solche Ansichten hat, wie er Dir gesagt hat. Wenn wir finden, daß Papa im Unrecht ist, und daß es der Gegenpartei schließlich nicht zu verdenken ist, wenn sie ihn umbringt, so ist das etwas ganz andres, als wenn ein Fremder es findet. Was wissen wir denn eigentlich von Lju? Ich weiß, daß er vollkommen gewissenlos ist. Dir imponiert das natürlich, mir hat es zuerst auch imponiert, es mag ja auch großartig sein, vielleicht hast Du auch kein Gewissen, vielleicht möchte ich ebensowenig haben wie er, aber das ist mir jetzt ganz einerlei, in unserm Hause darf er nicht bleiben. Siehst Du denn nicht ein, daß er wirklich Papa ganz ruhig umbringen lassen würde? Halte wenigstens die Augen offen und passe auf. Es wurde mir geradezu unheimlich zumute, als ich Deinen Brief las. Er heftet seine eisigen Augen auf Papa und denkt: eigentlich hätten sie recht, wenn sie dich umbrächten. Wozu soll er überhaupt dasein? Daß er kein Mann für Jessika ist, mußt du doch einsehen; übrigens will er sie ja gar nicht einmal heiraten, er macht sie nur unglücklich. Die Geschichte mit Jessika muß auch Mama einsehen, das andre darf sie natürlich nicht wissen, damit sie sich keine Gedanken macht. Hörst Du, Du darfst ihn nicht zurückhalten, sondern mußt ihm im Gegenteil sagen, ja, geh sofort, Du hättest es schon längst tun sollen! Wenn Du ein Mann wärest, hättest Du ihm längst gesagt, er müßte Jessikas wegen aus dem Hause. Sei mal ein Mann! Papa sieht und hört ja leider Gottes nichts; eigentlich wäre es besser, er spielte im Berufe die Rolle, die er bei uns spielt, und umgekehrt, dann wären Volk und Familie zufrieden. Armer Mann, er opfert sich einem Popanz von Pflichtgefühl — und doch ist auch etwas Schönes an dem Unsinn. Ich weiß nicht, was mir mehr gefällt, das oder Ljus Gewissenlosigkeit. Ach, Papa ist nun einmal Papa, und darum geht er vor. Wir müssen über ihn wachen, Du mußt mir für ihn bürgen, hörst Du?

Katja.

## Lusinja an Tatjana

Kremskoje, 26. Juni.

Liebe Tatjana! Es ist gerade, als ob Du die Sonne mit fortgenommen hättest; seitdem haben wir häßliche Regentage. Der Tag, an dem Du so überraschend ankamest, wie war der sorglos und heiter! So werden wir gewiß lange keinen mehr erleben. Als wir hier herauszogen im Mai, dachte ich nur an die Zeit, die vor mir lag, die ich mir unbeschreiblich glücklich dachte, wo ich Jegor ganz für mich haben würde, fern von Geschäften und Sorgen, und mein Gefühl war geradeso, als ob nachher nichts mehr käme. Das hat man wohl immer so, wenn man ein Glück vor sich hat; Glück scheint einem ewig zu sein — obwohl es im Gegenteil nur flüchtig sein kann. Nun merke ich, daß der Sommer vorübergehen wird, daß, noch ehe er vorüber ist, die Zeit kommen wird, wo wir wieder in die Stadt ziehen müssen, wo der Prozeß anfängt mit allen Schrecknissen für andre und für uns. Jegor wird der Menge und Energie des aufgehäuften Hasses nicht entrinnen. Wenn sie ihn kennten! Aber sie kennen nur seine Taten. Und ist der Mensch nicht in seinen Taten? Ach Gott, ich habe mir fest vorgenommen, ich will nicht urteilen: es ist so viel auf beiden Seiten abzuwägen, daß ich irren könnte. Nur das weiß ich sicher, daß Jegor niemals aus angeborener Grausamkeit oder aus persönlicher Rachsucht handelte, er glaubte immer das Rechte zu tun, und es ist ihm oft schwer

Digitized by Google

geworden. Vielleicht hat er unrecht; aber daß er irren kann, macht ihn mir nicht weniger teuer. Er wertet das Bestehende und die legitime Macht am höchsten, mich hätte die Neigung eher in eine andre Richtung gezogen, aber ich bin deshalb nicht besser als er. Das liegt im Blute; seine Ahnen haben ihm andres Blut vererbt, als meine mir.

Ach, Tatjana, mein Herz ist schwer! Wohin ich sehe, ist alles dunkel, so gleichmäßig dunkel, daß ich schon gedacht habe, es wären meine Augen, die nicht mehr hell sehen könnten. Aber sage selbst, wo ist etwas Gutes, Tröstendes? Wie soll der Konflikt mit den Kindern enden, die nur ihren Neigungen nachrennen und stolz darauf sind, daß sie sich kaum nach uns umsehen? Müssen alle Menschen dies erleben? Ja, vielleicht haben wir unsre Eltern ähnliches erleben lassen; aber es ist darum nicht minder bitter.

Furcht ist das Aergste; die Furcht, glaube ich, hat mich so entnervt, daß ich an keiner Freude mehr teilnehmen kann, daß ich aus mir selbst keine mehr hervorbringen kann. Ich fürchte ja immer, Tag und Nacht, auch während ich schlafe. Das ist das Schlimmste. Du kannst Dir gewiß nicht vorstellen, wie das ist, zu schlafen und zu träumen und währenddessen fortwährend von Furcht gequält zu sein. Seit ich den Brief unter meinem Kopfkissen gefunden habe, ist mir zumute wie einem, der zum Tode verurteilt ist und nicht weiß, wann das Urteil vollstreckt wird. Siehst Du, der Mörder muß durch das offene Fenster gekommen sein, am Hause hinaufgekrochen wie eine Schlange, und hat an meinem Bett gestanden, ganz dicht, und hat den Brief unter mein Kissen geschoben. Er muß lautlos gekommen sein, wirklich wie eine Schlange, Du weißt doch, daß ich damals sofort aufwachte, als Lju in unser Schlafzimmer kam, und daß ich überhaupt einen leisen Schlaf habe. Er hatte ein Messer in der Hand oder einen Strick und hätte Jegor auf der Stelle ermorden können; aber er wollte ihm noch eine Frist geben, oder er hatte im Augenblick nicht das Herz dazu oder er wollte uns nur auf die Folter spannen. Jede nächste Nacht kann die sein, wo er wiederkommt und es ausführt.

Und warum hörte Lju nichts? Ja, warum hätte er mehr hören sollen als wir, in deren unmittelbarer Nähe sich alles abspielte? Vor diesem Verhängnis ist auch seine Wachsamkeit unwirksam. Er scheint mir ganz verändert seitdem, ernst und in sich gekehrt; aber mit diesen Worten ist sein Wesen noch nicht treffend genug bezeichnet. Sicherlich leidet er darunter, daß er das nicht leisten konnte, was er versprochen hatte und was ich ihm zutraute. Vielleicht ist es ihm selbst unheimlich. Er sieht, daß wir verloren sind. Er mag nicht dabei sein. Oder wenn nun das wäre, daß er uns nicht schützen kann, nicht schützen darf? Nach seiner Meinung natürlich. Ob er diejenigen gesehen und erkannt hat, die Jegor nachstellen? Ob er Freunde unter ihnen erkannt hat? Oder irgendwelche Menschen, die er für wertvoller hält als uns? Diese Vermutung — nicht Vermutung, dies Gedankengespinst wird Dir wahnsinnig erscheinen; ich wäre auch nie daraufgekommen, wenn ich nicht; sein seltsames Wesen vor meinen Augen hätte. Irgend etwas Geheimnisvolles ist um ihn. Zuweilen, wenn sein Blick auf Jegor und mir ruht, schaudert mich. Vorwerfen tue ich ihm nichts, das Mitleid, das ich mit ihm habe, spricht deutlich für ihn. Wenn es wahr ist, daß er uns schützen könnte und es doch nicht tun zu dürfen glaubt, so glaubt er im Rechte zu sein. O Gott, alle Leute haben recht, alle die, welche hassen und morden und verleumden — o Gott, was für eine Welt! Was für eine Verschlingung! Am Ende ist der wohl daran, für den sie gelöst ist.

Ich gebe zu, daß meine Nerven sehr überreizt sind. Es ist zu entschuldigen unter diesen Umständen, nicht wahr, Tatjana? Jegor ist ganz ohne Furcht. Er gefällt mir so gut, ich glaube, ich habe ihn noch nie so geliebt wie jetzt. Das ist auch ein Glück. Ich weiß ja wohl, daß ich glücklich bin vor vielen, vielen Frauen; aber es ist ein schwarzer Vorhang vor diesem Wissen. Ob noch einmal ein guter Wind kommt und ihn fortreißt? Denke an mich, Liebe.

Deine Lusinja.

## Welja an Katja

Kremskoje, 27. Juni.

Täubchen, Katinka, was für einen Unsinn schreibst Du mir da von meinem Schlafen und Wachen? Und von Ljus Gewissenlosigkeit und Papas Pflichtgefühl, die Dir abwechselnd imponieren? Vater, wie Du willst! Wenn Du psychologischen Scharfblick hättest, würdest du bemerkt haben, daß Lju ein Theoretiker ist, Handeln ist eigentlich seine Sache nicht. Er findet, daß gewisse Leute ganz recht hätten, wenn sie Papa töteten. Ist das neu? Natürlich hätten sie recht. Als sie voriges Jahr den Kaiser in die Luft sprengen wollten, waren wir uns auch darüber einig, daß sie recht hätten, und hätten es doch nicht getan. Dann könntest Du ja auch von mir denken, ich brächte Papa um. So etwas tut man eben nicht, wenn man es auch theoretisch tadellos findet oder sogar billigt; die Kultur hindert einen daran. Du bist einfach noch eifersüchtig, ich hätte besser von Dir gedacht. Die Liebe macht alle Frauenzimmer dumm und kleinlich. Jessikas wegen wäre es ja besser, Lju ginge fort, das gebe ich zu; ich mag nur selbst verliebt sein, von andern kann ich es nicht leiden, sie werden lächerlich dadurch, für Jessika ist es

Digitized by Google

geradezu ein Elend. Das heißt, ich kann mir denken, daß andre Leute es entzückend finden, sie kommt mir selbst oft so vor wie ein blühendes Pfirsichbäumchen, das in Flammen steht. An sich eine hübsche Erscheinung — aber wenn ich denke, daß sie ein Mensch und meine Schwester ist, finde ich es albern. Ich habe auch zu Lju gesagt, die Sache hätte sich überlebt, und es wäre besser, daß sie nun ein Ende nähme. Er war ganz damit einverstanden und sagte, er ginge ja schon längst mit dem Gedanken um, unser Haus zu verlassen, er wollte nur sicher sein, ob Mama ihn auch gern gehen ließe. Du siehst, wie unrecht Du hast. Vielleicht geht er mit uns ins Ausland; natürlich geht das nur, wenn Du vernünftig bist. Er kann doch nicht jedes Mädchen heiraten, das sich in ihn verliebt, kleines Kalb! Hätte ich das getan? Was Dich anbetrifft, Du brauchst überhaupt nicht zu heiraten. Du bist ein furchtbar niedlicher Spatz, als Eheweib und Mutter wärest Du lächerlich.

Welja.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 29. Juni.

Lieber Konstantin! Ich habe Frau von Rasimkara gebeten, daß sie mich entlassen möchte. Ich sagte, der Vorfall mit dem Briefe hätte mich davon überzeugt, daß meine Anwesenheit nutzlos wäre. Ich hätte Tag und Nacht darüber nachgedacht, wie es hätte geschehen können, und wäre zu keinem Ergebnis gekommen. Durch das Fenster könnte bei Nacht niemand gekommen sein, dessen wäre ich sicher, ich würde es gehört haben. Die Dienstboten könnte man meiner Ansicht nach nicht verdächtigen, ich hielte sie für unbestechlich treu. Sie unterbrach mich und sagte lebhaft, in diesem Punkte hätte sie keinen Zweifel. Ich sagte, die einzige Möglichkeit wäre, daß ein Dienstbote es in der Hypnose getan hätte. Immerhin wäre es nicht wahrscheinlich. So etwas interessiert sie sehr, und wir sprachen eine Weile darüber. Uebrigens, sagte sie, wollte sie die Sache mit dem Briefe ruhen lassen, es käme doch nichts dabei heraus. Eine eigentliche Untersuchung wollte ihr Mann nicht anstellen, er pflegte Drohbriefe immer zu ignorieren und mäße ihnen keine große Bedeutung bei. Bis jetzt hätten die Erfahrungen ihm ja auch recht gegeben. Ich bestritt dies weder noch bestätigte ich es. Jedenfalls, sagte ich, wäre die Lage so, daß sie meiner nicht mehr bedürfte, sei es nun, weil keine Gefahr vorhanden sei oder weil ich nicht dafür einstehen könnte, daß ich sie abzuwenden imstande wäre.

Sie fragte, wohin ich mich zu wenden und was ich zu tun gedächte. Ich sagte, ich wollte mein Werk vollenden, das läge mir zumeist am Herzen. Wenn ich mich mit meinem Vater aussöhnte, würde ich bis auf weiteres zu Hause bleiben; er hätte mir kürzlich einen entgegenkommenden Brief geschrieben. Sonst würde ich bei einem Freunde Zuflucht finden. Sie sagte, daß sie und ihr Mann mir zu Dank verpflichtet wären und daß ich ihnen gestatten müßte, daß sie mir zu Hilfe kämen, wenn ich Hilfe gebrauchte; das würde keine Wohltat, sondern Erstatten einer Schuld sein. Sie war ernst, liebenswürdig, von gewähltester Feinheit. Wenn es mir paßte, sagte sie, wäre ich frei, sofort zu gehen, wenn ich aber über meinen künftigen Aufenthalt noch nicht im klaren wäre, sollte ich bleiben, solange ich möchte. Ich sagte, ich wollte versuchen, ein Verständnis mit meinem Vater zu erzielen, und würde ihr dankbar sein, wenn ich ihre Gastfreundschaft noch etwa vierzehn Tage in Anspruch nehmen dürfte; bis dahin würde ich das entschieden haben. Ich wollte ihre Hand küssen, die sehr schön ist; aber ich dachte plötzlich daran, was ich ihr anzutun willens bin, und unterließ es.

Ich habe den Eindruck, daß meine Mitteilung sie froh gemacht hat, wahrscheinlich Jessikas wegen. Ich glaube sogar, sie denkt, ich hielte es Jessikas wegen für meine Pflicht, zu gehen, und hat deswegen ein Gefühl der Dankbarkeit für mich. Lebe wohl!

Lju.

(Schluß folgt)

---

# Lindenblüte

Von

**Hans Friedrich**

Die Linden blühn. Ihrem schmeichelnden Duft
Ist alles, was lebt, verfallen.
Ein Klingen durchzittert die Sommerluft
Wie Glocken, die im Winde verhallen.

Stille im Dorf. Voll lächelnder Träume
Liegt weit — weit die Erde da.
Doch ein Schauer weht um die blühenden Bäume,
Als wär' der Allmächtige nah!

Der Allmächtige, der mit der Sense kommt
Und die schönsten Halme mäht,
Vor dem nicht Drohen, nicht Beten frommt,
Der pflückt, was er nicht gesät ...

Die Linden blühn: ein gelbes Blatt,
In langsamem Niederschweben,
Trennt sich verzweifelnd, schon todesmatt
Von diesem reichen, reifen Leben. —

Digitized by Google

**Einholung der Braut**

Nach einem Gemälde von Otto H. Engel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
IFORNIA

Digitized by Google

Gartenfront des Reichskanzlerpalais

# Im Reichskanzlerpalais

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Filip Kester und Dannenberg & Comp., Berlin)

Die Berliner Wilhelmstraße ist in der ganzen zivilisierten Welt bekannt, seitdem dort in der Hand des Reichskanzlers die Fäden der deutschen hohen Politik zusammenlaufen. Und schon aus diesem Grunde hat ihre Geschichte, besonders natürlich die des Reichskanzlerpalais, ein gewisses vaterländisches Interesse. Derjenige Teil, in dem das an stolzen, erhebenden Erinnerungen so reiche Gebäude liegt, ist von der industriellen und geschäftlichen Hochflut der so schnell emporstrebenden Reichshauptstadt fast ganz unberührt geblieben; der alte vornehme Charakter der Straße hat sich zwischen den Linden und der Leipziger Straße ziemlich ungeschmälert erhalten. Hier ließ Friedrich Wilhelm I. den der Krone gehörenden Grund und Boden parzellieren und von seinen obersten Beamten bebauen, wobei seine selbstherrlichen Befehle in viel höherem Maße ausschlaggebend waren als ihre persönlichen Wünsche und Neigungen. So entstanden auf beiden Seiten ansehnliche Privatpaläste im Geschmacke der Zeit, die mit ihren prächtigen, dem Tiergarten entlehnten Gärten eher ein ländliches als städtisches Gepräge trugen. Das wandelbare Schicksal hienieden ist natürlich auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen: die meisten haben, nachdem sie die Besitzer wiederholt gewechselt, modernen Gebäuden Platz machen müssen, und nur einige wenige bieten sich dem Auge noch in ihren ursprünglichen äußeren Umrissen dar. Das gilt besonders vom Hausministerium, früher Palais Schwerin, und von der Reichskanzlei, deren geräumige Ehrenhöfe und vorspringende Seitenflügel uns an längst vergangene Zeiten mit Zopf und Perücke erinnern.

Wer vor dem welthistorischen Palais Wilhelmstraße 77 steht und seine Blicke durch das hohe schmiedeeiserne Gitter an dem ziemlich schmucklosen, aber durch Alter ehrwürdigen Gebäude entlangschweifen läßt, verspürt einen Hauch von dem unvergleichlichen Wirken des Mannes, der hinter jenen Fenstern für Deutschlands Ruhm und Wohlfahrt unermüdlich mit dem Erfolge des größten staatsmännischen Genies der neueren Zeit tätig gewesen ist und dort unvergängliche Spuren hinterlassen hat. Und zu dem historischen Interesse an den altersgrauen Mauern und an dem schattigen Parke, der sich hinter ihnen erstreckt, gesellt sich ein rein menschliches, wenn man sich an der Hand der Erinnerung in die Tage zurückversetzt, da in den Gemächern des Palais und unter den hohen verschwiegenen Bäumen des Gartens Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere ruhmgekrönte erste Kaiser des Deutschen Reiches, sein Herz an die anmutige Tochter des Hauses, Elisa Radziwill, verlor. Es war ein kurzer und trügerischer Liebestraum, dessen Verwirklichung an der unerbittlichen Staatsräson scheiterte.



Digitized by Google

Arbeitszimmer des Fürsten Bülow

Im Jahre 1734 für den General von der Schulenburg nach Plänen, die in Italien angefertigt waren, erbaut, ging das denkwürdige Palais, nachdem es kurze Zeit von der schönen Gräfin Julie Sophie Dönhoff, der Gemahlin zur linken Hand Friedrich Wilhelms II., bewohnt worden war, in den Besitz des Fürsten Anton Radziwill über, des Gatten der Prinzessin Luise von Preußen, der Schwester des ebenso lebenslustigen wie genialen Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den von ihm gesuchten Heldentod fand. Das Haus wurde nun der Schauplatz des glücklichsten Familienlebens und zugleich der Sammelpunkt einer wahrhaft vornehmen Gesellschaft, zu der auch die geistige Aristokratie der preußischen Hauptstadt Zutritt fand. Treitschke rühmt in seiner deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts dem Fürsten Anton nach, er habe mit der leichten gefälligen Anmut, die den polnischen Edelmann auszeichne, die gediegene deutsche Bildung vereinigt; sein gastfreies Haus sei in Berlin fast das einzige des hohen Adels gewesen, wo sich die vornehme Welt mit den Künstlern und Gelehrten zusammengefunden; die Musiker hätten sein geistreiches Spiel und die sinnige Romantik seiner Kompositionen bewundert. In ihren Aufzeichnungen bemerkt Gräfin Elise von Bernstorff, das Radziwillsche Haus sei durch die ausübenden Talente für Dichtkunst, Musik und Zeichnen zu einem wahren Musensitz geworden. Im Palais Radziwill wuchsen auch die beiden Kinder auf, die Henriette Fromm dem Prinzeu Louis Ferdinand geschenkt hatte und die Friedrich Wilhelm III., ihr königlicher Oheim, unter dem Namen „von Wildenbruch" adelte: eine Tochter, die später einen Herrn von Roeder heiratete, und ein Sohn, der General und Gesandter wurde und der Vater Ernst von Wildenbruchs gewesen ist.

Als das neugegründete Deutsche Reich sich nach einer würdigen Unterkunft für seinen obersten Beamten umsehen mußte, fiel die Wahl auf das Palais Radziwill. Der Kaufpreis betrug sechs Millionen Mark, während die Schulenburg es im Jahre 1791 um 30 000 Taler veräußert hatten. Und als nun Fürst Bismarck aus dem anstoßenden Ministerium des Aeußeren in sein neues Berliner Heim übergesiedelt war, begann für dieses die Epoche des weltumspannenden politischen Rufes. Weder der erste Kanzler noch seine Gemahlin fanden Geschmack an Prachtentfaltung. Ihr Berliner Haushalt war mehr auf den eines wohlhabenden Landedelmannes zugeschnitten als auf den eines Grandseigneurs, doch die berühmten parlamentarischen Abende, auf denen der Herr des Hauses sich seinen Gästen beim Bier von der gemütlichsten Seite zeigte, werden in der Geschichte des historischen

Digitized by Google

Palais ihren Platz behaupten. Der zweite Kanzler, General Leo von Caprivi, dachte bei seinen soldatisch einfachen Lebensgewohnheiten nicht daran, sein Haus zum Mittelpunkt eines gesellschaftlichen Verkehrs mit glänzendem Anstrich zu machen; er beschränkte seine Repräsentationspflichten im Gegenteil auf das unumgänglich Notwendige. Als Junggeselle konnte er für Unterlassungssünden in dieser Hinsicht auf Nachsicht rechnen und fand sie auch. Bei festlichen Gelegenheiten, die gebieterisch ein Abweichen von der Regel der anspruchslosen Lebensführung forderten, machte seine Nichte, die Gräfin Finckenstein, eine Tochter seiner Schwester, der Frau Hertha von Lamprecht, die Honneurs des Hauses. Nachdem auch Caprivis Stunde geschlagen hatte und sein Nachfolger, Fürst Chlodwig Hohenlohe, den Kanzlersitz bezogen hatte, sah dieser wieder glänzendere Tage. Eine neue gesellschaftliche Epoche brach für das Reichskanzlerpalais erst an, als Bernhard von Bülow dort als oberster Beamter des Reiches einzog. Unter dem vierten Kanzler und seiner Gemahlin, Donna Maria Anna Zoë Rosalie Beccadelli di Bologna, aus dem Hause der Fürsten von Camporeale und Herzöge von Adragna, ist das historische Haus in der Wilhelmstraße das geworden, was es sein soll: der vornehmste Sammelpunkt der durch Geburt, Rang und hervorragende Stellung in Wissenschaft, Kunst und Literatur ausgezeichneten Kreise der Reichshauptstadt. Es ist allgemein bekannt, wie ganz deutsch die Fürstin Bülow geworden ist; nicht nur in ihrer Bewunderung und in ihrem Verständnis für deutsche Musik — insbesondere für Wagner —, sondern auch für deutsche Literatur und Philosophie. Niemand bleibt unberührt von dem Zauber ihrer gewinnenden Liebenswürdigkeit, wenn sie an ihren Empfangstagen in ihrem Salon die Gäste begrüßt. An solchen Abenden bietet die Wilhelmstraße in ihrem exklusiven Teil ein lebhaft bewegtes Bild dar, Wagen auf Wagen rollt am Palaste vor, wo ein sich seiner Würde bewußter Portier in reicher Livree, den Stab in der Hand, den Dreimaster auf dem Kopfe, den Ankommenden beim Aussteigen behilflich ist, von Lakaien unterstützt. Auf einer breiten, mit roten Smyrnaläufern belegten Treppe geht es in langem Zuge zum ersten Stockwerke hinauf, dann einen hallenartigen Wandelgang entlang zum Salon der Fürstin. An beiden Seiten, rechts und links, steht die Dienerschaft des Fürsten in heller, über und über bestickter Kleidung, mit weißen Perücken auf den Häuptern, unter dem Kommando eines Haushofmeisters, den Dreispitz und Degen kenntlich machen. Der Kanzler begrüßt jeden einzelnen der eintretenden Damen und Herren mit Handreichung, wechselt mit diesem und jenem freundliche Worte und läßt sie dann zu seiner Gemahlin geleiten, der sie durch den Chef der Reichskanzlei, Herrn v. Loebell, oder einen der jüngeren Herren vorgestellt werden, die dem Kanzler zugeteilt sind. Der Herr des Hauses selbst, in dessen Adern sich das Blut eines Stammes altadeliger Landjunker mit dem eines reichbegüterten hanseatischen Patriziergeschlechts mischt — seine Mutter, die mit ihrem Mädchennamen

Ecke im Arbeitszimmer des Reichskanzlers

Digitized by Google

Luise Rücker hieß, war die Tochter eines Hamburger Großkaufmanns —, hat sein persönliches Gepräge natürlich vor allen andern denjenigen Räumen im Reichskanzlerpalais gegeben, die ihm zur täglichen Arbeit und Erholung dienen. Zu der vielseitigen weltmännischen und politischen Bildung, die sich der Fürst in seiner langen politischen Laufbahn an verschiedenen Mittelpunkten des öffentlichen europäischen Lebens mit seltener Anpassungsgabe zu eigen machte, gesellt sich bei ihm eine literarische, in der ihm wohl kein andrer lebender Staatsmann gewachsen, geschweige denn überlegen ist. Seine überaus reichhaltige Bibliothek ist für ihn eine lebendige Quelle, aus der er immer von neuem Anregung, Belehrung und gewissermaßen auch geistige Entlastung von der schweren Bürde seines verantwortungsvollen Berufes in den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Mußestunden sucht. Vielleicht rechnet er seine Bücher zu seinen besten, zuverlässigsten Freunden, und wenn einst auch für ihn die unvermeidliche Stunde schlägt, mit der sein amtliches Leben ausklingt, mag er mit philosophischem Gleichmut inmitten längst verstorbener oder noch lebender Geister an seinem rückschauenden Auge die vielbewegte Zeit vorüberziehen lassen, da er in der Wilhelmstraße in den Spuren eines Größeren in dem beruhigenden Bewußtsein treuer Pflichterfüllung mit allen ihm von der Natur verliehenen reichen Gaben wandelte. Sehen wir uns nun ein wenig im Palais um.

Am meisten zieht uns natürlich das Arbeitszimmer des Kanzlers an, und wir treten an den mächtigen Tisch, an dem er zu schreiben pflegt. Das Tintenfaß ist ein Geschenk des Kaisers — eins von den vielen Geschenken des Monarchen an den Kanzler, die dieser Raum enthält. Bilder des Kaisers und der Kaiserin, Familienbilder, ein Bild des Fürsten Bismarck mit eigenhändiger Unterschrift, Büsten von Friedrich dem Großen und Kaiser Wilhelm I. schmücken den Schreibtisch, und hinter diesem erblicken wir ein Stehpult mit Sattelsitz: ist des Kanzlers ungewöhnlich ausdauernde Arbeitskraft einmal am Schreibtische etwas ermüdet worden, so schwingt er sich, als alter Kavallerist, in diesen Sattel. Auf dem Stehpult sehen wir eine Nachbildung in Bronze des Kopfes des Bismarckdenkmals vor dem Reichstagsgebäude — ein Geschenk des Komitees, welches sich zur Errichtung des Denkmals gebildet hatte, bei dessen Einweihung Fürst Bülow die bekannte Rede hielt, ferner eine Bronzestatuette des Generals Bülow v. Dennewitz, Geschenk des Kaisers an den Reichskanzler. Man könnte einen Museumskatalog aus all den Gegenständen zusammenstellen, die in diesem Zimmer der

Der Gelbe Salon

Digitized by Google

Blick in die Bibliothek

Beachtung wert sind, und wir erwähnen aus der Fülle nur kurz Bilder mit eigenhändigen Unterschriften vom Kaiser von Oesterreich, dem Zaren und der Zarin, der Königin Viktoria von England, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, der Königin von Schweden, des Prinzen Heinrich von Preußen, ein Porträtrelief des Prinzregenten Luitpold von Bayern (eine Schöpfung des Bildhauers Adolf Hildebrand), ferner ein Bild der Fürstin Bülow, gemalt von der Kaiserin Friedrich, ein Bild des Fürsten Bismarck aus seiner Frankfurter Zeit, ein herrliches Porträt des im Jahre 1886 verstorbenen italienischen Staatsmannes Marco Minghetti, bekanntlich des Stiefvaters der Fürstin Bülow, gemalt von Lenbach, eine Dose mit Brillanten vom Könige der Belgier, fünfundzwanzig prachtvolle Denkmünzen in herrlicher Fassung, geprägt für jedes Jahr des Pontifikats Leos XIII., ein Geschenk des verewigten Papstes an den Reichskanzler, Bronzebüsten des Königs und der Königin von England. Weiter sehen wir eine wunderschöne Marmorbüste des Staatsministers v. Bülow, Vaters des Reichskanzlers, von Schaper, und eine herrliche Bronzestatuette des Kaisers Augustus, eine Nachbildung nach dem Original im kapitolinischen Museum, Abschiedsgeschenk der deutschen Kolonie in Rom beim Scheiden des Kanzlerpaares im Jahre 1897. Von Geschenken des Kaisers verdienen noch genannt zu werden: zwei Bronzebüsten, die den Herrscher in Gardedukorps- und in Leibgardehusarenuniform darstellen, ein Bild der Schlacht von Zorndorf, den Moment darstellend, wo Friedrich der Große das Regiment v. Bülow selbst gegen den Feind führt, eine Marmorbüste und die bekannten, vom Kaiser entworfenen Bilder, die das Motto tragen: „Völker Europas, wahret euere heiligsten Güter!“ und „Niemand zu Liebe, niemand zu Leide!“ Das herzliche Freundschaftsverhältnis zwischen dem Kaiser und dem Kanzler verraten eine Anzahl von Neujahrsgratulationen, Ansichtspostkarten, die der Kaiser dem Kanzler zu jedem Jahreswechsel sendet. Auf einer dieser Karten sieht man den Kanzler an Bord eines Schiffes die Zeitung lesen, und darunter liest man die von der Hand des Kaisers geschriebenen Worte: „Politik auf See“. Auf einer andern Karte schreitet Fürst Bülow mit dem Marinestaatssekretär Admiral v. Tirpitz auf Deck einher, und dazu hat der Kaiser die Unterschrift gewählt: „Geburt der Marine-Novelle. Prosit 1908!“ Auch der Kronprinz ist im Arbeitszimmer des Fürsten v. Bülow mit Porträten und mit Ansichtskarten vertreten, die er auf Reisen dem Fürsten als Grüße aus der Ferne zusandte.

An das Arbeitszimmer stößt die Bibliothek, von der wir schon sprachen und in der Büsten von Homer, Plato und Dante, Vasen und Urnen und

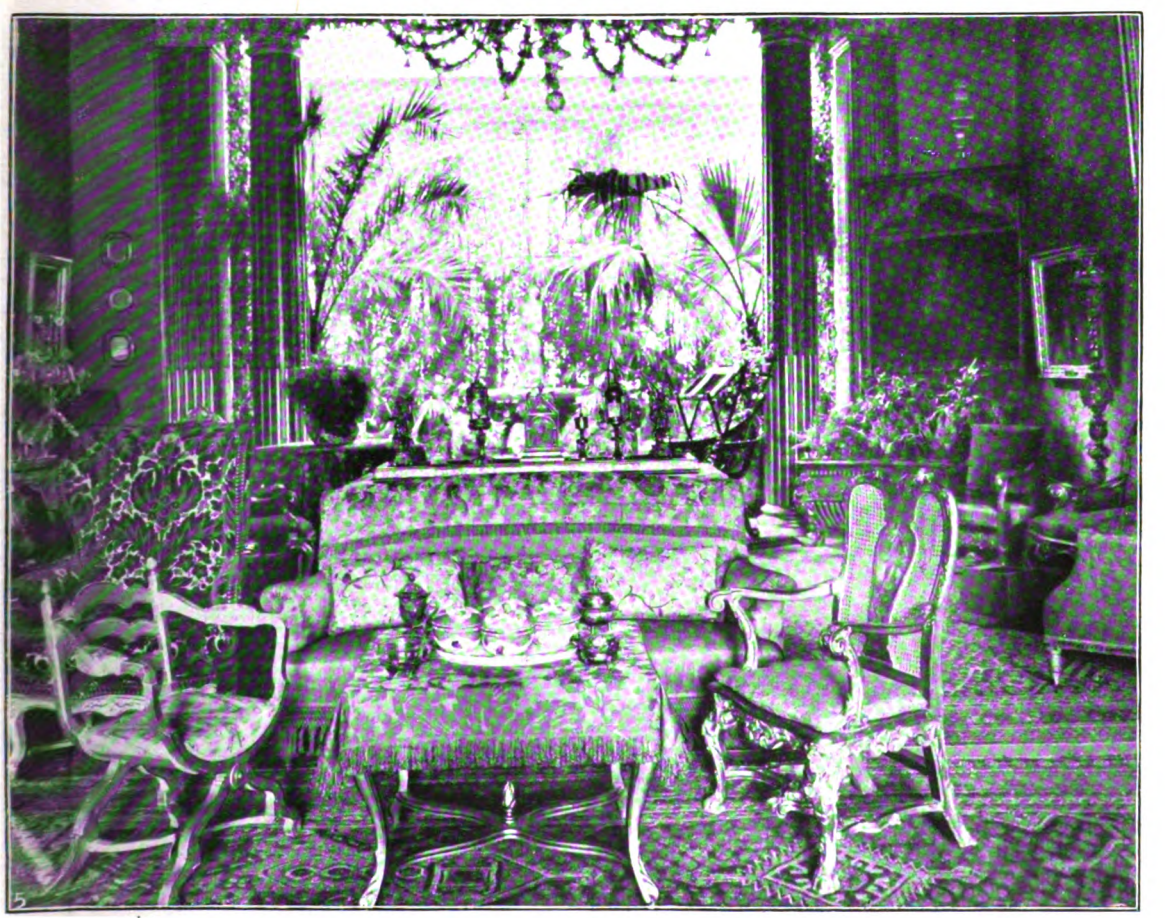
Digitized by Google

Ecke im Grünen Salon

Aus dem Botschafterzimmer

Digitized by Google

Ein weiteres Bild aus dem Grünen Salon



Der Rote Salon, Hauptaufenthaltsort der Fürstin

Digitized by Google

Der Wintergarten im Reichskanzlerpalais

holländische und italienische Bilder unsre Blicke auf sich lenken. Und nun schreiten wir durch das sogenannte Botschafterzimmer in das Bismarckzimmer, das Fürst Bülow voll Pietät in, soweit möglich, unverändertem Zustande gelassen hat. Auf dem Diplomatenschreibtische, den Bismarck von 1878 bis 1890 benutzte, steht noch das Porzellanschreibzeug, das ihm diente, liegen Bleistifte, Gänsekiele, Lineale. Ein andrer Schreibtisch, den Bismarck im Jahre 1862 im Gebrauch hatte, und ein Schreibtisch der Fürstin Bismarck haben hier ebenfalls Aufstellung gefunden, und in der Mitte des Zimmers befindet sich der große Tisch, an welchem der eiserne Kanzler den Sitzungen des Preußischen Staatsministeriums präsidierte. Unter den Bildern: ein Porträt Kaiser Wilhelms II. von Vilma Parlaghy und eins des Fürsten Bismarck von Franz v. Lenbachs Meisterhand. Noch stärker wird die Erinnerung an Otto v. Bismarck in dem angrenzenden Kongreßsaale wach, wo einst, vor dreißig Jahren, die Geschicke Europas unter der Leitung des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches debattiert und entschieden wurden. Der Kongreßsaal wird jetzt zu großen Staatsdiners benutzt, zu denen der Raum des kleineren, im Erdgeschoß gelegenen Speisezimmers nicht ausreicht.

Bismarckzimmer mit dem Schreibtisch des ersten Kanzlers

Von diesen Stätten staatsmännischen Schaffens kehren wir zurück nach den Salons, die das eigentliche Reich der Fürstin Maria v. Bülow sind und die von den Hausbewohnern nach ihrer Farbe als der Grüne, der Gelbe und Rote Salon voneinander unterschieden werden. Diese Räume sind bei größter Eleganz außerordentlich wohnlich. Ueberall, in der Anordnung der Möbel, der Kissen, der großen Zahl der Bibelots, verrät sich die sorgsame und kundige Hand einer Frau von hoher künstlerischer Kultur — nicht zum wenigsten in dem Wintergarten, der sich an den im Stile der italienischen Renaissance eingerichteten Roten Salon anschließt.

Digitized by Google

Nun wandern wir die Treppe hinunter ins Erdgeschoß, dessen Fenster sich nach dem herrlichen, weiten Park öffnen, der bis an die Königgrätzerstraße heranreicht. Der bedeutendste Raum dieses Geschosses ist der große Gartensalon, durch den man von der Vorhalle unmittelbar auf die Terrasse und in die Anlagen des Parks gelangt. Auch hier gibt es mancherlei zu sehen und mancherlei Stoff zur Erinnerung. Bilder vom Kaiser von Oesterreich und von den Königen Humbert und Viktor Emanuel III. von Italien sind da, Geschenke der Verbündeten des Deutschen Reiches an den Lenker seiner auswärtigen Politik. Hier, innerhalb dieser Wände, hat Chopin musiziert — damals, als das Palais noch Eigentum des Fürsten Anton Radziwill war. Und jetzt umfängt uns die kühlende Luft des Parks, dessen hohe Bäume noch aus jenen Tagen stammen, da der Berliner Tiergarten bis weit hinein in die heutige innere Stadt sich erstreckte. Der Garten ist groß genug, um Spaziergänge zu gestatten, wenn es gilt, den Körper zu erfrischen und ihm die Bewegung zu verschaffen, für die dem überbeschäftigten Staatsmann sonst die Gelegenheit nur gar zu sehr fehlt. Im Frühling und Sommer liebt der Kaiser es, sich hier auf den Wegen des Parks in früher Morgenstunde im Umherwandeln vom Kanzler Vortrag halten zu lassen und mit ihm die wichtigen politischen Fragen des Tages zu besprechen. Denn auch Fürst Bülow ist ein Frühaufsteher, und es liegt auf der Hand, daß die gewaltige, auf seinen Schultern ruhende Arbeitslast sich nur bei einer in jeder Hinsicht streng geregelten Lebensweise bewältigen läßt. Er erhebt sich jeden Morgen um sieben Uhr, um halb acht Uhr ist er am Arbeitstisch, und der Vormittag vergeht schnell beim Erteilen von Audienzen, der Entgegennahme von Vorträgen, namentlich derjenigen des Chefs der Reichskanzlei und der Räte des Auswärtigen Amtes. Um halb zwei Uhr wird das zweite Frühstück aufgetragen. Dann begibt sich der Fürst in sein Bibliothekzimmer, wo er um diese Stunde gern mit seiner Gemahlin allein bleibt. Aber auch hier werden ihm ohne Unterlaß Dienstmappen zur Durchsicht und Unterschrift vorgelegt. Von drei Uhr ab hört der Fürst wieder Vorträge, diktiert dienstliche Schreiben, Instruktionen, Erlasse. So geht es fort bis zum Diner, das um acht Uhr abends täglich einige Gäste an der Tafel des Fürsten und der Fürstin vereinigt. Wenn die letzten Gäste das Heim des deutschen Reichskanzlers verlassen haben, sitzt Fürst Bernhard v. Bülow oft noch lange an seinem Schreibtisch — und das Licht seines Zimmers ist es, das am letzten im Hause Wilhelmstraße 77 zu später Nachtzeit erlischt.

D. v. J.

Phot. Dannenberg & Comp.

Fürst Bülow an seinem Arbeitstisch

Digitized by Google

# Algonkium, die letzte Lebensspur

## Naturwissenschaftliche Plauderei

von

**Wilhelm Bölsche**

Coopers Wort vom „letzten Mohikaner“ ist uns ein Alltagsbegriff geworden. Bei möglichen und unmöglichen Anlässen wenden wir es an, als sei die romantische Geschichte aus dem Indianerparadies ein Symbol ewig wiederkehrender Wirklichkeit. Ganz im stillen hat die wahre Geschichte inzwischen auch in ihrer wortkargen, aber unerbittlichen Weise die alte Romantik erobert und überholt. Die Mohikaner der Dichtung gehörten zu den Algonkinindianern. Vom Missouri und Mississippi gegen Osten saßen diese Algonkinen einst auf ungeheuerm Gebiet, ein blühendes Volk — damals, als die Sonne der europäischen Kultur zum erstenmal mit zaghaftem Morgenschimmer in die grünen Jagdgründe der Prärien, in den unberührten Forst, in den Spiegel der endlosen Seeflächen dort drüben hineinlugte. Heute sinkt diese ganze Welt zusammen wie ein winziges Feuerchen vor dem grellen Tag. Eine einzige mittelgroße deutsche Stadt würde bereits jetzt alles beherbergen können, was von den „letzten Algonkinen“ übrig ist. Nicht lange, und ihr ganzes Erdendasein wird nur in den fremdartigen Namen fortleben, die eine völlig verwandelte Kultur von ihnen entlehnt hat: in Mississippi, Connecticut, Alleghany, Massachusetts. Gerade auf dieser kritischen Wende hat die große Ironie des Geschehens dem Algonkinnamen selber aber so noch eine wissenschaftliche Unsterblichkeit verliehen. Ein reiner Zufall hat gewollt, daß mindestens für eine lange Aera der geologischen Forschung, wenn nicht für immer, der Name Algonkinen sich plötzlich unlösbar verknüpft hat mit einem der großartigsten Marksteine all unsrer Weisheit von Dingen Himmels und der Erde: mit dem allerersten Ausgangspunkt und Anfang nämlich unsrer Kenntnis vom Leben auf unserm Planeten. Der Name dieses sterbenden Volkes ist in zwölfter Stunde uns noch Symbol geworden für das Morgenrot des ersten Lebenstages, den unser Auge in den Dunkelheiten urältester Weltgeschichte noch eben erspäht.

Die Interessen der Menschheit wechseln. Wenn der Urwald gefallen und der einheimische Mensch, der ihn durchstreifte, verschollen ist, so sinkt der Blick in die Tiefe: er prüft die Stätte, auf der das alles geblüht hat und gewandelt ist, auf ganz neue Werte hin. So wurden der Wissenschaft in neueren Tagen gelegentlich nordamerikanische Gesteinsmassen sehr alten Datums wichtig, die zum Teil gerade in den Algonkingebieten sich in Urtagen einmal angehäuft hatten und die man in der raschen Not nach einem Namen deshalb die algonkischen Schichten taufte. Als man dann einsah, daß gerade diese Schichten, die übrigens bald auch im Westteil des neuen Kontinents und weiterhin dann bei uns in der alten Welt in Schottland und Schweden und in der Bretagne, wie in Ostindien und sonst noch, nachgewiesen werden konnten, offenbar ihrer Entstehungszeit nach zu einem ganz besonderen Weltalter für sich, einer besonderen geologischen Periode gehörten, nannte man diese neuerschlossene Periode entsprechend auch die algonkische oder mit fremdem Fachwort „das Algonkium“. Ein riesenhafter Sprung tut not, um sich zu vergegenwärtigen, wo in den Tiefen der Weltgeschichte dieses Algonkium einst gelegen hat. Wir fühlen uns so recht im Herzen der Urwelt, wenn wir vom Ichthyosaurus reden. Nehmen wir aber sein Zeitalter einmal als ganz späte, ganz neue und nahe Zeit. Nehmen wir selbst die Epoche der Steinkohlenwälder, die noch weit dahinter liegt, als jungen Tag, jenseits dessen erst etwas eigentliches Altertum beginnt. So finden wir im fernen Blau dieses Altertums die kambrische Erdepoche, das „Kambrium“, nach kambrischen, das heißt im englischen Wales gelegenen Gesteinsschichten benannt. Bis vor kurzem las man von diesem Kambrium, daß es die älteste Erdepoche sei, aus der wir noch versteinerte Spuren organischen Lebens auf der Erde hätten. Was jenseits der kambrischen Grenze absolut aufhören sollte, das waren Zeugnisse dieses Lebens, also die Versteinerungen. Gestein war noch da auf unserm Planeten auch aus noch viel, viel entlegenerer Zeit. Aber in diesem Stein, so schien es, war jegliche Spur einer auf Leben deutenden Versteinerung nach unabänderlichem Gesetz nachträglich wieder ausgelöscht. Kein Fleckchen Erde aus so uralten Tagen war wohl in der ganzen Zwischenzeit immer Oberfläche geblieben. Alle, die damals im Licht gestanden hatten, waren in der Zwischenzeit mit Bergeslasten Sand und Schutt und Gestein der folgenden Weltalter überdeckt worden. Dann aber hatte die Erdrinde sich auch bewegt, verbogen, gefaltet in der Folgezeit. Jene ältesten, untersten Schichten waren dabei im allgemeinen Drängeln, Heben, Senken, Auf- und Abfalten wiederholt in die allertiefsten Abgründe hinabgepreßt worden. In diesen Abgründen aber war es heiß, die Wasser rannen überhitzt durch das Mark der Gesteine, die Gärungen und Wandlungen des kolossalen chemischen Laboratoriums, das auch heute noch immer im Erdenschoße bei einer gewissen Tiefe unabläßig arbeitet, rissen zeitweise gerade die untersten Drängelschichten immer einmal wieder in ihre Retorte hinein — und wenn

Digitized by Google

diese Schichten aus solcher Bewegung dann wieder höher tauchten, waren sie wie geläutert, wie gereinigt, wie geglüht zu feinerer Masse in sich, aber ausgetilgt war dabei auch wie eine abnorme häßliche Schlacke jedes kleinste Figürchen einer auf Leben deutenden Versteinerung. Das Kambrium hatte es stellenweise noch durchgesetzt, an diesem Prozeß sich vorbeizudrücken. Alles, was noch älter war, sollte es aber nicht mehr vermocht haben, nirgendwo. Einmal, vor Jahrzehnten schon, schien es freilich, als sei das doch durchbrochen. In ganz unglaublich alten Gesteinsmassen jenseits des Kambrium sollten sich Reste eines riesengroßen einzelligen Urtieres gefunden haben. Eozoon, das Tier der Morgenröte, wurde es genannt. Aber die Freude war kurz: man hatte sich geirrt und ein rein anorganisches Mineralprodukt für einen versteinerten Tierrest gehalten. Nun ist jenes Aufhören aber fatal gerade für unsre moderne Anschauung von der Entwicklung des Lebens. Die Tierreste, die uns das Kambrium bietet, zeigen zum Teil bereits hochentwickelte Formen. So sieht man da eine Sorte von Krebsen als massenhafte Bewohner des kambrischen Meeres, die sogenannten Trilobiten. Zwar sind es altertümlich gebaute Krebse. Aber der Krebs ist in jeder Sorte doch als solcher schon ein relativ hochentwickeltes Geschöpf, das eine lange Vorfahrenreihe voraussetzt, falls die Entwicklungslehre recht hat. Nie würden wir von diesen Vorfahren etwas sehen! Eifrige Gegner der Entwicklungslehre verfehlten nicht, den Schluß zu ziehen, die Entwicklungslehre sei falsch, eben weil die älteste bekannte Lebensspur sogleich auf Krebse führe; hier verschwieg man freilich, wie viel sichere Gründe für eine nachträgliche Vernichtung und nicht einen ursprünglichen Mangel an Versteinerungen sprachen.

Da kürzlich nun sind Freund und Feind überrascht worden durch die merkwürdige Entdeckung des Algonkium. Das Algonkium ist, wie unzweideutig nachweisbar ist, noch ein Erdalter älter als das Kambrium. In Nordamerika gibt es ein schauerlich großartiges Tal, das der Coloradostrom sich genagt hat, fast 400 Kilometer lang und bis 2000 Meter tief. Dort sind die Gesteinsschichten aus endlos sich folgenden Weltaltern aufgeschnitten wie die Einlagen einer Pastete. Weit unten erscheinen als solche Einlage die Schichten aus dem Kambrium. Aber sie bilden noch nicht den Grund. Sie ruhen auf einer älteren, ganz anders geordneten Einlage. Das jetzt ist die Pastetenschicht, die dem Algonkium zuerteilt wird. Der Theorie nach müßte sie chemisch schon so verwandelt sein, daß keine Versteinerung mehr darin sichtbar wäre. Die nochmals eine Station tiefere Basis, auf der sie erst wieder ruht, entspricht dem auch; sie selbst aber schlägt der Theorie ein Schnippchen. Der Sand, den einst die Dünenküste des algonkischen Meeres aufgehäuft — damals, als hier Erdoberfläche war —, ist zwar zu festem Sandstein zusammengekittet. Aber das Laboratorium der Tiefe hat es nicht über ihn vermocht, die feinen Runen des Lebens dabei ganz wieder fortzuradieren. Bedeutsamer Moment: in diesem grandiosen Erdenschlunde, wo das Wasser die Planetenrinde gespalten hat bis, um mit der Bibel zu reden, in der „Erde Nieren", fällt der Vorhang nicht mit dem Kambrium: noch einmal hebt er sich und zeigt uns die Tierwelt des Algonkium. Es muß also doch hier eine Möglichkeit gegeben haben, das Schauspiel für unsre Schau zu verlängern. Die Handschrift geht um einen Akt weiter. Und seit man es überhaupt einmal gelernt hatte, seit das Algonkium plötzlich so ein geologischer Fall ersten Ranges geworden war, hat man es auch anderswo zu bestätigen gewußt. Doppelt sind die interessanten Fragen, die sich dabei alsbald ergeben müssen.

Zunächst natürlich, wie das algonkische Leben selber ausschaue, das uns hier unverhofft als vorkambrischer Akt in den Schoß fällt. Die Resultate sind nach dieser Seite bis jetzt durchaus eindeutig. Im Algonkium blühte in wesentlichen Zügen bereits die kambrische Tierwelt. Das Riesenstück Weges, das sie bezeichnet, war also selbst damals schon zurückgelegt. Wohl belebten den Ozean noch Myriaden einzelliger Urtiere; das ist aber ja auch heute noch immer der Fall. Es ist sogar sehr bezeichnend, daß wir gerade die Gruppe solcher Urwesen dort nachweisen können, die uns in vieler Hinsicht heute als die merkwürdigste und in ihrer Leistung vollkommenste erscheint, nämlich sogenannte Radiolarien. Haeckel hat diese mikroskopischen Geschöpfchen berühmt gemacht, indem er auf herrlichen Tafeln ihre mehrtausendfach verschiedenen Kieselskelette abgebildet hat, Gebilde, die eine Masse schöner Ornamente unsrer Kunst bereits „vorausgeahnt" zeigen: Kronen, Kreuze, Kettenpanzer, Schwerter, Gitterkugeln und unzähliges mehr. Solche köstlichen „Kunstformen der Natur" wurden schon im algonkischen Meer gebildet und lagerten sich nach dem Tode ihrer winzigen Erbauer im Tiefenschlamm ab, ein Zeugnis, wie ehrwürdig alt gerade diese Bildekraft der Natur bereits ist! Aber die Entwicklung war daneben in gewissen Linien auch längst schon über das Urtier hinausgeschritten. Vom Stamm der Pflanzentiere hatte sie den Schwamm gebildet. Im Wurm hatte sie die Grundgruppe der ganzen übrigen oberen Tierstämme des Systems geschaffen. Der Gliederwurm hatte sich in ihrer Hand dann bereits zum geringelten vielfüßigen Krebs erhoben, eben jenen Trilobiten, die ein Laie für riesige Kellerasseln des Wassers gehalten haben würde. Und auch der Stamm der Mollusken hatte sich bereits aus einer andern Ecke des Würmervolks herausgestaltet. Bunten Schmetterlingen gleich durchschwärmten die kristallene Flut lustige kleine Flügelschnecken, schneckenähnliche Wesen von zartestem Leibesbau, die auf ihrem geteilten Flossenfuß wie auf einem Flügelpaar schwebten und eine feine leichte Spitzschale nur wie ein mythologischer Flügelknabe seinen Pfeilköcher mit sich führten. Heute dienen diese Schwimmer als Hauptnahrung unserm größten Seetier, dem Walfisch. Wer weiß, wer ihnen damals nachgestellt hat. Denn natürlich kennen wir auch so nur einen Bruchteil jener algonkischen Fauna: wer bloß aus Gallertmasse schon damals bestand und als Gerüst im Leibe etwa nur ein leicht verwesliches Knorpelskelett trug, der konnte nur im seltensten Ausnahmefall eine Versteinerung überhaupt hinterlassen. So könnte es sehr wohl

Digitized by Google

Fische gegeben haben ohne feste Wirbel und Gräten gleich dem noch lebenden Urfisch Amphioxus: sie würden sich nicht nachweisen lassen, auch wo der Stein Versteinerungen als solche bewahrt hat. Führt uns diese algonkische Fauna also auch noch nicht zu den gesuchten „Müttern" der Dinge, um mit Faust zu sprechen, so lehrt sie uns doch aufs eindringlichste, wie viel Raum da unten noch für Entwicklungen überhaupt ist. Die Tierwelt des Kambrium, die einmal die älteste sein sollte, erscheint heute schon einsichtigen Geologen geradezu als eine damals bereits alternde Tierwelt im Ausgange eines langen, langen geologischen Akts. Sie besaß greisenhafte Formen extremster Spezialanpassung: so bei den Trilobiten, Arten, die auf Grund eines Maulwurfslebens im Schlamm ihre Augen wieder abgeschafft hatten. Das Gestein des Algonkium erzählt uns von Festländern, die damals schon aus dem Meere ragten, von Vulkaneruptionen, ja von Faltungen der Erdrinde, die schon vor Beginn der Epoche zur Bildung von Gebirgen geführt hatten. Jene algonkische Einlage in dem großen Pastetenschnitt des Colorado ruht auf den Wellenfalten eines solchen Gebirges, die doch durch Verwitterung schon wieder an der Oberfläche völlig glatt abrasiert waren, als der algonkische Dünensand darauf fiel. Solche Zeiträume, Bildung eines Gebirges und Abwitterung des ganzen Profils bis zur Horizontale, hatten der Entwicklung also schon zur Verfügung gestanden! Die zweite Konsequenz aus diesem Glücksfunde aber eröffnet eine noch erfreulichere Möglichkeit wenigstens für die Mutmaßung. Wenn es algonkischen Schichten doch hier und da noch gelungen ist, der großen chemischen Stampfmühle der Erdentiefe mit heiler Versteinerungsfracht zu entrinnen bis auf unsern so lebhaft hier interessierten Tag: wer weiß, ob nicht geologischer Spürsinn nächstens doch auch eine noch ältere Pasteteneinlage irgendwo entdeckt, die das gleiche Glück gehabt hat. Wie viele prachtvolle Profile des Erdaltertums gleich jenem am Colorado mögen noch im Schoße unsers Planeten schlummern, ohne daß sie uns bisher zufällig der zähe Nagezahn eines unablässig schürfenden Stroms aufgeschnitten hat? Die geologische Forschung braucht hier nur Zeit und Geld, so mag ihr noch das Unverhoffteste blühen. Daß die Chance besteht, kann nicht länger geleugnet werden.

---

# Lenz am Hörselberg

Von

**Adelheid Stier**

Viel tausend Runzeln und Falten
Im Greisenangesicht,
Blickt lächelnd aus allen Spalten
Der Hörselberg ins Licht.

Duftende Blütengehänge
Wand ihm der Lenz um den Fuß,
Und helle Lerchensänge
Schickt er als Morgengruß.

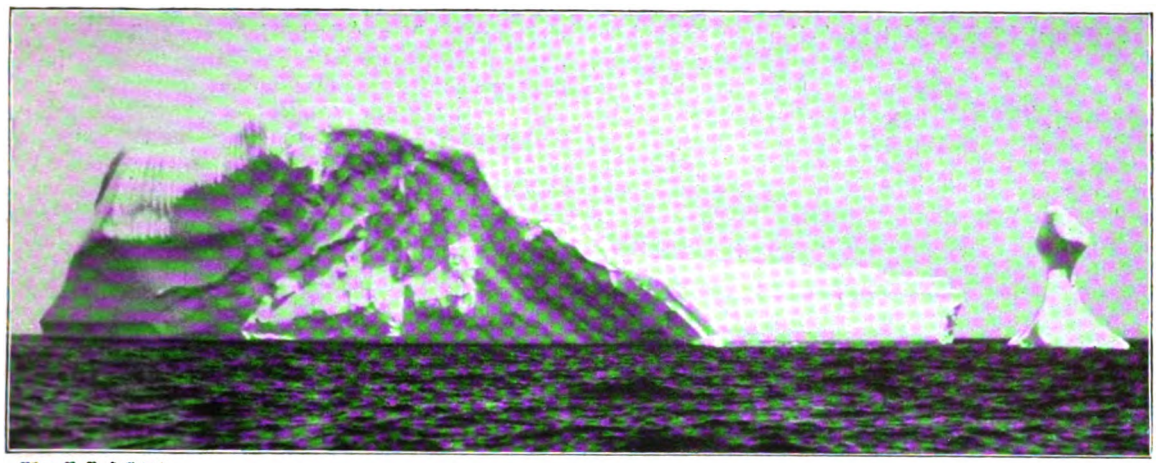
Da geht ein wohlig Beben
Tief durch den alten Bau,
Tannhäuser erwacht zum Leben
Im Arm der schönsten Frau.

Umsonst ihr süßes Locken,
Das allen Reiz verlor,
Der Klang der Heimatglocken
Liegt wieder ihm im Ohr.

„Ich sehe die Wartburg leuchten
Aus knospendem Buchengrün,
Und auf dem moosigen, feuchten
Waldboden die Veilchen blühn!

Es tönt von den Felsenstufen
Herüber des Hirten Schalmei, —
Der Lenz hat den Sänger gerufen,
Frau Venus, gebt ihn frei!"

Digitized by Google



Phot. R. P. Holloway

Schwimmende Eisinsel; das abgeschmolzene Stück gleicht einem Leuchtturm

# Eisberge

Von

## Max Peregrinus

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von R. P. Holloway, St. Johns, Neufundland)

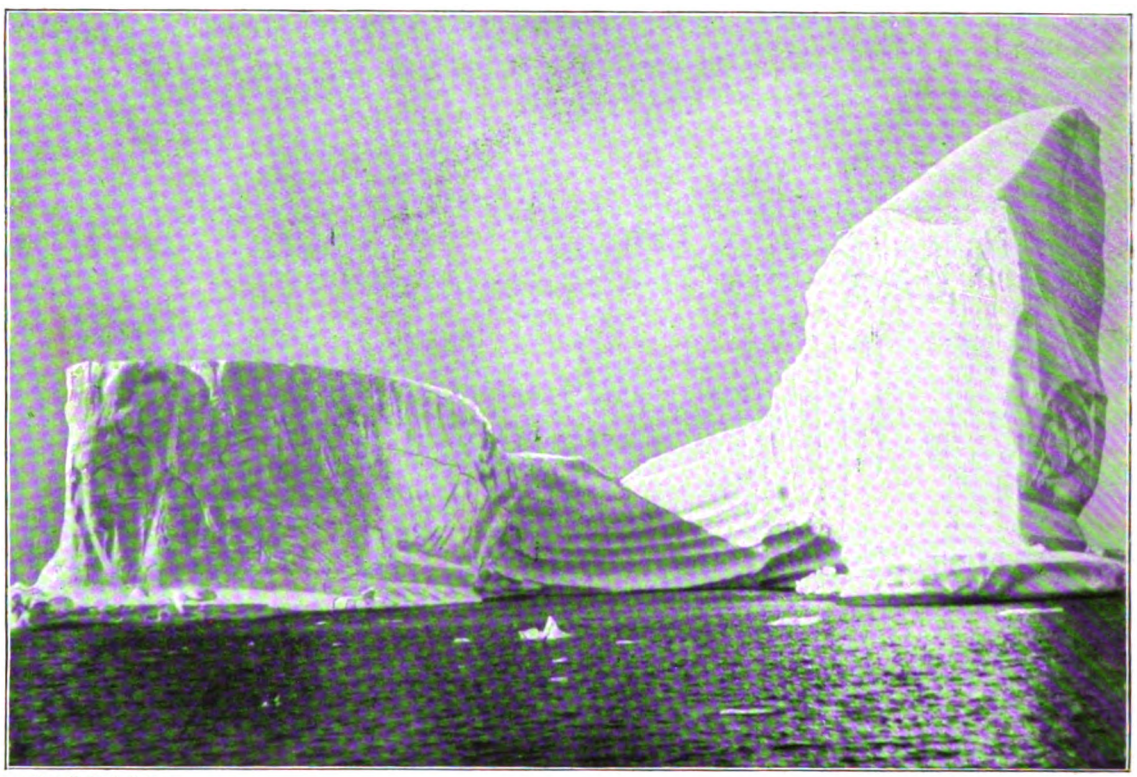
Auslug nach Eisbergen zu halten war und ist auch wohl heute noch ein Hauptvergnügen der Reisenden auf den großen transatlantischen Dampfern, namentlich während der Ueberfahrt von Kanada und den Vereinigten Staaten nach Europa. Es ist in der Tat ja auch ein fesselndes Schauspiel, das diese schwimmenden Eisinseln gewähren in ihrer blendenden Weiße, in dem prächtigen Farbenspiel, das sich nicht selten aus dieser entwickelt, und in dem raschen Wechsel ihrer an sich gewöhnlich schon so phantastischen Gestalt. Was der alte schlaue Höfling Polonius dem Prinzen Hamlet

Phot. R. P. Holloway

Eisberg mit einem Sporn wie ein Panzerschiff bei Kap Charles, Labrador

Digitized by Google

gegenüber zu sehen vorgibt, um dessen nervös-gereizten Zustand durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen, ein Naturgebilde, das im Handumdrehen seine Erscheinungsform ändert und bald wie ein Walfisch, bald wie ein Kamel und bald wie ein Wiesel anmuten will, das tritt uns in den Eisbergen bei ihrer stets sich verschiebenden Lage nur allzuoft entgegen. Man glaubt eine schwimmende Eismasse in Gestalt eines Riesenschwans zu sehen, stürzt rasch in die Kajüte, um seine Kamera zu holen, und bemerkt bei dem Wiedererscheinen auf Deck, daß inzwischen der Schwan sich in eine hochragende Felsklippe verwandelt hat; eine Wendung des Schiffes — und statt der von der Sonne bestrahlten blendendweißen



Phot. R. P. Holloway

Kolossaler Eisberg an der Küste von Labrador

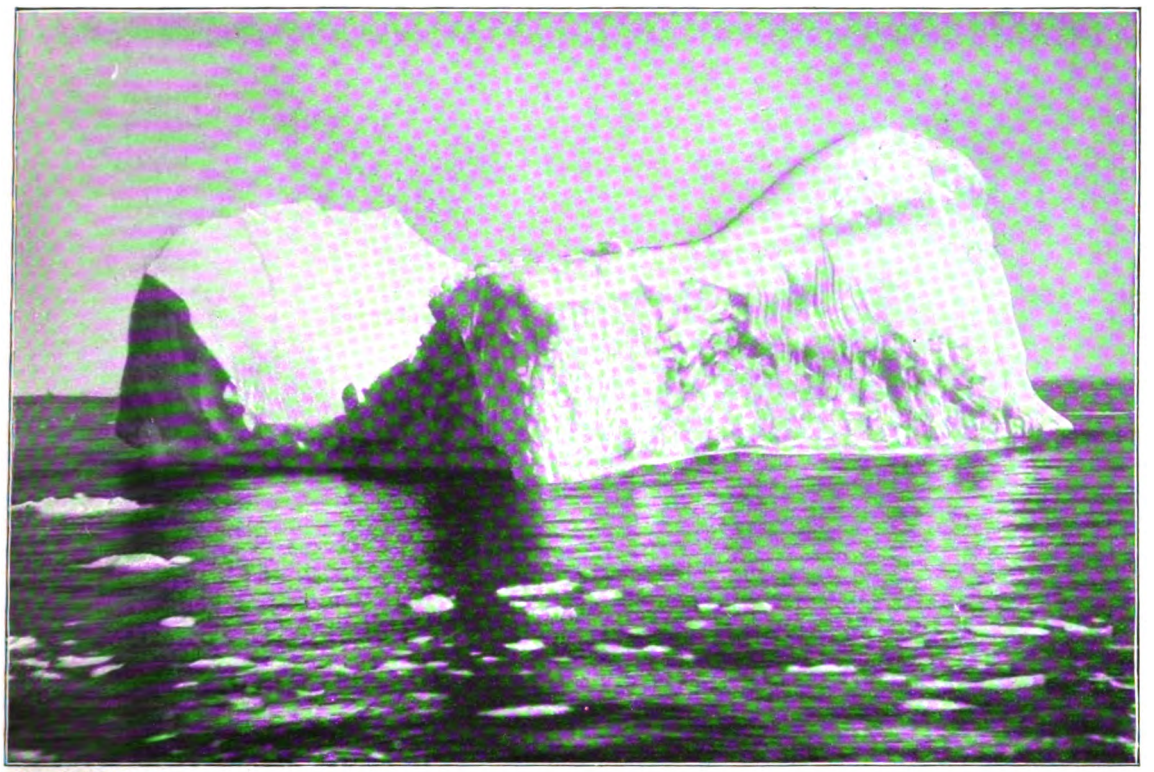
Lichtseite kehrt uns das Eisgebilde seine tiefblaue Schattenseite dar, wir glauben eine aus den Meereswogen sich aufbauende Feengrotte vor Augen zu haben.

Die Eisberge stammen aus den Polargegenden und verbreiten sich sowohl aus der arktischen wie der antarktischen Zone nach wärmeren Breiten. Sie sind wie das in das Meer gelangende Grundeis der Flüsse Süßwassergebilde und stehen als solche in einem gewissen Gegensatz zu dem auf dem Meeresboden gebildeten Salzwassereis, das die größte Rolle in den Polargegenden spielt. Es erhebt sich von dem Boden zu der Oberfläche des Meeres und wird aus dem Grunde zu Treibeis. Als solches bildet es die Eisfelder, die während der ersten Zeit ihres Bestehens verhältnismäßig eben und nicht sehr stark sind. Hat aber das Meereis ein- oder mehreremal überwintert, so ändert sich sein Zustand nicht unbeträchtlich. Während des Winters werden die Eistrümmer und -felder in eigentümlicher Weise gegeneinander gedrängt, überschoben, zerbrochen, wieder miteinander verbunden, und so entstehen die Packeismassen, von denen die Berichte der Polarfahrer so viel zu melden wissen.

Ganz anders ist es mit den Eisbergen bestellt. Sie sind atmosphärischer Herkunft und entstehen dadurch, daß von den bis in das Meer hinabreichenden Gletschermassen sowohl der arktischen wie der antarktischen Region die Enden oder „Zungen" sich mehr und mehr ablösen (daß die Gletscher „kalben", wie der technische Ausdruck lautet) und die abgelösten Füße sich in das Meer vorschieben und unter Sprengung der ganzen Masse schließlich als mehr oder minder umfangreiche Eisinseln davonschwimmen. Wir sehen diesen Vorgang besonders an der grönländischen Küste sich in typischer Weise vollziehen, wie denn unsre Kenntnisse von den Eisbergen vorwiegend von denen der arktischen Region stammen und wir in der Regel diese meinen, wenn wir von Eisbergen schlechtweg sprechen.

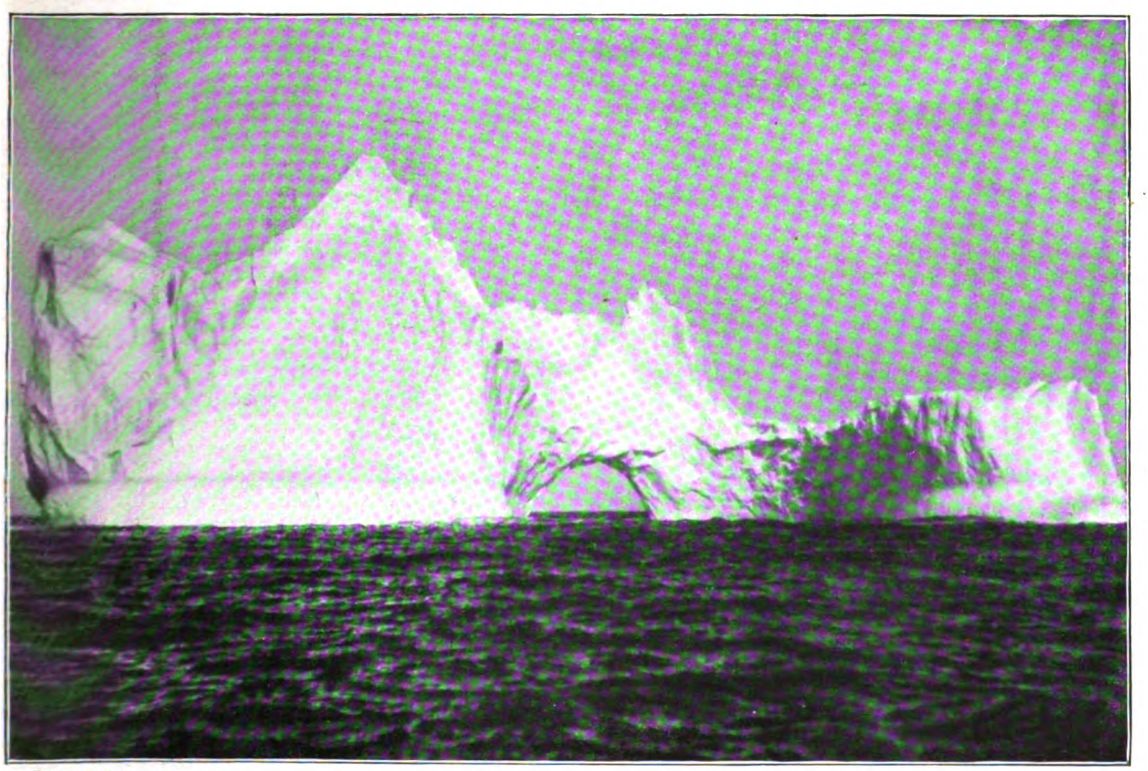
Die Eisberge, an deren Erscheinung die Reisenden auf den transatlantischen Dampfern sich so sehr erfreuen, sind grönländischen Ursprungs und verfolgen ihren Kurs der Küste von Labrador entlang, bis sie etwa unter dem vierzigsten Breitegrad mit dem Golfstrom in Berührung kommen. Die Reisenden gewahren sie auf ihrer Ueberfahrt nach Europa oder von dort zurück meist im

Digitized by Google



Phot. R. P. Holloway

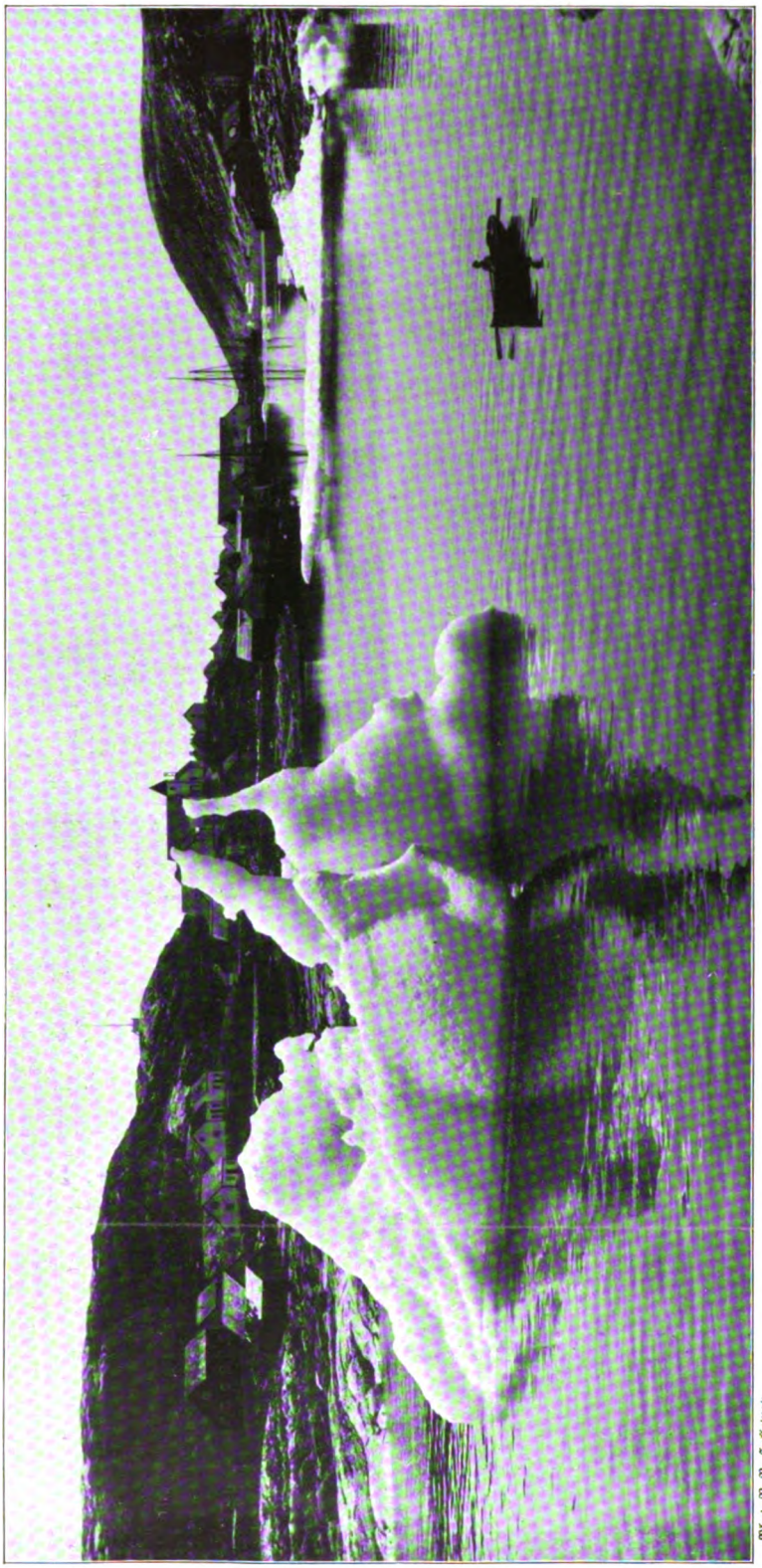
Eisberg, aufgenommen in der Straße von Belle Isle; er gleicht einem Schwimmdock



Phot. R. P. Holloway

Eisberg mit einem Tor, aufgenommen bei St. Johns, Neufundland

Digitized by Google



Schmelzender Eisberg auf der Reede von Battle Harbor, Labrador

Phot. R. B. Holloway

Frühjahr in größerer oder geringerer Entfernung von der Küste Neufundlands. Aus der Südpolarregion dringen Eisberge bis Kapstadt und in die Nähe der La-Plata-Mündung vor.

Wir haben schon der phantastischen Gestalt gedacht, welche die Eisberge in der Regel annehmen; sie geht geradezu bis zum Bizarren und Grotesken. Es gibt keine architektonische Bildung, die sich in ihnen nicht widerspiegelt. Manchmal sieht ein kleiner Eisberg inmitten der einsamen Wasserfluten wie das in der Wüste aufgeschlagene Zelt eines Arabers aus; ein andrer baut sich in den Formen einer von einer Kuppel überwölbten Moschee auf. Bald sind es chinesische Pagoden, die aus der Meeresfläche herausgewachsen scheinen, bald frühgotische Dome oder Bruchstücke von solchen, während in andern Fällen die schwimmenden Eiseilande den Eindruck von Schiffen, Felsklippen oder abgerissenen Bergzügen machen. Die Farbe ist, wenn es nicht durch Lichtbrechung zu einem bunten Wechsel auch in dieser Hinsicht kommt, auf der Sonnenseite grün oder ein stumpfer Kreideton und auf der Schattenseite ein schönes Azurblau. Zuweilen sieht man auch die weißen Berge von schönen kobaltblauen Streifen durchzogen, was daher rührt, daß auf dem Gletscher Ströme von frischem Wasser zu Eis erstarrten, bevor der Berg gebildet wurde. Zu wunderbaren Erscheinungen des durch die Lichtbrechung erzeugten Farbenspiels soll es namentlich in der antarktischen Region kommen, bei den dortigen Gletschern sowohl wie namentlich auch bei den Eisbergen, so daß Forschungsreisende wiederholt das bestätigten, was früher schon Walfischjäger gemeldet hatten, man empfange bei der Annäherung an die Region der Antarktis nicht den Eindruck, als ob man zu dem ödesten und verlassensten

Digitized by Google

Teile des Erdballs vordringe, sondern den, als ob sich einem ein Feen- und Märchenreich erschlossen habe.

Das Entzücken, mit dem die Reisenden auf den transatlantischen Dampfern das Schauspiel der schwimmenden Eisinseln begrüßten, wird von einer Klasse der mit ihnen auf demselben Fahrzeug befindlichen Personen nicht geteilt, von den für die Fahrt verantwortlichen Seeleuten. Zusammenstöße von Schiffen mit Eisbergen kommen häufiger vor, als man insgemein zu glauben geneigt ist, und sind eine sehr gefährliche Sache. Schiffe können dabei auf Nimmerwiedersehen verschwinden oder doch, wenn dieser schlimmste Ausgang meist auch durch die Geschicklichkeit und kühne Entschlossenheit der Schiffsleute vermieden wird, schwere Beschädigungen erleiden. Die Kapitäne sehen daher stets mit einer gewissen Besorgnis dem Insichtkommen der schwimmenden Eiskolosse entgegen und berechnen mit ängstlicher Spannung deren vermutlichen Kurs, damit sie den eignen danach einrichten können. Es gibt Eisberge, die mehr als 200 Meter über die Oberfläche des Meeres emporragen, und da nicht selten derartige Eismassen die Neigung haben, sich köpflings auf ihrer Fahrt zu über-

Eisberg vor dem Hafen von St. Johns, Neufundland

Phot. R. Holland



Digitized by Google

Phot. R. P. Holloway

Spitzen und Zacken eines schmelzenden Eisberges

schlagen, kann man sich denken, was in diesem Falle aus einem Schiff wird, das ihnen nicht rechtzeitig auszuweichen vermag. Man nimmt in neuerer Zeit auf den großen internationalen Schiffsagenturen mehr und mehr an, daß Fahrzeuge, von denen man nach ihrem Auslaufen nichts mehr hört, ihr Ende durch Zusammenstöße mit Eisbergen gefunden haben. In den großen Hafenplätzen der Alten wie der Neuen Welt veröffentlicht man daher neuerdings auch Berichte über das Auftauchen und die vermutliche Driftrichtung der Eisberge, um den Schiffsleitern möglichst früh Warnungen zukommen zu lassen.

---

# Friedlos

Von

**Hans Naumann**

Das aber hätt' ich früher nicht geglaubt,
daß es doch Frieden auf der Erde gibt! — —
Allein — im Zug. — Mein friedeloses Herz
erquickte sich am brausenden Getriebe
und sang den Rädern ihre Lieder nach,
und meinem Blicke flog das Land vorbei. —
Da plötzlich lag's vor mir! O halte, Zug!
Ein kleines Städtchen, wie ich's niemals sah:
Um hohe glänzendrote Ziegeldächer
viele grüne, volle, stille Lindenbäume,
eng angeschmiegt der mütterlichen Kirche,
die groß und hoch sie schützend überragt;
das Ganze sich in einem kleinen See
abspiegelnd wie in Selbstzufriedenheit. —
Hier wohnt der Friede, schrie es auf in mir.
Da hielt der Zug. Wie heißt der liebe Ort?
Kein Name stand am kleinen Bahnhofshaus.
Kein Schaffner rief ihn. Alles war ganz still.
Niemand stieg ein. Niemand stieg aus. Soll ich's?
Ich will's. Hier wird mir Ruh. Ich will hinaus! —
Nein, bleibe! Fluchbeladener! Du würdest
den Frieden stören, Friedeloser du!
So warf's mich grausam in mich selbst zurück.
Du trügst nur deinen eignen Fluch hinein! —
Und drüben lag verträumt und unberührt
die kleine Stadt und wellenlos der See.
Da drehten sich die Räder leise. Fern
schlug eine Türe ins ersehnte Schloß.
Fort ging's. Fort ging's und riß mir tief ins Herz. —
An Frieden hätt' ich früher nicht geglaubt.
Nun aber weiß ich, daß er ferne wohnt
in einem Städtchen, wo ich niemals war. —

---

Digitized by Google

# Tirol Anno 1809

Von

Dr. Tuchner-Egloff

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wilhelm Müller, Bozen, und Gebr. Baehrendt, Meran)

„Ruhm ist nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln." Dieses Wort Rilkes hat für keinen der Berühmten der an Ruhm so überreichen napoleonischen Zeit in gleicher Weise Berechtigung wie für den Tiroler Bauernwirt, dessen Name gegen seinen Willen vom Sonnenglanz der Unsterblichkeit umstrahlt wurde, weil er, vom Zufall oder vom Schicksal an die Spitze seines Volkes gestellt, stark und groß zu sterben wußte. Denn so seltsam es klingt: nicht das Leben hat um den Namen Andreas Hofers jenen Ruhmeskranz gewunden, der ihn weit über alle Kampfgenossen hinaushob und zum Alleinträger jener denkwürdigen Geschehnisse verkörperte, die in Wirklichkeit Vaterlandsliebe und Tapferkeit eines ganzen Volkes vollbracht hatten, sondern der Tod. Gar mancher der Bauernführer überragte den Passeirer Kommandanten an Klugheit, Entschlossenheit und Tatkraft. Speckbacher, Haspinger, Teimer haben nicht weniger Anteil an der Befreiung Tirols genommen als Hofer. Und doch repräsentiert dieser allein für Tirol, für Deutschland und die ganze gebildete Welt den Befreier, weil ihn sein tapferes, vom Hauche antiker Größe umwehtes Sterben für die Nachwelt auf die Warte des tragischen Heldentums emporhob. Wie denn überhaupt Volksmund und eine landfremde Stubenhistorik um das Neunerjahr einen so dichten Legendenschleier gewoben hat, daß das wahre Gesicht jener Zeit kaum mehr zu erschauen ist. Aus dem Aufstand gegen die bayrische Herrschaft wurde eine Empörung gegen „das Zwingjoch des Korsen", aus dem „Bayernkrieg" ein Franzosenkrieg, aus dem biedern, vom Drange der Ereignisse und vom Willen seiner Umgebung geführten Sandwirt ein sagenhafter Volksdiktator voll Zielbewußtheit und Tatenlust. Und doch steht der wahre Hofer, wie er uns aus den Aufschreibungen und Erzählungen seiner Mitkämpfer entgegentritt und wie ihn noch die Väter der heutigen Generation auf Grund mündlicher Ueberlieferung kannten, weit über dem der Reisebücher und Volksschauspiele, weil er so völlig frei war von der Pose des bewußten Heldentums, nichts als ein Streiter unter Tausenden, ein Kämpfer wie alle andern, der tat, was er als Pflicht und Recht empfand, selbstlos und treu der Sache bis zum letzten Augenblicke.

Hofer war nicht nur der Mann des Volkes, er war auch aus dem Volke, das er führte. In seinem Schicksal spiegelt sich das Geschick des gesamten Volkes in wundersamer Treue wider.

Hoferkapelle bei Gärberbach

Digitized by Google

Haus in Bozen, in dem Hofer gefangensaß

Insofern, als aus Hofer, in guten wie in schlechten Tagen, nicht die einzelne Persönlichkeit, sondern die Volksseele spricht, als sein Führertum alles Glück und Unglück des Landes durchdauert hat, erscheint er in der Tat als der Träger des Tiroler Freiheitskampfes.

An den Vorbereitungen zur größten Verschwörung, welche die Geschichte kennt, hat Hofer nicht mehr Anteil genommen wie so viele andre aus seinem Stande. Die Fäden der Geheimorganisation liefen nicht in Tirol, sondern in Wien zusammen. Kaum daß der Preßburger Friede Tirol unter die Herrschaft des bayrischen Löwen gebracht hatte, begannen schon österreichische Agenten das Land zu bereisen, die Bevölkerung für Oesterreich warm zu halten und überall vertraute Wissende zu bestellen. Man darf mit Recht bezweifeln, ob sie viel erreicht hätten, wenn nicht der bayrische Bureaukratismus in unglaublicher Kurzsichtigkeit ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Denn Tirol hatte die Abtretung von Oesterreich schmerzbewegt, aber ruhig als nicht zu ändernde Fügung hingenommen. Erst der Versuch der bayrischen Verwaltung, das Althergebrachte mit einem Schlage überall abzuschaffen und ein Land, dem im Laufe der Jahrhunderte von den eignen Herrschern zahlreiche Privilegien gegeben wurden, unter das Gleichmaß eines bureaukratischen Regierungszentralismus zu bringen, verwandelte die Gleichgültigkeit in tiefes Mißtrauen. Die Einhebung neuer Steuern, die Einführung der Militärstellung, die Suspendierung der alten Verfassung, die Aufhebung der Klöster und vor allem das gewaltsame Vorgehen gegen die Geistlichkeit verwandelten das Mißtrauen in Haß. Die bayrischen Beamten verwalteten das stammverwandte Land wie erobertes Gebiet. Das beste Zeugnis hierfür hat ihnen ihr eigner König ausgestellt, der sich — allerdings kam diese Einsicht erst nach dem Aufstande — öffentlich äußerte: Er habe gefunden, daß ein großer Teil der Beamten in Tirol keinen Teufel tauge, nur drei Landrichter von allen, die was wert seien. So kam jener große Geheimbund zustande, der alles für den Augenblick vorbereitete, da Oesterreich an Frankreich und Bayern den Krieg erklären werde. Zur genauen Festsetzung des Zusammenwirkens der österreichischen Truppen und der Landstürmer reisten drei Verschwörer im Frühjahr 1809 nach Wien, darunter Hofer als Kommandant von Passeier. Noch ahnte er freilich nicht, daß er einst als „Oberkommandant von Diroll" sich unterzeichnen würde. Ahnte es auch nicht, als er am 8. April im Sandwirtshaus auf Laufzetteln die Parole ausgab: „Es ist Zeit!" Bei der ersten Befreiung Tirols hatte er nur die Rolle eines Unterführers inne. Einen Kommandanten des Ganzen gab es in den Apriltagen nicht. Brauchte es auch nicht, denn so groß war die Erbitterung der Bauern, daß sie im ganzen Lande wie ein Mann aufstanden und in drei Tagen die gesamte bayrische Besatzung getötet oder gefangen hatten. Hofer zog mit den Passeirern über den Jaufen, lieferte der Garnison von Sterzing ein scharfes Gefecht und nahm sie schließlich gefangen. Nun begann sein Ansehen in Südtirol rasch zu steigen. Denn er bot nicht nur Passeier und Meran, auch Vintschgau und bald darauf Nonsberg und Sulzberg auf. Der Kommandant der österreichischen Armee, Feldmarschalleutnant Chasteler, zog ihn an seine Tafel, des Kaisers Intendant Hormayr umarmte ihn auf offener Straße. Dazu kamen als Nebenumstände, aber nicht ohne Bedeutung: Hofer war wohlhabend, weitgereist und beherrschte die Sprache „der herzallerliebsten wälschen Landesbrüder". Und da in stürmischen Zeiten der einzelne

Digitized by Google

Das Sandwirtshaus im Passeier

Digitized by Google

mehr als sonst geneigt ist, sich unterzuordnen, so wandte sich von selbst erst der Süden und schließlich auch der Norden des Landes an ihn, froh, daß ein Wille da war, der befahl und lenkte. So sah sich Hofer allmählich, ohne daß er es wollte oder etwas dazu getan, an die Spitze des Tiroler Volkes gestellt. Daß er diese Stellung nie selbstsüchtig mißbrauchte, daß er in allen Tagen, auch in der Zeit seines Bauerngrafentums in der Hofburg zu Innsbruck, eine bewundernswerte Lauterkeit der Gesinnung und Schlichtheit seines Wesens bewahrte, das ist sein Ruhm und sein Heldentum.

Grabstätte von Hofers Frau in St. Leonhard

Viel Klügere und Höherstehende hätten im Rausche der Siege, im Taumel des Erfolges ihr moralisches Gleichgewicht verloren, der schlichte Bauer lehnte alles Lob von sich ab, wie er den Adel ablehnte, der ihm von Kaiser Franz verliehen wurde. Als er nach der dritten Berg-Isel-Schlacht in Innsbruck unter Glockengeläute und ungeheuerm Jubel seinen Einzug hielt, da wehrte er nach links und rechts ab: „Bst, bst, nöt schreien und musizieren, i nöt, ös a nöt, der da oben hat's thon."

Es ist psychologisch leicht begreifbar, daß diese Schlichtheit, diese Bescheidenheit, verbunden mit einer tiefen Religiosität, dahin führen mußte, daß Hofer schließlich den Kampf als eine Art Kreuzzug für Gott betrachtete und vom Himmel mitunter mehr erhoffte als von den Waffen. Während der streitbare Kapuzinerpater Haspinger stets mitten im Kampfgetümmel stand und mit seinem schweren Holzkruzifix mehr als einen Bayern zu Tode geschlagen haben soll, hielt sich Hofer meist weit hinter der Feuerlinie auf, wo er die Meldungen empfing und betete; bei den Kämpfen um Innsbruck im Gasthaus zur Schupfen an der Brennerstraße. Nur ein einziges Mal, am 29. Mai, griff er persönlich eine halbe Stunde in das Handgemenge am Berg Isel ein. Daß es nicht Mangel an persönlichem Mute war, der ihn veranlaßte, außer Kampf zu bleiben, hat er durch seinen Tod bewiesen. Es mußte etwas andres sein, das ihn zurückhielt. Vielleicht das unbewußte Gefühl, daß er als Urheber, als Aufrufer des Volkes sich der Verantwortung nicht durch die Zufälligkeit der Schlacht entziehen dürfe. Vielleicht ahnte er schon damals die Stunde voraus, da er sagen würde: „Ich bin allein der Schuldige. Die andern haben keinen Teil daran."

Als Tirol im August zum drittenmal vom Feinde befreit war, da zog Andrä Hofer auf Verlangen des ganzen Landes in die Hofburg zu Innsbruck und übernahm die Regierung, bis der Kaiser in der Lage sein würde, das Land wieder unter sein Zepter zu nehmen.

Und nun begann jene seltsame Regierungstätigkeit des Wirtes von Passeier, die trotz ihrer zahlreichen naiv-heiteren Zwischenfälle Hofers Charaktergröße und natürlich klugen Verstand in hellem Lichte zeigte. Von einer vaterlandslosen Beamtenschaft, die sich bereits zum drittenmal als österreichisch gesinnt gerierte, nachdem sie ebenso oft den Bayern gedient hatte, als Bauer von obenherab angesehen, von zahlreichen Schmeichlern und Schmarotzern umgeben, die auf jede Gelegenheit lauerten, für sich etwas herauszuschlagen, ohne Einblick in die Organisation der Verwaltung, verstand er es doch recht und schlecht die Geschäfte so zu leiten, wie es im Sinne der Landesverteidigung ihm am besten schien, und allezeit sein freies Urteil sich zu bewahren. Seine Bescheide sind allerdings mitunter von einer ungewohnten Drastik: Ein Bayer suchte um die Erlaubnis, einen Zitronenhandel zu treiben, an. Hofer schreibt auf das Gesuch: „Kann nit sein, dieweilen wir ins nit wöllen die Läus in Belz züglen." Eine andre Verordnung verbot den ehrsamen Damen von Innsbruck, in dekolletierten Kleidern herumzugehen.

Aus einer kleinen Ansprache, die er gelegentlich an das Volk hielt, leuchtet seine herzlich biedere und rechtliche Gesinnung in köstlich naiver Weise:

„Grüß Enk Gott, meine lieben Innsprucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt habt, so bin i holt do. Es sein aber viel andre do, dö koane Innsprucker sein, alle dö unter meine Waffenbrüder sein woll'n, dö müssen für Gott, Koaser und Vaterland als tapfere, rödle und brave Tiroler streiten; dö aber dös nit tun wöll'n, dö soll'n heimgeahn. Dö meine Waffenbrüder werden wöll'n, dö soll'n mi nit verlassen, i wär Enk aa nit verlassen, so wahr i Andrä Hofer hoaß. G'sagt hab i Enk's, g'söchen habt's mi, b'hüat Enk Gott!"

Zwei Monate währte die Regierung Hofers, vielleicht die mildeste und menschenfreundlichste, die Tirol je gehabt, dann rückte der Feind von allen Seiten gegen das kampfgeschwächte Land wieder vor. Bald ist Innsbruck von den Bayern wieder besetzt. Hofer hat sich nach Steinach am Brenner zurückgezogen und ruft von dort aus die Stürmer

Digitized by Google

zu den Waffen. Zum viertenmal gedenkt er am Berg Isel den Sieg zu erringen. Aber nur kurz dauert der Kampf. Im Morgennebel werden die Bauern überrumpelt und nach kurzem Kampf geworfen. Auch vom Süden dringt der Feind ins Land. Da kommt die Botschaft vom Frieden, der am 14. Oktober zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen worden war.

Und nun beginnt Hofers Schuldigwerden. Zweimal fordert er die Landstürmer auf, die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen. Zweimal sichert er dem Feinde Unterwerfung zu. Und zweimal ruft er dann wieder, von fanatischen Freunden gegen seine bessere Ueberzeugung gedrängt, ja sogar mit dem Tode bedroht, das Land zum Sturme auf. Vergeblich. Zu groß ist die Uebermacht des Feindes, zu groß die Kampfesmüdigkeit der Bauern. Es fehlt an zielbewußter Führung, an innigem Zusammenhalt.

Mit grausamer Härte wird das letzte Aufflackern einiger Täler unterdrückt. Dann ist Tirol still geworden. Totenstill. Tausende von Höfen abgebrannt, tausende ausgeplündert und verwüstet. Tausende seiner Bewohner tot. Die Saat eines Jahres vernichtet. Die Führer auf der Flucht nach Oesterreich.

Nur Hofer will sich von der Heimat nicht trennen. Vergeblich bereden ihn seine Freunde, vergeblich sein Weib. Er scheint mit unsichtbaren Fesseln an den Boden geheftet, scheint ein Schicksal zu erwarten, beinahe herbeizuwünschen, das er kommen sieht. In letzter Stunde noch wird er gewarnt, er sei verraten. Er bleibt, bis die dreihundert, die man gegen den einzelnen ausgeschickt, seine Almhütte umstellt haben.

Es ist, als ob vom Augenblicke der Gefangennahme an ein neuer Geist in Hofer erwacht sei; als ob er den Tod, dem er entgegengeht, herbeiwünsche, da ihm alles, für das er gekämpft und das Blut so vieler Mitbrüder eingesetzt, verloren scheint. Wie einen Patriarchen, wie einen Eroe cristiano betrachten ihn bewundernd die Offiziere zu Mantua.

Solange bei den Menschen die Kunst, ruhig und ohne Pose zu sterben, als die höchste gilt, wird Hofers Todesgang allzeit scheue Bewunderung erregen.

So wenig der Sandwirt in seinem Wesen vom Kulturheroentum der Griechen hatte, so erinnerte doch die furchtlose Ruhe, mit der er dem Tode ohne Wimpernzucken ins Auge sah, an das fröhliche Lächeln, mit dem jener griechische Weise den Schierlingsbecher leerte.

Am Morgen seines Todes ordnete er mit nichts vergessender Gelassenheit seine häuslichen Angelegenheiten. Er vergaß nicht des Nachbars Hahn und die Verwandten, die nicht um das Totenmahl kommen sollten, weil er fern von seiner Heimat auf welscher Erde sterben mußte.

Dafür sollte jenen beim Unterwirt nach altem Tiroler Brauch Suppe und Fleisch gegeben werden samt einer Halben Wein. Der „Liebsten sein" trug er sorglich auf, mit den Leuten, denen er etwas schuldig wäre, ordentlich abzurechnen und nicht gar zuviel Kummer zu haben seinetwegen.

Hoferzimmer im Gasthaus zur Schupfen bei Innsbruck

Digitized by Google

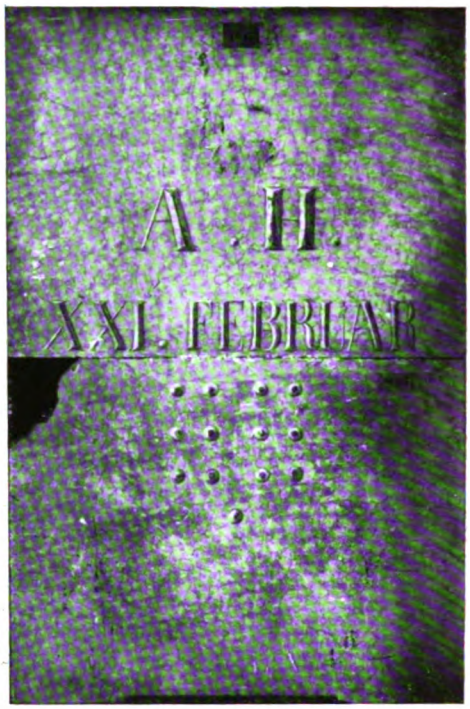
„Ade, meine schnöde Welt: so leicht kommt mir das Sterben, daß mir nicht die Augen naß werden. Geschrieben um fünf Uhr in der Früh. Und um neun Uhr reis' ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Dein im Leben geliebter
Andrä Hofer,
vom Sand in Passeyer."

Kein Dichter hat herzinnigere Worte in der Sterbestunde gefunden.

Daß er selbst mit unverbundenen Augen „Feuer" kommandierte, ist geschichtlich.

Im Volke von heute aber lebt Hofer nicht nur als der Blutzeuge des Neuneraufstandes, sondern auch als sein Organisator und Leiter, als großer Schlachtenlenker und Kriegsheld fort, während die Namen der andern Kommandanten fast ein Jahrhundert vergessen waren und erst in jüngster Zeit auf literarischem Wege wieder ins Gedenken der Nachfahren gerufen wurden. Die Orte, die an Hofer erinnern, sind längst Wallfahrtsorte der Landeskinder und Fremden geworden, so das Sandwirtshaus in Passeier, die Hoferkapelle bei Gärberbach und das Haus zu Bozen, in dem Hofer als Gefangener weilte. Auch die Grabstätte seiner Ehefrau Anna Ladurner, die ihn um 26 Jahre überlebte, wurde vom Schimmer jener Romantik




Grabstein Hofers in Mantua

umwoben, die alles verklärte, was an Hofer erinnerte. Dem Beschauer gibt das schmiedeiserne Grabkreuz nur die Kunde, daß auch Anna Hofer von dem verliehenen Adel keinen Gebrauch machte. Sie hat es wohl nie vergessen können, daß ihr Mann am gleichen Tage erschossen wurde, da des Kaisers Tochter mit Napoleon Hochzeit hielt.

Hofers Waffen im Innsbrucker Museum

# Aphorismen

Von

## Paul Garin

Jugend meint, die Welt fange mit ihr an, das Alter denkt, die Welt höre mit ihm auf, und merkwürdig: Beide haben recht.

*

Deine Gedanken sind so groß und so klein wie deine Wünsche. Drum lerne Großes zu wünschen, um groß zu denken.

*

Man schafft in Sturm und Drang, aber man wirkt in Zeit und Ruhe.

*

Formen sind — eine Form der Selbstachtung.

*

Am empfindlichsten sind die Leute, die gar nicht wissen, wie grob sie selber sein können.

Digitized by Google

# Die Frauenberufsfrage

Von

Eliza Ichenhaeuser

V

## Häusliche Berufe

Von sämtlichen Berufsarten erscheinen wohl keine den jungen Mädchen gegenwärtig so wenig begehrenswert wie die häuslichen Berufe. Zwar herrscht in manchen von ihnen, und zwar besonders in den von gebildeten Mädchen und Frauen ausgefüllten, noch immer ein starker Andrang, aber der kommt nur daher, daß immer noch so viele Frauen und Mädchen, die zu gar keinem Beruf vorgebildet sind und sich plötzlich vor die Notwendigkeit versetzt sehen, sich selbst ihr Brot zu verdienen, für die häuslichen Berufe immer noch genug zu wissen glauben. Daher der Ueberfluß von Angeboten an Hausdamen, Gesellschafterinnen, Reisebegleiterinnen, Stützen, Kinderfräulein und andre mehr, und doch der Mangel an wirklich brauchbaren Kräften, daher auch ihre schlechte Bezahlung. Würden Eltern und Töchter das Vorurteil, man brauche für häusliche Berufe keine besondere Vorbildung, aufgeben, würden sich die jungen Berufsbeflissenen auch für diese Berufe gründlich vorbereiten und sie voll auszufüllen versuchen, dann würden sie, wenn auch keine überwältigenden Gehälter, so doch ein sicheres und relativ sorgloses Auskommen finden. Conditio sine qua non für einen gesunden Aufschwung dieser Berufe ist seitens der Arbeitnehmerinnen, daß sie

Bilder von Hofer und seinen Kampfgenossen im Berg-Isel-Museum

Digitized by Google

ihre Pflichten ernst nehmen und sie nicht als Vorwand benutzen, um „bei mutterlosen Waisen“ auf eine Eheversorgung durch den verwitweten Vater zu spekulieren oder durch den so beliebten „Familienanschluß“ auf irgendwelche andre Liebes- und Ehechancen in der Familie, in der sie Anstellung suchen, zu fahnden.

Seitens der Arbeitgeber ist größere Rücksichtnahme auf die individuellen Bedürfnisse der häuslichen Angestellten zu nehmen. Ein eignes Zimmer, den Abend zu eigner freier Benutzung, ein- bis zweimaliger wöchentlicher Ausgang, geregelte Arbeitszeit, das sind wesentliche Bedingungen für eine auf moderner Anschauung beruhende Umwandlung der häuslichen Berufe. Das bezieht sich sowohl auf die Köchinnen, Hausmädchen, Mädchen für alles, als auch auf die sozial und intellektuell höherstehenden Kinderfräulein, Stützen, Haushälterinnen, Hausdamen, Gesellschafterinnen und so weiter.

Es ist unglaublich, wie wenig Rücksicht auf die persönlichen Bedürfnisse der Angestellten in dieser Beziehung genommen wird. In manchem großen Haushalt kann eine Hausbeamtin nicht das kleinste Eckchen ihr eigen nennen, besitzt sie nicht den geringsten Raum, wo sie sich mal zurückziehen und ausruhen kann. Das hat sich in letzter Zeit, seit die Oeffentlichkeit sich mit dieser Frage eingehender befaßt, allerdings etwas gebessert. Als ich diese Frage vor etwa zwölf Jahren in Frauenvereinen und in der Presse anschnitt, wurde ich vielfach angegriffen und in Witzblättern verulkt. Seither ist doch aber manche meiner Forderungen erfüllt worden. Man hat einzusehen begonnen, daß beispielsweise der Dienstbotennot nur durch besseren hauswirtschaftlichen Unterricht, durch geregeltere Arbeitszeit und durch mehr Freiheit zu steuern ist. Die Familien, die ihren Mädchen wöchentlich einmal Ausgang gewähren, werden, besonders in den großen Städten, immer zahlreicher; man beginnt sich zu genieren, sie vor der Sommerreise abzuschaffen (was früher ein beliebtes Sparmittel war), man schenkt dem hauswirtschaftlichen Unterricht der Volksschülerinnen mehr Aufmerksamkeit, man hat die Gehälter erhöht, in den Städten bekommt ein Mädchen für alles 200 bis 300 Mark und mehr jährlich, Hausmädchen desgleichen, Kindermädchen und Kinderfrauen 200 bis 500 Mark, Köchinnen 240 bis 600 Mark und mehr, je nach dem Grade ihrer Leistungen. Das ist alles natürlich erst im Werden begriffen und wird immer besser werden, je allgemeiner der hauswirtschaftliche Unterricht durchgeführt wird und je weitere Kreise von der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Umgestaltung der Arbeitsbedingungen der häuslichen Arbeiter durchdrungen werden.

Das gilt aber auch von den höheren häuslichen Angestellten, den Hausbeamtinnen. Wenn sie durch tüchtige fachliche Vorbildung und nachherige ebenso tüchtige Leistungen ihren Wert erweisen können, dann werden sie auch ihre Bedingungen stellen können und sie erfüllt sehen.

Da muß dann zunächst als erstes Opfer die „Stütze der Hausfrau“ fallen. Sie verdankt ihr Dasein der falschen Scham und dem falschen Stolz und hat daher keine Berechtigung. Nur um „Fräulein“ genannt zu werden, nur um den oft zweifelhaften Vorzug des Familienanschlusses zu genießen, geben sich weibliche Wesen dazu her, gegen ein minimales Entgelt, ja, nicht selten „ohne gegenseitige Vergütung“, wie die landläufige Phrase lautet, die schwersten Arbeiten zu verrichten. Sie haben selten Gelegenheit, sich dabei eine systematische Ausbildung und Fähigkeit zu selbständiger Arbeit anzueignen, da ihre Lehrmeisterinnen meist weder in der Lage hierzu sind noch die Verpflichtung dazu fühlen, und üben in der Regel eine sie selbst und andre unbefriedigende Tätigkeit aus. Wenn die jungen Mädchen sich statt dessen in einer guten Haushaltungsschule in einem ein- bis anderthalbjährigen Kursus eine ordentliche hauswirtschaftliche Ausbildung verschaffen und dann Haushälterinnenstellen annehmen würden, um sich in der Praxis zu vervollkommnen, dann würden sie bei Zielbewußtheit und Ausdauer sicherlich ein besseres Auskommen finden als wie in manchen kaufmännischen und ähnlichen Stellungen, weil die freie Station vor allen Dingen Sorglosigkeit und die Möglichkeit der Ersparnis des größten Teils des Gehalts bietet, was bei nicht freier Station ausgeschlossen ist.

Unter den Haushälterinnen gibt es verschiedene Tätigkeiten. In Amerika unterscheidet man zwischen der arbeitenden und der verwaltenden Haushälterin. Die erstere muß selbst mit Hand anlegen, die letztere leitet und beaufsichtigt nur den Haushalt. Gewöhnlich führt der Weg zur verwaltenden Haushälterin durch die Routine der arbeitenden durch, da nur ein tüchtiger Soldat einen guten Feldherrn abgeben kann. Auch bei uns existiert eine ähnliche Arbeitsteilung. Es ist die der Haushälterin und der Hausdame. Es wäre jedoch zu wünschen, daß auch bei uns die Hausdamen sich aus tüchtigen Haushälterinnen rekrutierten, dann würden sie leistungsfähiger sein, als dies gegenwärtig meist der Fall ist. Gewiß gehören zur Hausdame, besonders wenn sie auch Repräsentantin sein soll, gute Allgemeinbildung und angenehme Umgangsformen, aber diese Accessoires werden von den Damen gewöhnlich für die Hauptsache genommen, und das ist ein sehr bedauerlicher Irrtum, der sie beinahe gefürchtet macht. Ich kenne so manchen Witwer und Junggesellen, der eine gebildete tüchtige Haushälterin gut gebrauchen könnte, dem es jedoch vor den gesellschaftlichen Ansprüchen und der haushälterischen Unfähigkeit vieler Hausdamen graut und die daher lieber auf sie verzichten. Die Hausdame jedoch, die eine tüchtige Haushälterin ist, das Personal mit Umsicht und Energie zu lenken und einen verantwortungsreichen Posten auszufüllen versteht, kann außer Privathaushaltungen auch Sanatorien, Heilanstalten, Kliniken und so weiter vorstehen. Haushälterinnen erhalten in der Regel 600 bis 800 Mark jährlich, Hausdamen in Privathaushaltungen bis 1000 Mark, in Anstalten und so weiter bis 1400 Mark jährlich; diese Gehälter kommen solchen von 2000 bis 2400 Mark in andern Berufen ohne freie Station gleich.

Im Hotelbetrieb finden tüchtige Haushälterinnen ebenfalls Verwendung, ferner werden daselbst Aufseherinnen, Wäschebeschließerinnen und so weiter in ziemlicher Anzahl beschäftigt. Sogar als Café- und Restaurantköchinnen haben die Frauen es schon bis zu 120 Mark monatlich bei freier Station gebracht, ein unleugbarer Fortschritt. Nichtsdesto-

Digitized by Google

weniger könnten die Frauen es gerade auf diesem Gebiete viel weiter bringen, wenn sie die hierzu nötige Ausbildung und den nicht minder nötigen Ehrgeiz mitbringen würden. Die Mädchen, die sich diesem Berufe widmen wollen, müssen genau wie die Knaben nach dem Verlassen der Schule in ein möglichst gutes Hotel oder Restaurant in die Lehre gegeben werden, um in sämtliche Feinheiten des Berufes eingeweiht zu werden, nachdem sie hier alles gelernt haben, in ein diesem Unternehmen überlegenes gebracht werden, wo sie sich vervollkommnen können und so weiter, bis sie analog zur Küchengehilfin und dann zur dritten, zweiten und schließlich zur ersten Köchin avancieren.

Wenn man bedenkt, wie weit es die Männer auf diesem Gebiete gebracht haben — viele von ihnen beziehen Ministergehälter —, so sehe ich nicht ein, warum die Frauen nicht mit ihnen auf dieser ihrer ureigensten Domäne wetteifern sollen. Es werden zwar neuerdings ab und zu Stimmen laut, die behaupten wollen, daß die Männer die wahren Poeten des Kochherdes seien. Ich habe aber immer noch gefunden, daß ein von einer guten Köchin in einem feinen Privathause hergestelltes Mittagsmahl um seiner inneren Qualitäten willen den Vorzug vor den feinsten Diners ihrer männlichen Kollegen verdient, wenn die letzteren sich auch äußerlich reizvoller präsentieren. Ich kann mir also den Glauben an die Fähigkeit der Frau zu hohen Leistungen auf kulinarischem Gebiete nicht rauben lassen.

Ein relativ neuer und infolgedessen noch nicht überfüllter Beruf ist der der Hauswirtschafts- und Haushaltungslehrerin. Je mehr Aufmerksamkeit dem Haushaltungsunterricht zugewandt wird und je mehr er sich ausbreitet, desto größer wird naturgemäß der Bedarf an Lehrerinnen für das Haushaltungsfach. Zur Ablegung der seit 1902 in Preußen eingeführten staatlichen Prüfung, welche die Berechtigung zur Erteilung von hauswirtschaftlichem Unterricht an Volks- und Fortbildungsschulen verleiht, ist eine ein- bis anderthalbjährige Ausbildungszeit erforderlich. Am empfehlenswertesten hierfür sind die dem „Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung" unterstellten Schulen. Diese Anstalten haben auch ein zweites Examen eingeführt, das die Berechtigung zur Erteilung von Unterricht an Erwachsene in Haushaltungsschulen und Seminaren verleiht. Für dieses ist eine mindestens zweijährige Ausbildungsdauer erforderlich. Es ist durchaus anzuraten, sich an diese Ausbildungszeiten und an die Anstalten, die sie vorschreiben, zu halten, denn wenn auch die staatlichen Prüfungen in dieser Beziehung keine so lange Ausbildungszeit involvieren, so sind doch nur durch eine gründliche Ausbildung gründliche Kenntnisse zu erlangen. Die Gehälter schwanken bei freier Station zwischen 400 bis 800 Mark, ohne solche zwischen 800 und 1500 Mark.

Auch als Unternehmerinnen können Frauen, welche die Küche vollkommen beherrschen und zu rechnen verstehen, sich erfolgreich betätigen, so zum Beispiel als Traiteurinnen, als Pensionsinhaberinnen, als Restaurateurinnen und Hotelbesitzerinnen. Zu diesen Unternehmungen gehört natürlich Kapital, aber sie sind dafür unter Umständen sehr lukrativ. Besonders für Traiteurinnen ist ein weites Gebiet offen, da es sich in großen Städten immer mehr einbürgert, daß zu größeren Mahlzeiten und Gesellschaften das Essen vom Traiteur bestellt wird.

Häusliche Berufe, die sehr überfüllt sind, sind die der Gesellschafterin und Reisebegleiterin, weil sie keine besondere Vorbildung erheischen, aber eben aus diesem Grunde ist ihnen ihr Tätigkeitsgebiet nicht ganz klar, und sie üben es infolgedessen selten zur Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber aus. Alle, die sich diesem Berufe widmen, müßten sich darüber klar sein, daß sie persönliche Dienstleistungen übernehmen, die sie genau so gewissenhaft ausüben müssen wie die in jedem andern Beruf erforderlichen. Daß eine Dame, die als Reisebegleiterin Engagement sucht, auch Reisemarschall sein muß, mit dem Kursbuch genau Bescheid wissen, Reisen gut zusammenstellen, das Gepäck selbständig besorgen, kurzum der Dame, bei der sie Stellung gefunden hat, alle Unannehmlichkeiten des Reisens abnehmen muß, das fällt sehr wenigen „Reisebegleiterinnen" ein. Aehnlich liegen die Dinge bei der Gesellschafterin. Auch hier sind die Auffassungen der Pflichten sehr verschieden, glauben viele ihnen durch ihre bloße Anwesenheit zu genügen. Die betreffenden Damen sollten Klarheit darüber gewinnen, daß zur Gesellschafterin nicht allein die Konversation gehört, sondern daß sie gleichzeitig die Tätigkeit einer Privatsekretärin, einer Vorleserin, mitunter auch einer Hausdame und Reisebegleiterin verbinden müssen, je nach den Bedürfnissen und Verhältnissen, die sie antreffen.

Zu den häuslichen Berufen rechne ich auch den der Kinderpflegerin und der Kindergärtnerin. Sie sind ebenfalls sehr reformbedürftig, da die Anzahl der in guten Anstalten vorgebildeten Elemente in beiden Kategorien sehr klein ist. Es ist dies doppelt bedauerlich, da in erster Linie die Kinder darunter leiden. Aber auch vom Standpunkt der Berufsbeflissenen ist es schade, daß sie dadurch behindert sind, eine erfolgreiche Tätigkeit auszuüben. Kinderpflegerinnen sollten eine einjährige, Kindergärtnerinnen eine zweijährige Fachausbildung haben, ehe sie ihren Beruf ergreifen. Nur wenn sie in die Geheimnisse der Kinderpsychologie eingeweiht sind, nur wenn sie wissen, was Pädagogik bedeutet, werden sie begreifen, wie zart die ihnen anvertrauten Pflänzchen behandelt werden müssen. Gelingt ihnen das, vermögen sie wirklich einen günstigen Einfluß auf die Erziehung der Kinder auszuüben, dann ist ihnen auch eine ganz andre Stellung im Hause und ein ganz andres Gehalt, als dies gegenwärtig den ungebildeten Elementen gegenüber der Fall ist, gewiß. Tüchtige Kindergärtnerinnen können auch die Leitung von Kindergärten übernehmen oder sich zur Kindergärtnerinnen-Seminarlehrerin ausbilden.

Jedenfalls ist die Zahl der häuslichen Berufe nicht gering und sind die Aussichten für sie im allgemeinen nicht schlecht. Die Hauptbedingung für eine Besserung dieser Aussichten ist, daß die Berufsausbildung eine gründlichere werden muß und daß die Pflichten hüben und drüben, auf seiten der Arbeitgeberinnen sowohl als auf denen der Arbeitnehmerinnen, ernster genommen werden.

Digitized by Google

# Aus der Jugend König Eduards

Von

**Franz Winter**

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Prinzgemahl Albert, der Vater König Eduards

Man kann von einem „Kronprinzenschicksale“ sprechen; solange ein designierter Thronerbe das ist, was sein Name besagt, ein Anwärter auf den ihm beschiedenen Herrscherreif, dann pflegt er von der Gunst der großen Menge getragen zu werden, man blickt erwartungsvoll auf ihn und hofft von ihm Verbesserung fast alles dessen, was unter dem herrschenden Regime als einer derartigen Verbesserung bedürftig erscheinen will. Es ist das eine Tatsache, die in der Psychologie des Volks- oder des Völkerlebens begründet ist. Sie pflegt ja auch zu einer analogen Erscheinung zu führen, bei der die Voraussetzungen doch so ganz anders geartet sind, bei den römischen Päpsten während deren erster Regierungszeit. Von einem designierten Nachfolger kann hier nicht die Rede sein, und wenn der Kreis der jeweiligen Papaliti stets auch ein ziemlich engbegrenzter gewesen ist, hat doch der Ausgang eines Konklave fast regelmäßig noch eine Ueberraschung gebracht. Der neuerwählte Papst dagegen ist beinahe ebenso regelmäßig mit derselben Hoffnungsfreudigkeit begrüßt worden, wie sie die Herrschersöhne während der Zeit ihrer Anwartschaft auf den Thron begleitet hat, wenn in ihrem Falle auch der Rückschlag in ihrer Wertschätzung weiter und weitester Kreise meist viel früher eingetreten ist. Nur selten ist es vorgekommen, daß ein „Kronprinzenschicksal“ in umgekehrter Weise verlaufen ist, das heißt, daß die öffentliche Meinung für den designierten Thronerben verhältnismäßig wenig günstig war und ihr Urteil revidiert hat, nachdem der zur Krone Berufene Gelegenheit gefunden, sein Herrscheramt eine Reihe von Jahren auszuüben. Zwei ganz markante Fälle dieser Art bietet uns die Geschichte eines und desselben Landes dar, Englands, denn in mehr als einer Hinsicht scheint sich bei dem gegenwärtigen Leiter der Geschicke des großbritannischen Reiches das zu wiederholen, was einst dem volkstümlichsten aller seiner Vorgänger, dem König Heinrich V., begegnet ist, wenn auch im einzelnen die Verhältnisse bei dem „lustigen Prinzen Heinz“ und demjenigen Fürstensohne, dem es beschieden war, den typischen Titel eines „Prinzen von Wales“ länger als irgendein andrer zu führen, durchaus verschieden lagen, äußerlich schon dadurch,

Königin Viktoria

Digitized by Google

daß der nachmalige König Heinrich V. mit kaum sechsundzwanzig Jahren zur Regierung gelangte, während Eduard VII. bereits sein neunundfünfzigstes Lebensjahr überschritten hatte, als er seiner Mutter, der hochbetagten Königin Viktoria, im Herrscheramte folgte, und auch bei ihm niemals von eigentlichen „riots past and wild societies" die Rede sein konnte, wenn er vielleicht auch Anlaß haben mochte, wie einst der „merry Prince Hal" von sich zu sagen:

„... wenn ich ab dies lose Wesen werfe
Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
Um wie viel besser als mein Wort ich bin;
Und wie ein hell Metall auf dunkelm Grund
Wird meine Beff'rung, Fehler überglänzend,
Sich schöner zeigen und mehr Augen anziehn,
Als was durch keine Folie wird erhöht."

König Eduard ist seiner Abstammung nach als Sohn des Prinzen

Das englische Königspaar als Prinz und Prinzessin von Wales mit ihren ältesten Kindern

Der Prinz von Wales als Herrscher im Reiche der Mode

Albert von Sachsen-Koburg-Gotha ein Deutscher, und auch mütterlicherseits rinnt deutsches Blut in seinen Adern, da die Mutter der Königin Viktoria, die Gemahlin des Herzogs Eduard von Kent, eine verwitwete Herzogin von Leiningen und geborene Prinzessin von Sachsen-Saalfeld-Gotha war. Prinz Albert hatte zu den Sprossen des Hauses Sachsen-Koburg-Gotha gehört, denen die Mission vorbehalten war, in Europa Dynastien zu begründen oder ins Wanken geratenen wieder aufzuhelfen. Seinem Oheim Leopold war ursprünglich eine ähnliche Stellung zugedacht wie ihm selbst, er heiratete 1816 die britische Thronerbin Charlotte Auguste, um an deren Seite die Stellung eines „prince-consort" einzunehmen und wurde nach ihrem vorzeitigen Tode, nachdem er sich in zweiter Ehe mit der Prinzessin Luise, der Tochter König Ludwig Philipps von Frankreich, vermählt, 1831 von dem belgischen Nationalkongreß zum Könige des neubegründeten Königreichs Belgien erwählt.

Von hoher geistiger Bedeutung war vor allem der Vater König Eduards, der durch die ruhige und kluge Art, in der er auf den Gang der Staatsgeschäfte einzuwirken verstand, sich hohe und wesentliche Verdienste um das ihm zur zweiten Heimat gewordene Land zu erwerben wußte, die dieses ihm bis heute noch nicht vergessen hat. Bekannt ist, wie glücklich die Verhältnisse seines Ehe- und Familienlebens sich gestalteten und in wie mustergültiger Weise er die Erziehung seiner Kinder zu leiten suchte, denen er nur allzu früh durch seinen bereits 1861 erfolgten Tod (er war 1819 geboren) entrissen wurde.

Aus der Ehe des Prinzen Albert mit Königin Viktoria gingen neun Kinder hervor, vier Söhne

Digitized by Google

und fünf Töchter. In der Reihenfolge derſelben nimmt der gegenwärtige König Eduard (geboren 1841) die zweite Stelle ein. Seine im Jahre zuvor zur Welt gekommene Schweſter Viktoria, die nachmalige deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen, wäre zur Nachfolge ihrer Mutter berufen geweſen, wenn aus der Ehe keine männlichen Sproſſen hervorgegangen wären, und führte infolgedeſſen den Titel einer Prinzeß Royal. Von ihren Schweſtern vermählten noch drei ſich mit deutſchen Fürſten, darunter die in Deutſchland beſonders populär und beliebt gewordene, leider ſo früh (1875) verſtorbene Prinzeß Alice mit dem Großherzog Ludwig IV. von Heſſen.

Wenn König Eduard als Prinz von Wales der Außenwelt wenigſtens faſt ganz ohne Einfluß auf die Leitung der Staatsgeſchäfte zu ſein ſchien, ſo war das tatſächlich doch durchaus nicht der Fall, und es haben in dieſem Falle diejenigen recht behalten, die ſchon zur Zeit ſeines Regierungsantritts äußerten, man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, er habe ſeine Freude von jeher nur in materiellen Dingen geſucht. Er habe vielmehr ſtets einen regen Anteil an allen geiſtigen Bewegungen ſeines Volkes genommen und ſei kunſtſinnig, beſonders muſikverſtändig. Mit dem politiſchen Leben in der Nation ſei er durchaus vertraut. Von wohlwollender Art, werde er, zur Herrſchaft berufen, namentlich in der auswärtigen Politik die Klugheit, Zurückhaltung und Mäßigung bekunden, die allein das Zuſammenleben großer Nationen ermöglicht.

Nach außenhin liebte allerdings der einſtige Prinz von Wales mehr als der erſte Welt-, Lebe-

König Eduard als Prinz von Wales in Hochländertracht

Königin Alexandra als Prinzeſſin von Wales in ſchottiſchem Koſtüm

und Sportsmann ſeiner Nation denn als irgend etwas andres hervorzutreten. Er war tonangebend im Reiche der Herrenmode, beſtimmte die Blume, die im Knopfloch zu tragen ſei, Geſtalt und Farbe der Halsbinde, Schnitt der Weſte und des Gehrocks, das heißt, man machte ihm in Kreiſen, die weiter nichts zu tun vermögen, als verſtändnislos zu kopieren, alles das nach, was ihm in dieſer Hinſicht zu tun beliebte. Er mag in vielen Dingen ſeinen Launen nachgegangen ſein, und ſeine Laune mag oft eine Neigung zur Kaprize gehabt haben. Aber wenn er das tat und wenn das der Fall war, blieb er doch immer der geſcheite und durch und durch unterrichtete Mann, der er war. Er hatte den Bildungsgang zurückgelegt, den die beſten und gediegenſten ſeiner Landsleute durchzumachen pflegen. Er ſtudierte an den Univerſitäten von Edinburg, Oxford und Cambridge und ſah ſich dann gründlich in der Welt um. Im Jahre 1860 bereiſte er Kanada und die Vereinigten Staaten und 1861 und 1862 den Orient. In Deutſchland war er von ſeiner Kindheit an wie zu Hauſe und jahrzehntelang ein regelmäßiger Beſucher des Taunusbades Homburg vor der Höhe. Am 10. März 1863 vermählte er ſich zu Windſor mit Alexandra, der am 1. Dezember 1844 geborenen Tochter des Königs Chriſtian IX. von Dänemark. In den

Digitized by Google

Jahren 1875 bis 1876 bereiste er Indien und besuchte 1885 mit seiner Gemahlin Irland. Seinem früheren Leben blieb er auch nach seiner Verheiratung treu, und nach wie vor liebte er es, dem steifen Hofzeremoniell Altenglands zu entfliehen und in der freieren Luft der einzigen Stadt an der Seine menschlich unter Menschen zu leben. Aber inmitten all des lustigen Treibens hielt er immer die Augen offen, nicht bloß mit Fürsten und Fürstensöhnen, sondern mit fast allen bedeutenden Leuten Englands, Frankreichs, Italiens und so weiter trat er in persönlichen Verkehr, und genutzt hat er seine Zeit trotz alledem. Heute

Königin Viktoria als Witwe mit ihren Kindern

kann König Eduard wohl als der modernste Monarch gelten. Nachdem er sich früher mit den leichteren Pflichten höfischer Repräsentation hatte begnügen müssen, liebt er es auch jetzt als König, abgesehen von einigen Haupt- und Staatsaktionen, sich als vornehmer Privatmann zu geben. Gerne ist er auch heute noch auf Reisen, aber die flüsternden Gerüchte, die früher seine kleinen Extratouren begleiteten, sind verstummt, und die europäischen Kabinette folgen mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Schritten. England hat von seinen Reisen immer noch den Vorteil gehabt. Anderseits läßt sich nicht verkennen, daß die mancherlei persönlichen Beziehungen, die er mit den europäischen Herrschern angeknüpft, und die vielfachen Begegnungen mit ihnen nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, den anscheinend so oft bedrohten Weltfrieden zu erhalten. Jedenfalls muß man in dieser Hinsicht zwischen König Eduard und den

Der Prinz von Wales

Vertretern der öffentlichen Meinung und zum Teil auch wohl den maßgebenden politischen Persönlichkeiten seines Landes unterscheiden.

Prinz und Prinzessin von Wales in Sportstracht

Digitized by Google

# Die Wirtin zur Traube

Von

**Lisa Wenger**

Der Winter war hart und lang gewesen. Die schmalen Feldwege, welche die Bauern im Appenzell schaufeln mußten, liefen zwischen Mauern von Schnee.

Der Wetterwart auf dem Säntis war auf viele Wochen von der Welt abgeschnitten und mußte lange auf frisches Brot, Briefe und ein Plauderstündchen mit dem Träger warten.

Aber dann kam urplötzlich der Frühling, und mit ihm, als habe alle Ordnung aufgehört und die Jahreszeit den Kompaß verloren, die Hitze.

Von den Bergen stürzten die Wasser. Auf den Feldern wurden die braunen Flecke zwischen dem Schnee größer und dunkler, grüne Spitzen hoben sich, dick geschwellte, behäbige Knospen sprangen auf an den saftstrotzenden Zweigen, und die Appenzellerhäuschen glänzten braun und glatt in der Sonne wie die berühmten Lebkuchen.

Alles regte sich, veränderte sich und suchte den Winter abzuschütteln, denn Land und Leute hatten übergenug von ihm.

Mitten in dem fröhlichen Werden hielt der Tod reiche Ernte. Die Alten, die monatelang hinter dem Ofen gesessen, ertrugen das Blühen nicht mehr, und das Lebenslichtlein der Kranken, das die trüben Tage überdauert, flackerte auf und erlosch. Das Totenglöcklein gellte, und schwarz zog es durch das Land dem Kirchhof zu. —

Auch Peters, des Bergführers Witwe, lag im Sterben. Sie wußte, daß sie es nicht mehr lange machen würde, und schickte ihren Buben zur Traubenwirtin.

Er ging und kratzte vor der Tür des großen und schönen Gasthauses, dem die Nelken schon aus allen Fenstern hingen, schier endlos den Kot von den Schuhen. Dann nahm er die Mütze vom Kopf und klopfte.

„Hercin!" rief eine fröhliche, laute Stimme.

Drinnen in der hellen, sonnendurchfluteten Stube saß Dorothee Dörig an einem glatten Tisch und hatte den Kalender vor sich. Sie war am Addieren einer Rechnung und hatte schon zum zweitenmal anfangen müssen, denn Rechnen war ihre Sache nicht.

„Gleich, Alexander," sagte sie. „Und 8 sind 46, und 4 sind 50, und 9 sind 59. So, Xanderli, was willst du? Wie geht's der Mutter?" fragte sie und bot dem Knaben die Hand.

„Schlecht," sagte das Kind mit bedrückter Stimme. „Sie läßt Euch sagen, daß es zum Sterben gehe. Ihr möchtet doch zu ihr kommen, wenn Ihr Zeit habt."

Das große, freundliche Gesicht der hohen Fünfzigerin verdüsterte sich.

„Was, so schlecht steht es mit ihr? Das will ich meinen, daß ich Zeit habe, wenn eine mich rufen läßt, die dem Himmel zu will. Ich komme gleich mit dir." Sie band ihre glänzende Schürze ab, die sie über ihrem in hundert Falten gelegten Rock trug. „Aber wart, wir wollen der Mutter etwas mitbringen." Sie ging hinaus und kam bald mit einem gefüllten Korb zurück, dessen Inhalt genügt hätte, einen Gesunden zu sättigen während acht Tagen.

„Da, Xanderli. Was die Mutter nicht essen mag, ißt du dann."

Das Kind nahm den schweren Korb, dankte schüchtern und ging hinter der stattlichen, aufrechten Wirtin her, hinüber in seiner Mutter Häuschen.

In einem schmalen hölzernen Bett lag die abgezehrte Kranke und hustete, daß es erbärmlich anzuhören war. Es schüttelte sie im Bett auf und ab. Die Traubenwirtin stützte die Frau. Endlich konnte sie wieder reden. Sie setzte, nun es zum Sterben ging, alle ihre Hoffnung auf die reiche Nachbarin.

„Frau Dörig," begann sie stockend, zwischen den einzelnen Sätzen schwer atmend, „Ihr seid die reichste Frau im Dorf."

„Nu ja, nu ja," gab die Wirtin zu. „Eine muß ja die reichste sein, nicht wahr?" Es klang, als wolle sie sich entschuldigen.

„Und Ihr seid auch die beste," fuhr die Kranke fort und hob die gelbe Hand, als Dorothee abwehren wollte. „Ihr seid die beste. Ich habe es oft genug erfahren. Und darum habe ich gedacht —" Sie stockte.

„Was denn, Liseli?" ermunterte sie die Wirtin.

„Ich habe so eine Hoffnung, daß Ihr vielleicht meinen Alexander zu Euch nehmen würdet, wenn ich gestorben bin. Ich darf ja fast nicht fragen, es ist unverschämt, aber das Kind bleibt so allein, es hat niemand."

Die Tränen rannen über ihre hageren Wangen. Angstvoll sah sie zu der Nachbarin auf. Wochenlang hatte sie daran herumstudiert, ob sie diese große, gewichtige Bitte der Traubenwirtin gegenüber aussprechen dürfe. Jetzt hatte sie es endlich gewagt. Sie sah vor sich hin und zerrte unruhig an der Decke. Da fühlte sie ihre Hand ergriffen und warm gedrückt.

„Den Alexander nehme ich herzlich gern zu mir, ich habe ja keine Kinder, und ich verspreche dir, Liseli, vor unserm Herrgott, daß ich ihn halten will wie ein eignes."

Die Kranke konnte nicht reden. Sie schloß die Augen und ein unaussprechlicher Ausdruck von Ruhe und Glück erhellte ihr Gesicht.

Digitized by Google

**Das Lesekabinett**

**Nach einem Gemälde von Johann Peter Hasenclever**

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

„Ich kann Euch nicht danken," flüsterte sie. „Aber im Himmel —"

„Liseli, mach kein Wesen. Ob so ein dünnes Büblein mitißt in der ‚Traube', das merkt keiner."

„Es geht nicht nur ums Essen."

„Nu ja, wenn er auch einmal ein Kleid braucht oder ein Paar Schuhe." Die Wirtin zuckte die breiten Schultern.

„Frau Dörig, er ist ein liebes Kind," begann nun die sterbende Mutter ihren Buben der Wirtin ans Herz zu legen. „Er sagt nicht viel. Aber er ist anhänglich und tut einem gern etwas zulieb. Redet etwa mit ihm von mir, es drückt ihm sonst das Herz ab."

„Natürlich, Liseli."

„Ihr könnt ihm vertrauen, er hat mich nie angelogen. So ein wenig träumerisch ist er, man muß ihn aufrütteln. Er hat es halt auch nicht schön gehabt und kaum das nötige Essen. Aber er ist ein gutes Kind."

Sie wollte noch mehr sagen, um den Knaben der Wirtin lieb zu machen. Aber ihre Kräfte reichten nicht mehr dazu. Erschöpft ließ sie den Kopf zur Seite fallen. Dann fuhr sie auf. Es kam wieder ein Hustenanfall. Dorothee half und stützte sie mit ihren starken Armen.

„Soli, soli," sagte sie beruhigend, wie zu einem Kind. „Es kommt schon wieder besser, Liseli."

Die Frau lächelte, als sei sie schon nicht mehr auf der Erde. Sie hatte Abschied genommen vom Leben. Nun sie Alexander versorgt wußte, war ihr das Sterben leicht.

„Ich muß jetzt gehen, Liseli," sagte die Wirtin. „Heute abend sehe ich wieder nach dir. Und dem Alexander sein Stüblein will ich lüften. Weißt du, ich will ihm das neben der Laube geben, es ist so schön sonnig, du kennst es ja, ich hatte im Winter die Blumenzwiebeln darin."

Unbeschreiblich dankbar sah die Kranke zu der guten und starken Frau auf, bei der ihr Kind Schutz und Unterkunft finden sollte.

„Gott lohn's," sagte sie kaum hörbar.

Die Wirtin ging. Draußen stand Alexander und machte Holz klein.

„Geh zur Mutter herein," sagte sie freundlich und strich ihm über die hellen Haare. „Hol mich, wenn's nötig sein sollte."

Alexander nickte, und Dorothee Dörig schritt ihrem großen Hause zu, das mit seiner hellglänzenden Fensterreihe, den weißen Fensterrahmen und den durchsichtigen Vorhängen gar verlockend aussah. —

Die „Traube" war weit im Appenzellerland herum berühmt. Die Wirtin führte eine vorzügliche Küche, gute Weine und hatte für jeden, der einkehrte, ein freundliches oder munteres Wort, mochte er sein wer er wollte.

Sie war früh Witwe geworden, und schon bald nach dem Tode ihres Seligen schwirrte es von Heiratsanträgen.

Aber sie hatte in der Ehe bittere Erfahrungen gemacht und meinte, sie wolle nicht zum zweiten Male Gott versuchen, nachdem sie glücklich Witwe geworden.

Zehn Jahre dauerte es, bis die Freier endlich einsahen, daß es ihr Ernst sei mit ihrer Vorliebe für den Witwenstand.

Mehr als alle andern hatte ihr der Jakob Nyffliger zugesetzt. Sie waren Nachbarskinder gewesen, und die großen Güter ihrer Eltern stießen aneinander.

Als sie ein zwanzigjähriges, schönes, braunäugiges Mädchen gewesen, hatte er zum erstenmal um sie angefragt. Aber sie hatte den Dörig genommen.

Als der Uli Dörig gestorben und sie eine stattliche und hübsche Witwe geworden war, kam der Jakob zum zweitenmal und wollte sie zur Frau haben.

Aber wie gesagt, Frau Dorothee war der Ehestand verleidet. So lieb ihr Jakob als Freund war und so froh sie war über seinen Rat, so wenig hatte sie Lust, ihn zum Mann zu nehmen. Wozu? Die Wirtschaft führte sie längst allein, denn ihr Mann selig hatte sich wenig um das Geschäft gekümmert und lieber mit den Gästen Karten gespielt.

Die Geldgeschäfte hatte ihr der Jakob schon zu Lebzeiten Ulis besorgt und nach seinem Tode ganz in die Hände genommen. Deshalb brauchte sie also nicht zu heiraten. So sagte sie zum zweitenmal „nein".

So zufrieden sonst Dorothee mit Jakob war, so hatte sie doch eines an ihm auszusetzen: er hing wie eine Klette am Besitz. Was er einmal hatte, konnte ihm keine Macht der Erde mehr entreißen. Als er älter wurde, verwandelte sich diese Eigenschaft in ganz gewöhnlichen Geiz.

Daher war sie ein wenig in Sorge, was er dazu sagen würde, wenn sie den Alexander ins Haus nähme.

Er hob die Brauen so hoch, daß sie spitz wie ein Hausdach über den Augen standen, und sah sie mit seinen klugen, kalten Augen ärgerlich an.

„Es ist deine Sache, Traubenwirtin," sagte er, „nicht meine. Es geht mich nichts an, und du hörst ja doch nicht auf mich. Aber das kann ich dir sagen, mit dem Buben ladest du dir etwas auf. Wenn er größer wird, kannst du dann herausrücken, mehr als dir lieb ist, und zahlen, und zahlen." Er wischte sich den Mund, so rasch hatte er gesprochen.

„He nu," sagte die Wirtin, „so zahlt man eben."

Da ereiferte sich aber der Alte gehörig.

„Zahlt man eben, zahlt man eben. Was ist das für ein Geschwätz? Liegt das Geld auf der Straße? Und an deine alten Tage denkst du nicht?"

„Die drücken mich nicht," sagte gemütlich Dorothee. „Es wird wohl genug da sein."

„So," sagte giftig Jakob. „Und der Neubau? Und der Stall? Und die große Wiese, die du partout kaufen wolltest, nur um ein schön abgerundet Besitztum zu haben? Das hat dein Geld aufgefressen."

„Jakob, mach mir die Kuh nicht scheu! Einstweilen ist das Büblein vierzehn Jahre alt, und kein Mensch wird es merken, wenn es mitißt. Und zu einem Paar Schuhe oder einem Kleidlein wird die ‚Traube' das Geld auch noch hergeben können."

„Hergeben! Wenn du nur hergeben kannst! Wenn ich das Deine nicht zusammenhielte, du hättest längst nichts mehr."

„Für wen hältst du es zusammen?" fragte die



Digitized by Google

Wirtin, und ein Schatten legte sich auf ihr zufriedenes Gesicht. „Kinder sind keine da, leider Gottes. Also für die Verwandten des Mannes selig? Die gönnen mir kaum mehr das Leben, so eilig haben sie es, mich zu beerben."

„No ja, no ja, wer wird denn dir das Leben nicht gönnen! Siehst ja aus wie das Leben selber. Und was den Petersbuben betrifft, so mach, was du willst," sagte Jakob nachgiebig. „Du machst ja doch immer, was du im Sinn hast."

Die Wirtin lachte, und Jakob machte ein mürrisches Gesicht, weil es ihn ärgerte, daß Dorothee ihn so um den Finger wickeln konnte, trotzdem sie ihn schon zweimal nicht gewollt hatte. —

Als Liseli gestorben war, hatte die Traubenwirtin Alexander in ihr Haus geholt, und bald war es ihr, als sei er schon immer dagewesen. Sie hätte es ohne den Buben gar nicht mehr machen können.

Und er gedieh unter der mütterlichen Pflege der guten Frau und ließ es sich wohl sein bei ihr, wenn er auch monatelang der Mutter nachgeweint hatte und seine Augen aufleuchteten, wenn Dorothee von ihr zu reden anfing. —

## II

Die Wirtin zur Traube, Jakob Nyffliger und Alexander waren alle drei zehn Jahre älter geworden.

Dem Jakob glänzte das Haar schneeweiß überschneit, und Rheumatismus war ihm in die Knochen gefahren und hatte seine Finger gekrümmt, so daß sie, was sie besaßen, noch fester hielten als früher.

Auch Dorothees volles Haar war weiß. Sie war „kumplett" geworden, wie sie sagte. Die Fenster zitterten, wenn sie durch die Stube schritt, und zu ihren schönen Appenzellerschürzen brauchte sie ein beträchtliches Stück hellblauer, grüngelber oder braunroter Seide. Den Sonntagsrock am Abend in die unzähligen schmalen Falten zu legen, so wie es sich gehörte, daß er, wenn er wieder gebraucht wurde, auseinander schnellte wie ein Fächer, war ein großes Stück Arbeit.

Aber wo gab es eine schönere alte Frau als sie? Oder eine, deren Lachen so lustige Fältlein zurückgelassen hatte? Oder eine, der die Herzensgüte so aus den Augen strahlte? Im ganzen Appenzellerland hätte man umsonst nach ihr gesucht.

Wer diese Güte mehr als andre erfahren durfte, war Alexander. Er war kein Xanderli mehr.

Er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Aus dem schüchternen, träumerischen Jungen war bei der guten Kost und der warmen, mütterlichen Liebe, welche die Traubenwirtin ihm gönnte, ein junger Mensch geworden, der wußte, was er wollte, angriff, wo es nötig war, und rechte Meisteraugen hatte, die um die Ecken sahen.

Er war dankbar und anhänglich und ging seiner Bas Dorothee, wie er seine Pflegemutter nannte, tüchtig an die Hand.

Als er damals im Wirtshaus eingezogen, hatte sie sich ernstlich besonnen, wie der Knabe sie rufen solle. Mutter? Beileibe nicht. Ein Kind hat nur eine Mutter. Tante? Das klang so unecht. Frau Dörig? Fremd und kalt. Sie kam zu keinem Ende. Da nannte sie Alexander einmal Bas Dorothee, wie er es von den Verwandten der Wirtin gehört haben mochte. Es gefiel ihr.

Keine böse Stunde hatte der Knabe ihr gemacht. Er war wie ein Bäumlein aufgewachsen, gerade und einfach. Je runder seine Backen wurden, um so heimischer fühlte er sich in der „Traube", und je klarer und lebhafter seine Augen in die Welt sahen, um so mehr verlor er seine Schüchternheit.

Als er aus der Schule war, nahmen sich schon die Knechte vor ihm in acht, denn er hatte ein wachsames Auge auf den Besitz seiner Pflegemutter.

Später, als er älter wurde, überließ sie ihm eines nach dem andern, nur die Verwaltung ihres Vermögens bekam er nicht in die Hände.

Potztausend! Damit hätte man dem Jakob kommen sollen. So ein unreifes Bürschlein, und der Dorothee Geld verwalten. Oha! Solange er lebte und auf drei zählen konnte, gab er dies Amt nicht aus den Händen. In Geldsachen war die Traubenwirtin ein Kind, und säße längst am Bettelstab, wenn er ihre Sache nicht zusammengehalten hätte.

Wollte die Dorothee ehrlich sein, so mußte sie zugeben, daß das zu ihrem Vorteil geschah, denn die Verwandtschaft ihres seligen Mannes hatte ihr seit seinem Todestag keine Ruhe gelassen und hing an ihr wie die Blutegel. Sogar mit Jakobs Hilfe konnte sie sich ihrer kaum erwehren.

Sie verbitterten der armen Wirtin das Leben, und manche Nacht sah sie im Traum ihren ganzen Verwandtenkreis einen Höllenreigen um ihr Bett aufführen. Das war ihr verleidet.

Eines Morgens, nachdem sie ihren Weck nachdenklich in den Kaffee getaucht und das Wochenblättlein, gegen ihre Gewohnheit, nicht einmal angesehen hatte, raffte sie sich zu einem Entschluß auf, den sie schon längere Zeit auszuführen sich vorgenommen hatte.

Sie band sich ein Fransentuch um und ging mit wuchtigen Schritten hinüber zu Jakob Nyffliger, der vor seinem Schuppen saß und seine Sense dengelte.

Als er die Wirtin kommen sah, klöpfelte und klingelte er weiter, probierte mit dem Zeigefinger, ob die Schneide scharf genug sei, und ließ sie eine ganze Weile warten.

„Jakob, komm in das Stüblein, ich habe etwas mit dir zu besprechen," sagte sie endlich.

„Es wird wieder einer von der Khogenbande etwas von dir wollen?" murrte er und ging hinter ihr in das Haus.

„Jakob, es muß anders werden. Das Gezänk mit den Verwandten verbittert mir das Leben. Keine Woche lassen sie mich im Frieden. Ich will etwas Endgültiges abmachen, etwas Gesetzliches, so einen Zaun zwischen mir und ihnen. Und kurz und gut, ich will den Alexander adoptieren."

„Adoptiere du ihn allein, ich helfe dir nicht," sagte kurz Jakob. „Keinen Schritt tue ich in einer so verrückten Sache. Dein schönes Geld dem hergelaufenen Buben?" Er stackelte zu seinem Lehnstuhl und drückte sich zornig in die Ecke.

„Jakob, jetzt hör einmal auf mich. Lang lebe ich sicher nicht mehr. Wir sterben alle am Schlag, so zwischen sechzig und siebzig. Das kann von einem Tag zum andern kommen. Darum möchte

Digitized by Google

ich das bißchen Leben, das mir noch bleibt, im Frieden genießen, was hab' ich sonst von dem vielen Geld? Und gar nachher, wenn ich einmal tot bin?"

Jakob drehte die Daumen und sah mit einem verächtlichen Ausdruck an ihr vorbei in die Luft.

„Und wie denkst du dir eine Adoption? Einen Federstrich von dir, und einen von dem Buben, und fertig? O jere! Da gibt's Schreibereien und Formalitäten, da kannst du auf die Gerichte laufen, und von Krethi zu Plethi. Da sind Papiere zu beschaffen und den Behörden zuzusenden, und dann bleiben sie monatelang liegen. Da kannst zehnmal darüber wegsterben, zehnmal. Glaub's nur, Dorothee."

Erschrocken und kleinlaut sah die Wirtin ihren Ratgeber an.

„Was soll ich denn um Gottes willen machen? Etwa ein Testament? Das wäre auch gut."

„Mach eins," sagte kalt der Alte. „Ich wehr's dir nicht. Dann ladest du dir die Advokaten auf den Hals und die Notare, und kannst sehen, wie du vor ihnen dein Geld hütest. Sie werden dich schön anzapfen, jesses, ich darf gar nicht daran denken. Und sie mögen es so gut machen, als sie wollen, sie lassen doch irgendwo ein Loch offen, durch das nachher der Advokat der andern durchschlüpft."

Die Traubenwirtin weinte fast.

„Ich habe gemeint, ich hätte nun endlich etwas gefunden, um Ruhe zu haben. Ich hätte die Verwandten ausbezahlt und den Rest dem Alexander gegeben. Jetzt ist es wieder nichts damit." Dorothee war ernstlich erzürnt und legte ihr gutes altes Gesicht in ärgerliche Falten.

„He, der Bube hat es gut genug bei dir," sagte Jakob.

„Ja, ja, aber ich kann sterben, und dann hat er das Nachsehen."

Der Alte sah sie an, wie sie so stattlich dasaß mit ihren schönen weißen Haaren und klaren Augen. „Ach was, sterben," sagte er ungläubig. So endete die Unterredung, von der sich die Traubenwirtin so viel versprochen hatte.

*

Wenige Wochen darauf legte sich Jakob Nyffliger und stand nicht mehr auf. Er starb, die Hand in der Dorothees.

Der Tod ihres alten Freundes hatte sie gewaltig ergriffen. Er hatte es gut mit ihr gemeint, und nun starb er ihr weg, dicht vor dem Greisenalter, wo sie ihn doch so nötig gehabt hätte.

Die Wirtin zur Traube ging manchen Tag mit rotgeweinten Augen herum und ließ ihr gutes Essen stehen. Jetzt kam es ihr wohl, daß sie den Alexander hatte, was hätte sie ohne ihn anfangen wollen in dem großen Getriebe? In ihrem Alter!

Die Verwandten hatten kaum gehört, daß der Jakob, welcher der Wirtin Geld gehütet, tot sei, als sie gestürzt kamen. Sie liefen Sturm auf ihre Güte und zugleich auf ihre Kasse. Sie gab und gab, und das Geld schmolz wie Butter an der Sonne.

Dorothee wunderte sich, daß ihr des alten Freundes Geist nicht erscheine, hatte ein schlechtes Gewissen ob ihrer schwächlichen Freigebigkeit, und sah ein, daß es so nicht weitergehen könne. Hätte sie den Alexander beizeiten adoptiert! Jetzt war's zu spät, es dauerte zu lange, bis alles in Ordnung war, sie konnte zehnmal darüber sterben.

Da kam ihr einmal, als sie am Fenster in der Sonne saß und strickte, ein Gedanke, von dem es ihr schien, der liebe Gott habe ihn extra vom Himmel fallen lassen.

Ein paar Tage verarbeitete sie ihn, und dann machte sie ihn zur Tat.

Alexander war im Keller und zog mit einem Knecht Wein auf Flaschen, als die dicke Köchin die Tür öffnete und mit ihrer vom ewigen Schmalzbacken heiseren Stimme in die feuchte, dunkle Höhle hinunterrief: „Herr Alexander, Ihr sollet zur Wirtin kommen, sie ist im Stüblein!"

Er band seine Lederschürze ab, gab dem Knecht einen Auftrag, der ihn aus der Versuchung im Keller an die Oberfläche beorderte, und stieg hinauf, verwundert darüber, daß ihn die Bas von einer Arbeit wegsprengte, die Eile hatte.

Er fand sie in der kleinen Stube hinter dem Tanzsaal, feierlich auf einem rotgeblümten Sofa sitzend. Sie sah sonderbar aus, geheimnisvoll, etwas verschämt, als wolle sie ihm ein übergroßes Geschenk machen.

„Xanderli, ich habe dir etwas zu sagen," begann sie und strich mit der fetten, welken Hand mechanisch über den rot und weiß gewürfelten Teppich. Er schlug die Beine übereinander und sah die Wirtin erwartungsvoll an.

Sie strich sich jetzt über die gewellten Haare, nestelte an ihren silbernen Ketten und drehte an ihrem Trauring, den sie längst nicht mehr vom Finger ziehen konnte.

„Alexander," fing sie noch einmal an, und wußte nicht recht, wie sie das vorbringen sollte, was sie sagen wollte. „Ich bin jetzt neunundsechzig Jahre alt."

„Es ist doch heute nicht Euer Geburtstag?" fragte er verwundert. „Ihr seht übrigens aus wie neunundfünfzig, so rüstig und munter wie Ihr seid."

Aber das Kompliment paßte ihr nicht in den Kram. „Ach was, ich sage das nur, damit du mich gleich von Anfang an recht verstehst. Du kennst mich. Du weißt, wie es mir mit den Verwandten geht und wie ich ihnen nicht mehr Meister werde, seit der Jakob tot ist."

Alexander nickte. Wo wollte sie nur hinaus?

„Es ist mir in diesen Tagen der einzige Ausweg eingefallen, wie ich mich ihrer erwehren kann und zugleich dir — und das ist mir ebenso wichtig wie das andre — mein Geld lassen kann, ohne daß sie dich deshalb totschlagen, das Testament angreifen oder dich sonst bis aufs Blut plagen." Sie stockte und sah den jungen Menschen fast hilflos an. „Ich habe dir deshalb vorschlagen wollen, Alexander, und dir sagen wollen, daß es das beste wäre, wenn wir uns heirateten."

Er sah sie maßlos verblüfft an: „Heiraten?!"

„Ja, heiraten," sagte Dorothee resolut und strich sich wieder über die weißen Haare. „Heiraten und nichts andres."

Alexander wollte etwas sagen.

Digitized by Google

„Red nicht, Xanderli, sag nichts. Ich will dir alles erklären. Ich bleibe für dich die Bas Dorothee wie bisher, und du bleibst mein Pflegsohn, und ich sorge für dich, wie ich's deiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen habe. Da ändert sich nichts. Aber für dich ändert sich manches zum Guten. Du wirst hier der Herr und hast zu befehlen. Du kannst mir die Verwandten im Zaum halten, und wenn ich sterbe, so gehört dir die ‚Traube' von Rechts wegen. Verstehst du, Xander?"

„Ja," sagte er, noch immer wie vor den Kopf geschlagen, „das wohl."

„Ich weiß, wovor du Angst hast, du fürchtest dich vor dem Ausgelachtwerden. 's kann sein, daß sie lachen, Xandi, aber laß sie, das Lachen ist bald vorbei und die ‚Traube' bleibt dir, und die ist nicht zu verachten." Sie hielt inne, legte die Hände übereinander und sah Alexander an.

Er starrte vor sich hin. Was, er sollte die Traubenwirtin heiraten, seine Bas Dorothee? Ja, war das möglich?

Hin und her schossen seine Gedanken. Einmal schien es ihm, als mache ihm die Bas einen ganz närrischen Vorschlag, dann wieder meinte er, es sei allen genommen und ihm gegeben. Unmöglich war so etwas nicht. Das kam oft vor, daß eine alte Frau einen jungen Mann nahm oder umgekehrt.

Warum sollte es gerade bei ihm nicht möglich sein? Es blieb ja alles, wie es war, nur daß er hier der Wirt würde. Das wäre ein unermeßliches Glück für ihn, fast als hätte er das große Los gewonnen. Er würde ja der reichste Mann im Dorf.

Dorothee redete in einem fort auf ihn ein, aber er hörte gar nicht recht hin. Er mußte sich das alles zurechtlegen. Das ging nicht so rasch.

Ja, wahrhaftig, das wäre ein Glück! Und seine gute Bas Dorothee kannte er, die wollte nur sein Bestes. Und für sie war es ein Opfer. Herrgott, was würden sie im Dorf über sie lästern! Und über ihn erst! Er wurde feuerrot, wenn er nur daran dachte.

„Gelt, Alexander," sagte die Wirtin.

Er sagte aufs Geratewohl ja, obgleich er nichts von dem gehört hatte, was sie geredet.

„Du bist tüchtig," fuhr sie fort, „und fleißig. Ich gönn' dir's, daß du zu etwas kommst. Greif zu und nimm, was ich dir schenken will."

„Aber, Bas, sie werden sagen, daß ich Euch ums Geld genommen habe."

„Je nu, so sag: ‚Ja, natürlich, und die Traubenwirtin hat es mir angeraten.'"

„Aber sie werden sagen, daß ich —"

„Daß du auf meinen Tod wartest? He, sag ihnen, auf seiner Mutter Tod warte niemand."

„Aber sie könnten Euch verspotten und sagen, Ihr habet einen jungen Mann gewollt."

„Denen will ich schon das Maul stopfen und das Lachen von mir abwehren. Die Wirtin zur Traube kennt man im Land herum und weiß, daß sie nicht zu warten brauchte, bis sie neunundsechzig Jahr alt war, um einen Mann zu bekommen. Sie hätte längst einen haben können. Und glaub's, es wird mancher nur spotten, weil er die ‚Traube' gern in seiner Kelter hätte."

„Was werden die Verwandten sagen, Bas Dorothee? Sie werden Euch und mir die Augen auskratzen."

„Das habe ich mir alles überlegt. Ich zahle ihnen aus, was von meines Mannes Familie her da ist, und vermache ihnen etwas im Testament, daß sie mich nicht noch in die Ewigkeit hinein verfluchen. Damit werden sie wohl zufrieden sein, und für das andre sorgst du, wenn du einmal hier der Wirt bist."

Wirt bist! Das war ein Wort. Wirt auf der „Traube", dem schönsten Gasthaus weit und breit! Alexander klopfte das Herz. Er mußte ja der Bas auf den Knien danken. Wenn das seine Mutter selig noch erlebt hätte! Er Traubenwirt!

„Was ist, Xandi, was meinst du? Leuchtet es dir ein?"

„Ja, Bas, wenn Ihr das wirklich für mich tun wollt — es ist ja gewiß ein großes Glück für mich, und ich nehm's gern an."

„Siehst du, Xanderli, das ist recht. Das ist gescheit von dir." Sie streckte ihre gütige warme Hand aus und schüttelte die ihres Pflegesohnes kräftig. „Ich garantiere dir dafür, daß sie uns nicht lange hänseln. Das sagt sich schnell herum, wie's gemeint ist. Aber etwas, Alexander, möchte ich noch wissen, und du mußt es mir nicht übelnehmen, daß ich danach frage: Es steckt dir doch nicht etwa ein Mädchen im Kopf? Du hast doch keiner etwas versprochen? Denn dann könnte nichts aus der Sache werden. Das wäre nicht recht."

„Nein, Bas Dorothee, wahrhaftig nicht. Ich habe wohl einmal eine gerne gesehen und gemeint, die Sache müsse erzwungen sein, aber die hat einen andern genommen."

„Ich weiß, wer es war," sagte die Wirtin. „Amtmanns Rosa. Sie wollte höher hinaus. Und sie ist eine Böse. Die hätte dir das Leben sauer gemacht. Also das wäre kein Hindernis. Bis es dann etwa Ernst gilt und du heiraten willst, werde ich wohl an einem andern Ort sein. Gar lang wird's nicht mehr dauern, wir in meiner Familie sterben alle zwischen sechzig und siebzig."

„Aber, Bas Dorothee!" rief Alexander, der seine Pflegemutter herzlich liebte.

„Ich meine nur. Von wegen dem Warten. Wenn du also denkst, die Heirat sei dir nicht vor deinem Glück, und auch sonst einverstanden bist, so wollen wir es bald richtig machen. Verschlaf's noch einmal. Und dann greif zu, Xanderli."

*

Es gab nicht Stunden genug im Tag, um das unerhörte Ereignis nach Gebühr zu besprechen. Eine so gute Gelegenheit, ihre berühmte Kunst, das Witzemachen auszuüben, hatten die Leute des Appenzellerdörfleins lange nicht gehabt. Sie nutzten sie gehörig aus.

Es wurde gelästert und verleumdet, gelacht und gespottet. Vor den Fenstern der Traubenwirtin tanzten die Kinder und sangen, von den Alten aufgehetzt:

„Onsri Jungfer Dorothee,
Mit de lange Füeße,
Isch siebe Johr im Himmel gsi,
Het wieder abe müesse!"

Digitized by Google

Aber die Angesungene guckte vergnügt durch die Scheiben und nickte den Kindern zu, was diese so verblüffte, daß sie abzogen.

Man versuchte es auch, des seligen Wirts Verwandte aufzuhetzen, aber die schwiegen knurrend, denn von ihrem mehr oder weniger anständigen Benehmen in dieser Sache hing die Größe der Summe ab, mit der sie bedacht werden sollten in Dorothees Testament.

Als es bekannt geworden, daß die alte Frau Dörig den Alexander heiraten wolle, hatte man die „Traube" geradezu überlaufen, um das seltsame Brautpaar zu sehen. Aber die Schadenfrohen und die Neugierigen wurden enttäuscht. Alexander ging wie sonst zwischen den Gästen hin und her, und die Wirtin saß so ruhig und friedlich am Fenster wie immer, leitete die bedienenden Mägde und gab freundlich Antwort auf jede Frage, auch auf die spöttische nach ihrem Bräutigam.

„Lacht nur," sagte sie behaglich, „ihr werdet schon wieder aufhören. Es gab kein andres Mittel, um dem Alexander kurz und gut zur ‚Traube' zu verhelfen. Jetzt bekommt er sie. Habt ihr etwas dagegen?"

Wenn sie auch viel dagegen hatten, so sagten sie es doch nicht. Einer nach dem andern schwieg. Die Sache war zu einfach.

Alexander wehrte schärfer ab. Er hatte eine kurzangebundene Art. Man kam ihm nicht leicht näher und kam nicht weiter mit ihm. Zuletzt ließen sie von ihm ab, teils weil er sich nicht necken ließ, teils weil er die „Traube" erheiratete und ein reicher und angesehener Mann wurde.

Von einer kirchlichen Trauung wollte die Dorothee nichts wissen.

„Wir wollen uns nicht zum Narren machen lassen," sagte sie. Und als sie vor dem Standesbeamten stand und er ihr die übliche Rede halten wollte von den Pflichten der Eheleute, wehrte sie freundlich ab. „Das braucht es bei uns nicht, Fritz Knäbnit, ich danke Euch. Wir wollen nur unterschreiben."

Nachher aber war eine große Festlichkeit in der „Traube", und wer Lust hatte zu kommen, war eingeladen.

Mitten in den schmausenden, schwatzenden, lärmenden Gästen saß die alte Frau Dorothee so aufrecht und vergnügt wie eine Junge.

Und wenn auch Dutzende von kraushaarigen, dunkeläugigen Appenzellern mit ihren Schalksgesichtern und ihren kleinen Löffeln in den Ohrläppchen um den Tisch herumsaßen und wenn auch die schwarzen Augen der hübschen und feinen Appenzellerinnen unter ihren Schmetterlingsflügeln glänzten, so hielt Dorothee doch mit ihrem schneeweißen, dichten, gewellten Haar und den klaren, guten Augen den Vergleich wohl aus.

Prächtig geschmückt saß sie da, wie sie es der „Traube" schuldig war. Die schweren sechsfachen silbernen Ketten hingen ihr über die blauseidene Schürze bis zum Saum hinunter, der schwarze, enggefältelte Rock war aus schwerstem Kaschmir, die Haube aus Goldbrokat und die Flügel aus echten Spitzen. Es war eine Freude, die Wirtin anzusehen.

Sie tat allen Bescheid, die mit ihr anstießen, und lachte kräftig bei den Witzen des lustigen Völkleins.

Als aber die große Baßgeige zu surren anfing und die Violinen die Melodie dazu kreischten, sagte sie zu Alexander: „Jetzt hab' ich genug und gehe hinauf. Macht euch noch recht lustig alle miteinander."

Und das geschah. Bis vier Uhr morgens tanzten sie, und der junge Hechtwirt gab den Musikanten ein Extratrinkgeld, weil sie so schön aufgespielt hatten.

## III

In der „Traube" blieb nach der Hochzeit alles beim alten. Nur daß die Wirtin zu den älteren Dienstboten nicht mehr vom „Xanderli" und zu den jüngeren nicht mehr von „Herr Alexander" sprach, sondern vom Herrn. Er nannte sie Bas Dorothee nach wie vor und vergaß es nicht, daß die „Traube", solange die Wirtin lebte, ihr gehörte.

So verging ein Jahr und vergingen zwei und noch einmal zwei. Die Bas war so rüstig wie immer. Die Treppen stieg sie etwas mühsamer hinan und mußte stark atmen, wenn sie durchs Dorf ging, aber sonst hatte sie über nichts zu klagen.

Die „Traube" behielt ihren alten Ruf und machte sich neue Freunde, denn Alexander verstand seine Sache. Er hatte der Wirtschaft eine Fuhrhalterei angefügt, Ställe und Remisen gebaut, und seine Wagen waren so gesucht von Einheimischen und Fremden, daß er oft kein einziges Pferd im Stall stehen hatte. Arbeit gab es daher genug, und er brauchte für den Schlaf nicht zu sorgen.

Darüber vergingen wieder zwei Jahre. Dorothee hatte ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert.

„Es ist merkwürdig, daß ich noch lebe, Xanderli," sprach sie ihre Verwunderung darüber aus. „In unsrer Familie sterben sonst alle zwischen sechzig und siebzig. Ich bin jetzt die erste, die darüber hinaus lebt. In Gottes Namen."

„Um so besser, Bas Dorothee," sagte Alexander.

An einem schönen und nicht zu heißen Freitag fuhr eine Reihe Wagen über Land. Einer von der Wirtin Neffen hielt Hochzeit und machte mit seinen Gästen die übliche Ausfahrt. Die „Traube" hatte die Wagen geliefert und einen derselben fuhr Alexander selbst.

Neben ihm saß der Hochzeiterin jüngste Schwester. Sie lachte und plauderte, und das Schnäbelchen stand ihr keinen Augenblick still. Alexander sah von seinem erhöhten Sitz auf sie herab und lächelte. Seiner stillen Art war die ihre fremd, aber sie gefiel ihm.

Ueberhaupt gefiel ihm das ganze Mädchen, sie hatte blaue Augen, und ihre Haare schmiegten sich weich um das feine Gesicht, über dem zwei Spitzenflügel schwankten, als wolle das zierliche Ding davonfliegen.

Er dachte bei sich, daß es wohl nichts Hübscheres und Gefälligeres geben könne als eine Appenzellerin in der Festtracht.

Und sie dachte, daß es doch recht schade sei um den jungen schlanken Menschen neben ihr, daß er eine so alte Frau habe. Das passe doch auch gar

Digitized by Google

nicht zusammen. Was er denn eigentlich vom Leben habe?

Es war schön, so im Sonnenschein durch das herrliche Appenzellerländchen zu fahren. Die smaragdgrünen Matten leuchteten unter dem blauen Himmel, und die braunen Häuschen mit den weißen Fensterrahmen und dem Birnbaum auf der Vorderseite sahen so sauber und ordentlich aus, als hätte man sie aus einer Schachtel genommen und zum Spielen aufgestellt. Im Vorüberfahren leuchtete hier und da die rote oder blaue oder gelbe Schürze einer Stickerin, die mit ihrer zierlichen Arbeit vor der Türe saß, oder kam ein lustig pfeifender Sennenbube daher mit der roten Weste und der Ledermütze, das schwere Räf mit Käse auf dem Rücken, die Augen voll Schelmerei und den Kopf voll krauser Haare.

Der Hochzeitsgesellschaft ging mehr und mehr das Herz auf. Einer der jungen Bursche fing an, übermütig zu singen, Schelmenlieder, wie sie im Appenzell gang und gäbe sind, die Mädchen fielen ein, und hell klang's über das Land:

„Lustig, wil mer ledig sönd,
Es wird is scho noch schränke,
Wenn sibni in der Wiegle sönd,
Und achti uf de Bänke!"

Die Alten lachten dazu und sagten, so schlimm sei es nur selten, und die Sänger sollten sich darum das Heiraten nicht verleiden lassen.

Dem ernsten Alexander war es seltsam zumut. Die allgemeine Fröhlichkeit steckte ihn an und stieg ihm zu Kopf. Er kam sich selbst heute ganz anders vor als sonst. Es gefiel ihm alles. Die Berge, die sich so zart vom Himmel abhoben, die schwarzblauen Tannenwälder, die saftigen Wiesen mit den vielen Holzzäunen, die kreuz und quer über die Hügel liefen, das lustige Singen und seine herzige Nachbarin.

Die gefiel ihm ganz besonders. Er wußte nicht, warum sie ihm so hübsch erschien, es kamen doch Mädchen genug in die „Traube", sie war nicht die erste, die er ansah. Vielleicht, weil heute ein so schöner Tag war und ihm das Herz so freudig klopfte.

Er freute sich, mit ihr zu tanzen. So oft er auf sie herabsah, so oft begegnete er ihren Augen. ‚Warum auch nicht?' dachte sie. ‚Er ist ja ein verheirateter Mann, der sich nichts einbilden kann, wenn er mir gefällt.'

Und er gefiel ihr gut. Er hatte ernste Augen, ganz andre als die Bursche, die sie kannte, und eine schöne, gerade Nase. Auch hatte er eine Stimme, der man gerne zuhörte.

„Könnt Ihr singen?" fragte sie plötzlich.

„Wenn's mir zum Singen ums Herz ist, warum nicht?"

Sie sah erwartungsvoll zu ihm auf, und richtig:

„Und es nigelnagelneus Hüüsli,
Und es nigelnagelneus Dach,
Und es nigelnagelneus Schätzli,
Wie freut mi' die Sach'!"

sang er, und das Mädchen sang mit, und die Bursche und Mädchen hinter ihnen ebenfalls, und wer an der fröhlichen Fuhre vorüberging, sang ein paar Takte, und es war ein Jauchzen und Jubilieren weithin in das Land hinaus, so daß Alexander und Cilli sich lachend in die Augen sahen.

Darauf wurden beide still und jubelten nicht mehr mit. Nach einer Weile wollte Alexander wieder zu reden anfangen, aber es fiel ihm nichts ein. Dann sagte er: „Tanzen wir heute zusammen?"

„Allweg!" sagte sie und sah zu ihm auf, wobei sie rot wurde bis unter den gewellten Scheitel.

Kaum wurden nach dem Essen die Geigen gestimmt, als schon Alexander neben Cilli stand, damit es keinem andern einfalle, sie zum Tanz zu holen. Als der erste Ton erklang, drehten sie sich schon durch den Saal, langsam und gemessen, nach Appenzellersitte.

„Der Traubenwirt taut heute auf," lachte einer hinter ihm her.

„Der möchte ich auch nicht sein," sagte der junge Ehemann zur Hochzeiterin. „Jetzt tanzt er sich mit der Cilli heiß, und wenn er heimkommt, findet er niemand als die weißhaarige Wirtin. Das ist eine Komödie!"

„Sie soll eine gute Frau sein," sagte die junge Frau.

Da lachte er: „Das schon — aber —" Und er faßte sie um und tanzte mit ihr davon.

Immer und immer wieder holte Alexander Cilli. Er war ganz verwandelt. Ein seltsames Glücksgefühl nahm ihm alle Gedanken. Er ging wie in einem Rausch.

Wenn die Klarinette schwieg, schien es ihm jedesmal, als übergieße man ihn mit kaltem Wasser. Er hatte Angst, es möchte der letzte Tanz gewesen sein.

Einmal sagte er ganz leise an ihrem Ohr: „Cilli." Aber sie hatte es doch gehört und sah ihm in die Augen. Dann tanzten sie den Tanz zu Ende, ohne zu rasten.

Es war schon dunkel, als die Hochzeitswagen wieder heimfuhren. Stumm saßen Alexander und seine Gefährtin nebeneinander. Die Nachtluft kühlte des Mannes heiße Stirn. Das junge Mädchen sah still vor sich hin und wagte nicht, ihn anzusehen. Er starrte auf ihren Arm, der auf der schimmernden Schürze lag.

Die zwei Paare, die im Innern des Wagens saßen, stiegen aus, jedes vor seinem Hof. Alexander fuhr Cilli heim, in das Haus ihrer Verwandten, in dem sie zu Gast war. Er sprang vom Wagen herunter, schlang die Zügel um den Knauf am Kutschsitz und half ihr beim Absteigen. Dabei behielt er ihre Hand in der seinen.

„Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Rasch fuhr er heim und half dem Knecht das Pferd ausschirren, dann stieg er die Treppe hinauf.

Er betrat seine finstere Stube, und ein sonderbares Gefühl überkam ihn. Wie ein Alp lag es ihm plötzlich auf der Brust, und es war ihm, als schleife er Ketten am Fuß. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß er der Traubenwirt sei, der Mann der alten Dorothee. Daran dachte er sonst nie. Jetzt war es ihm, als stehe er vor einem dunkeln, breiten

Digitized by Google

Wassergraben, er hier, Cilli dort. Und eine Brücke gab es nicht für sie beide.

Er holte sich ein großes Glas Wasser uud trank es hastig aus. Aber das half ihm nicht viel. Er sah des schönen Mädchens Gesicht vor sich, den Hals, der so fein und hell aus dem blauseidenen, gefältelten Göller sah, und das ganze, zierliche Figürchen. Er sah die blauen Augen auf die seinen gerichtet, und ein Schauer ging durch seinen Leib. Als er im Bett lag, war es ihm, als wiege er sich noch immer im Tanz nach den grellen Tönen der Klarinette. Er konnte nicht einschlafen.

Als er am nächsten Morgen in der Frühe herunterkam, zwang er sich, nüchtern und aufmerksam seinem Geschäft nachzugehen. Er wollte nicht mehr an das Mädchen denken. Er begriff nicht, daß ein einziger Nachmittag ihn so verändern konnte. Er war wie verhext.

Als er nachher in die Wirtsstube trat und die Wirtin am Fenster sitzen sah, den weißen Scheitel in der Sonne glänzend, sah er sie zum erstenmal daraufhin an, daß er an sie gebunden sei. Und wenn sie ihm auch eine Mutter gewesen war seit seinem vierzehnten Jahr, jetzt hatte das Gesetz doch ihn und sie zusammengeschlossen. Da war kein Hintertürchen offen und gab es keinen Ausweg. Das Gesetz hielt ihn gepackt, fest, er meinte es körperlich zu spüren. So kurz hatte er Dorothee noch nie guten Morgen gewünscht.

Freundlich und breit stellte sie ihre Fragen, den gestrigen Tag betreffend. Er gab Rede und Antwort.

„Heut abend kommt die ganze Gesellschaft hierher zum Abendsitz, Bas Dorothee," sagte er.

„Schön, schön, Xanderli. Da habt ihr Arbeit genug, um das Nötige für so viele Leute zu beschaffen. Und vergiß nicht, den Geigen-Martin zu bestellen. Sie werden tanzen wollen."

Alexander fuhr es heiß durch die Adern. Es lockte ihn etwas und warnte ihn zugleich. Wieder tanzen mit der Cilli? Es war ein gefährlich Ding. Er wollte es lieber lassen. Aber schon sah er das hübsche Gesicht vor sich und die blauen Augen, und eine starke Sehnsucht nach dem Mädchen überkam ihn. —

Der große Tanzsaal war ausgeräumt worden. Hinter dem Spiegel und den vaterländischen Bildern, die überall herumhingen, staken Tannenzweige. An langen Tischen saßen die Hochzeitsgäste von gestern, und die Traubenwirtin war diesmal mitten unter ihnen.

Cilli saß nicht weit von ihr. Scheu sah sie zu der alten Frau hinüber. Daß die dem Alexander seine Frau war! Cilli wußte es ja längst, das Gerücht von der sonderbaren Heirat war auch in das Nachbardorf gedrungen, in dem sie daheim war. Sie war auch schon zum Tanz in der „Traube" gewesen und kannte die Wirtin. Aber heute sah sie sie mit andern Augen an. Alexanders Frau? Es war fast lächerlich. Zweimal konnte sie seine Mutter sein und war es auch, wie die Leute sagten. Und alt war sie! Uralt! Lange konnte sie nicht mehr leben.

Hinter ihr ging Alexander vorbei und trug ein paar Weinflaschen vorüber. Sie sah ihn nicht, fühlte aber, daß er es war. Daß er nicht neben ihr saß, verdarb ihr den ganzen Abend. Sie vertröstete sich aufs Tanzen.

Der Geigen-Martin kam mit seiner Frau und seinem krummen Sohn. Sie stellten sich in der Ecke auf und fingen zu streichen an, und bald erklangen die altbekannten Tänze, die Tirolienne, die Varsovienne, der Dreitritt. Den Gästen fuhr die Tanzlust in die Beine, und alte und junge holten sich eine der Mädchen und Frauen nach der andern.

Cilli sah zu Alexander hinüber, aber er drehte ihr den Rücken zu. Da rief die Traubenwirtin: „Alexander, was stehst du und lässest die Mädchen warten?"

Er ging auf Cilli zu, und sie stand auf, ehe er noch bei ihr war, als verstände sich das von selbst. Darauf tanzten sie und strahlten über das ganze Gesicht. Dorothee nickte ihnen zu. Aber später mußte sie Alexander an seine Pflicht als Wirt mahnen. Er vergaß alles über dem Glück, daß er Cilli im Arm hatte. —

Ein paar Wochen später saß einer von des verstorbenen Wirts Verwandten bei Dorothee im kleinen Stüblein und verspritzte das seit Jahren gegen Alexander angesammelte Gift.

„Er hintergeht Euch, Base, Ihr könnt es mir glauben. Wo im Land eine Tanzete ist, muß er dabei sein, und mit niemand anderm tanzt er als mit Warths Cilli."

„Von Hintergehen ist bei Alexander und mir keine Rede, Vetter. Bin ich ein junges, eifersüchtiges Weib? Xandi ist mein Pflegsohn, und wenn es ist, wie Ihr sagt, Vetter, so tut er mir leid."

In diesem Augenblick kam der, von dem sie sprachen, zur Türe herein.

„Der Vetter hat allerlei von dir zu erzählen gewußt," sagte Dorothee. Da nahm der Besuch ohne weiteres Abschied.

„Was ist los?" fragte unwirsch Alexander, der sich denken konnte, um was es sich handle.

„Er hat mir erzählt, was ich schon wußte. Daß du die Cilli Warth gern siehst. Wenn ich dir helfen könnte, Xanderli, ich würde es tun."

„Da ist nichts zu helfen," sagte er. „Da heißt es die Sache verbeißen. Ich habe es mir ohnehin vorgenommen, nicht mehr hinüberzufahren, es führt zu nichts Gutem. Aber daß nichts Schlechtes gegangen ist, brauche ich Euch nicht zu versichern, Bas Dorothee."

„Ich habe nicht danach gefragt," sagte sie einfach. „Als ich dir damals anbot, Traubenwirt zu werden, glaubte ich sicher, ich werde bald nicht mehr da sein. Ich dachte, so lange könntest du mit dem Heiraten warten. Jetzt bin ich doch noch da. Ich kann nichts dafür, Xander, es ist mir leid wegen dir."

„Redet nicht so, Bas. So schlecht bin ich nicht, daß ich Euch den Tod wünschte."

„He nein," begütigte sie. „So ist's ja nicht gemeint. Was scheint dir, kannst du noch ein wenig Geduld haben? Ich mache es gewiß nicht mehr lang. Los, und sag der Cilli, sie solle Geduld haben. Sag ihr, du seist das Warten wert."

„Ihr seid bei Gott die Beste!" rief Alexander. „Euch kann man sich als Muster nehmen."

Digitized by Google

„Je, man lernt manches, bis man so alt ist wie ich, und das Gutsein lohnt sich noch am meisten."

Darauf ging Alexander hinaus. Die Wirtin sah ihm nach und schüttelte den Kopf. —

Wieder war ein Jahr vorbei. Alexander und Cilli hatten sich oft gesehen, und es war nicht beim Sehen geblieben. Sie hatten es sich gesagt, wie lieb sie sich hatten.

Cilli nahm einen Dienst an in der Stadt, ein paar Stunden von ihrem Dorf entfernt. Am Abend, ehe sie abreisen mußte, war Alexander gekommen, und sie hatten voneinander Abschied genommen. Das Mädchen hing an seinem Hals, als könne es ihn nicht mehr lassen. Er küßte sie inbrünstig.

„Wir müssen halt warten, Cilli," sagte er.

„Will's Gott, nicht gar zu lang," gab sie zur Antwort.

„Daß du gehst, ist gut," fuhr Alexander fort. „Wir könnten das nicht aushalten, beieinander zu bleiben und uns nicht heiraten zu dürfen."

Sie plauderten eine Stunde lang.

„Das schickt dir die Bas zum Abschied," sagte der Bursche und übergab Cilli ein Päcklein. Es war ein schönes, breites Muster aus Goldfiligran und Granaten, das sie auf der Hand wog.

„Sie ist doch eine Gute," sagte das Mädchen.

Alexander seufzte. „Ja, ja," sagte er und verschluckte, was er noch hatte sagen wollen. Darauf gingen sie auseinander.

*

Ein Monat um den andern verging, und wieder war ein Jahr herum. Alexander war abgemagert und noch schweigsamer geworden als sonst. Er stand früh auf und ging spät zu Bett und arbeitete wie der letzte Knecht. So gelang es ihm, seine Gedanken und Wünsche zu bändigen und vernünftig zu bleiben.

Aber er war unzufrieden und unglücklich. Es schien ihm, daß er umsonst lebe und arbeite.

Es fiel ihm schwer, freundlich wie sonst gegen die Traubenwirtin zu bleiben. Oft mochte er sie gar nicht ansehen, ihr Anblick peinigte und ärgerte ihn und mahnte ihn daran, wie es sein könnte, wenn sie nicht da wäre.

Dann quälte es ihn wieder, daß er so dachte. Er suchte Dorothee eine besondere Freundlichkeit zu erweisen und zählte es sich immer wieder vor, was er ihr alles verdanke.

Aber diese guten Regungen gingen vorüber. Er verlor die Herrschaft über seine Gefühle. Und noch schlimmer wurde es.

Langsam nistete sich Haß bei ihm ein gegen die alte Frau, die so mühsam herumging, still und friedlich am Fenster saß und keinem Menschen etwas zu leid tat.

Sie stand zwischen ihm und seinem Glück. Sie war ihm im Wege.

Und wenn er sich auch verachtete um seines Undankes willen, so wurde er doch den Haß nicht los, den die Ungeduld der Liebe in ihm erzeugte.

Dorothee sah mit ihren alten Augen immer noch genug. Sie sah des Pflegesohnes Seelennot. Eines Tages nahm sie seine Hand.

„Xander, hab' noch ein wenig Geduld. Es geht gewiß nicht mehr lang. Ich begreife gar nicht, warum es so lang geht. Die andern aus meiner Familie sterben alle zwischen sechzig und siebzig."

„Was nützt mir das!" entfuhr es ihm. Dann reute ihn sogleich das böse Wort.

„Verzeiht, Bas Dorothee. Der Teufel gibt mir solche Gedanken ein."

„Plag dich nicht deswegen, Xander. Du bist halt ein junger Bursch, ein verliebter. Die sind alle so. Aber machen kann ich da nichts, um dir zu helfen. Ich muß warten, bis mich der liebe Gott ruft."

Alexander zwang sich, freundlich zu sein und der Wohltaten zu gedenken, mit denen die Bas ihn überschüttet. Aber es übernahm ihn immer wieder. Die Sehnsucht nach Cilli verzehrte ihn fast.

Und wenn sie über den Sonntag daheim gewesen war oder er sie besucht hatte, so war es schlimmer als vorher.

Ein böses Samenkorn ging auf in seinem Herzen. Es wurde ein Wunsch in ihm lebendig, den er nicht mehr verjagen konnte.

Wenn doch die Bas stürbe! Wenn sie doch um Gottes willen endlich stürbe!

Die Leute im Dorf sagten: Die Wirtin zur Traube läßt den Alexander aber lang warten. Die könnte auch den Jungen Platz machen. Der arme Kerl ist angeschmiert.

Zuletzt fing auch die Cilli an zu drängen. Sie wolle wieder heim. Das Dienen sei ihr verleidet. Laut sagte sie zu Alexander: „Wenn doch die alte Traubenwirtin stürbe!"

Finster hörte Alexander zu. Wenn er es auch nicht sagte so dachte er doch dasselbe.

Cilli kam zurück, und sie und Alexander sahen einander öfter, als gut war und recht. Trotzig und unlustig ging der Traubenwirt im Hause herum und mied tagelang das Stüblein, in dem die alte Dorothee, hinfällig und freundlich, am Fenster in der Sonne saß.

Er schlief schlecht. Er mochte nicht mehr essen. Sogar die Arbeit war ihm verleidet, er tat widerwillig und zerstreut, was ihm oblag.

In einer dumpfen Nacht konnte er wieder nicht schlafen. Ruhelos warf er sich herum, wühlte den Kopf in die Kissen und dachte an Cilli. Er hielt es nicht mehr aus ohne sie. Er ballte die Fäuste und stieß das Federbett zurück. Glühende Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Er starrte mit weit offenen heißen Augen in die Dunkelheit.

Er wollte nicht mehr warten! Jetzt waren endlich sie an der Reihe, die Jungen. Eine plötzliche, dämonische Wut überfiel ihn.

„Sie soll endlich sterben, die Frau. Sie muß sterben, ich will, daß sie stirbt." Er schrie es laut. Dann fuhr er auf. Er hörte eine Stimme sagen: „Sie ist tot." Er hatte die Worte deutlich gehört. War das möglich? War sie gestorben? War das Leben der Bas, von seinem Willen bezwungen, ausgelöscht?

Es war ihm, als falle eine große Last von ihm ab. Mit einem Seufzer der Erlösung fiel er auf sein Bett zurück, erschöpft von der Aufregung.

‚Sie ist tot,' dachte er. ‚Sie muß gestorben sein, jetzt bin ich frei!' Er schloß die Augen. Endlich!

Digitized by Google

Im seichten Wasser

Nach einem Gemälde von Adolf Lins

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Cillis Bild stieg verlockend vor ihm auf. Seine Lippen brannten, er feuchtete sie mit der Zunge. Uebermächtig wurde die Sehnsucht nach dem Mädchen.

„Ist es auch wahr? Bin ich frei? Ich muß Gewißheit haben!“

Er sprang aus dem Bett, zog sich hastig und notdürftig an und stieg so, das Hemd über der Brust weit offen, die Haare in die Augen hängend, hinunter zu Dorothees Stube. Er öffnete und trat ein. Ein Nachtlicht brannte.

Auf den Zehen schlich er zum Bett, beugte sich über sie und starrte ihr ins Gesicht.

Ruhig und langsam atmete die alte Frau. Plötzlich öffnete sie die Augen und sah Alexander an ihrem Bett stehen, mit verzerrtem Gesicht, die Fäuste erhoben, Haß in den Augen.

Sie fühlte diesen Haß, Entsetzen und unermeßlicher Schmerz überkam sie. Lange sah sie Alexander an, so lange, daß es ihm kalt über den Rücken lief. Es schien ihm eine Ewigkeit, seit die hilflosen, anklagenden Augen auf ihn gerichtet waren. Er konnte sich nicht von ihnen lösen. Sie bohrten sich in die seinen, lasen auf dem Grund seiner Seele, lasen, lasen.

Dann schlossen sie sich plötzlich.

Dorothee griff mit beiden Händen nach ihrem Herzen und ächzte. Alexander fuhr auf und schlich in sein Zimmer zurück.

Dort warf er sich auf das Bett, fast wahnsinnig vor Aufregung und Enttäuschung, die Augen von ohnmächtiger Wut gerötet. Und schloß er sie, so sah er Dorothees entsetzte Pupillen auf sich gerichtet.

Die Sonne war längst aufgegangen, als er endlich einschlief. —

Im Wirtshaus zur Traube gingen die Dienstboten auf den Zehen. Niemand sprach laut. Flüsternd standen die Mägde in den Ecken herum, und die Knechte schüttelten den Kopf. Man suchte den Wirt, der nirgends zu finden war.

Endlich klopfte man an seine Tür, ob er, der Frühaufsteher, noch schlafe. Als niemand antwortete, trat der Knecht ein und schüttelte seinen schwer atmenden Herrn am Arm.

„Ihr müßt aufstehen, es ist etwas geschehen heute nacht. Die Wirtin ist gestorben.“

Alexander öffnete einen Augenblick die schweren Lider, dann fielen sie ihm wieder zu.

„Was sagst du?“ murmelte er halb im Schlaf, dehnte sich und gähnte.

„Die Traubenwirtin ist heute nacht gestorben,“ wiederholte der Knecht überlaut.

Das rüttelte Alexander auf. Er versuchte den Schlaf abzuschütteln, der bleiern auf ihm lag.

„Gestorben? Heute nacht?“ fragte er langsam, und das dauernde Bewußtsein von dem, was in eben der Nacht geschehen, verdichtete sich.

Was war doch heute nacht? Was war doch? Hatte er geträumt, daß — er strich sich die Haare aus dem Gesicht.

„Christen, was sagtest du?“ fragte er zum zweitenmal.

„Sie ist gestorben,“ wiederholte der Knecht und zeigte mit dem Daumen nach unten.

Da war es Alexander, als fahre der Blitz vor ihm nieder. Jetzt wußte er plötzlich, was geschehen war.

Mit furchtbarer Deutlichkeit sah er sich vor Dorothees Bett stehen, einen Fluch auf den Lippen, daß sie noch lebe. Den Tod hatte er ihr gewünscht. Er hatte sie heute nacht zum Sterben zwingen wollen.

Alexander ächzte. Er sprang auf und an das Fenster und stieß heftig den Laden zurück. Dann zog er sich an mit fiebernden Händen.

Der Knecht starrte verwundert auf seinen Herrn.

„Ihr solltet kommen, so schnell als möglich. Man hat den Doktor geholt und es der Totenfrau melden lassen.“

„Ja, ja,“ sagte Alexander. „Ich komme. Geh jetzt nur.“

Er war weiß wie ein Tuch. Mit zitternden Händen suchte er nach seinen Kleidern.

So weit war es also mit ihm gekommen. Er war ein Mörder. Heute nacht hatte er die Bas umgebracht. Sie war gestorben, weil er ihr den Tod gewünscht hatte. Ihr, der er alles verdankte. Sie hatte sterben müssen, weil er es gewollt hatte.

Aber sie lebte ja noch, als er hinuntergestiegen, um sich über ihren Tod zu freuen. Alexander dachte angestrengt nach. Er erinnerte sich nur unklar der wahnsinnigen Wut, die ihn durchtobt. Wie ein Traum kam ihm alles vor, wie ein furchtbarer Traum.

Ja, sie lebte noch. Schlief ruhig, als er kam. Aber dann? Nachher, als sie ihn an ihrem Bett erblickte? Dann, als sie in seinen Augen gelesen, als sie sah, wie er sie anstarrte, voll Haß, voll Enttäuschung, daß sie noch lebte, voll Ungeduld? Da packte sie das Entsetzen und brach ihr das Herz. Da mußte sie gestorben sein. Erst dann. Er hatte sie getötet.

Alexander war es, als werde er von einer Lawine begraben. Es wurde ihm dunkel vor den Augen und alles in der Stube drehte sich. Aber die Erkenntnis seiner Schuld peitschte ihn auf. Eine so qualvolle anklagende Reue kam über ihn, daß er körperlichen Schmerz zu empfinden meinte.

War es möglich, daß er es war, Alexander, der heute nacht an Dorothees Bett gestanden und mit Mördergedanken in das schlafende, friedliche Gesicht gestarrt hatte? Er sah plötzlich die Traubenwirtin an seiner sterbenden Mutter Bett sitzen, in der Nacht vor ihrem Tod. Er hörte ihre Worte: „Sei ruhig, Liseli, dem Alexander will ich eine Mutter sein.“ Er sah das dankbare Lächeln auf der Mutter Gesicht.

Ein Schluchzen brach aus seiner Brust. Er warf sich auf einen Stuhl, und legte die Arme auf die Lehne und den Kopf auf die Arme.

Wenn er das ungeschehen machen könnte. Wenn er nur das nicht gedacht hätte, das von ihrem Tod. Er mußte wahnsinnig gewesen sein. Den Verstand mußte er verloren haben. Gott im Himmel, was gäbe er darum, wenn er ihr nur ein freundliches Wort gesagt hätte vor ihrem Sterben. Nur etwas, woran er sich jetzt halten könnte, ein Strohhalm im Meer seiner Reue.

Aber er fand nichts, das ihn entlastete. Er hatte ihr den Tod gewünscht, und sie war ge-



Digitized by Google

storben, um ihn zu strafen. Heiß stieg es ihm in die Augen.

„Bas, Bas Dorothee," schluchzte er, „warum habt Ihr mir das getan? Bas, um Gottes willen, verzeiht mir." —

Man rief ihn. Er mußte hinunter ins Sterbezimmer. Scheu trat er an der Toten Bett. Unbeweglich stand er am Kopfende und sah auf das gütige, alte, im Tod zusammengeschrumpfte Gesicht. Die da lag, hatte es gut mit ihm gemeint. So gut wie niemand sonst. Und in ihrer Sterbenacht — es fror Alexander.

Leute kamen. Sie sprachen auf den Traubenwirt ein und sagten, was man bei solchen Gelegenheiten sagt. Er antwortete kaum.

Draußen erzählten die Leute, daß sie nicht gedacht hätten, daß es dem Traubenwirt so nahe gehen würde. Er müsse doch recht an ihr gehangen haben. Sie sagten das auch zu Alexander selbst, der dann die Zähne zusammenbiß. —

Ein schöneres Begräbnis als das der Traubenwirtin hatte man im Dorf lange nicht gesehen. Sie hatte es aber auch verdient, die Dorothee. Es gab keine bessere Frau weit und breit, keine, die den Armen mehr Gutes tat und die für jeden Menschen ein freundliches Wort gehabt hatte.

Der Alexander, der jetzt die „Traube" erbte, wußte etwas davon zu erzählen. Der wurde aus einem armen Buben ein reicher Mann und konnte, wenn die Trauerzeit vorüber war, die Cilli heiraten. Sie hatte Glück, die Cilli, darüber war sich das ganze Dorf schon am Begräbnistag einig.

Der Notar war gekommen, um das Testament zu eröffnen. Die Verwandten wurden abgefertigt, die Dienstboten beschenkt, teils bekamen sie Kleider, teils Möbel, teils Geld. Den Rest, das heißt alles, bekam Alexander.

Ihm gehörte jetzt das schöne Gasthaus zur Traube, die verpachteten Felder und Wiesen und das viele bare Geld.

Nachdem die kleine Gesellschaft, die bei der Eröffnung des Testamentes zugegen gewesen, sich gestärkt hatte, zog sie ab.

Alexander blieb allein in Dorothees Stube, wo der Nachlaß verteilt worden war. Er saß lange auf ihrem Lederstuhl, den Kopf in die Hand gestützt. Er war um Jahre gealtert.

Dann stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Aufs Geratewohl und halb gedankenlos öffnete er einen der Schränke. Eine mächtige Schachtel stand darin, mit weißem Moiré überzogen und mit goldenen Rändern verziert. Sie war mit einem roten Band umwunden. Alexander öffnete sie.

Der ganze kostbare Hochzeitsstaat der Traubenwirtin lag darin. Es blitzte von Gold und Silber und schillerte von Samt und Seide.

Zwei Zettel waren mit Stecknadeln an den Aermel geheftet. Alexander las den einen.

Mit Dorothees altmodischer, deutlicher Handschrift war darauf geschrieben: „Lieber Alexander! Dies Kleid habe ich am 23. August, unserm Hochzeitstag, für Deine zukünftige Frau beiseite gelegt." Auf dem andern Zettel stand: „Glück und Gottes Segen zur Hochzeit wünscht Dir Deine Base Dorothee." —

---

# Sinkende Sonne

Von

**Grete Mallé**

Die goldenen Tränen brennen
Im Aug' ihr, sie sieht sich nicht satt
An der häßlichen, dunkeln Stadt
Und kann sich von ihr kaum trennen.

Sie klagt: Kein Dorf in der Heide,
Kein Fleckchen ärmstes Land
Braucht so wie du meine Hand
Und den Schimmer von meinem Kleide.

Den strahlenden Gefilden
Der Seligen, ach, wie gern
Blieb' in der Nacht ich fern,
Könnt' ich dich tröstend beschilden.

Ich kann den Schmerz nicht fassen,
Daß in der Nächte schaurigem Wehn
Deine Mauern und Häuser stehn,
Arm, freudlos und verlassen.

Daß du in das Dunkel immer
Die finsteren Augen bohrst,
Die du mit mir verlorst
Des Lichtes fröhlichen Schimmer.

Ich gäbe aller Meere
Goldengrünen Widerschein,
Erntedust und reifenden Wein,
Weiheopfer und Altäre

Für dich. O könnte ich breiten
Unentwegt zu jeder Zeit
Ueber deine Häßlichkeit
Mein Kleid voll Glanz der Weiten.

Wenn du auch die Brust mit den Erzen
Mir deiner Türme zerstichst,
Es segnen Sonnenherzen
Die fallenden Blutstropfen des Lichts!

---

Digitized by Google

Junge Heidelerchen

# Junge Brut

Von

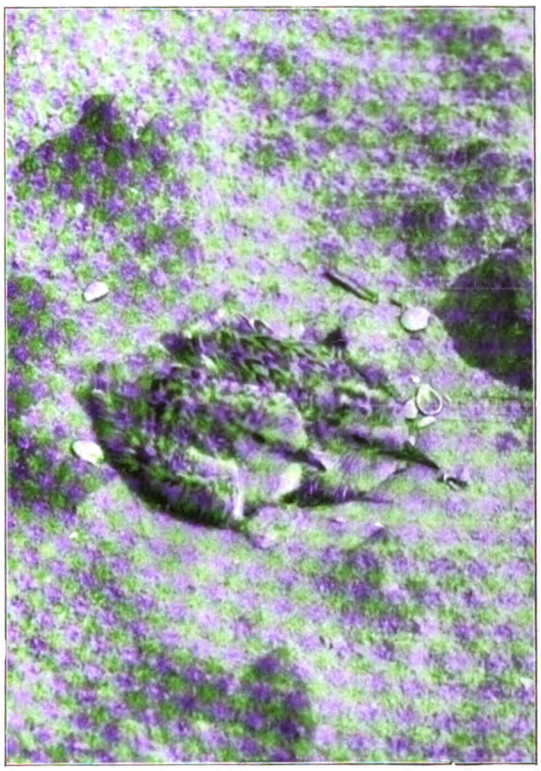
R. Tepe, Bloemendaal

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

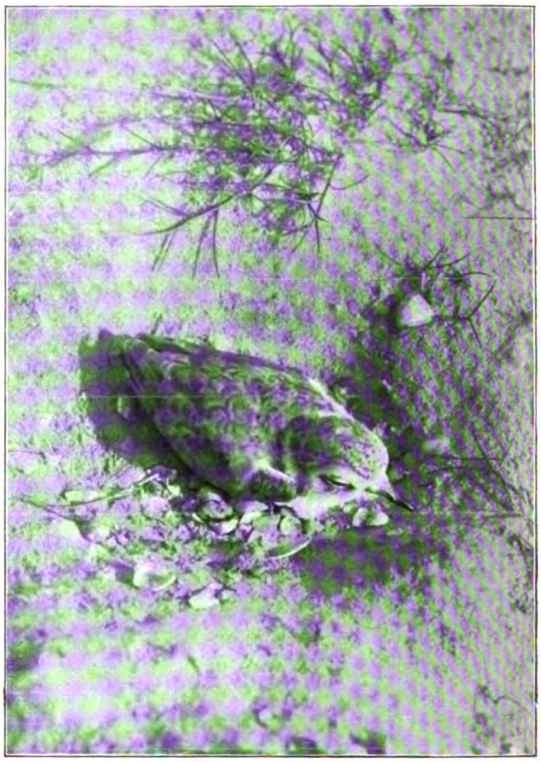
Im Frühling haben unsre gefiederten Freunde allüberall in Busch und Strauch ihre kleinen Kinderstuben eingerichtet, und zu einem freundlichen, nicht störenden Besuche möchte ich heute die Leser von „Ueber Land und Meer" einladen. Die Heidelerche (Lullula arborea *L.*), deren junge Brut wir auf unserm ersten Bilde sehen, ähnelt der Feldlerche, ist jedoch etwas kleiner. Ihr Schwanz ist viel kürzer, wodurch die Gestalt des Vogels weit gedrungener erscheint, und die Federn des Oberkopfes sind ein wenig länger. Die äußeren Deckfedern der Flügel sind dunkelbraun mit gelblichweißen Enden und die äußeren Schwanzfedern braunschwarz mit einem weißen keilförmigen Fleck. Im Nest der Heidelerche findet man im April vier bis sechs fleischfarbige, grau und braun marmorierte Eier, woraus nach dreizehn Tagen die Jungen schlüpfen. Die auf unserm Bilde sind dem Ausfliegen nahe. Den Hänfling (Cannabina Cannabina *L.*) erkennt man sofort an der Farbe seines Gefieders, an dem mit vielen Haarfedern bedeckten Schnabel und an den weißen Säumen der Schwung- und Schwanzfedern. Der Oberkopf ist bis zum Nacken und den Wangen grau. Bei alten Männchen sind Scheitel, Kopf und Brust karminrot, die übrigen Unterteile, auch der Bürzel, schmutzigweiß. Die Flügel sind zimtbraun, in der Mitte schwärzlich. Sein Nest, das aus feinen Würzelchen und Halmen zusammengestellt und innen mit Wolle oder Haar belegt ist, findet man auf mancherlei Sträuchern, doch auch auf niedrigen Bäumen, nicht über zwei Meter vom Boden entfernt. Die Eier, vier bis fünf an der Zahl, sind auf blaugrünlichem Grunde mit einigen rötlichschwarzen Fleckchen besetzt. Die erste Brut findet man oft schon Ende März, die zweite in der zweiten Hälfte des Monats Mai und auch noch wohl anfangs Juni. Nach zwölf bis vierzehn Tagen fliegen die Jungen aus.

Der Kiebitz (Vanellus Vanellus *L.*), wovon wir auf unserm Bilde die niedlichen, kaum dem Ei entschlüpften Jungen sehen, ist in ganz Europa ein allgemein bekannter Vogel. Wer kennte ihn nicht, den schönen Vogel mit dem zierlichen Federbusch auf dem Scheitel? Seine Füße sind fleischfarben rotbraun und sein Schnabel ist schwarz.

Digitized by Google

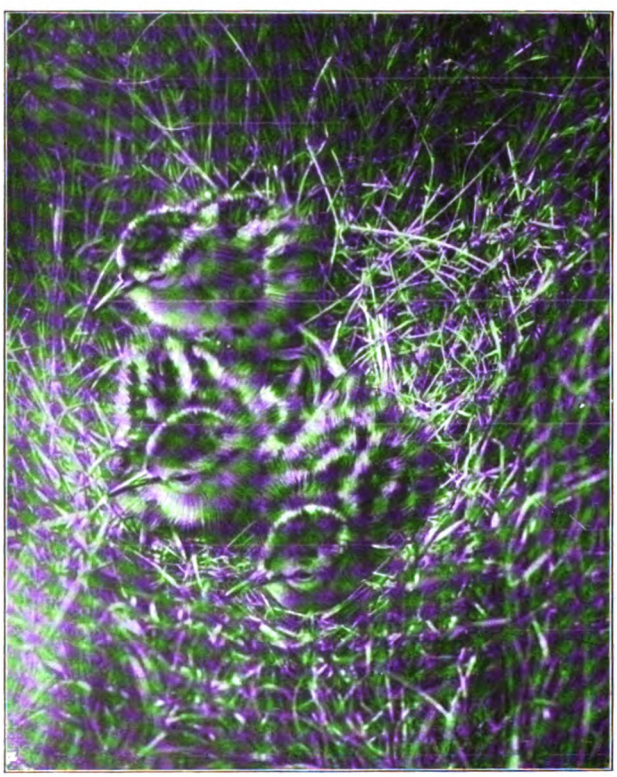


Junge Zwergmeerschwalben



Junger Seeregenpfeifer

Die Seiten des Kopfes, die Brust, der Bauch und die Wurzelhälfte des Schwanzes sind weiß, die Deckfedern des Schwanzes rostgelb und alle übrigen Teile schwarz. Eine Vertiefung in der Erde, die innen mit einigen Hälmchen ausgelegt ist, dient als Nest. Darin findet man im April, oft schon im März drei bis vier birnförmige, olivengrüne, mit aschgrauen und braunschwarzen Flecken bezeichnete Eier, die gewöhnlich mit den Spitzen in der Mitte des Nestes aneinander stoßen und in sechzehn bis siebzehn Tagen ausgebrütet werden. Bekanntlich gelten diese Eier als ein vorzüglicher Leckerbissen. Ein mit dem Kiebitz sehr befreundeter Vogel, der

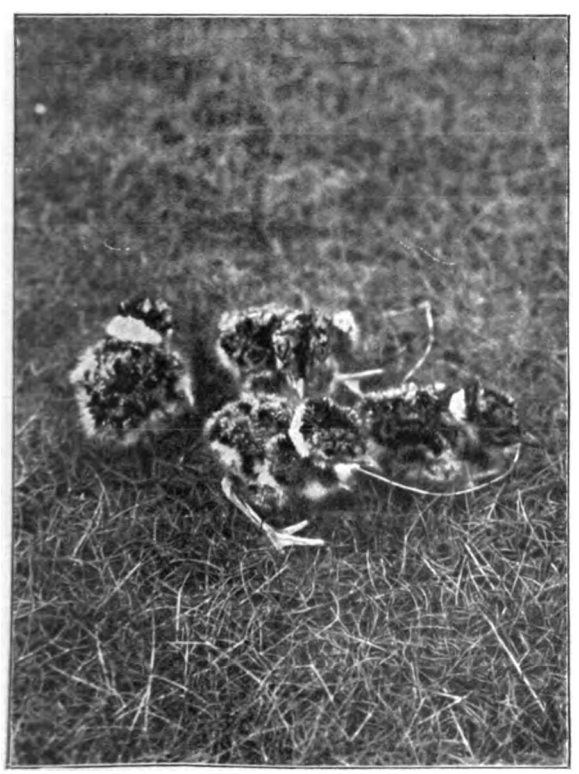


Junge Rotschenkel

sein Nest gern in der nächsten Nähe des Kiebitznestes baut, weil er weiß, daß er im Kiebitz wegen seiner außergewöhnlichen Wachsamkeit einen ausgezeichneten Beschützer hat, ist der Sumpfwasserläufer oder Rotschenkel (Totanus Totanus *L.*). Den Namen Rotschenkel dankt er seinen orangefarbenen Füßen. Sein runder Schnabel ist von der Wurzel bis zur Mitte rot, an der vorderen Hälfte schwarzbraun. Der Bürzel ist weiß und der Schwanz dunkelbraun mit weißen und schwärzlichen Querlinien. Die Eier sind kleiner und schmaler wie die Eier des Kiebitzes, von stark birnförmiger Gestalt und auf gelbrötlichem Grunde mit

Digitized by Google

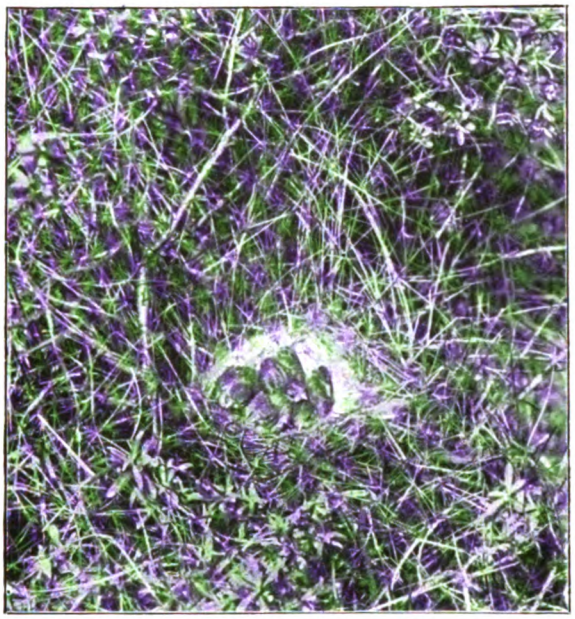
Junge Lachmöwen



Junge Kibitze

Junge Austernfischer

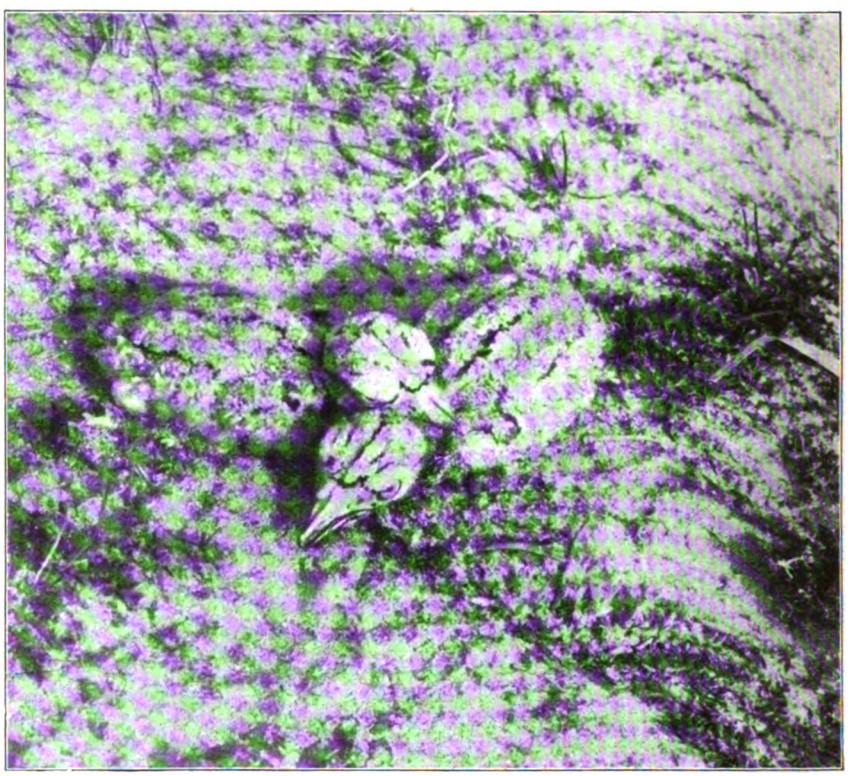
Digitized by Google



Junge Hänflinge

zahlreichen rot- und schwarzbraunen Flecken betupft. Ein drolliger, doch sehr hübscher, wenn auch sehr einfacher Vogel ist der Austernfischer (Haematopus ostrealegus *L.*) in seinem schwarz und weißen Federkleide, dessen Junge wir auf einem Spaziergange in den Dünen fanden. Sein Schnabel, beim Weibchen länger als beim Männchen, ist orangerot, an der Spitze gelb und bei den Jungen rötlichbraun. Die Füße sind dunkel fleischfarben und die Augen karminrot. Die Federn des Oberkörpers und des Halses bis an die Brust sind schwarz, die Vorderhälfte und die Deckfedern, ein breites Band auf den Flügeln, sowie auch die Brust und der Bauch sind weiß. Das Weibchen legt im Mai oder Juni zwei oder drei Eier in einer einfachen, mit Grashalmen belegten Vertiefung im Sand. Die Eier, die auf bräunlich rostgelbem Grunde mit braunschwarzen Flecken und grauen Punkten gezeichnet sind, haben die Größe von Hühnereiern. Nach einer Brütezeit von etwa drei Wochen schlüpfen die Jungen aus, die gleich, sobald sie trocken sind, das Nest verlassen. Wir kommen jetzt zur Beschreibung eines den Regenpfeifern sehr ähnlich sehenden Vogels, der jedoch viel größer ist und den wir Triel oder „Dickfuß“ (Oedicnemus Oedicnemus *L.*) nennen. Den Namen „Dickfuß“ dankt er seinen Füßen, die am Lauf wie geschwollen und an den Fersengelenken besonders dick sind. Er hat sehr große Augen, einen ziemlich langen, abgerundeten Schwanz, hohe Füße und kurze Zehen mit breiten Sohlen, an der Wurzel durch Spannhäute verbunden. Die Hinterzehe fehlt wie bei den Regenpfeifern. Die Hauptfarbe seines Gefieders ist ein lerchenfarbiges Grau. Auf den Flügeln ist er mit zwei weißlichen dunkelbegrenzten Querstreifen gezeichnet. Die Schwungfedern sind braunschwarz, der Bauch, die Kehle, ein Flecken vor dem Auge, die Streifen unter und über ihm sind weiß, die Unterdeckfedern des Schwanzes isabellfarbig und die Steuerfedern an der Spitze schwarz und seitlich weiß. Der Triel ist ein Bewohner des warmen und gemäßigten Europas, der jedoch lange nicht überall vorkommt. Er nistet in einer einfachen Vertiefung im sandigen Boden, worin er ausnahmsweise drei, gewöhnlich jedoch nur zwei Eier legt, die in siebzehn Tagen ausgebrütet werden.

Von den Regenpfeifern ist der Seeregenpfeifer (Aegialites Alexandrinus *L.*) wohl einer der bekanntesten. Alle Regenpfeifer besitzen nur drei durch eine kurze Spannhaut verbundene Zehen. Sie haben ziemlich hohe Füße, die nach vorn hin öfters mit einer Reihe Schilder bedeckt sind, und lange, spitzige Flügel. Alle einheimischen Arten haben einen abgerundeten Schwanz, große Augen,



Junge Triele

Digitized by Google

Junge Brandmeerschwalben

spaltenförmige Naslöcher und einen ziemlich schwachen Schnabel, der, kürzer als der Kopf, an der Wurzel etwas abgeplattet und an der Spitze seitlich zusammengedrückt ist. Die Jungen tragen ein unten weißes, oben fahl rostfarben und schwarz gestreiftes Dunenkleid. Von den Möwen ist die Lachmöwe (Larus ridibundus *L.*) wohl die in Europa am häufigsten vorkommende Art. Schnabel, Füße und Augenliderrand sind bei alten Lachmöwen blutrot, bei jungen fleischfarbig, an der Spitze schwärzlich, die Augen sind braun. Im Sommerkleid ist der Kopf dunkelbraun und Mantel und Flügel hell blaugrau, die großen Schwungfedern jedoch weiß mit schwarzen Spitzen; sie haben auf der Innenfahne einen schwarzen Saum, die übrigen Teile sind weiß. Im Winterkleid ist auch der Kopf weiß, ausgenommen ein schwarzer Fleck unter den Augen.

Ein ebenfalls in Vereinen oder Gesellschaften nistender Vogel ist die Brandmeerschwalbe (Sterna cantiaca), die sich nicht nur durch ihre Größe, sondern auch dadurch von den andern Meerschwalben unterscheidet, daß ihr schwarzer Schnabel an der Spitze gelb ist. Die Füße sind schwarz, die Augen braun. Im Sommerkleid ist der Kopf bis in den Nacken schwarz und Mantel und Flügel sind bläulichgrau, die Schwungfedern dunkler und an der Innenfahne weiß gesäumt. Die Brandmeerschwalben legen zwei bis drei Eier, die auf rötlich- und gelblichweißem Grunde mit schwarz- und rotbraunen Flecken und Tüpfeln bezeichnet sind. Werden ihnen die Eier genommen, so legen sie zum zweitenmal. Nach etwa drei Wochen schlüpfen die Jungen aus, die recht bald aus dem Neste laufen und durch beide Alten mit kleinen Fischen großgefüttert werden. Die Zwergmeerschwalbe (Sterna minuta *L.*) ist die kleinste der Meerschwalbenfamilie und direkt zu erkennen an Schnabel und Füßen, die orangegelb sind. Stern und Wangen sind weiß, Kopf und Nacken schwarz, Mantel und Flügel aschgrau, die drei ersten Schwungfedern schwärzlich, der Schwanz weiß. Die Eier werden durch beide Alten abwechselnd in vierzehn bis fünfzehn Tagen ausgebrütet. Wenn die Jungen ungefähr drei Wochen alt sind, folgen sie den Alten im Fluge und empfangen, wie die Schwalben, während des Fliegens ihr Futter.

---

# Pfingsten

Von

**E. v. Weitra**

Es geht ein Ringen durch Mensch und Natur,
Den wahren Gott zu erkennen.
Sein Banner entrollt die erwachende Flur —
Wir fühlen und ahnen des Herrlichen Spur —
Und wissen ihn, bang, nicht zu nennen . . .

So komm denn von oben — du flammender Geist!
Mach wieder die Erde erzittern!
Und sei der Blitz, der durch Wolken reißt,
Und sage uns, wie unser Vater heißt,
Im Rollen von Frühlingsgewittern! —

---

Digitized by Google

# Der Retter

## Eine Alpenballade

von

## Frida Schanz

Hatte ein Adler ein Kind gestohlen
Und es in seine Horstung getragen,
Und ein Kletterer sollte es holen,
Ein Mensch, der einen Menschen erschlagen
Und lebenslang sollte im Kerker liegen.

Nun aber sollt' er sein Leben ersteigen
An der Steilwand, die noch kein Mensch erstiegen.

Drei Dörfer schauten in tiefstem Schweigen.

Aus drei Dörfern blicken sie unverwandt
Hinauf. — — — Am Rand
Des Steilfelsens sah man Luftkönigs Wohnung.
Und sah den Kletterer sein Ziel erringen
Und sah, wie zwei Adler in edler Schonung
Dicht über ihm schwebten mit ruhigen Schwingen.
Sah den Retter das Kind erfassen,
Sein rosa Röckchen,
Ein rosa Flöckchen,
Sah man. — Sah den Mann sich dann niederlassen,
Tastend, das Kind auf die Brust gebunden.
Drei Dörfer starrten in Todesruh.
Drei lautlose Dörfer sahen zu.
Ewig erschienen die Sekunden.
Alle Pulse stocken,
Wie der Starke sich tastend niederschwang.
Plötzlich erklang
Aus einem Dorfe Geläut der Glocken.
Und die anderen Dörfer stimmen ein,
Es läutet, — es läutet, — — silberrein.
Es läutet: Sieg —
Bittglöckchen, — — Todglöckchen, — — Armsünder-
Während der Kletterer niederstieg. [glöckchen, — —
Und alles stimmt seltsam überein.
Bald sah man des Kindes wehende Löckchen,
Bald sah man des Mannes steinern Gesicht,
Bald sah man mit winkender Hand ihn grüßen.

Er kam zu Tale und legte schlicht
Hinkniend der Mutter das Kind zu Füßen.

Aus drei Dörfern zog dann der Zug ihm nach.
Drei Tage lang hat der Mann geschwiegen.
Als er dann sprach,
Schilderte er, wie sie niederstiegen,
Das Kindlein und er. — Er sprach: „Wenn du bangst,
Dann falle ich, Junge! Furcht kann nicht taugen!"
Da blickte der Kleine ohne Angst
Ins Aug' ihm groß mit den Kinderaugen.
„Und wir stiegen, Gott mit uns," sagte der Mann.
„Aber an ein paar furchtbaren Stellen
Erbebte ich heimlich. — Da begann
Wie ein Gewebe das Läuten zu schwellen.

Ein Netz schien's, unter mir ausgespannt.
Ich dachte: Gott schützt mich — auch im Falle!
Und ich griff sichrer mit Fuß und Hand
Und kam sichrer über die Schrecken alle
Und kam auf Matten und kam zu Tal."
— — — — — — — — — — — — — — —
So sprach er. — So wurde es weitergetragen,
Was er gesprochen hat, — nur einmal. — —
Ihm war es zu heilig, es oft zu sagen!

Digitized by Google

# Wer ist der König der Diebe?

Von

Erwin Rosenberger

Mohammed bin Suleiman, der allmächtige Emir von Basra, war außerordentlich mißgestimmt, denn seiner Allmacht wollte es nicht gelingen, den verwegenen und schlauen Dieb zu erwischen, der vor einigen Tagen auf ganz rätselhafte Weise in das Schatzhaus des Reiches eingedrungen war und die hundert kostbarsten Juwelen entwendet hatte.

Die begabtesten Polizeibeamten entwickelten Tag und Nacht eine fieberhafte Tätigkeit, um dem Uebeltäter auf die Spur zu kommen, allein bisher waren alle Nachforschungen durchaus ergebnislos geblieben. Die erprobten Hüter der öffentlichen Sicherheit waren nicht imstande, auch nur die geringste Fährte zu entdecken. Man hatte es offenbar mit einem ungewöhnlich listigen Schelm zu tun, an dessen Verschlagenheit jedwede polizeiliche Kunst zuschanden wurde.

Der Fall erregte weithin großes Aufsehen, und über das Unvermögen der Behörden ergoß sich in reichem Maße der Volksspott.

Am sechsten Tage nach Verübung der Missetat berief der Emir Mohammed bin Suleiman eigens einen Diwan, der bloß der Frage gewidmet war: Wie kann man diesen Dieb aufspüren?

Aber obgleich zur Sitzung die scharfsinnigsten Ratgeber eingeladen waren, Männer mit tiefgefurchten Stirnen und großenteils sehr kahlen Köpfen, wurde dennoch kein Ausweg gefunden, der ordentlich erfolgverheißend ausgeschaut hätte. In später Nachtzeit, nachdem die Weisen genugsam die Denkerstirnen gerunzelt, die langen Bärte eifrig gestrichen, die Zeigefinger an die Nasenspitze gelegt und die sonstigen Bräuche beträchtlichen Grübelns vollführt hatten, wurde endlich auf Anregung eines gedankenreichen Mathematikers der Beschluß gefaßt, eine Belohnung von zwanzigtausend Dinaren dem auszusetzen, der den Dieb aufzufinden vermöchte, und hierauf entließ Mohammed bin Suleiman in nicht sehr gnädiger Laune die geistigen Stützen seines Thrones.

„Du bleibst mir hier, Ibrahim," sagte der Emir zu seinem Lieblingsdichter Ibrahim bin Seijar, „ich will mich bei deinen Liedern von dem Geschwätz dieser hochgelehrten Schwachköpfe erholen. Nimm die Laute zur Hand!"

Der Dichter verneigte sich leicht: „Ich hätte dich ohnehin ersucht, o Herr der Gläubigen, mir jetzt Gehör zu schenken. Ich habe dir eine besondere Mitteilung zu machen."

„Sprich! Wir sind allein."

„O Sultan der Zeit und Kleinod unsrer Tage, ich unterbreite dir eine Bitte: gestatte, daß ich auf eigne Faust versuche, dir den Dieb zu bringen."

Mohammed bin Suleiman blickte den Poeten erstaunt an: „Du? Du, Ibrahim, der Hofdichter und Tischgenosse des Emirs? Du willst unter die Häscher gehen? In der Tat, ein gediegener Vorschlag! Ein Mann, der die zartesten Verse spinnt, will ein Netz, womit man Diebe fängt, weben. — Darf ich dich auf den Spruch aufmerksam machen: Dichter, bleib bei deiner Laute!?"

„Das tue ich! Werde bloß in die Saiten greifen. Solcherart will ich den Dieb greifen."

„Meine Auffassungsgabe reicht nicht hin, deine Pläne zu verstehen. Möchtest du mir nicht noch einiges verraten?"

„Ich möchte dir, mein erlauchter Gebieter, noch zwei Bitten verraten —"

Der Sultan nickte ermunternd, und Ibrahim bin Seijar setzte fort: „— erstens, daß du mir für mein Beginnen durchaus unbeschränkte Bewegungsfreiheit bewilligst; und zweitens, daß du mich für heute in Gnaden entlassen mögest. Ich will morgen beizeiten ans Werk gehen."

Mohammed bin Suleiman verabschiedete mit freundschaftlichem Lächeln seinen Lieblingsdichter.

Am nächsten Vormittage, zur Zeit des stärksten Verkehrs, begab sich Ibrahim auf den weitberühmten Marktplatz El-Mirbad, wo die Sänger ihre Verse einem stets aufmerksamen und dankbaren Hörerkreise vorzutragen pflegten. Als sich der allbeliebte Künstler mit Muße anschickte, Ohr und Herz der Menschen zu erfreuen, sammelte sich sogleich ein Schwarm Erwartungsvoller um ihn. Die Kunde „Ibrahim bin Seijar wird singen!" flog rasch über den ganzen Platz und in die angrenzenden Gassen hinein, so daß alsbald die Tribüne, darauf der Meister im Vorspiel mit den Saiten tändelte, von einer dichtgedrängten Menge umlagert war.

Und jetzt sang Ibrahim ein Lied, das höchste Ueberraschung und stürmischesten Jubel weckte. Die Leute schlugen vor Erstaunen die Hände zusammen und schüttelten sich vor Lachen: ist's möglich? Hatte man recht gehört? Wie kann ein Hofpoet wagen, solche Verse auf dem Markte auszustreuen? Verse — wahrhaftig, man glaubt es kaum — Verse, die mit dem Ausdruck unbegrenzter Bewunderung einen Dieb, einen Dieb verherrlichen!

Digitized by Google

Jawohl, die gescheite Kühnheit des Unbekannten, der die Juwelen aus der Schatzkammer hatte verschwinden lassen, wurde vom Tischgenossen des Emirs öffentlich mit einem Ruhmeskranz bald schelmischer, bald hochbegeisterter Töne umwunden. Jede Strophe war ein zündender Lobeshymnus, und jede schloß mit dem Satze: „Wer ist, wer ist der König der Diebe?"

Vormittags hatte Ibrahim bin Seijar sein Lied gesungen, um die Zeit des Mittagsgebetes war es schon in aller Munde: der Lastträger, der durch die Straßen trabte, trällerte: „Wer ist, wer ist der König der Diebe?", der Eseltreiber, der auf sein widerspenstiges Grautier losschlug, schwang seinen Stecken im Rhythmus des Allerweltsliedes, in ebendemselben Takte gebrauchten die Schiffer, die auf dem Flusse fuhren, ihre Ruder, ja schließlich war zu bemerken, daß jeder Schritt und jede Bewegung eines jeden der einen Melodie angepaßt war. Und um die Stunde des Abendgebetes berief der Emir zornschnaubend den Dichter und fuhr ihn an: „Was hast du angerichtet? Bist du bei Sinnen? Du erhebst den schlimmsten Spitzbuben der Jetztzeit zum Volkshelden. Dieser heillose Unbekannte ist heute der berühmteste und bewundertste Mann von Basra. Und das ist dein Werk!"

„Ah, ausgezeichnet! Gerade diese Wirkung wollte ich erzielen. Und es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, daß auch der erleuchtete Lenker der Gläubigen meiner Sangeskunst uneingeschränkte Anerkennung zollt," entgegnete Ibrahim mit geradezu ehrfurchtwidrigem Frohsinn und summte vor sich hin: „Wer ist, wer ist der König der Diebe?"

Die aufreizende Ungezwungenheit des Poeten entfachte den Unwillen des Emirs zu hellem Grimme. Der allgewaltige Herr von Basra trat bedrohlich nahe an seinen Bechergenossen hinan, blickte ihm ins Gesicht, als wollte er ihn versengen, und wetterte: „Verseschmied, dreister, willst du mich verhöhnen? Mir scheint fast, du hast einen Kopf zuviel! — —"

Ibrahim schüttelte ablehnend und ganz entschieden den ins Gespräch gezogenen Kopf und schüttelte ihn noch einmal, wie um dessen Unentbehrlichkeit doppelt eindringlich darzutun, und sagte ruhig: „Der Verseschmied erdreistet sich, dich zu erinnern, daß du ihm und seinem Kopf gestern abend unbegrenzt freies Verfügungsrecht zugestanden hast. Ich will daher in dieser Angelegenheit meinen eignen Kopf haben; und auch mein eignes Lied."

„Was ist's mit diesem Lied?" grollte Mohammed bin Suleiman.

„Es soll dem Dieb den Mund öffnen. Selten verträgt ein Hochberühmter die Anonymität. Dieser Unbekannte wird nicht die Kraft haben, ein Unbenannter, ein Namenloser zu sein, derweilen man in allen Straßen sein Lob singt. Die Sonne des Ruhms, die ich ihm mit meinem Sang entflamme, wird ihn stechen, so daß er geflissentlich oder unwillkürlich aus seiner Verborgenheit hervorspringt und sich entschleiert. Ich mache ihn groß und glänzend, damit er sichtbar werde: erst Held des Tages, dann Held des Tageslichts. Er muß endlich selber reden, da alle von ihm reden, er wird bekennen, weil alle ihn anerkennen."

Der Emir war durch die Erklärung des Dichters in eine bedeutend mildere Stimmung versetzt worden, er ging einigemal auf und ab, das eben Vernommene erwägend, und blieb dann vor dem Lieblingssänger stehen: „Fürwahr, dein Plan ist nicht übel," sagte er mit beifälliger Lebhaftigkeit, „du willst mit unwiderstehlichem Lockruf die Autoreneitelkeit des Diebes wecken und gedenkst aus ihr einen Fallstrick zu drehen. Trefflich ersonnen! Bleibt nur die nicht unwichtige Frage, ob dieser geriebene Bursche tatsächlich seinen Fuß gehorsamst in die wohlgeknüpfte Schlinge stecken wird."

Ibrahim bin Seijar zuckte mit den Achseln: „Ich winke ihm hinlänglich einladend. Das Herankommen ist seine Sache."

Als am folgenden Tage, nach dem Morgengebete, der beste Dichter von Basra wieder den Mirbadplatz aufsuchte, schlossen sich ihm auf dem Wege Hunderte und Hunderte von Leuten aller Stände an, begierig, das Lied zum Lob des Diebes aus des Meisters eignem Munde zu vernehmen. Und obwohl sich diesmal um die Sängertribüne eine so eng gepferchte Menschenmasse wie noch nie staute, entstand dennoch in dem Augenblick, da Ibrahim bin Seijar die Saiten berührte, auf dem weiten Platz eine nahezu atemlose Stille, die erst nach dem Schlußwort der Strophe in eine betäubende Brandung des Beifalls umschlug.

Und heute war's, als sei Basra bis hinter die letzten Hütten der Vororte und bis über die höchsten Kuppeln der Paläste in einen feinen Melodiennebel eingehüllt, durch den unaufhörlich die Tonfolge des „Wer ist, wer ist der König der Diebe?" auf und nieder wogte. Und in den bescheidensten Hütten wie in den Prunksälen des Herrscherpalastes beschäftigten sich tausendfältige Vermutungen mit der Person des Diebes, des ruhmreichsten und unsichtbarsten Zeitgenossen.

„Wohlan, mein kluger Ibrahim," fragte im abenddämmerigen Erkergemach des Emirschlosses der Fürst seinen Günstling, „wo hast du den Dieb? Berühmt ist er, denk' ich, jetzt mehr als genug. Ich habe ganz ernstlich erwartet, daß du mir ihn spätestens heute abend in voller Lebensgröße und in tadellosem Zustande überreichen wirst, kann ihn aber vorläufig nirgends sehen." Der Emir blickte, wie suchend, mit spöttisch zur Schau getragenem Forschungseifer umher, als hätte er das redliche Bestreben, den Dieb irgendwo in einem Winkel des Zimmers zu entdecken.

Der Dichter verharrte in Schweigen und schaute verstimmt zu Boden.

„Bitte, verheimliche mir's nicht länger: wo hast du den Dieb? Sei doch nicht so zurückhaltend, sag mir's —" bat wiederum im Tone behaglicher Schadenfreude der Emir. Es war ersichtlich, daß der Fürst von Basra wähnte, dies wäre einmal ein vorzüglicher Anlaß, den Dichterfürsten etwas wie eine geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen, und solch seltene Genüsse müsse man möglichst gründlich ausschöpfen. „Schade, schade," fuhr er fort, „dein Plan war so ausgezeichnet erdacht, er ist geradezu unfehlbar —, ich möchte doch wissen, warum seine Verwirklichung nicht gelingen will. Es ist mir fast unverständlich."

Digitized by Google

Ergebungsvoll ließ Ibrahim bin Seijar alle Sticheleien wie ein wohlverdientes Ungemach über sich ergehen und seufzte etliche Male aus tiefster Seele: „Ich habe wenigstens den einen geringen Trost," sagte er, als schließlich — nach nicht gar langer Zeit — der Witzvorrat des Herrschers erschöpft war, „ich habe wenigstens den Trost, daß ich solcherart nicht in die Lage kommen mußte, ein Werkzeug zur Bestrafung dieses armen Kerls zu werden."

„Leider kann ich dir nicht einmal den Trost lassen. Ich hatte mir vorgenommen, deinen armen Kerl, der heute die wertvollsten Schatzstücke dieses Landes besitzt, zu begnadigen, vorausgesetzt, daß er durch deinen Kunstgriff dingfest gemacht würde, und vorausgesetzt, daß er seine Beute wieder zurückgäbe."

„Und ist dein königlicher Vorsatz, o Herr der Vergebung, noch unerschüttert?"

Der Sultan griff unter das brokatne Kissen, reichte dem Bechergenossen das Tuch der Gnade und sprach: „Ich lege in deine Hand das Unterpfand der Begnadigung. Du magst hiermit deinen ehrenwerten Schützling — wenn du ihn hast — gegen meinen Zorn wappnen."

Am andern Tag erscholl schon in den frühen Morgenstunden auf dem Mirbadplatze das Schwatzen und Lachen einer ungeduldigen Volksmenge. Allgemach mengten sich in die Ausbrüche der Fröhlichkeit da und dort auch Stimmen heftigen Zankes, denn das Verweilen auf dem Markte wurde immer mehr und mehr zu einem Kampfe mit dem Nächsten, zu einem Ringen um eine Fußbreite Standortes inmitten des Menschenandrangs, der sich in stetem Wachsen beklemmender und beklemmender verdichtete. Heute strömten gar die Landbewohner aus den umliegenden Ortschaften herbei, ungebärdige Leute und zügellose Verehrer des großen Diebs, die als Entgelt für ihren langen Marsch wenigstens einen Ton des Liedes, wenn auch einen noch so fernher klingenden, von des Dichters Lippen hören wollten. Die Wachmannschaften, denen von Amts wegen die Wahrung geruhigen Verkehrs oblag, waren fast machtlos, und nur mit größter Anstrengung vermochten sie dem sangeskundigen Freunde des Emirs einen Weg zur Tribüne zu bahnen.

Mit einem Lächeln der Begrüßung beschwichtigte Ibrahim bin Seijar, zur Plattform emporsteigend, das brausende Stimmenwirrsal, heiteren Angesichts sang er seine Verse, sang er die Fragen „Wer ist, wer ist der König der Diebe?", und eben in dem Augenblicke, da der Beifall einsetzen wollte, begab sich ein Ereignis, das wie ein lähmender Bann das tausendköpfige Zuschauerheer traf: auf die untere Stufe der Tribüne schwang sich ein blutjunger Bursche, hochrot vor Erregung und mit fliegendem Atem, wandte sich gegen die Menge und rief: „Ich bin's! Sehet her! Ich bin der König der Diebe!"

Allein sogleich geschah noch etwas Verblüffenderes: kaum war dies Bekenntnis dem Munde des Jünglings entschlüpft, als sich ein hochgewachsener Mann mit rabenschwarzem Vollbart und großem, gelbem Turban durch die vordersten Reihen in gewaltsamem Vorstoß Bahn brach und mit bebender Stimme schrie: „Er lügt! Glaubet ihm nicht! Eine ungeheuerliche Lüge! Nicht er — ich bin der König der Diebe!" Bleich, die Hände krampfhaft geballt, stand er da und maß funkelnden Auges den jungen Mann.

Ehe die zwei ihre heiße Absicht, aufeinander loszustürzen, ausführen konnten, wurden sie von den Wachmannschaften ergriffen und vor den Emir gebracht.

Ibrahim bin Seijar erzählte dem Herrscher, was sich soeben auf der Sängerstätte zugetragen; „— und von deiner Einsicht, o Richter der Richter," schloß er in untertänigstem Tone, „von deinem nimmerirrenden Erkenntnisvermögen erwarten wir jetzt, daß du uns verkündest, wer von diesen beiden eigentlich der gesuchte Dieb ist."

Emir Mohammed bin Suleiman tat, als hätte ihn der Stachel in dieser Zumutung nicht geritzt, und bemerkte nachlässig: „Es scheint, daß dein unerreichbarer Scharfsinn diese Aufgabe bereits gelöst hat. Also belehre uns gütigst. Wir lassen uns gerne von Wissenden unterrichten."

„Dieser hier" — der Dichter wies auf den hochgewachsenen Mann mit dem großen, gelben Turban — „dieser ist der Dieb."

„Stimmt das?" wandte sich Mohammed bin Suleiman möglichst strenge an den Besitzer der gelben Kopfbedeckung, „bist du tatsächlich der strafwürdige Verbrecher, der sich mit frevler Hand an den Schätzen des Reiches vergriffen hat?"

Der Schwarzbärtige stand vorgeneigten Hauptes da, den Blick starr auf den Boden gerichtet, und nagte an der Unterlippe. Er sah aus wie einer, der mit einem lebensgefährlichen Entschlusse kämpft. Als stünde er am Rande eines lockenden, rosigen, todbringenden Abgrundes, hin und her taumelnd zwischen der Sehnsucht, hinabzuspringen, und dem Triebe, zurückzuweichen. Und plötzlich richtete er sich straff auf, mit einer Bewegung, als schüttelte er blindlings jegliches Bedenken ab, blickte dem Emir mit einer glückseligen Offenherzigkeit ins Gesicht und rief: „Jawohl, ich bin der, den ihr bewundert und in Gesängen verherrlicht: ich bin der König der Diebe."

Der Herrscher sah ihn durchdringend an und sagte: „Du weißt, welche Strafe deiner harrt."

„Was ficht mich der Tod an! Ich werde im Liede weiterleben," — er hob mit dem Ausdruck der Verklärten die Augen himmelwärts — „im Liede, das der größte Dichter aller Zeiten mir zum Ruhme geschaffen hat;" jetzt kehrte er den Blick, in dem schwärmerischste Dankbarkeit aufleuchtete, dem Hofpoeten zu. „Möge ich sterben: ich nehme die Gewißheit ins Grab, daß noch die fernsten Geschlechter lobpreisend das Lied vom König der Diebe singen werden, Ahmed ed Danaf wird unsterblich sein. — Bald hätte ich vergessen, euch meinen Namen zu nennen: ich bin Ahmed ed Danaf aus Mossul." Er blickte stolz im Kreise umher, wie um sich an der Wirkung, die diese Mitteilung machen mußte, zu weiden, und verfiel dann in eine Art verzückten Hinbrütens.

Gedankenvoll betrachtete der Fürst den Dieb. Ibrahim bin Seijar zog sich in den Hintergrund des Gemaches zurück, um hier ungesehen einen kleinen Freudensprung zu vollführen, den die Oeffentlichkeit möglicherweise dem größten Dichter aller Zeiten einigermaßen übelgenommen hätte.

Digitized by Google

Währenddessen griff sich Ahmed aus Mossul an die Stirn, wie auf Wichtiges sich besinnend, nahm behutsam den großen, gelben Turban ab, löste dessen Windungen, und siehe, da blitzte es zwischen den Falten auf, und zum Vorschein kamen Edelsteine, aus denen regenbogenfarbenes Lichterspiel hervorbrach — die Beute aus der Schatzkammer des Reiches: „Da habt Ihr Euer Zeug," sagte er, „lange genug hat es mir den Scheitel beschwert."

Und da war auch schon Ibrahim bin Seijar, der Poet, an der Seite des Mossulers, um ihm flugs das befreiende Tuch der Begnadigung um die Schultern zu hängen. Doch Emir Mohammed trat dazwischen: „Halt! Noch nicht! Noch ist manches — oder gar alles — aufzuklären. Wer ist der da?" Er deutete auf den Burschen, der als erster Selbstankläger auf die Dichtertribüne geeilt war.

„Der? Der ist mein Diener Abdallah. Du selber, o Sultan der Freigebigkeit, hast mir ihn vor zwei Jahren geschenkt," entgegnete Ibrahim bin Seijar; „als ich gestern abend die betrübsame Erfolglosigkeit meines Lockgesanges bedachte, da sagte ich mir: Ich muß noch ein stärkeres Reizmittel hinzufügen! Dieser Dieb ist ein Mensch, der in Schweigen verharren kann, auch wenn man ihn zu hohen Gipfeln emporträgt, er läßt sich berühmt machen und meldet sich nicht. — Ich will jetzt erproben, ob er nicht einen Schrei ausstoßen wird, wenn ihn jemand arglistig vom Gipfel hinabzuschleudern versucht. Wird dieser Meister aller Stehler die Kraft haben, stillzuhalten, während er selber bestohlen wird, vermag er regungslos zu bleiben, wenn mit seinen schimmernden Federn sich ein Unbefugter schmückt?

„Die Anonymität hat er ertragen — den Plagiator wird er hoffentlich nicht aushalten!

„Ich gebot also gestern abend meinem Diener Abdallah: Wenn ich morgen vormittag meine erste Strophe vorgetragen habe, springst du hastig auf die Tribüne und rufst: ‚Ich bin's! Sehet her! Ich bin der König der Diebe!' — Das Weitere wird sich finden.

„Und Abdallah hat seine Sache sehr gut gemacht," der Dichter nickte seinem Diener anerkennend zu; „und das übrige, o Emir der Gläubigen, ist dir bekannt."

Der Fürst nahm seinem Lieblingssänger das Tuch der Gnade aus der Hand, wickelte fünf der schönsten Edelsteine darein und reichte dies Zeichen der Vergebung dem Diebe. Nachdem er noch dem Diener Abdallah fünf herrliche Juwelen geschenkt hatte, ließ er vom Schatzmeister zwanzigtausend Dinare — den vom weisen Kronrat ausgesetzten Ergreiferlohn — bringen und übergab den Haufen Goldes im Verein mit einem Ehrengewand und einer unschätzbar wertvollen perlenbesetzten Laute unter Worten gnädigsten Lobes dem Dichter.

# Im Himmel

Von

**Martin Lang**

1

Ein goldsterniger Maßliebkranz
Umrahmt ihr Gelock mit kindlichem Glanz,
Es ließ ihr so rührend und schön zugleich
Wie einem Englein im Himmelreich.

2

Maria, liebe Mutter des Herrn,
Nun wohnt sie auf deinem seligen Stern,
Darf dir fromme Sprüchlein sagen,
Deine seidene Schleppe helfen tragen.

Ihr Wolken, die da oben gehn,
Habt ihr das Kind im Himmel gesehn,
Wo es mit den Engelbuben
Spielt im Garten und in den Stuben?
Im Garten blaut ein Beetlein dicht
Von Immergrün und Vergißmeinnicht.
In die Blumen springt ein Ball,
Da tut es einen weichen Fall,
Das Beet wie blauer Himmel scheint —
Mein herziges Mägdlein aber weint ...
Wo sind die hellen Blüten her?
Es denkt ihm, wo ein Beetlein wär',
Vergißmeinnicht und Immergrün,
Will heim und meiß nicht recht wohin.
Maria küßt es auf die Braunen,
Die Flügelbübchen staunen und raunen.

3

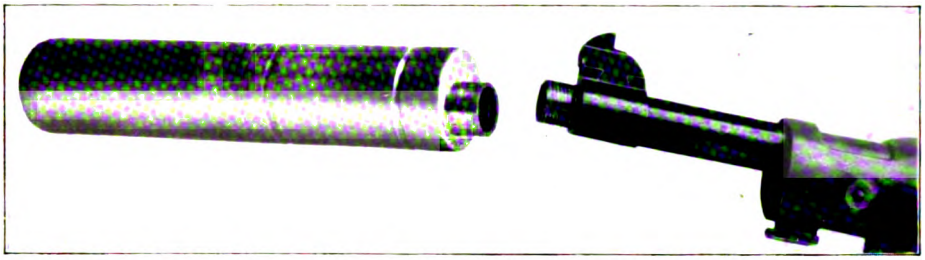
Scheinen die Sternlein zur Guten Nacht,
Dann hast du dein Fensterlein aufgemacht
Und lehnst am Sims im bloßen Hemd,
Es ist dir alles noch so fremd.
Ein Lichtlein blinkt aus Finsternissen
(Die liebe Mutter darf's nicht wissen):
Wir haben ein Leuchterlein hingestellt
Aus deiner Dockenstubenwelt,
Das schickt dir seinen heimlichen Schein:
So bist du doch nicht ganz allein.

Digitized by Google

An der Schwester Hand

Nach einem Gemälde von Franz Simm

Digitized by Google



Maxims Knalldämpfer, losgeschraubt vom Gewehrlauf

# Maxims Knalldämpfer

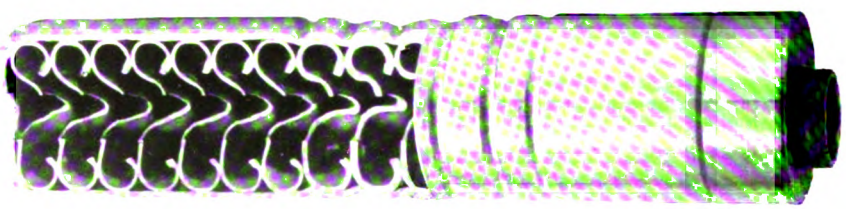
Von

**Arthur G. Abrecht**

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Neuyork, 9. Februar 1909.

Wie immer der Name der Neuyorker Tageszeitung sein mochte, die man heute früh zur Hand nahm, der erste Blick mußte auf einen Artikel fallen, dessen Ueberschrift etwa lautete: „Der Krieg seines Donners beraubt", oder „Die Schlacht der Zukunft ohne Schlachtenlärm", und so weiter. In allen Tonarten wurde das Lob gesungen des „Schalldämpfers" oder „Schalltöters", einer Erfindung des jungen Hiram Percy Maxim, eines Sohnes des Erfinders des Schnellfeuergeschützes, der Maxim-Kanone. Man wußte schon seit geraumer Zeit, daß der Sohn in seines großen Vaters Fußtapfen wandle, man wußte, daß er an einem „knallosen Gewehr" arbeite; aber er hat es so vortrefflich verstanden, sein Geheimnis zu wahren, bis er seine Erfindung in allen Ländern der Erde patentiert hatte, und er ist schließlich mit einem so verblüffend einfachen, den Knall beim Abfeuern eines Gewehres unterdrückenden Apparate herausgekommen, daß man einfach paff war. Einem Apparate, dessen Herstellung keine besonderen Kosten verursacht, der jedem Gewehrkaliber angepaßt werden, im Felde im Laufschritt dem Gewehr gleich einem Bajonett aufgesetzt, ebenso schnell abgenommen werden kann, einem Apparate, der, wie es scheint, vollkommen ist und keiner Verbesserung mehr bedarf. Vor einer Anzahl Zeitungsvertreter und andern Interessenten gab gestern Herr Maxim die ersten Proben der Vortrefflichkeit seiner Erfindung. In einem Bureaugebäude in der unteren Stadt war's. Man hatte den nicht großen Raum in einen veritabeln Schießstand verwandelt. Das Ziel war eine lange Reihe hintereinander aufgestellter Holzkisten, deren letzten drei oder vier mit Sand gefüllt waren. In diese gruben sich die Kugeln aus den von Maxim abgeschossenen Gewehren ein, nachdem sie vorher die zwanzig oder mehr Kistenwände durchschlagen hatten. Herr Maxim begann seine Demonstration mit einer kleinkalibrigen Winchesterbüchse. Die schoß er zuerst ohne seinen Schalldämpfer ab. Das gab einen gewaltigen Krach, und ein paar Schreibmamsells aus einem benachbarten Kontor liefen angsterfüllt herbei, in der Erwartung, zum mindesten Zeugen eines blutigen Dramas zu sein. Dann brachte Maxim eine kleine, unscheinbare, kaum 10 Zentimeter lange Stahlröhre zum Vorschein und schraubte sie der Mündung des Gewehrlaufs auf. Und als er dann wieder schoß, hörte man nur das Schnappen des Hahns, das Pfeifen der Kugel durch die Luft und das Aufschlagen am Ziel. Nach und nach kamen Gewehre größeren Kalibers an die Reihe, Savage-, Mannlicher-, Mauser-, Springfield-Armee- und Krag-Jörgensen-Gewehre, und bei allen war der Erfolg derselbe; bei keinem war ein Knall zu vernehmen, man hörte nur das „Klick" des Hahns, das unheimliche Ziſchen der Kugel beim Fluge durch die Luft und das Krachen des Holzes, durch das die Kugel sich ihren Weg bahnte.



Innenansicht des Knalldämpfers

Maxims Schalldämpfer besteht aus einer Stahlröhre von etwas größerem Durchmesser als dem des Gewehrlaufs. In der Röhre sitzen Reihen von Stahlbändern, die, nicht unähnlich den Zähnen eines Turbinenrades, spiralförmig angeordnet und in der Richtung gegen den Lauf gebogen sind. Die Bänder reichen nur so weit nach dem Innern der Röhre, um einen Schußkanal freizulassen, durch den die Kugel ungehindert ihren Weg finden kann. Wird nun ein mit dem Schalldämpfer versehenes

Digitized by Google

Gewehr abgefeuert, so bewegt sich die Kugel durch die Röhre, ohne im geringsten an Schnelligkeit, Zielrichtung oder Durchschlagskraft zu verlieren. Die durch die Explosion der Patrone erzeugten Pulvergase jedoch, die bekanntlich nicht die Richtung des Schusses nehmen, sondern sich sofort nach Verlassen des Gewehrlaufs ausbreiten, werden von den turbinenartig gewundenen Bändern im Innern des Schalldämpfers abgefangen; sie winden sich rotierend ihren Weg ins Freie und können nur ganz allmählich entweichen. Nach und nach werden sie von der Luft aufgesogen und verlassen den Lauf, ohne den geringsten Lärm zu verursachen. Um dies so recht klar zu machen, hielt Herr Maxim beim Abfeuern eines der größten zu den Experimenten verwendeten Gewehre eine Visitenkarte mit seinem Namen dicht vor die Mündung des Schalldämpfers. Die Kugel schlug glatt durch seinen Vornamen, und als Herr Maxim den Berichterstattern die Karte zeigte, war auch nicht eine Spur von Pulverflecken darauf wahrzunehmen; sie war nicht im geringsten verbrannt, nur rings um das Kugelloch war eine leicht gelbliche Färbung wahrnehmbar. Und noch eine interessante Entdeckung konnten die Zuschauer machen, nämlich die, daß der Schalldämpfer auch den Rückschlag des Gewehres auf ein Minimum reduziert. Größe und Gewicht des „Silencer", wie Herr Maxim seine Erfindung nennt, hängen von Kaliber und Stärke des Gewehres ab, an dem er befestigt wird. Für ein Gewehr von Kaliber 22 ist er etwa 4 Zoll (10 Zentimeter) lang, $1^3/_8$ Zoll im Durchmesser, und sein Gewicht beträgt $5^1/_2$ Unzen (etwa 154 Gramm). Das Gewicht ist so unbedeutend, daß dadurch nicht der geringste Einfluß auf das Zielen ausgeübt wird. Ganz und gar geräuschlos wird ein Schuß selbstverständlich auch durch den Schalldämpfer nicht. Der Aufschlag des Hammers, das pfeifende Geräusch des Flugs der Kugel in der Luft und ihr Einschlag in einen festen Körper müssen gehört werden. Aber das klingt nicht anders als ein leiser Hammerschlag auf einen Stein oder etwa, wie wenn man mit der eisernen Zwinge eines Spazierstockes auf einen Stein stößt.

Welche Rolle die Erfindung im Kriege zu spielen berufen ist, muß die Zukunft lehren. Der Jäger wird sie sich auf alle Fälle sofort zunutze machen. Er kann Schüsse ohne Zahl abfeuern, ohne dadurch das Wild in weitem Umkreis zu verscheuchen. Der passionierte Sportsfreund kann Scheibenschießen in seinen eignen vier Wänden veranstalten, ohne mit den Nachbarn oder der hochwohllöblichen Polizei in Konflikt zu kommen. Der Schalldämpfer an Armeegewehren wird es dem Offizier ermöglichen, auch im hitzigsten Kampfe Kommandos zu geben, die von den Untergebenen gehört und nicht durch das Gewehrfeuer erstickt werden. Und die Position des den Feind beschießenden Truppenkörpers wird nicht sofort durch den Lärm des Gewehrfeuers verraten, ein Umstand, der, nimmt man die schon früher errungenen Vorteile des rauchlosen Pulvers hinzu, geeignet sein kann, die Kriegführung der Zukunft wesentlich zu beeinflussen.

Ein schwerwiegender Umstand der neuen Erfindung ist indes nicht abzuleugnen: daß sie nämlich unter Umständen auch ein Verbrechen begünstigen und einem Mörder die Flucht erleichtern kann. Dem will der Erfinder aber dadurch vorbeugen, daß er den Verkauf des neuen Knalldämpfers gewissen Beschränkungen unterwirft.

Der Erfinder, ein Gewehr abfeuernd, das mit dem Knalldämpfer versehen ist

Digitized by Google

# Weidenfrühling

Von

**Elisabeth Lang**

Wie leicht dein Gang, wie blütenleicht,
Wie er dem Weidenfrühling gleicht...

Du suchst mich —
Ich suchte dich —
Du sahst mich nicht —
Ich sah dich wohl
Und deiner Augen blaues Licht.
Du gingst voraus,
Ich folgte dir
Von Haus zu Haus;
Du schwandest mir
In Dunkelheit
Und warst nicht mehr.
Doch immer klang
Dein leichter Gang
Wie Frühlingsrauschen um mich her.
Und deiner Tritte Melodei
Klang mir ein Lied von Lieb' und Mai,
Und meine Seele klang und sang
So immerzu
Das eine Lied
Den dunkeln Weg
Das Dorf entlang:

Wie leicht dein Gang, wie blütenleicht,
Wie er dem Weidenfrühling gleicht.

Digitized by Google

**Eine heikle Frage**

Nach einem Gemälde von Hans Best

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)



Digitized by Google

# Luftstickstoff

Von

**Otto Jentsch**

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Luft, die wir atmen, ist ein rein mechanisches Gemenge von Stickstoff und Sauerstoff; außerdem enthält sie noch geringe Mengen von Wasserstoff, Kohlensäure, Ammoniak und Spuren von neu entdeckten Gasen wie Argon und Metargon. Das für den Aufbau des menschlichen Körpers und für das Wachstum der Pflanzen so überaus wichtige Element Stickstoff ist vorwiegend; es macht ungefähr 77 Gewichtsteile der atmosphärischen Luft aus. Bei diesem Ueberreichtum an Luftstickstoff erscheint es auf den ersten Blick sonderbar, daß es eine Zeit gegeben hat, wo man das Eintreten eines Stickstoffmangels auf der Erde in Erwägung ziehen mußte. Aengstliche Gemüter konstruierten bereits ein Gespenst des Stickstoffmangels, weil das zweite große Stickstoffreservoir unsrer Welt, die Wüste Atakama an der Westküste von Chile, die den Stickstoff in einer greifbaren und für die Ernährung der Pflanzenwelt ohne weiteres brauchbaren Form — den Chilesalpeter — enthält, in etwa zwanzig Jahren erschöpft sein wird. Ebenso werden die Guanolager von Peru bald als Stickstofflieferanten nicht mehr in Frage kommen, da dort die stickstoffreichsten Schichten bereits abgebaut sind. Not bricht Eisen; es mußten also Mittel und Wege gefunden werden, den Stickstoff aus der Luft abzuscheiden und in eine Form überzuführen, in der er einen vollwichtigen Ersatz für den zur Neige gehenden Chilesalpeter bilden kann. Diese Arbeit versprach reichen Lohn; hat doch die über Deutschland ruhende Luftsäule, wenn man das Kilogramm Stickstoff mit 1 Mark berechnet, allein einen Wert von rund 4325940 Milliarden Mark. Das Problem ist gelöst worden; aber leicht war die Lösung nicht, denn der Stickstoff ist ein schwerfälliger Geselle, der die Einsamkeit liebt und nur ungern mit andern Elementen Verbindungen eingeht. Außer der Abscheidung des Stickstoffs aus der Luft mußte gleichzeitig die ungleich schwierigere Aufgabe gelöst werden, ihn in eine für die Bedürfnisse des Lebens brauchbare Form überzuführen. Die Bemühungen, dies zu erreichen, nahmen bereits im achtzehnten Jahrhundert ihren Anfang; sie haben indes, wie zum Beispiel die Arbeiten von Cavendish und Priestly, nur historisch-wissenschaftliches Interesse, von einem Erfolge für die Praxis waren sie nicht begleitet. Und doch war es bloß notwendig, einen alltäglichen Vorgang in der Natur nachzuahmen. Durch die Entladungen der atmosphärischen Elektrizität werden fortwährend, wenn auch nur in geringer Menge, Stickstoffsauerstoffverbindungen in der Luft gebildet und durch den Regen der Pflanzenwelt zugeführt. Die Uebersetzung dieses natürlichen Vorgangs in die Technik blieb Werner v. Siemens vorbehalten, der in Verbindung mit dem berühmten Chemiker A. W. v. Hoffmann, dem Entdecker der Anilinfarben, die Elektrizität in einer Form zu Hilfe nahm, die eine Abspaltung des Stickstoffs aus der Luft und seine chemische Verbindung mit Sauerstoff ermöglichte. Das Stickstoffproblem war damit glücklich gelöst und das Gespenst des Stickstoffmangels dauernd beseitigt. Die Lösung begeisterte den sonst so kühl denkenden Werner v. Siemens zu dem Ausspruch: „Es wird noch einmal zur künstlichen Herstellung von Nahrungsmitteln kommen.“ Skeptiker haben diese Voraussagung als einen phantastischen elektrochemischen Traum bezeichnet; der heutige Stand der Technik zeigt aber, daß sie nicht unerfüllbar zu sein braucht. Denn eine Etappe ist bereits erreicht; man kann heute aus dem gewaltigen und unerschöpflichen Stickstoffreservoir der Luft Stickstoffverbindungen in Formen abscheiden, die den Grundstoff unsrer gebräuchlichsten künstlichen Düngemittel darstellen. Man hat Stickstoffdünger künstlich erzeugt und dadurch ein Mittel geschaffen, das wie kein andres geeignet ist, unsre Nahrungsproduktion zu erhöhen. Man hat also, wenn auch keinen Nährstoff für den Menschen, so doch einen Nährstoff für die Pflanzenwelt aus dem Luftstickstoff geschaffen.

Nach den epochemachenden wissenschaftlichen Erfolgen von Werner v. Siemens verging indes noch eine Reihe von Jahren, bevor an eine wirtschaftliche Ausbeutung derselben gedacht werden konnte. Die elektrische Hochspannungstechnik war nicht genügend entwickelt; man vermochte keine ausreichend hohen elektrischen Spannungen zu erzeugen, die den für die chemische Verbrennung des Luftstickstoffs zu Stickstoffoxyd erforderlichen gewaltigen elektrischen Lichtbogen unterhalten konnten. Die elektrische Kraft war auch noch zu teuer. Namhafte Physiker und Techniker wie Crookes, Bradley, Lovejoy, Birkeland, Kowalski, Moscicki, Nernst, Erlwein und andre mehr haben es dann durch langwierige Versuche dahin gebracht, daß man heute an die fabrikationsmäßige Darstellung von Luftstickstoffverbindungen gehen kann. Es kommen hierbei allgemein große eiserne Zylinder oder gemauerte Kammern in Anwendung, in denen zwischen feststehenden oder rotierenden Elektroden in steter und außerordentlich schneller Aufeinanderfolge elektrische Lichtbogen erzeugt werden, durch die getrocknete Luft getrieben wird. So lassen Bradley

Digitized by Google

und Lovejoy, die zum Antriebe ihrer Dynamomaschinen die Wasserkräfte der Niagarafälle benutzten, 414 000 Lichtbogen in der Stunde zwischen feststehenden und rotierenden Platinelektroden überspringen und treiben durch die Bogen in der gleichen Zeit 12 Kubikmeter getrocknete Luft. Siemens und Birkeland benutzen dagegen zum Ausbreiten und Auslöschen der Lichtbogen starke Blaselektromagneten. Bei dem Birkelandschen Verfahren werden in der Fabrik Notodden auf diese Weise schmale, von Luft durchströmte Oefen fast vollständig von einem Lichtbogen in Gestalt einer Vollscheibe ausgefüllt. Die Lichtbogenscheibe erreicht einen Durchmesser bis zu 2 Metern und macht den Eindruck einer ruhig brennenden Sonnenscheibe. Die Luftsalpeterfabrik Notodden benutzt zum Antrieb der elektrischen Maschinen die Svaelgfos-Wasserfälle. Die Badische Anilin- und Sodafabrik läßt fadenförmige elektrische Lichtbogen in einem Rohre brennen, in das die Luft tangential zur Flamme eingeblasen wird. Welche ungeheuern Kräfte für die elektrische Abscheidung und Bindung des Luftstickstoffs aufgewendet werden müssen, erhellt aus der Tatsache, daß der Energieinhalt einer solchen 5 Meter langen Lichtbogenflamme etwa 1000 Pferdekräfte beträgt. Nach dem Durchströmen des elektrischen Lichtbogens enthält die Luft etwa drei bis fünf Gewichtsteile Stickoxyd, das dann in großen, mit feuerfesten Steinen ausgemauerten Kammern durch Zuführung von Sauerstoff zu Stickstoffsuperoxyd oxydiert wird. Letzteres erfährt noch eine Umwandlung in die allgemein bekannte Salpetersäure, indem es in Granittürme eingeleitet wird, die mit Quarzstücken angefüllt sind, die ständig von Wasser berieselt werden. Die so gewonnene Salpetersäure wird noch gereinigt und bildet an sich bereits ein wertvolles technisches Produkt; oder aber sie wird unmittelbar unter Zusatz von Kalkstein zu Kalziumnitrat oder Kalksalpeter verarbeitet. Erfolgt diese Umwandlung unter Verwendung überschüssigen Kalkes, so erhält man ein Produkt, das bis zu 13 Prozent Stickstoff enthält und den Chilesalpeter noch an Düngewirkung übertrifft.

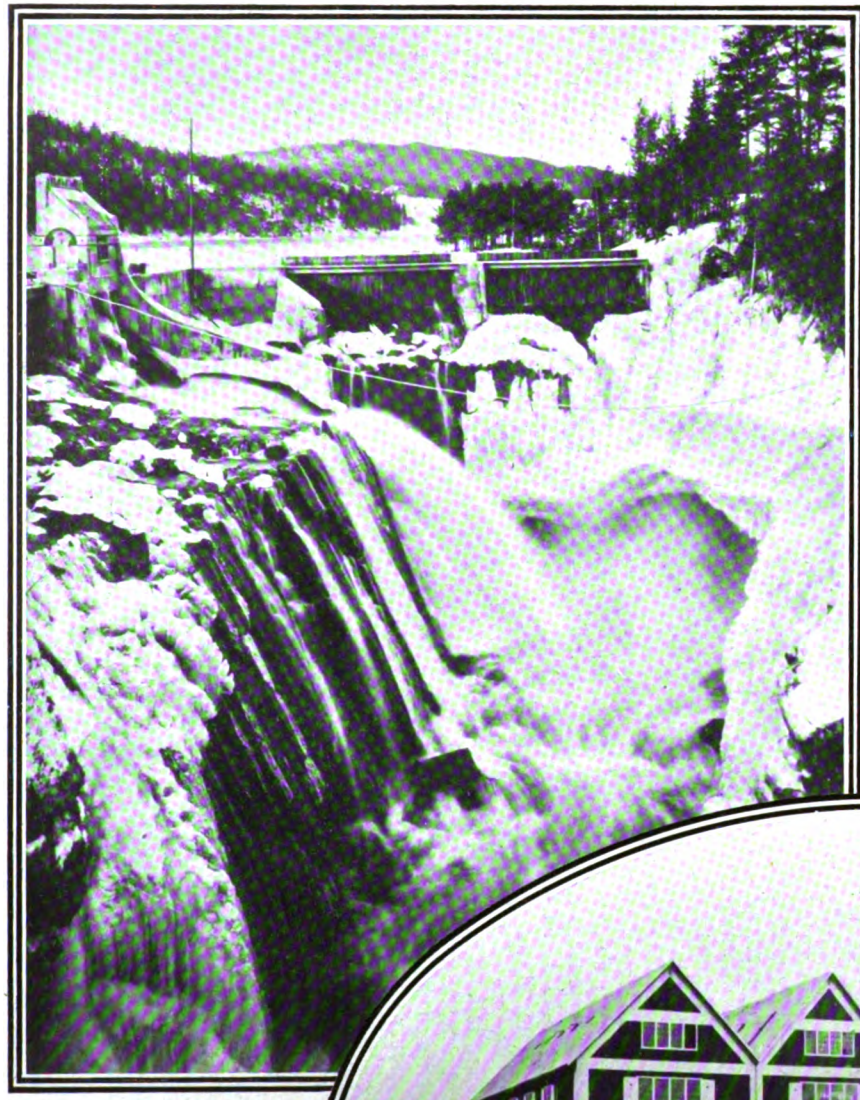
Eine besonders aussichtsreiche Verwertung des Luftstickstoffs bietet das von der Firma Siemens & Halske A.-G. ausgebildete Verfahren einer Bindung des Stickstoffs an Kalk und Kohle zu Kalkstickstoff. Hierzu gibt es zwei Wege, entweder die direkte Vereinigung der drei Grundstoffe im elektrischen Widerstandsofen oder das sogenannte Karbidverfahren der Chemiker Professor Dr. A. Frank und Dr. Caro, bei dem der Luftstickstoff durch das bekannte Kalziumkarbid, aus dem das Azetylengas hergestellt wird, gebunden wird. Bei dem letzteren Verfahren, das sich bei der gegenwärtigen Billigkeit des Karbids als das wirtschaftlichste erwiesen hat, wird zunächst der Stickstoff aus der atmosphärischen Luft dadurch abgeschieden, daß man diese durch hohe Kompression und Abkühlung auf — 194 Grad Celsius verflüssigt und sie dann durch Destillation in ihre Bestandteile Stickstoff und Sauerstoff zerlegt. Der Stickstoff wird darauf in die sogenannten Azotierungsöfen geleitet, in denen feuerbeständige Retorten, mit Karbidpulver angefüllt, zur Weißglut erhitzt werden. Das Karbid nimmt den Stickstoff mit großer Begierde auf und vereinigt sich mit ihm zu Kalkstickstoff. Nachdem man letzteren unter Luftabschluß hat erkalten lassen, wird er pulverisiert und zum Versand in Säcke oder Fässer verpackt. Die von der A.-G. Siemens & Halske mitbegründete Kalkstickstoffabrik Piano d'Orta in Italien produziert jährlich 20 000 Tonnen Kalkstickstoff.

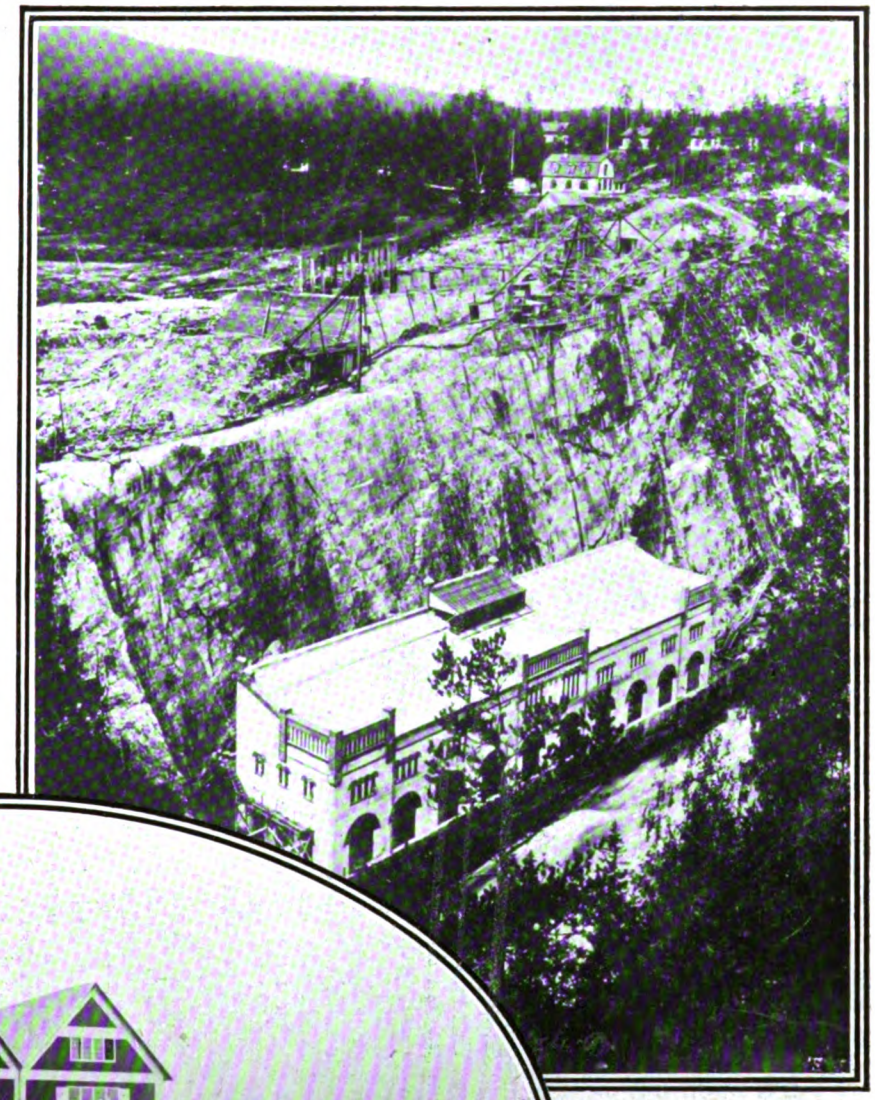
Der Kalkstickstoff findet neuerdings als Stickstoffdüngemittel in der Landwirtschaft ausgedehntere Verwendung, nachdem sein günstiger Einfluß auf das Wachstum und den Ernteertrag der Nutzpflanzen durch langjährige agrikulturtechnische Versuche namentlich an den landwirtschaftlichen Lehranstalten von Professor Wagner in Darmstadt und von Professor Gerlach in Posen festgestellt worden ist. Kalkstickstoff ist nach dem Ergebnis dieser Versuche bei fast allen Kulturpflanzen als annähernd gleichwertig dem Chilesalpeter und als vollständig gleichwertig dem zweiten bisher allgemein gebräuchlichen Düngemittel, dem schwefelsauren Ammonium, anzusehen. Vor dem Chilesalpeter hat der Kalkstickstoff aber noch den Vorzug, daß er im Boden festgehalten wird und sich nur langsam in lösliche Salze verwandelt; er kann also nicht durch starken Regen aus dem Erdreich wieder ausgewaschen werden.

Beim Düngen wird der Kalkstickstoff etwa acht bis zehn Tage vor der Aussaat als Pulver auf den Acker gestreut, und zwar bei Kernfrüchten in Mengen von 250 Kilogramm auf 1 Hektar, was einem Gewicht von 50 Kilogramm Stickstoff entspricht. Durch Einkrümen wird dann der Kalkstickstoff etwa 10 Zentimeter unter die Bodenoberfläche gebracht. Die Vegetationsversuche des Professors Wagner haben die das Wachstum fördernde Wirkung von Kalkstickstoff im Verhältnis zu gleichwertigen Mengen von Chilesalpeter und schwefelsaurem Ammonium oder Ammonsulfat deutlich ergeben. Uebermäßige Düngung oder Ueberfütterung mit Stickstoff übt eine verzögernde Wirkung auf die Vegetation aus.

Welche Bedeutung die Verwertung des Luftstickstoffs zur Erzeugung von Kalkstickstoff und Kalksalpeter für unsre Industrie hat, erhellt am besten aus der Tatsache, daß die deutsche Landwirtschaft gegenwärtig noch für rund 80 Millionen Mark jährlich Stickstoffdüngemittel aus dem Auslande bezieht. Mit Freuden muß es deshalb begrüßt werden, daß die von Siemens & Halske mitbegründete Cyanidgesellschaft und die Badische Anilin- und Sodafabrik jetzt die fabrikmäßige Herstellung von Kalkstickstoff und Kalksalpeter aus dem Stickstoff der Luft in die Hand nehmen. Der Vorrat der Luft an Stickstoff ist unerschöpflich; enthält doch die Atmosphäre über der Fläche eines Hektars so viel Stickstoff, wie in der gesamten Menge Salpeter gebunden ist, die in einem Jahre aus Chile in Deutschland zur Einfuhr kommt.

Digitized by Google





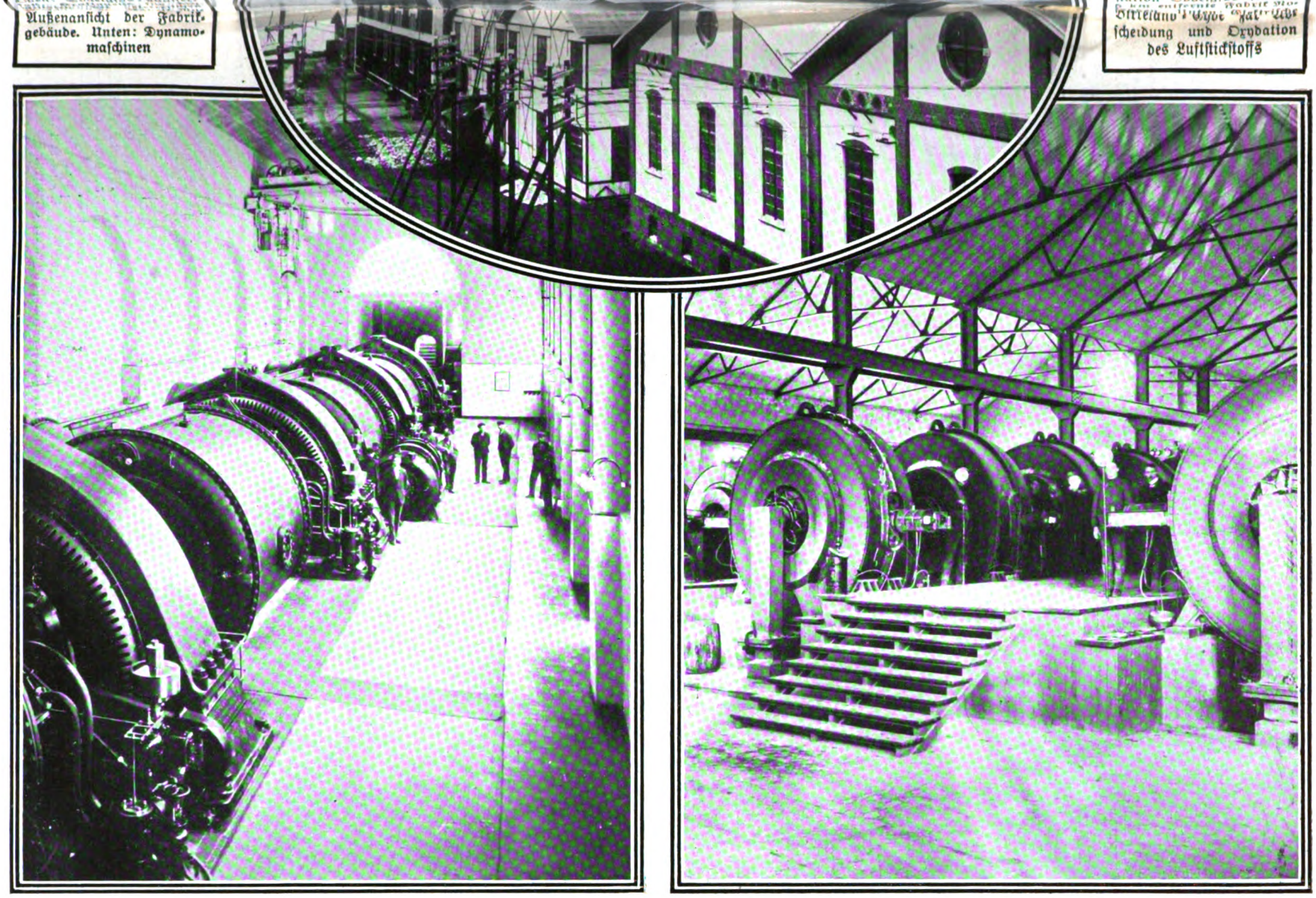
Oben: Svaelgfos-Wasserfall, Kraftquelle für den Antrieb der elektrischen Maschinen der Fabrik No-

Oben: Elektrische Kraftstation Svaelgfos für die 5 km entfernte Fabrik Notodden. Unten: Elektrische

Digitized by Google

Außenansicht der Fabrikgebäude. Unten: Dynamomaschinen

Herstellung von Kalkstickstoff durch Zersetzung und Oxydation des Luftstickstoffs



**Ansichten von der Luftstickstofffabrik Notodden in Norwegen.** Nach photographischen Aufnahmen

Digitized by Google

# Literatur

Wladan Georgewitsch, als politischer Schriftsteller vor allem durch sein Buch „Das Ende der Obrenowitsch" bekannt, worin der tragische Untergang dieser unglücklichen Dynastie mit historischer Treue geschildert ist, tritt jetzt mit einem genial konzipierten und glänzend geschriebenen zeitgeschichtlichen Roman vor die Oeffentlichkeit: Golgatha, ein Balkanroman (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; gebd. 7 M.), der sowohl durch seinen Stoff — zumal im gegenwärtigen Augenblick — wie durch seine hervorragenden dichterischen Qualitäten das größte Aufsehen zu erregen geeignet ist. Unter dem durchsichtigen Schleier der Decknamen, deren sich der Autor in dem Werk bedient, erkennen wir unschwer in dem Hintergrunde und dem Schauplatz des Buches das Königreich Serbien und seine Hauptstadt, in dem Helden und den andern Hauptfiguren den König Milan, seinen Sohn und seine Minister — darunter den Verfasser selbst, der ein persönlicher Freund und ursprünglich der Leibarzt des Königs, später, noch unter dessen Regierung, Kultusminister war —, in dem gewaltigen Drama der Handlung endlich die mit dichterischer Freiheit ausgestaltete, aber im wesentlichen doch sich mit der Wirklichkeit deckende Geschichte der letzten Regierungszeit König Milans, seiner Scheidung von der Königin Natalie und seiner Abdankung. Mit rasch geweckter, lebhaftestem Interesse sehen wir den überaus intelligenten, aber oft zu optimistischen König in der schwierigen Lage, in der er selbst und das Land sich befinden, seine Maßnahmen treffen und seine letzten bedeutungsvollen Staatsaktionen vorbereiten und ausführen, wir sehen seine Herrscherstellung und sein Leben fortwährend von Intrigen, Verschwörungen, Attentatsversuchen bedroht, deren er sich mit bewundernswerter Klugheit und Geistesgegenwart erwehrt, wir lernen ihn aber nicht nur als Monarchen, sondern auch als Menschen kennen und sehen ihn in eine romantische Herzensaffäre verstrickt, die dem in seinem Liebesbedürfnis von jeher schwer Enttäuschten nur ein kurzes, flüchtiges Glück bringt und tieftragisch endet. Die genaue Kenntnis der Verhältnisse und Ereignisse, über die Georgewitsch verfügt, spricht sich nicht nur in der souveränen Beherrschung des äußerst komplizierten Stoffes, in der Meisterschaft der Milieu- und Charakterschilderung und in der künstlerischen Abrundung des Ganzen, sondern auch in zahlreichen intimen oder doch nicht allgemein bekannten Details der Handlung aus und verleiht dem Werk, auch wenn nicht alle Einzelheiten als historisch anzusehen sind, unbedingt einen hohen dokumentarischen Wert, der jedem Politiker und jedem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte sofort in die Augen springen wird.

Von der Bibliothek wertvoller Memoiren (Hamburg, Gutenberg-Verlag) liegen vier weitere Bände vor. Band 5 enthält die hier zum erstenmal (von Fr. M. Kircheisen) ins Deutsche übersetzten Erinnerungen des Grafen Paul Philipp von Ségur, des Adjutanten Napoleons I. Ségurs Stellung brachte es mit sich, daß er die interessantesten weltgeschichtlichen Ereignisse seiner Zeit aus nächster Nähe mit ansah. Heute nimmt er an den Feldzügen in der Schweiz und in Italien teil; ein Jahr darauf führt ihn eine diplomatische Mission an den dänischen Hof, an den spanischen Königshof, bald darauf macht er den Feldzug des Jahres 1805 gegen Oesterreich mit. Die Tage von Ulm, Austerlitz, Jena und Auerstädt, Eylau, Wagram und so weiter ziehen an uns vorüber, wir erleben sie voll fiebernder Anteilnahme mit. — In Band 6 sind Erinnerungen aus dem Indischen Aufstand 1857 von Lady Inglis und Sergeant Forbes-Mitchell (bearbeitet von Elisabeth Braunholtz) vereinigt. Lady Inglis, die Verfasserin des ersten Teiles, war die Gemahlin des englischen Kommandanten von Lucknow, sie befand sich mit vielen andern Frauen und Kindern dort, als urplötzlich der Aufstand der Sepoys ausbrach. Die dramatische Episode der monatelangen Verteidigung Lucknows gehört zu den ruhmvollsten Erinnerungen der englischen Geschichte. Der zweite Teil ist von einem Sergeanten der Entsatzarmee geschrieben. Er erzählt wie ein einfacher Mann, aber mit ausgezeichneter Beobachtungsgabe. — In Band 7 sind von Fr. M. Kircheisen Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe (1808 bis 1811) zusammengestellt, die von sechs hervorragenden Mitkämpfern der beiden Parteien, deutscher, französischer, spanischer und englischer Nationalität, herrühren. Das außerordentlich fesselnde Buch rollt jene bewegte Zeit, die jetzt gerade ein Jahrhundert zurückliegt, in lebensvollen Bildern auf. — Band 8 endlich bringt die von Dr. Max Goos bearbeiteten Briefe und Tagebuchblätter des Generals Charles Gordon. Rührend schlicht und bescheiden, aber zugleich höchst interessant und anschaulich berichtet hier der Held von Khartum über die einzelnen Phasen seiner fast abenteuerlichen Laufbahn, die ihn nach der Krim, nach Armenien, China, Indien, Amerika, Palästina, ins Kapland und endlich nach Aegypten führte, wo er den Märtyrertod fand. Das Buch ist um so wertvoller, als bisher eine zusammenfassende Publikation von Gordons Schriften weder in Deutschland noch in England vorhanden war, und hier zum erstenmal eine Auswahl aus dem biographischen Material von Gordons eigner Hand dargeboten wird.

Ein prächtiges, fesselndes Buch, das in allen deutschen Landen viele gute Freunde und dankbare Leser finden wird, ist Wolfram Waldschmidts bei Eugen Diederichs in Jena erschienenes, reich und gut illustriertes Werk „Altheidelberg und sein Schloß. Kulturbilder aus dem Leben der Pfalzgrafen bei Rhein" (geb. M. 6.—). Der frischen, lebensvollen Darstellung, die uns jedes Ereignis einer fernen Vergangenheit gleichsam unmittelbar miterleben läßt und der wir um ihrer Anschaulichkeit und ihres Humors willen auch den ab und zu vorklingenden burschikosen Ton gern verzeihen, ist kaum anzumerken, auf welch ernsten Studien diese historische Arbeit beruht. In wechselnden, farbenreichen Bildern zieht die fünfhundertjährige Geschichte der Pfalzgrafen bei Rhein vom dreizehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an uns vorüber und zugleich mit ihr die Geschichte des Heidelberger Schlosses, das der eigentliche Mittelpunkt der Darstellung ist. Seine Baugeschichte ist nicht minder interessant als die pittoresken Einzelheiten des höfischen Lebens, das sich in seinen Mauern abgespielt hat, und die politischen Ereignisse, deren Zeuge, Schauplatz und schließlich Opfer es geworden ist. Wir sehen das Schloß erstehen und wachsen, wie die baulustigen und kunstverständigen Pfalzgrafen und Kurfürsten, vor allem Ludwig V., Ott Heinrich und Friedrich IV. Teil um Teil aneinander fügten, bis der Wunderbau endlich durch einen barbarischen Feind in eine Ruine verwandelt wurde. Die verdoppelte Liebe, mit der seitdem das deutsche Volk an diesem mit allem Zauber romantischer Poesie umsponnenen nationalen Kleinod hängt, verbürgt einem Buche, wie es das Waldschmidts ist, den Erfolg, den es verdient.

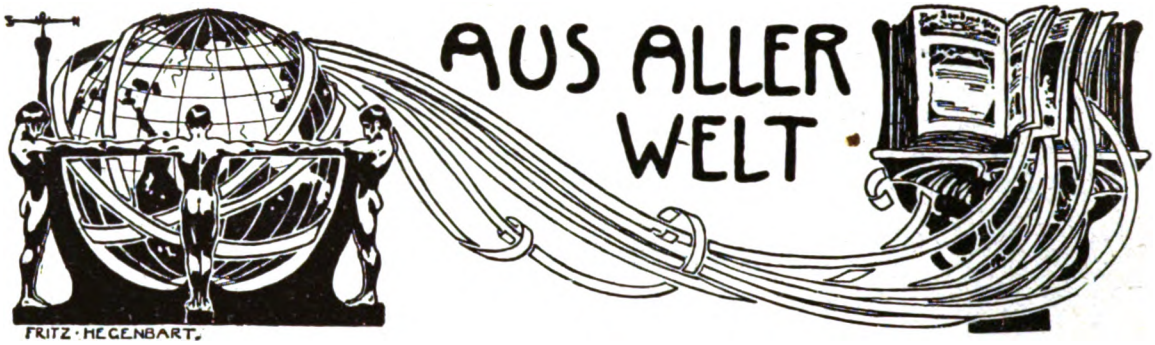
In der juristischen Literatur hat sich unter den Handbüchern der Praxis wohl selten eines in kurzer Zeit eine so feste und angesehene Stellung erobert wie „Soergels Rechtsprechung" (Rechtsprechung zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen, herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel. Gebunden M. 7.50 [Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt]). Der Umstand, daß dieses Handbuch bis heute eine Verbreitung von 50000 Exemplaren erreicht hat, ist gewiß die beste Empfehlung des hier Geleisteten und eine Gewähr, daß auch der neue Jahrgang, der, unter Mitwirkung von Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl herausgegeben, die Entscheidungen des Jahres 1908 enthält, ein mindestens ebenso günstige Aufnahme finden wird als die früheren Bände. Gleichsam einen jüngeren Bruder dieses Sammelwerks begrüßen wir in dem im gleichen Verlag erscheinenden Jahrbuch der Rechtsprechung zum Verwaltungsrecht, enthaltend die gesamte Rechtsprechung zum reichs- und landesrechtlichen Verfassungs-, Verwaltungs- und Versicherungsrecht. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel, von dem der erste Jahrgang (Rechtsprechung der Jahre 1907 und 1908 — gebunden M. 9.—) vorliegt. Dieses neue Jahrbuch bringt in systematischer Anordnung die gesamte Rechtsprechung des Reichsgerichts, des Reichsversicherungsamts, der Oberverwaltungsgerichte und der Oberlandesgerichte zu all den Reichs- und Landesgesetzen und -verordnungen, deren Anwendung dem Verwaltungs- und Polizeibeamten tagtäglich obliegt. Das musterhaft klar und übersichtlich angeordnete Buch ist eigentlich der neueste und vielfach der einzige Kommentar zu den in ihm berücksichtigten 397 Gesetzen und Verordnungen und dürfte sich nicht nur für alle Staats-, Kommunal- und Polizeibeamte, für Krankenkassen und Berufsgenossenschaften, für Handels-, Gewerbe- und Handwerkskammern, für Richter und Rechtsanwälte, sondern auch für alle größeren Betriebe der Industrie, des Handels und Gewerbes, wie für alle mit dem öffentlichen Leben in Verbindung Stehenden bald ebenso als unentbehrliches Nachschlagewerk erweisen.

Digitized by Google

Phot. Underwood & Underwood

Blick auf den Kilimandſcharo, den höchſten Berg in Afrika (auf deutſchem Gebiet)

Digitized by Google




## Die Mauern von Jericho

Uns allen ist aus den biblischen Erzählungen die Geschichte von der Zerstörung Jerichos geläufig, und wir haben in unsrer Kindheit mit Staunen gelesen, daß die Mauern bei den Tönen der Posaunen und bei dem vieltausendstimmigen Kriegsgeschrei des israelitischen Heeres zusammenstürzten und die stolze Stadt zur Vernichtung dem auserwählten Volke preisgegeben war. Nach der Erzählung ist Jericho eine starke Festung gewesen, und es ist kein Wunder, daß die Erinnerung an die Eroberung, vom Vater auf den Sohn forterbend, in der israelitischen Tradition lebendig blieb. In den vier Jahrhunderten, die zwischen der Eroberung Jerichos (um 1250 v. Chr.) und der Niederschrift des Heldenbuches Josua liegen, ist die Erinnerung an den eigentlichen Hergang verdunkelt und Jerichos Eroberung wie die ganze wunderbare Gewinnung des Landes Kanaan als unmittelbares Werk Jahves dargestellt worden. Den Nachgeborenen, welche die ungeheuern Reste der Mauern noch mit eignen Augen gesehen haben, erschien es unfaßbar, daß die Mauern von Menschenhand ins Wanken gebracht worden seien. Das beweisen uns auch heute wieder die Mauern Jerichos selbst, die vor kurzem ausgegraben wurden. Schon im Frühjahr 1907 hatte Professor E. Sellin aus Wien in den Ruinenhügeln bei dem kleinen, einige Kilometer weit von dem Toten Meere gelegenen Dorf Ericha Probegrabungen vorgenommen, bei denen er auf verschiedene Mauerzüge und Hausfundamente stieß. Er kam dabei zu der Ueberzeugung, daß unter dem Hügel das alte Jericho verborgen liegen müsse. Auf seine Anregung nahm sich dann die Deutsche Orientgesellschaft der Sache an und sandte im Winter 1907/08 eine Expedition nach Jericho, bestehend aus dem Leiter Professor Sellin, dem Regierungsbaumeister Dr. Langenegger aus Dresden und dem Archäologen Professor Watzinger aus Rostock. Die Grabungen wurden mit 200 Arbeitern vom 2. Januar bis 8. April 1908 ausgeführt und hatten einen überraschenden Erfolg. Schon bald nach dem Beginn der Arbeiten stieß man an verschiedenen Stellen auf die Außenmauern des alten Jericho. Die Mauer steht auf dem Naturfelsen, die untere Schicht ist Lehm und Klarschlag, worauf sich dann die 5 Meter hohe und 2½ Meter breite, stark geböschte und nach außen gebauchte Mauer erhebt. Bis jetzt sind von der Mauer etwa 400 Meter freigelegt worden, die ganze Ausdehnung derselben schätzt man jedoch auf 800 Meter. Der Architekt Dr. Langenegger ist voll Bewunderung für das technische Wissen und Können der Erbauer dieser Mauer, die in grauer Vorzeit dieses gewaltige Werk so geschichtet haben, daß „im Gewirre der Fugung keine Stelle bleibt, an der ein Instrument der Zerstörung wirkungsvoll einsetzen könnte". Innerhalb der Ummauerung erhob sich dann noch eine von einer Doppelmauer mit Ecktürmen umgebene Zitadelle, die ebenfalls zum großen Teil freigelegt worden ist. Von den einzelnen Hügeln ist der sogenannte Quellhügel der wichtigste; die an seinem Abhange entspringende Sultansquelle wird wohl die Ursache gewesen sein, weshalb die ersten Ansiedler sich an dieser Stelle niedergelassen haben. Auf diesem Hügel wurde eine Häuseranlage freigelegt, die aus der Zeit um 700 v. Chr. stammt und in der eine große Anzahl Werkzeuge und Geräte gefunden wurde. Nach den

Phot. Richard Fuchs, Berlin

Fundament der Stadtmauer von Jericho (geböschte Bruchsteinmauer)

Digitized by Google

Phot. Richard Fuchs, Berlin

Der Stadthügel von Jericho mit den Zelten der Ausgrabungsexpedition, von Westen gesehen

gefundenen Gegenständen kann man überhaupt die verschiedenen Ansiedlungszeiten genau unterscheiden. Die kanaanitischen Gefäße scheiden sich aufs deutlichste von den Kannen, Schalen und Henkelkrügen aus der israelitischen Besiedlung, die erst nach einem langen Zeitraum, währenddessen die dem Fluche verfallene Stadt als Acker- und Gartenland dagelegen hatte, einsetzt. Wieder durch Jahrhunderte von dieser getrennt ist dann die frühbyzantinische Zeit, durch kleine Glasgefäße, große Amphoren, Lampen sowie allerhand Geräte aus Eisen, Bronze und Holz gekennzeichnet.

## Das Arndt-Museum bei Godesberg

Vor kurzem wurde in dem in der Nähe von Godesberg gelegenen Gasthause „Arndtruhe" ein Museum eingeweiht, das dem Gedächtnis Ernst Moritz Arndts gewidmet ist und das Andenken an den Dichter der Freiheitskriege und seine Zeit der Nachwelt lebendig erhalten soll. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als Arndt Professor in Bonn war, hielt er in dem Gasthause oft Einkehr. Er pilgerte gern zu „Wolters" hinaus, um hier bei einem Glase herben Kessenicher Roten zu plaudern oder in der stillen Weltabgeschiedenheit seinen Träumen von Deutschlands Einheit nachzuhängen. Der jetzige Besitzer des Gasthauses, Joseph Loevenich, hat auf Anregung des Dichters Joseph Lauff die von ihm gesammelten und von verschiedenen Seiten gestifteten Andenken in einem stimmungsvollen Raume untergebracht. Es finden sich da neben Bildern und Büsten des Dichters aus den verschiedensten Lebensaltern Familienporträte und Aufnahmen denkwürdiger Stätten, an die Arndts Name geknüpft ist, bemerkenswerte Schriften über Arndt sowie eine kleine Bibliothek mit teilweise wertvollen Erstdrucken. Dann ein paar Tassen, die Arndt vom Freiherrn vom Stein erhielt, das Stammglas Arndts aus dem Gasthaus, Tabakdosen und sonstige Gebrauchsgegenstände, und als das Wertvollste der Sammlung eine Reihe von Autographen, darunter auch der Brief Arndts, in dem er seinem Freunde, dem Konsistorialrat Mohnike mitteilt, daß er „wegen politischer Umtriebe" seines Amtes enthoben sei und „noch einer besonderen Untersuchung unterstellt werde", so daß es zweifelhaft sei, „ob unsereiner sein Wesen und Treiben hierlands behalten wird."

## Der Thronwechsel in der Türkei

Die Geschichte vom „kranken Mann" am Goldenen Horn scheint sich überlebt zu haben, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, stehen wir vor einer Epoche der Erstarkung und Verjüngung des osmanischen Reiches. Die militärische Promptheit, mit welcher der Gegenschlag des jungtürkischen Komitees gegenüber dem reaktionären Putsch Abdul Hamids erfolgte, hat allerorten lebhaftes Erstaunen erregt. Man sieht, die preußischen Lehrmeister haben nicht ohne Erfolg gearbeitet, und der glatte Verlauf der militärischen Operationen ist wohl in letzter Linie ihnen zu danken. Auch der Thronwechsel verlief ruhig und anscheinend ohne unnützes Blutvergießen. So sind die Jungtürken zurzeit die unumschränkten Herren der Lage, und Abdul Hamid mag in seiner wohlbewachten Villa den Tagen vergangener Herrlichkeit nachsinnen. In der europäischen Türkei dürfte er kaum noch Anhänger haben. Ob aber auch die asiatische Türkei die Umwälzung der letzten Wochen ganz ruhig hinnehmen wird, bleibt abzuwarten. Die Jungtürken sind nicht viel mehr als eine sehr dünne intellektuelle Oberschicht. Ihre Macht beruht

Phot. Richard Fuchs, Berlin

Das Fundament der Außenmauer von Jericho, mit Resten des Lehmziegelaufbaues



Digitized by Google

Sultan Mohammed V.

ausschließlich auf der Zustimmung des Militärs. Das religiöse Moment hat — so seltsam uns dieser Umstand in der Welt des Islams anmuten mag — bislang in der ganzen Bewegung so gut wie keine Rolle gespielt. Wird das immer so bleiben? Wer kann voraussagen, in welcher Fassung die Nachricht von der gewaltsamen Entthronung des Padischah schließlich an das Ohr der kleinasiatischen oder arabischen Bauern dringt? Noch sind Glaube und Aberglaube in jenen Geburtsstätten der verschiedensten Religionen mächtig. Wer weiß, wann der Sturm losbricht, und wird dann der behäbige, fünfundsechzigjährige Mann, der den größten Teil seines Lebens in emsiger Gartenarbeit verbrachte, und der seit ein paar Wochen Mohammed V. heißt, werden die jungtürkischen Königsmacher dieser Bewegung standhalten können? Ohne Zweifel liegt die schwerste Arbeit noch vor dem jungtürkischen Komitee, und wenn jetzt überall Gerüchte auftauchen von einer abermaligen Berufung hervorragender deutscher Militärs, so sind, mag hier der Wunsch der Vater des Gedankens sein oder nicht, Gründe für solche Maßnahmen genügend vorhanden. Die Zukunft der Türkei liegt in dem Ausbau des Konstitutionalismus, die Tage des absoluten Regimes sind für alle Zeiten vorüber.

## Das Dorf der Zwerge in Paris

Im Bois de Boulogne zu Paris ist gegenwärtig ein Miniaturdorf zu sehen, eine kleine Kirche, ein Postamt, ein

Phot. Charles Delius, Paris

Aus dem Dorf der Liliputaner in Paris: Ein Streit zweier Zwerge

Rathaus und viele winzig kleine Häuser. Ueber dem Eingang steht „Das Königreich Liliput". In diesem Dorfe wimmelt es von vielen kleinen und allerkleinsten Liliputanern,

Phot. C. Schroeder, Godesberg

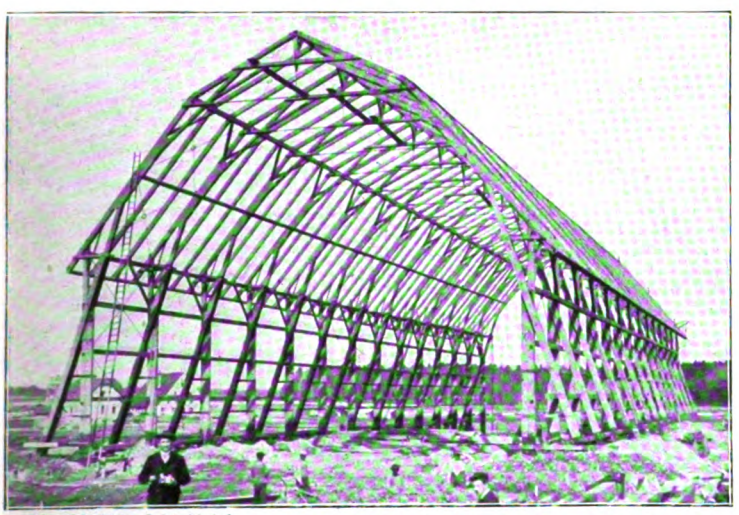
Das Arndt-Museum bei Godesberg am Rhein

Digitized by Google

Phot. Charles Delius, Paris

Aus dem Dorf der Liliputaner in Paris: Vier ungarische Ehepaare

es sollen an die dreihundert sein, die ein geschickter Impresario in aller Herren Ländern aufgetrieben und nach Paris geführt hat. Die Pariser kommen natürlich in Scharen, um sich die ans Märchenhafte grenzende Ausstellung der Zwerge anzusehen. Die Zwerge sitzen auf hohen Stühlen vor ihren Häusern oder stehen paarweise beisammen und plaudern, sie bieten Postkarten zum Verkauf oder Tee- und Waffelpakete. Es gibt auch einen Zirkus mit Zwergschutzleuten und ein Zwergtheater. Auf der Marionettenbühne des Theaters singt eine vierzigjährige Mutter mit ihrer achtzehnjährigen Tochter; die Mutter ist 70 Zentimeter, die Tochter 50 Zentimeter hoch. Ein kleiner Bur rühmt sich, als Sekretär des Generals Botha den Krieg mitgemacht zu haben; er spricht acht Sprachen und bietet in diesen seine illustrierten Postkarten an. Da ist noch ein sechsundfünfzigjähriger Türke, Tom Thumb, mit seiner Verlobten, der sechsundzwanzigjährigen Prinzessin Carmina aus Malaga, u. s. w. Hier und da geraten einige der kleinen Leute auch wohl einmal aneinander, und es kommt zu einem Streite, wie unser Bild es zeigt; meistens sind sie allerdings zum Scherzen aufgelegt, es ist ja bekannt, daß die Zwerge mehr Humor und Witz als normal gewachsene Menschen besitzen.



Phot. Th. Böller, Friedrichshafen

Die im Bau befindliche Ballonhalle in Friedrichshafen, in der das Reichsluftschiff „Z I" bis zu seiner Ueberführung nach Metz untergebracht werden soll

## Bau einer Reichsluftschiffhalle in Friedrichshafen

Gegenwärtig wird in Friedrichshafen am Bodensee eine Ballonhalle für ein Reichsluftschiff gebaut, die zunächst den neuen Luftkreuzer aufnehmen soll, bis die Ballonhalle bei Metz fertiggestellt ist und derselbe nach dort überführt werden kann. Die Halle ist zirka 160 Meter lang, 50 Meter breit und 20 Meter hoch. Das Dach wird aus Brettern mit darübergeschraubten Wellblechtafeln bestehen. Die Beleuchtung des Innern geschieht durch Fensterreihen an den beiden Längsseiten. An der Schmalseite befindet sich das Tor, durch das der Ballon in die Halle eingeführt wird.

## Freiherr von Mittnacht †

Der frühere württembergische Ministerpräsident, Freiherr von Mittnacht, ist am 2. Mai im Alter von 84 Jahren gestorben. Mit ihm ist der letzte der bedeutenden Staatsmänner dahingegangen, die an der Gründung des Reiches mitgearbeitet haben. In seiner Grundanschauung konservativ, besaß er doch volles Verständnis für die vorhandenen politischen Kräfte und Anschauungen und wußte mit allen zu rechnen. Um Württemberg hat er sich unvergängliche Verdienste erworben; zunächst bei der Einschmelzung Württembergs in das Gesamtreich. Obwohl er einerseits den Gedanken eines neuen Gesamtreichs lebhaft vertrat und an dessen Verwirklichung ernstlich mitwirkte, verkannte er ander-

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Vom Armeegepäckmarsch des Dresdner Fußballklubs: Der Sieger Emmerich Rath (×)

Digitized by Google

Die Lerchenrainschule in Heslach-Stuttgart, erbaut von Professor P. Bonatz und F. G. Scholer

seits nicht die Notwendigkeit eines selbständigen Eigenlebens der Einzelstaaten, und er trat sowohl bei der Reichsgründung als auch später für die Wahrung des selbständigen Einflusses und der Rechte der Einzelstaaten mit allen Kräften ein. Auch in den württembergischen Verfassungskämpfen hat er sich als ausgezeichneter Staatsmann erwiesen. Man hat Freiherr von Mittnacht früher wohl den württembergischen Bismarck genannt; Fürst Bismarck hat die staatsmännischen Eigenschaften Mittnachts auch hoch eingeschätzt und einmal geäußert, daß Mittnacht der einzige im Bundesrate sei, der eine Politik machen könne. Freiherr von Mittnacht hat vor fünf Jahren in seinen „Erinnerungen an Bismarck" dem großen Kanzler, mit dem er zwei Jahrzehnte in ständigem Verkehr gestanden hat, ein schlichtes aber eindrucksvolles Denkmal gesetzt. Wie tief er dieses Verhältnis auffaßte, das bewies am besten die Treue, die er dem Kanzler auch nach seiner Entlassung bewährte und die er offen vor aller Welt, unbekümmert um Gunst oder Mißgunst, dokumentierte. Es ist ja bekannt, daß er Bismarck zwei Besuche abstattete, im Mai 1890 in Friedrichsruh und im August 1893 in Kissingen. Im Jahre 1900 trat Freiherr von Mittnacht infolge seiner geschwächten Gesundheit in den Ruhestand. Seit der Zeit lebte er still und zurückgezogen in Friedrichshafen, aber der König sowohl als auch die württembergischen Staatsmänner haben ihn wiederholt aufgesucht und in wichtigen politischen Fragen seinen Rat eingeholt.

Phot. Hubert Lill

Der frühere württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht †

## Ein neuer Schulpalast in Stuttgart

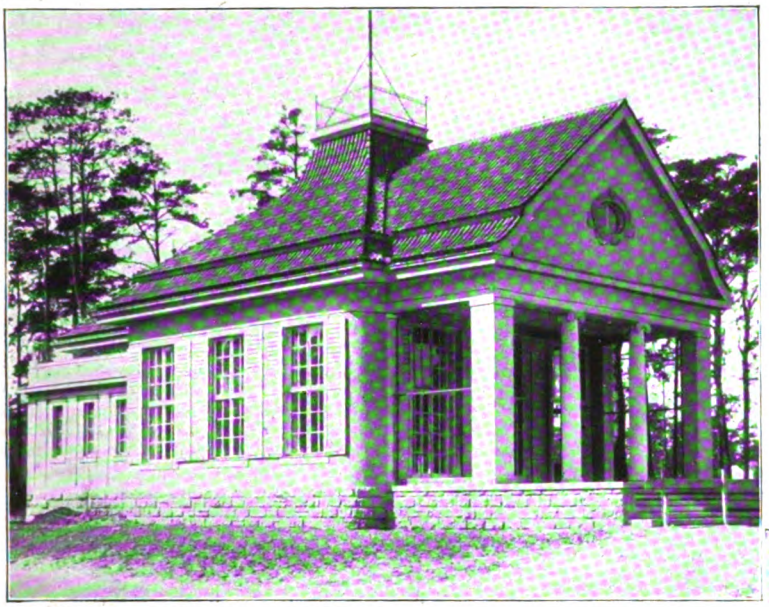
In der letzten Zeit sind in Stuttgart einige Schulhäuser erbaut worden, die in ihrer äußeren Gestalt sowohl als auch in ihrer inneren Ausstattung wesentlich von dem Althergebrachten abweichen und als architektonische Kunstwerke allgemeine Beachtung verdienen. Namentlich in dem von Theodor Fischer erbauten Volksschulgebäude wird auf dem Wege, den der Meister mit seinen Schulhausbauten in München betreten hat, ein weiterer Schritt getan, es stellt einen ganz neuen Typ dar und dürfte für den Bau von Schulhäusern vorbildlich werden. Das neue, von Professor Bonatz und F. G. Scholer erbaute Schulhaus in Heslach ist deshalb beachtenswert, weil es sich so vortrefflich dem Landschaftsbild einfügt und mit dem kleinsten Aufwand von Mitteln und bei aller Solidität der Ausführung eine gute künstlerische Wirkung erzielt worden ist, einzig durch die ruhige, wohlabgewogene Gliederung der Massen, die feine Betonung der farbigen Akzente des Materials und die weise Verteilung des sparsam verwendeten Schmuckes. Ueber dem matten Dunkelgrau der Betonstützmauern erheben sich auf hellerem Sockel die kräftig gelbbraunen Putzflächen, in denen die großen, zahlreich angeordneten, dunkel in die Erscheinung tretenden Fensteröffnungen durch blendendweißes Rahmen- und Sprossenwerk belebt sind. Weiß ist auch das einfache Hauptgesims, dessen stereometrische Gestaltgebung wirkungsvoll durch ein aufgemaltes, kräftig sich absetzendes Zahnschnittornament unterstützt wird, während über dem Ganzen die freundlich lichtroten Dächer sich erheben.

Heinrich Conried †

Phot. Charles Delius, Paris

Fächer aus künstlichen Blumen (geschlossen)

Digitized by Google



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Der Kaiserpavillon des neuen Stadions im Grunewald bei Berlin

## Das neue Stadion im Grunewald bei Berlin

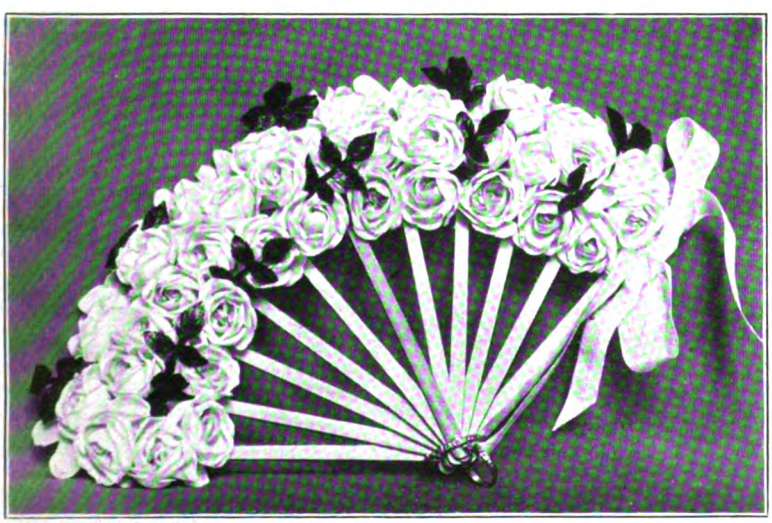
In der Villenkolonie Grunewald bei Berlin ist in jüngster Zeit ein Sportplatz errichtet worden, der demnächst seiner Vollendung entgegengeht. Die Anregung zum Bau desselben ist von dem deutschen Reichsausschuß für olympische Spiele ausgegangen, der das großartige Werk mit Hilfe verschiedener Sportvereine zustande gebracht hat und hiermit ein deutsches Olympia schaffen möchte. Berlin ist wie kaum eine andre Stadt im Deutschen Reiche eine Pflegestätte des Sports, an Sportplätzen ist demzufolge kein Mangel. Das Stadion im Grunewald dürfte aber alle andern, namentlich in der zweckmäßigen Einrichtung, übertreffen.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Das Hauptgebäude des neuen Stadions im Grunewald

## Heinrich Conried †

Der bekannte Direktor des Neuyorker Metropolitan-Opernhauses und des Irvingplace-Theaters, Heinrich Conried, ist plötzlich in Meran, wo er Heilung suchte, im Alter von 54 Jahren gestorben. Als Achtzehnjähriger betrat er die Bühne des Wiener Hofburgtheaters, war Schauspieler in Berlin und Bremen und ging hierauf als Regisseur an das Germania-Theater in Neuyork; von da an begann seine eigentliche Tätigkeit. Erst als Organisator fühlte er sich in seinem Element, und als solcher hat der weitausschauende tüchtige Geschäftsmann an den von ihm geleiteten Theatern die größten Erfolge errungen. Er hat für die deutsche Schauspielkunst in Amerika viel geleistet und für die deutsche Oper vielleicht noch mehr. Jedes Jahr fuhr er nach Europa herüber, stellte hier das Ensemble für seine Theater zusammen und gewann die hervorragendsten Kräfte zu Gastspielen. Viel geschrieben ist über die von den Getreuen Wagners als Unrecht empfundene erzwungene Aufführung des „Parsival“. Sie ward ihm als Pietätlosigkeit dem Meister gegenüber ausgelegt, der dies Werk Bayreuth einzig und allein erhalten wissen wollte. Aber man wird es verstehen, daß ein Mann, der in Amerika so viel für Wagner getan und seinen Musikdramen mit zäher Energie einen beherrschenden Platz im Spielplan der Neuyorker Oper errungen hat, daß der auch den Wunsch haben mußte, das letzte Werk des Meisters, den „Parsival“, den von ihm geworbenen vielen Wagner-Verehrern zu Gehör zu bringen.



Phot. Charles Delius, Paris

Fächer aus künstlichen Blumen (geöffnet)

Digitized by Google

Hofphot. Kunstanstalten, Baden-Baden

1 Staatsminister von Dusch; 2 Prinz Max von Baden; 3 Großherzogin Hilda; 4 Großherzog von Baden; 5 Dr. Kurt Hoffmann, Leiter des Festes; 6 Prinzessin Max von Baden; 7 Baumeister Vitali und 9 Professor Billing, die Erbauer des Ausstellungsgebäudes; 8 Professor Trübner; 10 Oberbürgermeister Fieser; 11 Professor Ferdinand Keller

**Feierliche Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung im neuerbauten Kunstausstellungsgebäude zu Baden-Baden**

## Fächer aus künstlichen Blumen

Paris ist für die Mode leider immer noch tonangebend, obgleich es uns nicht selten Dinge beschert, die nichts weniger als schön sind. Die neueste Erscheinung, Fächer aus künstlichen Blumen, ist aber einmal etwas recht Hübsches, sie wird sich gewiß sehr schnell die Gunst der Frauenwelt erobern. Die Fächer bestehen aus Blumen, die der Natur täuschend nachgeahmt sind — Rosen, Mohnblumen, Maiglöckchen und so weiter —, und unterscheiden sich, aufgeklappt, in nichts von den gebräuchlichen Fächern; zusammengeklappt aber bildet der Fächer infolge eines sinnreichen Mechanismus einen Blumenstrauß. Der Effekt dieser Neuheit wird noch dadurch erhöht, daß jeder Fächer mit dem Geruch der entsprechenden Blume parfümiert ist. Die Fächer haben auch noch den Vorteil, daß sie beim Gebrauch durchaus geräuschlos sind.

## Einweihung des Kunstausstellungsgebäudes in Baden-Baden

In aller Stille ist in Baden-Baden, dem Eldorado des Schwarzwaldes, ein Unternehmen gereift, das für die Kunst, vor allem für die deutsche Kunst, von weittragender Bedeutung werden wird. Der Maler Robert Engelhorn war es, der zuerst die Idee faßte, in Baden-Baden eine Kunstausstellung in großem Stile zu errichten; seiner großen Opferfreudigkeit und seiner Schaffenskraft ist es zuvörderst zu danken, daß der große Plan zur Ausführung kam. Mit Freuden haben ihm andre Männer beigestanden. Von Staat und Stadt werktätig unterstützt, von hervorragendsten Künstlern lebhaft begrüßt, wurde es ermöglicht, daß der von Prof. Billing und Vittali errichtete stilvolle Bau an der bekannten Lichtentaler Allee schon am 3. April der Kunst die Tore öffnen konnte. Eine besondere Weihe erhielt dieser Tag durch die Anwesenheit des hohen Protektors Großherzog Friedrich II. von Baden und seiner Gemahlin sowie des Prinzen Max von Baden, der ebenfalls mit seiner Gemahlin erschienen war. Die Ausstellung soll in erster Linie die Uebermittlung der Kunstwerke an die Käufer übernehmen, soll ähnlich den großen Ausstellungen in Dresden, München und Berlin durch materiellen Nutzen der Kunst dienen. Sie soll aber auch den badischen Künstlern, die ja so vielfach auf andern Ausstellungen vertreten sind, Gelegenheit geben, auswärtige Künstler auch bei sich zu Gast zu sehen. Wie willkommen der Gedanke geheißen wird, dafür ist wohl der beste Beweis die vorzüglich beschickte erste Ausstellung. Nicht nur die ersten badischen Künstler wie Thoma, Trübner, Schönleber, Keller, Heffner, v. Volkmann, Moest, Hasemann, Conz, Puhonny, Staudacher, Bergmann, Propheter, Engelhorn, Koch und Nagel, sondern auch zahlreiche auswärtige Künstler wie Liebermann, Kallmorgen, v. Hofmann, Alfred Hamacher, Gräffel, Gönner, Oertel, v. Stuck, Stoskopf, Meyerheim, Defregger und so weiter haben ihr Bestes gesandt. So mancher Kurgast der internationalen Bäderstadt wird nun mit den Naturgenüssen, welche die reizende Schwarzwaldidylle Baden-Baden bietet, auch Kunstgenüsse im wahrsten Sinne des Wortes haben.

Digitized by Google

## Eröffnung der Internationalen Photographischen Ausstellung in Dresden

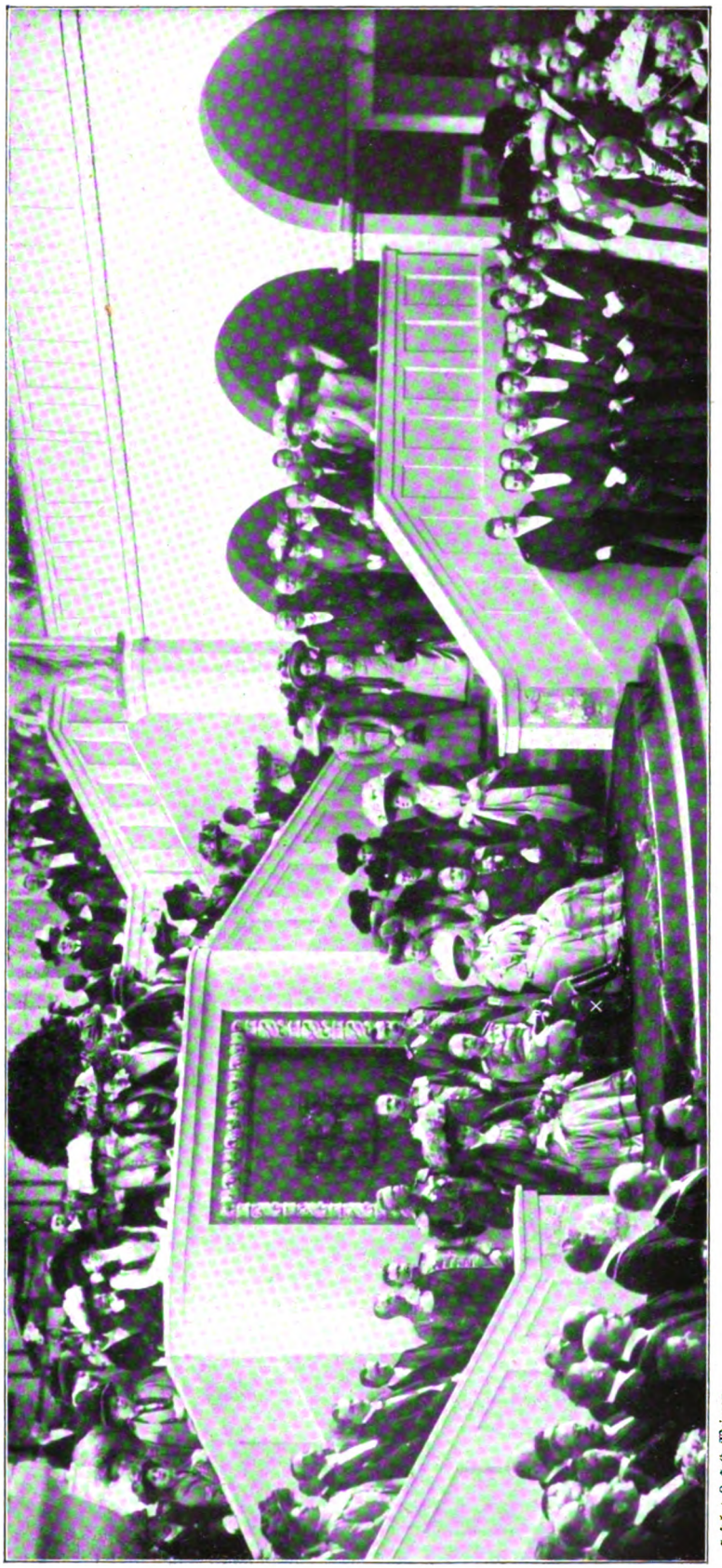
In Gegenwart des Königs Friedrich August von Sachsen, der selbst bekanntlich ein eifriger Amateurphotograph ist, wurde am 1. Mai in Dresden die Internationale Photographische Ausstellung eröffnet. Die Ausstellung ist überaus reichhaltig, so daß der städtische Ausstellungspalast zu enge geworden war und zahlreiche Sonderbauten errichtet werden mußten. Sie steht auch künstlerisch auf einer außerordentlich hohen Stufe und zeigt namentlich, zu welch wichtigem Werkzeug die Photographie heute für die Wissenschaft geworden ist. Die Abteilungen für Völkerkunde und kriminalistische Wissenschaft gehören zu den interessantesten, ebenso die österreichische Sonderausstellung. Natürlich ist das Gebiet der Berufs- und Amateurphotographie sehr reich vertreten, und man hat überall Gelegenheit, den großen Fortschritt festzustellen, der in den letzten Jahren stattgefunden hat.

## Maxim Gorki

Maxim Gorki hat sich bekanntlich mit seiner zweiten Frau auf der Insel Capri niedergelassen, wo er fernab von aller Welt in der schönen Natur ein beschauliches Dasein führt. Es ist dem Dichter ganz gewiß nicht zu verdenken, daß er den Unbilden und Anfeindungen ausgewichen ist, die ihm in seinem Vaterlande widerfahren sind, und nun diesen schönen Fleck Erde gewählt hat, um in aller Muße seinem Dichterberufe leben zu können. Aber trotz der schönen Umgebung wird es ihn doch immer nach seinem Vaterlande und dem Volke zurückziehen, mit dem er ja so innig verwachsen ist.

## General Yintschang, der neue chinesische Gesandte in Berlin

Der Empfang des neuen chinesischen Gesandten in Berlin, General Yintschang, gestaltete sich zu einer kleinen Ovation. Yintschang ist in Berlin kein Fremder, er war hier schon in den Jahren 1903 bis 1906 Gesandter und erfreute sich einer großen Beliebtheit. So hatten sich denn viele Freunde und Bekannte auf dem Anhalter Bahnhof eingefunden, um den schlagfertigen und humoristischen, exotischen Herrn der nebenbei ein tadelloses Deutsch spricht, zu begrüßen, natürlich waren auch die chinesische Kolonie sowie die gegenwärtig in Berlin weilenden Mitglieder der chinesischen Sondergesandtschaft zum Empfange erschienen. Die Anwesenden waren außerordentlich überrascht, als der neue Gesandte dem Salonwagen entstieg; vor drei Jahren noch trug er die halb militärische, halb chinesisch weibliche Tracht, jetzt aber war er durchaus militärisch gekleidet. Auch von seiner Begleitung hatten einige Herren europäische Kleidung angelegt, während die Damen



Die feierliche Eröffnung der Internationalen Photographischen Ausstellung in Dresden durch den König von Sachsen (X)

Hofphot. L. Held, Weimar

Digitized by Google

Phot. Intern. Publ.-Comp., London

Der russische Dichter Maxim Gorki auf Capri

sämtlich in der Tracht ihres Heimatlandes erschienen. Diese Wandlung ist für den Umschwung bezeichnend, der in China gegenwärtig seinen Anfang genommen hat.

## Eröffnung der neuen Vatikanischen Pinakothek durch Papst Pius X.

Die Gemäldesammlung des Vatikans, die bekanntlich eine große Reihe von Meisterwerken ersten Ranges enthält, war bisher in vier Sälen untergebracht, die nicht für Galeriezwecke bestimmt waren und infolgedessen keine gute Placierung der Gemälde zuließen, vor allen Dingen sehr schlecht beleuchtet waren. Der Papst hatte sich schon mit dem Plane beschäftigt, die Gemäldesammlung in andern Räumen unterzubringen, da tauchte das Gerücht auf, der Fußboden des größten der Pinakothekräume beginne zu schwanken. Dies gab den entscheidenden Anstoß zur Durchführung des Planes. Für die Wahl und Ausgestaltung der neuen Räume hat der Papst die Gutachten hervorragender Fachleute eingeholt, und namentlich der ehemalige Direktor der Vatikanischen Galerie, Ludwig Seitz, hat an dem Werke, dessen Vollendung er leider nicht mehr erleben sollte, mit Hingebung gearbeitet. Statt in vier Sälen ist die Sammlung jetzt in acht Sälen untergebracht. Die Räume sind in schlichter Vornehmheit ausgestattet, sie ermöglichen eine angemessene Schaustellung der Gemälde und sind sämtlich vortrefflich beleuchtet. In den alten Räumen waren nur 56 Gemälde ausgestellt, die neuen enthalten deren 277.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Der neue chinesische Gesandte in Berlin, General Yintschang, bei seiner Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof

Phot. Charles Delius, Paris

Eröffnung der neuen Vatikanischen Pinakothek durch Papst Pius X.

Digitized by Google

Digitized by Google

## Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Adam H. Eine sensible, impulsive Natur, die in der ersten Begeisterung mehr unternimmt, als sie nachher durchführt. Oberflächlich, zu wenig vertieft und konzentriert, um Großes zu erreichen. Hat es immer eilig und verwendet nur geringe Sorgfalt auf das Detail und Nebensächliches. Begnügt sich mit Scheineffekten.

G. S. in M. Fleißig, tätig, rasch in der Arbeit. Recht einteilsam, pünktlich, geordnet. Gibt sich, wie er ist, einfach, natürlich, ungezwungen. Und so weiter. L. Meyer, Malenfeld b. Nagaz.

## Aus Bädern und Kurorten

Aus der Lößnitz. Seit vielen Jahren schon erfreut sich die „Lößnitz" bei Dresden, welche durch seltene Naturschönheiten, verbunden mit einem äußerst angenehmen und milden Klima, das Menschenherz erquickt, beim Publikum einer zunehmenden Beliebtheit. Der Volksmund nennt die Lößnitz mit guter Berechtigung „Sächsisches Nizza". Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Lößnitzortschaften das Dorado aller derjenigen geworden sind, die sich aus dem Berufsleben zurückgezogen haben. Aber nicht nur für Gesunde, sondern auch für Kranke ist die Lößnitz seit Jahren ein sehr gesuchter Zufluchtsort geworden. Hier hat Herr Bilz auf einem der schönsten Punkte von Radebeul-Oberlößnitz sein Sanatorium errichtet, das sowohl nach Lage wie nach Einrichtung seinesgleichen suchen dürfte. Durch das außerordentlich milde Klima ausgezeichnet, ist hier der Aufenthalt im Freien, ja sogar der Gebrauch von Luftbädern schon zu einer Zeit möglich, wo die meisten Gegenden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns noch in Schnee und Eis starren, und Sonnenbäder können hier auch im Frühjahr und Herbst in einer Häufigkeit genommen werden, wie das sonst etwa nur in Südtirol oder Norditalien möglich ist.

Bad Salzbrunn. Mit Beginn des Mai ist der Füll- und Versandbetrieb des Oberbrunnens, der wegen der durch den bekannten Quelleningenieur Scherrer-Ems vorgenommenen Neufassungsarbeiten mehrere Monate unterbrochen war, wieder aufgenommen worden. Uebereinstimmend wird der durch den starken Kohlensäuregehalt hervorgerufene erfrischende Geschmack der neuen Quelle gerühmt. Auch der Mühlbrunnen ist einer Neufassung mit sehr günstigem Erfolge unterzogen worden. Die besonders gegen Gicht und Zuckerkrankheit verwendete Kronenquelle mit dem Hotel zur preußischen Krone, dem Geburtshaus Gerhart Hauptmanns, ist durch Kauf am 1. Mai in den Besitz des Fürsten von Pleß übergegangen, so daß nunmehr alle alten bewährten Salzbrunner Heilquellen in einem Besitz vereinigt sind.

**Stottern!** Ausk. frei üb. dauernde Beseitig. Osk. Hausdörfer, Breslau W. 510 (ehem. s. schw. Stott.)
Empf. von Aerzten, Geistl., Schriftst. etc.

**Anteile u. Aktien v. Kolonial-Gesellschaften**
handelt kulant die Bankfirma **E. Calmann, Hamburg.**
Auskünfte und Berichte bereitwilligst auf Anfrage. ○ ○ ○ ○ ○ Gegründet 1853

**Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul**

**Füssen und Hohenschwangau** ca. 800 Meter über dem Meere.
Beliebte Sommerfrische in großartiger Lage, herrliche Schlösser (Füssen, Hohenschwangau, Neuschwanstein), gewaltige Felsberge, malerische Seen, bequeme und schöne Badegelegenheit, mächtige Wälder mit stundenweiten, wohlgepfl., aussichtsreichen Wegen, größte Mannigfaltigkeit in Ausflügen v. leichtem Spaziergang b. zur ernsten Hochtour. Wintersport. **Vorzügliche Gasthöfe an beiden Orten. Lesezimmer, Kurtheater. Ueber Privatwohnungen gibt Aufschluß das Verkehrsbureau. (Bankgeschäft Alletag,** Bahnhofstraße). Illustr. Prospekte und Wohnungsanzeiger gratis und franko. Verschönerungsverein Füssen.

**Oberbrunnen**
**Bad Salzbrunn i. Schles.**
**Kronenquelle**
Katarrhe • Gicht • Zuckerkrankheit

**Bad Kudowa**
Reg.-Bez. Breslau.
Bahnst. Kudowa oder Nachod.
400 m über dem Meeresspiegel.

**Saison: Vom 1. Mai bis Oktober.**

Arsen-Eisenquelle: Gegen **Herz-,** Blut-, Nerven- und Frauenkrankheiten. Radiumhalt. Lithion-Quelle: Gegen Gicht, Nieren- und Blasenleiden. Natürliche Kohlensäure- und Moorbäder. Hellmutquelle, **neu erbohrte,** außerordentlich kohlensäurehaltige und ergiebige Quelle. Komfortables Kurhotel, Theater- und Konzertsäle. Anstalt für Hydro-, Elektro- und Licht-Therapie. Medico-mechanisches Institut. Hochwasserleitung und Kanalisation.

Badeärzte: Geh. Sanitätsrat Dr. Jacob, Dr. Herrmann, Dr. Karfunkel, Dr. Witte, Professor Dr. Ruge, Sanitätsrat Dr. Kuhn, Dr. Silbermann, Dr. Münzer, Dr. Brodzki, Dr. Hirsch, Dr. Loebinger, Dr. Kabierschke, Dr. Bloch, Dr. Schnabel, Zahnarzt Dr. Wolfes.

Brunnen-Versand durch die Generalvertretung **Dr. S. Landsberger,** Berlin SW, Gitschinerstraße 107, Telephon Amt IV 1046, und die Bade-Direktion Kudowa.

Prospekte gratis durch sämtl. Reisebüros, RUDOLF MOSSE und

**Die Bade-Direktion.**

Seit 25 Jahren bewährt bei Schlaflosigkeit, Migräne, Epilepsie, Neurasthenie und anderen nervösen Störungen.

**Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer**

In Apotheken u. Handl. natürl. Mineralwässer. — Tabletten zur Herstell. d. Bromwassers bringen wir nicht i. d. Handel. **Dr. Carbach & Cie.**

Digitized by Google

## Literatur

Der heftige Konflikt, der zwischen dem „Deutschen Bühnenverein“ und der „Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger“ im vorigen Jahr zum Ausbruch gekommen ist, hat zur Folge gehabt, daß auch der Reichstag zu diesem Streit zwischen Bühnenleitern und Bühnenkünstlern Stellung genommen und die Schaffung eines Reichs-Theatergesetzes gefordert hat. So gehören die Fragen, um die es sich hier handelt, momentan zu den Dingen, die jeden interessieren müssen, der am Gedeihen deutscher Schauspielkunst Anteil nimmt. Eine jüngst erschienene Broschüre des StuttgarterGeneralintendanten, Baron zu Putlitz, der zugleich Vizepräsident des Deutschen Bühnenvereins ist: Theater-Hoffnungen, ein Wort zur Aufklärung (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 75 Pfg.) darf somit auf allgemeine Beachtung rechnen. Die knappen, klaren Ausführungen des Baron Putlitz verdienen aber um so mehr Gehör, als sie von dem aufrichtigen Wunsch eingegeben sind, Mißverständnisse zu beseitigen, einen ehrlichen Frieden vorzubereiten und damit auf einem Gebiet, das gleichzeitig dem sozialen und dem künstlerischen Leben angehört, die Sache der Gerechtigkeit und des Fortschritts zu fördern.

## Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Motorrad, welches, durch die fortwährende Steigerung der Motorenstärke und damit des Gewichts in seiner Handlichkeit beeinträchtigt, an Popularität einzubüßen anfing, hat sich neuerdings wieder neues Terrain erobert. In den zehn Jahren der Geschichte des modernen Motorrades finden wir fortgesetzte Wandlungen; die Geschmacksveränderungen und neuen Typen folgten sich so rasch, daß kleinere Fabriken diesen Strömungen nicht mehr gewachsen waren; mit den neuesten Erzeugnissen leichter Motorräder von 36 bis 45 Kilogramm Gewicht scheint nun eine ideale Gebrauchstype auch für den Durchschnittsfahrer geschaffen worden zu sein; die schweren Motorräder werden dagegen mehr von Sportsleuten und zu Beiwagen verwendet. Die Neckarsulmer Fahrradwerke A.G. als eine der größten Motorradfabriken mit einer ansehnlichen Jahresproduktion haben hier sehr ansprechende Modelle geschaffen, auf die die Leser dieser Zeitschrift besonders hingewiesen seien.

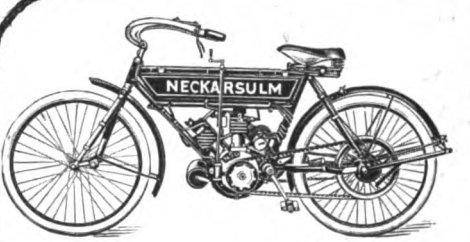
Das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden ist ein Gebot, welches nirgends so berechtigt ist wie in der Krankenpflege. Wenn man bedenkt, wie bis vor einiger Zeit die Lungenkranken mit allerlei scheußlich schmeckenden und scheußlich riechenden Kreosotpräparaten gequält wurden, wird man es als eine Wohltat empfinden, daß wir jetzt im „Sirolin Roche“ ein Mittel besitzen, welches mit außerordentlicher Heilwirkung angenehmen Geruch und Geschmack verbindet. Infolgedessen stellt sich nicht nur bald ein günstiger Einfluß auf den Krankheitsprozeß ein, sondern auch der Appetit der Kranken bessert sich und die Gesamternährung nimmt zu.

Neckarsulmer
Fahrräder
Motorräder
Motorwagen
Bremsnaben.

Qualitäts-Marken über die ganze Welt!

Verlangen Sie Katalog.

Neckarsulmer Fahrradwerke A.G.
Königl. Hofl. Neckarsulm.




Der Roman des Königs Milan

Golgatha

Ein Balkanroman von

Wladan Georgewitsch.

4. Tausend. Geheftet M 6.—, gebunden M 7.—

Fr. W. v. Oestéren schreibt in einem längeren Feuilleton in der Vossischen Zeitung, Berlin, u. a.: „Ein Serbe hat uns das in deutscher Sprache geschriebene Werk beschert, hat diesen sowohl um seines Inhalts willen wie auch als Kunstwerk höchst bemerkenswerten historischen Roman verfaßt. . . . Die persönlichen Erlebnisse eines Herrschers zu schildern und gleichzeitig eine lückenlose und umfassende Darstellung einer Staatsmaschine zu bieten, ist keine leichte Aufgabe.

Georgewitsch hat das Problem glänzend gelöst und ein wundervoll plastisches und lückenloses Bild geschaffen . . .“

Von demselben Verfasser erschien früher in unserem Verlage:

Die serbische Frage. Geheftet M 2.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

# Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

## Partie Nr. IX

Gespielt zu Amsterdam am 28. Dezember 1908

**Spanische Partie**

Weiß: Speyer. Schwarz: Dr. E. Lasker.

| Weiß | Schwarz | Weiß | Schwarz |
|---|---|---|---|
| **1. e2—e4** | **e7—e5** | 15. Dg5—h5 | Da3—d5[9]) |
| **2. Sg1—f3** | **Sb8—c6** | 16. Dh5—e2 | c6×b5[9]) |
| **3. Lf1—b5** | Sg8—f6 | 17. Lc1—f4 | Dd6—f7 |
| 4. 0—0 | Lf8—e7 | 18. De2×b5 | Tg8—e8 |
| 5. Sb1—c3 | Sc6—d4[1]) | 19. Te1—a1 | b7—b6 |
| 6. Sf3×d4[2]) | e5×d4 | 20. h2—h3 | d7—d5 |
| 7. e4—e5[3]) | d4×c3 | 21. Db5—b4 | Df7—e7 |
| 8. e5×f6 | c3×b2 | 22. Db4—b5 | De7—d7 |
| 9. f6×e7[4]) | b2×a1D | 23. Db5—b4 | Dd7—c6 |
| 10. e7×d8+D | Ke8×d8 | 24. Ta1—a3 | a7—a5 |
| 11. d2—d4[5]) | Da1×a2 | 25. Db4—d2 | Lc8—a6 |
| 12. Dd1—g4 | Th8—g8 | 26. Ta3—c3 | La6—c4 |
| 13. Tf1—e1[6]) | c7—c6 | 27. Dd2—d1 | a5—a4 |
| 14. Dg4—g5+[7]) | f7—f6 | Weiß gibt die Partie auf. | |

[1]) Keine gute Fortsetzung, die aber ein lebhaftes Spiel herbeiführt. Der vorgeschriebene Zug ist d7—d6.

[2]) Weit besser ist 6. Lb5—c4.

[3]) Durch diese Kombination verliert Weiß die Qualität und einen Bauern.

[4]) Oder 9. Lc1×b2 Le7×f6 10. Tf1—e1+ Ke8—f8 zum Vorteil von Schwarz.

[5]) Durchaus folgerichtig gespielt. Wenn Weiß den Läufer nach e4 spielt, kehrt die Dame nach f6 zurück, und Schwarz steht sicher. Der Terzzug hält den Angriff fest.

[6]) Im Stile des Angriffs lag 13. c2—c4, was die Dame vom Königsflügel absperrt und Lc1—g5+ droht. Schwarz erhält dann ein ungemein schwieriges Spiel.

[7]) Auf 14. Dg4—e4 folgt g7—g5.

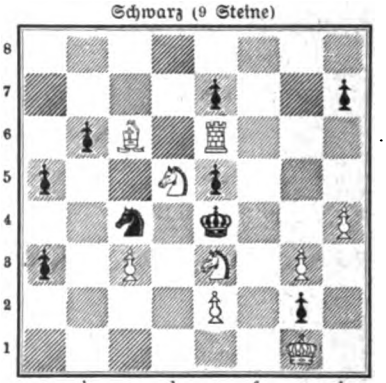
[8]) Oder c6×b5 16. Dh5—e5!.

[9]) Damit ist die schwarze Partie gewonnen. Auf 17. De2—e7+ Kd8—e7 18. Lc1—f4+ entzieht sich Schwarz durch Ke7—b6 (nicht nach c6 wegen 19. Te1—e6+) allen Angriffen.
(Nach dem „Deutschen Wochenschach".)

## Aufgabe VIII

Von G. Heathcote in Manchester.
(In einem amerikanischen Problemturnier preisgekrönt.)

Schwarz (9 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

## Auflösung der Aufgabe VII

W. 1. Kg3×f3

S. 1. Tb5—b3+

W. 2. Ld4—e3 matt.

A.

S. 1. La2—d5+

W. 2. Te5—e4 matt.

B.

S. 1. Tb5—d5

W. 2. Te5—e6 matt.

C.

S. 1. Tb5×e5

W. 2. Dh2×e5 matt.

D.

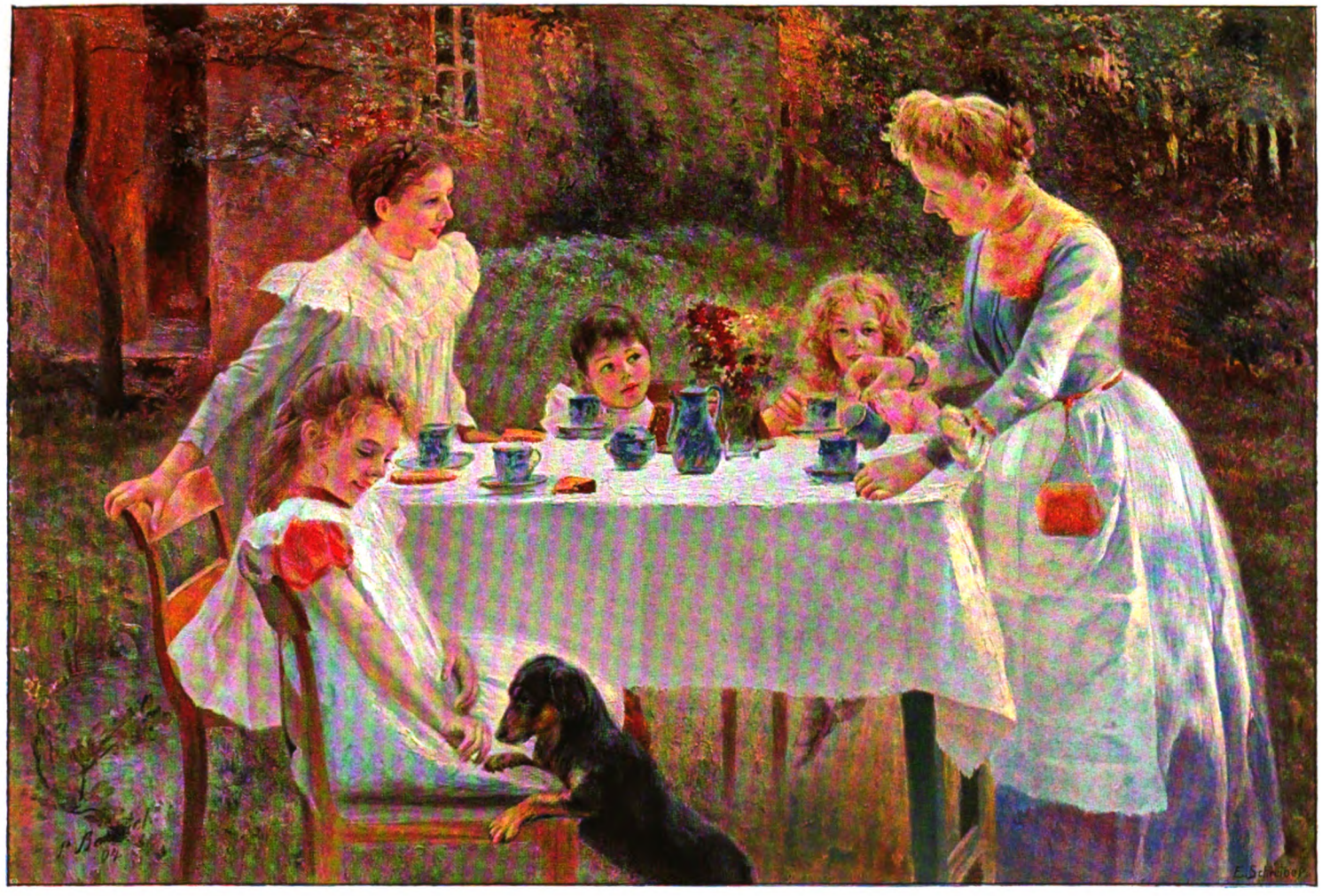
S. 1. beliebig anders

W. 2. Ld4—c5 matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google



**Kinderkaffee**

Nach einem Gemälde von Paul Barthel

Digitized by Google

Digitized by Google

Louise Schulze-Brück

# Die Himmelsschuhe

## Novelle

von

**Louise Schulze-Brück**

I

Die Zügenglocke schlug an; drei-, viermal, nun war's still — dann noch drei-, noch viermal. Sie hatte einen dumpfen, schweren Klang, gar nicht feierlich, wie die Meßglocken, oder eilfertig bimmelnd wie das Schulglöckchen oder so friedlich wie die Abendglocke. Die dumpfe Schwere paßte auch ganz gut zu dem, was sie in die Gemeinde hinaus verkündete: daß ein Mensch in Todesnöten lag und der Pastor mit den Sakramenten zu ihm ging.

Liese Busch schob die kleinen, in feste Falten gebügelten Vorhänge vor ihrem Fensterchen zurück und spähte neugierig auf die Dorfgasse. Das war doch sonderbar, daß da einer starb, ohne daß sie davon wußte; denn Liese Busch war die einzige Krankenwärterin im Dorf und zugleich die Totenfrau. Und so mußte sie eigentlich Bescheid wissen, ob jemand krank war. Und lag doch keiner auf den Tod. Es war Heuernte. Die Julisonne brannte glühendheiß vom dunkelblauen Himmel einen wie alle Tage, das Gras welkte, kaum daß die Sense es niedergemäht hatte, und wenn die Schwaden lagen, so mußten sie auch schon gewendet werden, und kaum, daß man damit fertig war, konnte man das Heu auf Haufen rechen, und es war schon Zeit, daß es auf den Wagen geladen und eingefahren wurde, wenn es seinen ganzen würzigen Duft behalten sollte. Da hatten sie alle die Hände voll zu tun, Alte und Junge, da konnte keiner an Tod und Sterben denken. Sogar die ganz Alten gingen noch mal mit ins Heu, es tat ihnen gut, die alten Knochen in der Sonne durchglühen zu lassen — das wärmte so schön, das ließ das träge Blut schneller kreisen — ordentlich jung konnte man dabei werden. Und wenn sie dann ein bißchen mit der Heugabel gewirtschaftet hatten, nur daß es so aussah, als ob sie noch mitgeholfen hätten, dann setzten sie sich zusammen auf einen Heuhaufen, so recht mitten in die Sonne, die zahnlosen Männer und die krummen Weiberchen, ließen sich bescheinen und sahen dem Jungvolk zu, das da arbeitete, heiß und rot und lustig. Die Mädchen hatten ihre Brusttücher abgelegt und weiße große Kopftücher zum Schutze gegen die Sonne umgebunden, die Burschen arbeiteten in Hemdärmeln — manch einer hatte extra ein reines Hemd angetan, damit er seinem Schatz besser gefiele. Und sie schäkerten und kicherten, manchmal fuhr eine Heugabel unversehens in falscher Richtung aus, dann flogen die Halme den Mädchen ins Gesicht und gerieten in den Hals, und manche kecke Burschenhand half noch ein bißchen nach, damit es auch ordentlich kitzelte — das gab dann ein Aufjauchzen und Lärmen, daß man's weithin hörte. Dann stießen sich die alten Mütterchen an und kicherten, indem sie an ihre eigne Jugendzeit dachten, und die alten Männer lachten oder brummten über die heutige Jugend, die doch zu nichts mehr taugt, je nachdem sie im Lauf der vielen Jahrzehnte viel oder wenig vergessen hatten, wie sie's in ihrer eignen Jugend getrieben. Und wenn das Mittagbrot vorbei war und die Jungen rasteten aus und rückten hinter den Hecken einander näher, dann hielten ja die Alten ihr Mittagsschläfchen und sahen nicht, daß Jugend keine Tugend hat.

Ja, in der Heuernte, da konnte niemand krank sein — nee, die Busche-Lies wußte das auch genau —, da war nur die alte Hühner-Gritt, die nun schon so lang auf den Tod wartete, der sie gnädig aus diesem Jammertal führen sollte



Digitized by Google

in den schönen Himmel, den sie sich wahrhaftig durch ein hartes Leben verdient hatte — und mit der war's noch nicht so weit, Busche-Lies hatte sie heut morgen noch besucht und da war sie ganz mobil gewesen.

Busche-Lies hätte ja die Nachbarn fragen können, aber das tat sie nicht. Das hätte so ausgesehen, als ob sie darauf gelauert hätte — nee, das hatte Busche-Lies nicht nötig. Wenn man sie brauchte, dann rief man sie schon, und wenn man sie nicht brauchte, dann war sie die letzte, die sich zu so was drängte. Wenn's zum letzten ging, dann holte man sie ja doch — für das letzte Haus und den letzten Weg kleidete die Busche-Lies sie alle an und richtete sie her, und wenn der Herr Pastor seine Schuldigkeit getan und die Seelen weißgewaschen hatte, daß die in der richtigen Verfassung vor dem Throne des Lammes stehen konnten —, daß sie im übrigen sauber und feiertäglich beständen, dafür sorgte die Busche-Lies nach besten Kräften. Sie öffnete ihre Kommode und begann darin herumzukramen. Da lag alles, was der Mensch für seinen letzten Weg braucht. Sterbehemden mit weißen Schleifen für die Kinder, mit blauen für die Unverheirateten, mit schwarzen für die Verheirateten, Kränze für Kinder und Jungfrauen, Kerzen und Sargtücher und die Schuhe, die man ihnen anzieht, damit sie leichter den Weg von der Erde zum Himmel gehen können. Denn der Weg ist lang und weit und voll spitziger Steine und Dornen. Sieben Tage ist er zu gehen, sieben Tage und Nächte, und in diesen sieben Tagen muß man für die Gestorbenen beten, damit sie den richtigen Weg finden und er ihnen leicht wird, daß sie vor dem Thron Gottes bestehen können und nicht zu den Ungerechten geteilt werden, da, wo ewiges Feuer ist und Heulen und Zähneklappern.

Busche-Lies seufzte. Es war noch nicht lang, daß sie ihr ernsthaftes Gewerbe betrieb. Erst seit sie das Malheur mit dem Fuß gehabt hatte, der ihr beim Stöckeroden umgekippt war, und den sie seit der Zeit nicht mehr ordentlich bei schwerer Arbeit gebrauchen konnte. Vier, fünf Jahre waren's her — gerade um diese Zeit war's passiert — das war ein schlimmer Tag, als die Busche-Lies unter tausend Schmerzen sich heimschleppte aus dem Wald. Kein Gefährt war ihr begegnet als das vom Halfen-Fritz, und ehe sie den ansprach, sie mitzunehmen, lieber biß sie die Lippen zusammen, daß sie bluteten. Der Doktor hatte aber gesagt, die Anstrengung auf dem Heimweg habe das Malheur so arg gemacht; nun blieb der Fuß so schwach, daß es aus war mit Stöckeroden und Heidehauen und aller Feldarbeit.

Busche-Lies reckte und dehnte sich. Stark war sie, groß und kräftig, mit jedem Manne hätte sie's früher aufgenommen, das wußten die Bauern alle ganz genau, darum holten sie die Busche-Lies lieber zur Arbeit als einen faulen Tagelöhner, der seine Zeit hinbrachte mit Essen und Trinken und Feuerschlagen für die Pfeife und Paffen und Qualmen, und dann mit Sichausrasten von all den schweren Geschäften. So hatte sie Arbeit das ganze Jahr. Im Winter ging sie dreschen und Holz machen wie ein Mann, und die schwere Arbeit bekam ihr gut — wenn sie sich des Sonntags zur Kirche zurechtmachte, sich blank wusch, daß ihre braune Haut ordentlich glänzte, ihre dicken braunen Zöpfe flocht und sich in dem kleinen Spiegel besah, dann guckten ihr ein paar große, glänzende, braune Augen entgegen, die schienen unter dem staatsen schwarzseidenen Kopftuch mit den eingewirkten bunten Blumen noch größer und glänzender. Und wenn sie dann stattlich und feierlich über die Straße ging, dann sahen ihr die Mannsleute wohlgefällig nach, und manch einer hätte gern mit ihr angebändelt, wenn sie auch schon nahe an den Vierzigen war. Hatte es auch wohl mehr als einer versucht — zum Donner, mit der Busche-Lies brauchte man doch nicht viel Umstände zu machen; daß sie die Mannsleute nicht gar zu ungern gesehen hatte in ihrer Jugend, dafür war der lebendige Beweis ja da, ein bildschönes Kind, das der Busche-Lies glich wie ein Ei dem andern und, wenn's auch „Tant" zu ihr sagte, doch viel näher mit ihr verwandt war. Mit so einer, da machte man nicht erst viel Federlesen, die faßte man in der Scheune oder im Stall mal kräftig um und probierte, was sie sich gefallen ließ. Aber als erst mal einer von den Kecken acht Tage lang mit einem blauen Auge herumging und ein andrer mit einer unförmlich dick geschwollenen Nase, und ein dritter, der der Busche-Lies im Wald begegnet war und ihr im Eifer ein bißchen zu nahe kam, nach allen Regeln der Kunst von ihr war durchgebleut worden — Busche-Lies schnippte verächtlich, wenn von dem die Rede war, und sagte, daß er „ja nur eine Handvoll Lumpen wäre" —, da ließen sie's bei einem Versuch sein, und Busche-Lies hatte Ruhe.

Dann kam das Malheur mit dem Fuß, und nun hieß es sich nach was anderm umsehen, damit das bißchen Spargeld nicht weniger wurde und auch mal was da war, wenn die Lisett heiratete, daß sie nicht so nackt und bloß aus dem Haus zu gehen brauchte. Das Haus, wenn's auch nur zwei Fenster und eine Türe hatte, die in der Mitte geteilt war, daß man den Oberteil aufmachen konnte im Sommer, damit Luft im Flur war, der zugleich die Küche vorstellte, das war der Stolz von Busche-Lies. Sie tünchte es selbst jedes Frühjahr blau an, strich das Staket um den kleinen Garten schön grün und die Bank darin auch, sie bleichte die Fenstervorhänge blütenweiß, die Lisett hatte schöne Spitzen darum ge-

Digitized by Google

häkelt, und in jedem Fenster stand ein großer Geraniumtopf, davon hatte der eine voriges Jahr über hundert brennrote Blüten gehabt.

Wenn die Busche-Lies heimkam von ihrer Arbeit, dann blinkte ihr schon von weitem das Häuschen entgegen wie ein großer blauer Fleck zwischen den Holunderhecken, und sie stellte dann zu allererst fest, daß an dem Spalier auf der Giebelseite die Napoleonsbutterbirnen alle noch hingen, die ihr höchster Stolz waren und die sie Stück für Stück für einen Groschen an den Händler verkaufte. Dies Jahr waren's achtundneunzig — das machte rund zehn Mark für das Sparkassenbuch —, aber wie oft war dafür auch die Busche-Lies in der Nacht aufgesprungen, wenn der Bello angeschlagen hatte, und mit einem festen Knüppel hinausgesprungen, um die ungebetenen Liebhaber zu verjagen. Plagen mußte man sich auf der Welt bei Tag und Nacht, zuletzt kam dann das da — die Busche-Lies hielt ein Sterbehemd in der Hand und zupfte die Krause glatt daran —, dann lag man im Sarg, der gequälte Leib hatte Ruhe, aber die Seele, die ging dann auf Wanderschaft und für die ging dann die Vergeltung an für alles, was man im Leben getan und ausgestanden hatte, für Gutes und Böses.

Busche-Lies seufzte. Ihr Schuldbuch hatte einen großen schwarzen Klecks, ja, einen, der eigentlich so unversehens hineingekommen war, und der doch ihr ganzes Leben verunzierte und verschimpfierte, der schuld war, daß noch nicht mal auf ihrem Grabstein stehen durfte: „Hier ruht die ehr- und tugendsame Jungfrau Elisabeth Busch." Das jährte sich nun auch — zur Heumahd jährte sich das zum einundzwanzigstenmal —, so heiß war's dazumal auch und so heiß quoll auch das junge Blut in ihr auf, wie sie mit dem Halfen-Fritz ganz allein auf der Bachwiese schaffte, die so still im tiefen Waldtal lag. Dem Halfen-Fritz war sie schon lange gut, und als sie nun Mittag gegessen hatten und im Waldesschatten ausrasteten, da, da war der schwarze Klecks in das Schuldbuch gekommen, der Klecks, den sie nicht mehr herausschaffen konnte mit allen Tränen und allem Beten, mit allem Jammer und mit aller Arbeit. Der Fritz, der hätt's gekonnt, wenn er ehrlich an ihr gehandelt hätte, aber als die Busche-Lies ein paar Tage später vom Heuen kam, da hörte sie, daß er ganz plötzlich weggemacht war ins Unterland, wo er Soldat gewesen — ein Bursche war daher angerückt gekommen und hatte ihn geholt, Knall und Fall, kaum daß er Zeit hatte, das Mittagbrot zu essen, vor dem er gerade gesessen hatte. Sie ging derweil herum wie eine, die einen schweren Traum hat, wach werden will und nicht kann, und so ging sie auch am nächsten Sonntag in die Kirche und kam erst zu sich, als der Pastor von der Kanzel verkündigte: „Zum ersten, zweiten und drittenmal werden zum heiligen Sakrament der Ehe aufgeboten: Christoph Friedrich Halfen, ehelicher Sohn von dem verstorbenen Christoph Halfen und seiner Ehefrau" — da horchte sie auf und meinte, sie träume noch, aber dann ging ein Flüstern und Wispern und Raunen durch die Kirche, daß der Pastor erst innehalten und streng aufhusten mußte, daß es Ruhe gab, und dann kam ein ganz fremder Name und ein Ort, wo der Halfen-Fritz bei den Soldaten gestanden hatte, und das „ehr- und tugendsame Jungfrau", das fehlte vor diesem Namen.

Wie die Lies die ganze Messe durch noch ausgehalten, auf ihrem Platz gekniet, das Gebetbuch aufgeschlagen, zur Opferung und Wandlung dreimal an ihre Brust geschlagen und nachher den Englischen Gruß mitgebetet hatte, das wußte sie später nie mehr. Nur daß sie nachher auf ihrem Bett gelegen hatte mit dem Gesicht in den Kissen und in die Kissen gebissen hatte, um ihr Schreien zu unterdrücken, das haftete noch in der Erinnerung, das fraß und bohrte und brannte sich ein wie alles, was dann in den Wochen und Monaten darauf geschah. Wie der Halfen-Fritz nach knapp vierzehn Tagen wiederkam mit seiner jungen Frau und man merkte, daß die zwei, wenn das Aufgebot nicht zum ersten, zweiten und dritten Male zusammen gewesen wäre, wohl Hochzeit und Kindstaufe auf einen Tag hätten feiern können — wie sie die junge Frau zuerst sah, die zart war und hellblond und ganz das Gegenteil von ihr, wie sie ihm und ihr alles Uebel wünschte, und dann doch von Schrecken geschüttelt alles zurücknahm vor dem Herrgott, als sie wenige Tage später an dem Haus vom Halfen-Fritz vorbeiging und das schreckliche, furchtbare Schreien der Frau hörte, das zwei Tage und zwei Nächte dauerte, bis ein totes Kind zur Welt kam. Gebeichtet hatte sie damals, daß sie Uebles gewünscht hatte, und eine harte Buße dafür auf sich genommen, wenngleich der Pastor ihr zum Trost gesagt hatte, daß solche übeln Wünsche unser Herrgott nicht erhört, aber daß man für den bösen Willen büßen müsse.

Und dann war das andre gekommen, dann hatte sie gespürt, was werden wollte, erst mit trotzigem Wehren dagegen, dann mit schreckensvoller Furcht, dann mit Verzweiflung. Dann war sie fortgegangen von Haus, ins Belgische hinein, wohin die sich alle flüchteten, denen es ergangen war wie ihr, hatte monatelang gearbeitet, vom grauen Morgen bis in die sinkende Nacht, so lange es noch ging, so lange sie noch kriechen konnte. Gespart und gedarbt, daß sie ein paar Groschen zusammen hatte, damit sie nach den neun Tagen, die sie in der Anstalt zubringen mußte, wo man sie umsonst aufnahm, weil sie ihren Leib zum Studium hergab für die

Digitized by Google

jungen Studenten und Aerzte, noch etwas hätte und nicht verhungern müßte, sie und ihr Kind. Und immer, im Wachen und Schlafen, hatte sie die Waldwiese wieder gesehen, auf der das Gras so üppig wuchs mit den vielen dicken, gelben Dotterblumen darin, den blauen Vergißmeinnicht und den violetten Glockenblumen, und hatte das Schreien der jungen Frau gehört, stoßweise, gellend, Schreie, wie sie ein Tier unterm Messer in höchster Todesnot ausstößt.

Sie hatte nicht geschrien. Zusammengebissen hatte sie die Zähne, daß ihre Zunge noch Tage nachher wund und weh war, und wenn die Schwester ihr gut zuredete, dann hatte sie nur dumpf gestöhnt. Und ihr Kind lebte, ein kerniges, gesundes Mädchen war's, um das die andre sie gewiß mit allen Fasern ihres Herzens beneidet hätte, wenn sie's hätte sehen können. Und sie hatte sich doch kaum Brot und Salz genug gegönnt die letzte Zeit.

Dann stand sie auf der Straße — am zehnten Tag, daß das Kind auf der Welt war —, mit dem lebendigen Bündel auf dem Arm und den zwanzig gesparten Talern in der Tasche. Und ein Papier hielt sie krampfhaft fest, das hatte die Schwester ihr gegeben, darauf stand die Adresse einer Krippe, wo sie solche kleinen Dinger aufnehmen, wenn die Mutter ein paar Franken vorauszahlen kann. Und die Schwester hatte ihr ernstlich ins Gewissen geredet, das Kind dahin zu bringen, und nicht in andre „Pflege", in solche, wo es so schnell als möglich zu einem „schönen Engel im Himmel" gepflegt würde. Sie stand und überlegte — sollte sie ins Wasser gehen mitsamt dem Kind, da wo der Fluß breit und strudelnd unter der stolzen Brücke hindurch strömte, im Stadtpark — des Abends war's da ganz still —, sie wußte das, sie hatte in den letzten Monaten oft genug dagestanden und gewünscht, sie triebe erst da mit den schwarzen Wellen vorüber, und doch nicht die Courage gehabt, den Sprung zu tun, — sollte sie das Kind irgendwohin legen, wo mitleidige Menschen es finden würden? Dann kam es ins Waisenhaus, wußte nichts von Vater und Mutter, wurde nachher unter fremden Leuten herumgestoßen. Ach, ihr Kopf war so schwer und ihr Körper so schwach, kaum daß ihre Beine sie trugen, langsam schlug sie die Richtung nach dem Park ein. Der stand im ersten Frühlingsgrün. Als sie auf eine versteckt stehende Bank schwer niederfiel, roch es nach Veilchen, und vor ihr im Rasen glänzte es sonnengelb — eine Dotterblume war's, wie sie daheim zu Tausenden auf der Waldwiese gestanden hatten.

Das Kind schrie, sie gab ihm zu trinken, sah es an, wie es so behaglich sog, und als es satt war, stand sie auf, lief so schnell sie konnte durch den Park, durch die Straßen dem Hause zu, dessen Adresse auf dem Papier stand. Und in der Furcht vor sich selbst, vor dem, was sie vielleicht tun könnte, gab sie all ihr Geld bis auf den letzten Heller hin, damit das Kind für ein paar Monate versorgt und aufgehoben war, damit sie der Versuchung nicht nachgäbe, die in dem schwarzen Wasser auf sie lauerte.

Am Abend dieses Tages saß sie schon an einer andern Wiege, in der ein bleiches, feines Wachspüppchen lag, schaute mit staunenden, fremden Augen auf die Pracht und den Glanz rings um sich her, betastete mit zitternden Händen den schweren, faltigen, grellroten Tuchrock, den sie anhatte, mit der großen, weißen, feingestickten Batistschürze darüber, die breiten seidenen Bänder eines phantastischen Kopfputzes, all diese bunten Lappen, mit denen reiche Mütter die kennzeichnen, die ihre Kinder mit dem Lebensquell tränken, den sie selbst ihrem Kinde versagen. Und sie rechnete sich aus, daß von dem unmenschlich vielen Gelde, das sie bekam, eine ganze Menge noch übrigblieb, das sie sparen konnte, ungerechnet die Geschenke, die sie bekommen würde, die ihr versprochen waren, wenn das Kind gedieh. Was hatte ihr der blasse, vornehme Herr, der so ängstlich aussah, nicht alles versprochen, wenn das Kind gedieh, der Doktor hatte genug zu tun, um ihm immer wieder zu versichern, daß eine so gesunde, prächtige Person wie diese unter Tausenden nicht einmal zu finden sei.

Dann war sie an seiner Seite in einem prächtigen Wagen durch die Straßen gefahren, die sie am Morgen so todmüde durchschlichen hatte, eine teppichbelegte Treppe hinaufgegangen, hatte vor einer Wiege gestanden, in der ein winziges Wesen mit heiserem Stimmchen wimmerte. Eine ganz zarte, blasse Frau in einem hellblauen Kleide saß daneben mit gefalteten Händen, mit rotverschwollenen Augen, eine böse aussehende Person im roten Rock und mit einem hohen Kopfputz kramte im Zimmer umher.

Und dann legte sie das Kind an ihre Brust, das Kind, das nicht trinken wollte seit den vier Wochen, da es auf der Welt war, das sich schreiend wehrte gegen alles, was mit ihm angestellt wurde.

Und auch gegen sie wehrte es sich, wollte nicht, stemmte sich mit seinen schwachen Kräften gegen ihre Brust, aber das nutzte ihm nichts, mit sanfter Gewalt hielt die Lies es, und ein paar Atemzüge dauerte es, dann lag es still, saugte, trank, das verzogene Gesichtchen glättete sich, die krampfhaft geballten Fäustchen öffneten sich halb, es trank mit tiefen, durstigen Zügen, trank unersättlich.

„Es trinkt," — die Mutter hielt den Atem an, ungläubig das Wunder anstaunend, der Vater hielt in seinem nervösen Aufundab im Zimmer ein, schlich sich auf den Zehen herzu, die Amme

Digitized by Google

stapfte mit heftigen Schritten hinaus und schlug die Tür hinter sich zu, daß das Haus dröhnte, die Mägde aus der Küche kamen herbei. „Es trinkt, unser Kind trinkt!"

Eine Stunde später lag das ganze Haus in tiefster Ruhe. Die junge Frau schlief den Schlaf tiefster Erschöpfung, höchster Erleichterung, und die Busche-Lies, die nun Lisette hieß, bewachte das Kind, das in seinem weißen Spitzennest schlummerte. Gott, was ein elendes Kindchen! Vier Wochen war es alt und viel weniger als ihr zehntägiges. Wie mochte das jetzt wohl nach der Mutterbrust schreien! Lisette fühlte, wie ihr die dicken Tränen aus den Augen liefen, in ihrem Halse würgte es, sie schluckte heftig, sie verbiß sich mit Gewalt ihren Kummer. Der Arzt, der vorhin gegangen war, hatte ihr mit strengster Miene eingeschärft: Vergnügt mußte sie sein, immer zufrieden, damit das Kind gedieh. Und wenn das gedieh, dann verdiente sie ja genug, um für ihr eignes zu sorgen. Und am Sonntag durfte sie's besuchen, das hatten sie ihr versprochen, ganz fest, das versprachen sie ihr die Tage nachher voller Angst, wenn die Sehnsucht gar zu arg wurde.

Die Lies lief unruhig in der kleinen Stube umher. Wenn die Erinnerungen über sie kamen, dann hielt es sie auf keinem Fleck. Früher war das nicht so schlimm, da hatte sie gearbeitet, daß sie am Abend schwer und müde auf ihr Bett sank, jetzt hatte sie mehr Zeit, jetzt dachte sie an viel, was ihr früher nie gekommen war. Ja, schwere Zeiten waren es gewesen, die ersten Jahre. Freilich, Not ums tägliche Brot hatte sie nie mehr gekannt. In dem reichen Hause blieb sie, bis der Junge sieben Jahre war und in die Schule mußte, und da hatte sie viel verdient, viel zusammengehamstert. In ihre immer offene Tasche fiel manches Fünffrankenstück, klimperte manch kleiner goldener Zehnfrank. Jede Woche in den ersten Monaten steckte ihr die junge Frau so einen dicken Taler extra zu und der Herr auch einen. Und kamen die Großeltern zu Besuch, dann nahm der weißbärtige vornehme Belgier die Lisette auf die Seite: „Daß Sie mir nur für das Kleine gut sorgen," und wieder klirrte das Gold, und der Großmama kam es auch nicht darauf an. Ja, die Leute hatten's dazu, und der kleine Junge gedieh ja auch herrlich. Es war ein Spaß zu sehen, wie seine Bäckchen sich ausfüllten, wie sein schlaffes mageres Körperchen sich rundete. Und als die Lisette ihn an seinem ersten Geburtstage den Großeltern präsentierte, im Spitzenhemdchen in einem Korb voll Blumen sitzend, mit den strammen rosigen Beinchen strampelnd, mit den dicken Aermchen fuchtelnd und „Apa" krähend, da umarmte die alte Dame unter Tränen die Lisette, und der alte Herr kam mit einem Sparkassenbuch, darin war eine so hohe Summe gezeichnet, daß die Lisette vor Freude einer Ohnmacht nahe war und der Tag beinahe mit Jammer geendet hätte, denn der Junge bekam noch die Brust und die arge Aufregung schadete ihm — er kriegte Leibweh und schrie die ganze Nacht erbärmlich.

Ihr eignes kleines Mädchen gedieh auch. Alle Sonntage besuchte sie's, erst mit einem wunderlichen Gemisch von Liebe und Abscheu. Aber später bekam die Liebe die Oberhand, sie dachte nicht mehr daran, daß das Kind auch sein Kind war, des Halfen-Fritz, der so schmählich an ihr gehandelt hatte, und als das Gesichtchen Form bekam und die Härchen wuchsen und die Augen sich färbten, als es in jedem Zuge ihr glich und in keinem seinem Vater, da war es ihr, als ob es ganz allein ihr Kind sei, als ob dem Manne nichts davon gehörte. Und gehörte ihm denn was? Hatte er nicht so schlecht an ihr gehandelt wie je ein Bursch an einem Mädchen! Im Dorf hatte sich's damals schnell genug rundgesprochen, daß der Halfen-Fritz schon Monate immer Briefe aus dem Niederland bekommen hatte von dem Mädchen, daß ihr Bruder ihn zuletzt mit dem Messer bedroht hatte, wenn er nicht mitkäme und seine Schuldigkeit täte. Glück hatte die freilich auch nicht davon gehabt. Kinder kamen keine mehr, die Frau dokterte das ganze Jahr, war blaß und elend wie eine verkümmerte Pflanze, und der Halfen-Fritz trank manchmal, und dann gab's bei dem Ehepaar argen Spektakel. Das wußte sie alles aus gelegentlichen Briefen, und da packte sie eine sonderbare Lust an, selber das alles zu sehen. So reiste sie denn zum erstenmal heim, kam in das Dorf zurück als eine stattliche, gut angezogene Person, die mit den Talern klimpern konnte und sich nicht über die Achsel ansehen lassen wollte. Eltern hatte sie lange nicht mehr, und wie ihre Verwandten zu ihr sein würden, das wollte sie abwarten.

Der Wirt im „Roten Ochsen" begrüßte sie eifrig. Jemand, der so staatsgekleidet war, so gut aussah und sich gleich ein ordentliches Mittagessen bestellte, war für ihn ein gerngesehener Gast. Und von dem hörte sie denn auch alle Dorfneuigkeiten. Auch, daß das kleine Haus des verstorbenen Nachtwächters zu verkaufen sei, das ihr schon immer so gut gefallen hatte, mit dem hohen Dach, darin eine Oberstube ausgebaut war, dem kleinen Gärtchen vor der Tür und der alten Linde am Giebel. Und der Gedanke kam ihr, ganz zurückzugehen ins Dorf, das Kind, das jetzt in Pflege auf dem Lande war, zu sich zu nehmen — hier konnte sie billig leben, noch ordentlich etwas verdienen — ihr Kind bei sich haben.

„Vielleicht, daß ich mir das Häuschen kaufe," sagte sie nachlässig zum Roten-Ochsen-Wirt.

Digitized by Google

Der wurde ganz Diensteifer. Und als sie nach einem Gang auf den Kirchhof zu den Gräbern ihrer Eltern, wobei sie einen Umweg gemacht hatte, um das Haus des Halfen-Fritz von ferne zu sehen, zurück in den „Roten Ochsen" kam, da fand sich's, daß der Ruhm ihres Reichtums schon genügend weit gedrungen war. Einer ihrer weitläufigen Vettern saß da bei einem Schnäpschen, streckte ihr die Hand entgegen und begrüßte sie als eine, die nach langer Abwesenheit stattlich wieder heimgekommen ist, und lud sie gleich ein, bei ihm zu übernachten und ihm das nicht anzutun, daß sie im Wirtshaus bliebe.

Und im Lauf des Nachmittags fand sich noch der eine und der andre von der Vetterschaft ein, und es wurde ein ganz reputierliches Wiedersehen.

Die Lisette Busch wußte freilich ganz genau, welcher ihrer Eigenschaften das galt, wußte, daß wenn sie heimgekommen wäre mit einem mageren Bündel am Arm und einem blassen Kind an der Hand, sich keiner gerührt und geregt hätte. Aber das nahm sie ihnen weiter nicht übel. Und auch als sie das Nachtwächterhäuschen wirklich für billiges Geld gekauft hatte und mit ihrem Kinde und drei schweren Kisten voll ersparter Habseligkeiten ankam und der Sonntag sich in Werkeltag verwandelte und sie manche bittere Pille herunterschlucken mußte, da nahm sie das auch nicht weiter krumm. So waren ja die Leute einmal — so mußte man sie verschleißen.

Bis sie Bett und Tisch und Stuhl gekauft und das Häuschen notdürftig hergerichtet hatte, war auch ein ordentliches Loch in ihren Sparschatz gerissen, da mußte sie darauf bedacht sein, ihn wieder zu mehren. So ging sie auf Tagelohn, aber immer hielt sie sich adrett und apart, immer war ihr Kind von Kopf bis Fuß sauber wie geleckt und mit besseren, feineren Sachen angetan als die Bauernkinder.

Seinen Taufschein hatte sie freilich vorlegen müssen, als sie sich und das Kind anmelden mußte. Aber sie hatte gelernt, mit Mannsleuten umzugehen. Und Ortsschulz und Lehrer fanden, daß es gar nicht nötig sei, daß die Bauern was andres wüßten, als daß die Lisette Busch das Kind einer verstorbenen, weitläufigen Base von der Lies und ihr Patenkind sei. Freilich, eigentlich wußte ja jeder die Wahrheit, aber jedenfalls wagte keiner, der Lies direkt damit zu kommen. Und mochten sie tuscheln und gelegentlich sticheln, das scherte die Lies wenig. Sie tat ihre Schuldigkeit, hielt ihr Häuschen wie ein Schmuckkästchen und sich selber wie eine stolze Bauernfrau. Und wenn sie des Sonntags mit der Lisett zur Kirche ging, dann wippten ihre steifen Röcke ganz anders als die der Frau vom Halfen-Fritz, die mühsam, auf einen Stock gestützt, daherschlich. Kaum daß sie den Weg bis zur Kirche zwingen konnte — die konnte nicht ans Wippen ihrer Röcke denken. Und aus den etwas verquollenen Augen des Halfen-Fritz schoß dann ein wunderlicher Blick nach der Lies, einer, der sich nicht so leicht deuten ließ, ein Gemisch von Haß und Zorn und von etwas anderm, für das es kein Wort gab. Und jedesmal saß dann die Lies mit schlagendem Herzen in ihrem Kirchenstuhl, fühlte die gebüßte Lust ihres Zornes und Hasses noch nach — und der Pastor hatte gut predigen von der christlichen Liebe und der Verzeihung, die Brüder und Schwestern einander angedeihen lassen müßten — und vom Vergessen — die Busche-Lies verzieh nicht und vergaß nicht, und von christlicher Liebe wußte ihr Herz nichts.

Und als die Frau des Halfen-Fritz endlich gestorben war, da stand auf dem Kirchhof beim Begängnis die Lies gerade dem Grab gegenüber, hoch aufgerichtet, und ihre schwarzen Augen ließen den Witwer nicht aus dem Gesicht, so lange, bis er aufgeschaut hatte, gerade in ihre Augen hinein, die sie nicht niederschlug, mit denen sie ihn ansah bis in sein Innerstes hinein. Und dann hatte sie im Totenamt von ganzem Herzen für die arme Seele beten können, der's gewiß jetzt wohler war als seit den Jahren ihrer Ehe, und sie war mit einem gesättigten Gefühl heimgegangen, so, als ob jetzt etwas aus dem Wege geschafft sei, was sie bis dahin gepeinigt hatte. Und sie wußte auch, was das war. Nun hatte er keinen mehr, den er quälen und kujonieren konnte, er war allein, gerade wie sie allein war, nun mußten ihm die schweren Gedanken kommen an den langen Abenden und in den Nächten, die sie so oft verfolgt hatten, sie gepeinigt und gemartert.

Draußen hörte die Busche-Lies jetzt eintöniges Beten heller Kinderstimmen: „Jesus, der für uns gestorben ist," das waren die Schulkinder, die zu den sieben Kreuzen beten gingen für den Sterbenden, für den die Glocke geläutet hatte. Wieder schob sie das Vorhängchen zur Seite und lugte ein wenig hinaus. Die Erstkommunikanten waren das, die Mädchen, ein Dutzend wohl, die beteten am frömmsten, die waren am bravsten und reinsten, darum wählte man die zum Beten an den sieben Steinkreuzen aus, die da in der Dorfflur weit verstreut überall in den Kreuzwegen aufgerichtet waren, uralt, mit Moos bewachsen, viele so verbröckelt, daß man den daranhängenden Heiland schon gar nicht mehr unterscheiden konnte. Im hellen Sonnenschein ging der kleine Trupp eilig die Dorfgasse hinan; nun verschwanden sie in dem Hohlweg, der zu dem vierten Kreuz führte. „Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme," das war noch das letzte, was die Lies hörte.

Ihre Neugier, die von all den Erinnerungen verdrängt worden war, kam wieder. Wer mochte da sterben? Sie rüttelte an dem Kaffeemaß, das klang leer. Sie wollte beim Krämer ein Viertel-

Digitized by Google

pfund kaufen, da hörte sie's ja. Sie kramte nach einer reinen Schürze, da pochte es heftig ans Fenster. Die Nachbarin steckte den Kopf herein mit weitaufgerissenen Augen:

„Hatt Ihrt dann all gehürt, Nachbersch (Nachbarin)? Marjusepp, esu eppes! Da sieht mer ett widder — heut rohd, morgen doht! Jo, mer kann mit Recht singe: ‚Gestern noch auf stolzem Rosse, morgen in das kühle Grab.'"

Und in der Aufregung summte sie das Lied nach.

„Watt is dann passiert?"

Aber Grabersch-Mutter schien gar nicht vorauszusetzen, daß die Busche-Lies nicht wisse, was passiert sei, denn ihr Redestrom floß ungehemmt weiter.

Ja, unser Herrgott, der wußte einen doch zu finden, wenn man sich auch noch so stolz aufblähte und in Sünden und Lastern hinlebte und meinte, es könnt' einem nichts geschehen, das nutzte all nichts. Und wenn einer auch weiter ginge als die Morgenröte und sich verkröche in den Bauch der Erde, er fände einen doch. Und ist auch gut so, daß alles richtig eingeteilt ist auf dieser Welt und daß die Schlemmer und Prasser zuletzt doch gestraft werden.

Busche-Lies wußte, daß es für diesen Redestrom kein Aufhalten gab, und so hörte sie ruhig zu, bis Grabersch im Gefühl, daß bei so großen Ereignissen auch die gewöhnliche Zurückhaltung fallen könne, lauerig hinwarf: „Und an Euch hat er sich auch vergangen und versündigt, wenn Ihr auch nix davon sagt, Busche-Lies," und einen Moment innehielt, um Atem zu schöpfen und das Gesicht der Lies zu beobachten.

Die Lies fühlte, wie es ihr heiß und kalt wurde:

„Ja, aber wer denn? Und was denn? Was is passiert?"

Grabersch schlug die Hände überm Kopf zusammen:

„Ihr wißt von nix? Ja, aber wer is denn bei ihm? Wer versorgt ihn denn und verpflegt ihn, wo doch keiner sich zu helfen weiß und der Doktor heut morgen hier vorbei auf Weißkirchen gefahren is un erst auf den Abend wiederkommt?"

Busche-Lies stand längst draußen bei der Nachbarin. Jetzt schüttelte sie Grabersch unsanft am Arm.

„Nu steht emal Red und Antwort, wann Ihr könnt, und laßt Euer Geschwätze, Grabersch, und sagt, wem was passiert is."

„Na, dem Halfen-Fritz. Der is auf sein Steier*) geklettert und hat da was runterholen wollen, un da is er durchgefallen und auf den Scheuerboden aufgeschlagen, und sie sagen ja, hä hätte sich 's Rückkreuz gebrochen, un da hat hä gelegen e paar Stunnen, weil hä nicht hat schreien können, bis sie ihn gefunden han, und han den Pastor geholt mit den Sakramenten, weil keiner weiß, ob er den Doktor noch erlebt."

Und als sie der Lies versteinertes Gesicht sah, nickte sie zufrieden mit dem Kopf:

„Jo! Wenn seine Frau gelegen hat und sich nicht rühren konnte vor Weihdag, dann hat hä often geknurrt, sie sollte aufstehen und sich nicht so anstellen. Nu merkt hä das, wie das is, wenn man sich nicht rühren kann."

Grabersch war nach endlosen Reden gegangen, Busche-Lies saß allein in ihrer stillen Stube. In ihrem Kopf sauste es, die Stube ging mit ihr rund, immer rundherum, sie saß und die Gedanken waren wie ein Mühlrad, das klapp-klapp geht. Klapp-klapp der Halfen-Fritz liegt auf den Tod — klapp-klapp unser Herrgott straft ihn für seine Sünd an mir — klapp-klapp vielleicht bereut er jetzt seine Schlechtigkeit — klapp-klapp, klapp-klapp.

Sie konnte nichts mehr denken, das brauste und hämmerte so laut, nicht einmal rühren konnte sie sich, als es an die Tür klopfte, laut und eindringlich, nicht „Herein!" rufen, da ging die Tür und jemand kam eilig herein.

„Lies, Ihr müßt gleich mit," — der Bader hielt inne in seiner schnellen Rede und sah die Busche-Lies an: „Herrgott, Lies, was is denn mit Euch? Das könnt grad noch fehlen, daß Ihr auch krank wäret."

„Ich han Kopfwehdag," sagte die Lies mühsam. Es war ihr, als spreche jemand Fremdes, nicht sie selber, ganz hohl und wie aus weiter Ferne.

„Kopfwehdag," rief der Bader ungeduldig. Er war ein kleiner wispliger Mann, wichtig im Gefühl seiner Verantwortung. „Wenn's weiter nix is! Kopfwehdag könnt Ihr alle Dag han, dazu braucht Ihr Euch nicht grad den heutigen auszusuchen, wo man Euch so nötig braucht. Ihr müßt gleich mitkommen zum Halfen-Fritz, wir wissen uns nicht mehr zu helfen. Dem Doktor han wir einen Knecht auf einem Gaul entgegengeschickt, aber wer weiß, wann der kommt."

Busche-Lies wehrte ab. Der Barbier wurde witzig:

„Ihr könnt ruhig mitgehen, Lies, der tut keinem schönen Weibsbild mehr was, der könnt' sich jetzt allerhöchst vor Euch fürchten, daß Ihr nicht sänftlich mit ihm umgeht. Uebrigens, er hat von Euch auch nichts wissen wollen. Immer mit den Augen gerollt — ‚nein, nein!' — wie wir geredet haben, daß man Euch holen müßt. Er hat wohl gedacht, wenn man Euch holt, da geht's aufs Letzte mit ihm. Aber jetzt weiß er nix mehr von sich, schon eine Weile nicht, ich glaub, der benötigt Eure andre Hilfe bälder als

*) Balkengerüst in der Tenne.

Digitized by Google

Eure Pfleg. Aber man kann doch einen Menschen nicht so liegen lassen und verkommen. Wir kriegen ihm ja nicht einmal die Kleider runter, wenn wir ihn anpacken, da stöhnt er gotts-erbärmlich."

Die Busche-Lies hatte sich schon entschlossen. Sie band ein Tuch um den Kopf, nahm aus ihrer Schublade eine der großen blauen Aermelschürzen, die sie sich extra für ihre Krankenpflege hatte machen lassen, und ging mit dem Bader. Freilich ihre Füße trugen sie nicht so recht; es war ihr, als gehe sie in der Luft, als fühle sie nicht, wohin sie trete. Ihre Hände zitterten mitsamt der Tasche, die sie trug. Und in ihrem Kopfe war immer das Mühlrad, das klapperte eintönig: ‚Unser Herrgott hat ihn gestraft, gestraft, gestraft.'

Halbwegs kam sie zu sich, als sie am Bett des Gestürzten stand. Da lag er, schwer und unbehilflich wie ein gefällter Baum. Die Augen geschlossen, die bläulichen Lippen geöffnet. Er sah aus wie ein Toter. Aber ihre geübten Augen erkannten, daß noch Leben in ihm war. Er lag schlecht, sein Kopf hing seitwärts herab. Mit leichter Hand schob sie ihm ein Kissen unter den Kopf. Er regte sich nicht.

Der Bader nickte wohlgefällig:

„Ja, ja, Weibshände verstehen so was doch besser wie unsereiner."

„Man muß ihm was zu trinken geben," sagte Lies. „Hä is ja ganz verlechzt. Habt Ihr ihm denn was gegeben?"

„Nä," sagte der Bader. Eine Feder hatten sie unter seiner Nase verbrannt, ihn mit Essig und Kornschnaps gerieben. Aber da hatte er schwer gestöhnt.

„Mannsvolk," sagte die Lies verächtlich. Das waren schon die richtigen. Ließen den Menschen stundenlang in der Durstpein liegen.

„Man könnte ihm Baldriantee kochen," schlug der Bader bedenklich vor.

„Ach was, klares Wasser, keinen Tee!"

Sie ging in die Küche hinaus, suchte eine Tasse und einen Löffel. Wie das alles verwahrlost war, schmutzig, unordentlich! Man sah, daß da keine Frau im Haus hantierte, daß die alte Bas, die ihm die Wirtschaft besorgte, eine rechte Schlumpe war. Sie fand kaum einen Löffel, dann war er nicht einmal blank, sie mußte ihn erst rein machen.

Sie war jetzt ganz ruhig. Das verwüstete Gesicht da drin auf den Kissen, das hatte so gar keine Aehnlichkeit mit dem, das sie in der Erinnerung trug. Sie hatte den Halfen-Fritz in der Nähe gesehen, nur immer flüchtig im Vorbeikommen. Nein, der Mann da war ihr fast ein Fremder, der ging sie kaum etwas an.

Geschickt flößte sie ihm etwas Wasser ein. Seine Lippen machten eine gierige Bewegung. Mehr und mehr trank er, seine trockenen, aufgesprungenen Lippen feuchteten sich an. Einen Augenblick schlug er die Augen auf, aber sie gingen ins Leere, erkannten niemand.

„Ziehn wir ihm das Zeug aus," schlug der Bader vor.

Sie machten einen Versuch, aber es ging nicht. Wie tot lag der schwere Körper, und gar zu leicht hätten sie ihm weh tun können. Der Bader ging. Er wollte noch seinen letzten Wagen Heu hereinbringen, auch die Bas war darum schon fortgelaufen, sobald sie den Bader herbeigerufen hatte.

„Wenn der Doktor zurückkommt, seh' ich den Wagen von der Bachmühl' aus, dann komm' ich gleich," sagte er. Und er konnte ruhig gehen, die Lies sorgte ja für alles, die wußte Bescheid, zehnmal besser als er selber.

Nun saß die Lies allein am Bett des Halfen-Fritz. Es ging auf den Abend. Die tiefstehende Sonne schickte einen Strahl durch das offene Kammerfenster. In der stickigen, von schwerer, staubiger Luft erfüllten Kammer kam er wie auf einem goldenen Wege gerade auf das Gesicht des Halfen-Fritz, zeigte seine Verkommenheit, seine Verfallenheit noch deutlicher. Wie gequollen waren die Backen, die Säcke unter den Augen, wie schlaff und verkniffen der Mund, selbst jetzt, wo er bewußtlos halb offen stand. Begierig forschte sie nach einem Zug, einer Aehnlichkeit des Gesichts der Lisett mit diesem Gesicht. Denn seit die Lisett erwachsen war, fand sie manchmal etwas Fremdes, das in dem weichen Kindergesichtchen nicht gewesen war. Aber da war keine Aehnlichkeit, gar keine.

Dann saß sie still neben ihm. — Waren's nur Minuten, waren's Stunden? Draußen war Lärm der von der Heuernte Heimkehrenden. Vor dem Hause verstummte er einen Augenblick. Busche-Lies sah durch's Fenster, wie sich alle Köpfe neugierig nach dem Hause drehten — kaum vorüber, fing das Schäkern, das Singen schon wieder an!

Der hier starb, der stand keinem mehr nah. Da schaute wohl keiner viel nach.

Die Busche-Lies fuhr jäh in die Höhe. Eine Tür ging auf, ein Schritt kam über den Flur, den sie kannte. Sie stürzte zur Tür, so jäh, daß der Kranke sich unruhig regte.

„Tant!"

Das war die Lisett. Die sollte ihn nicht sehen, wenn sie auch nicht wußte, wie nah ihr der Mann stand. Das wollte sie nicht.

„Bleib draußen!"

Die Lisett reckte neugierig den Kopf, spähte durch die Spalte. Aber die Lies zog die Tür fest zu.

„Laß mich ihn doch mal kucken. Sie sagen, er muß sterben."

Digitized by Google

„Nee, das is nix für dich. Das sollst du nich."

„Sieht er so arg aus?" Das Gruseln der Neugier stand auf dem hübschen Mädchengesicht. „Ein Schlimmer war der immer. Alsfort hat er einen so durch und durch angekuckt, wann er einem begegnet ist, als wollt' er einen fressen."

„Man soll nix Uebles von einem reden, der im Sterben liegt," verwies sie die Lisett. „Geh heim, und wenn ich nicht heimkommen kann auf die Nacht, dann holst du dir die Nann."

Die Busche-Lies wollte nicht, daß die Lisett allein war in den vielen Nächten, die sie bei der Krankenpflege zubrachte. Dann schlief ein altes lahmes Mädchen aus dem Nachbarhause bei ihr.

„War der Doktor da? Was sagt er? Sie sagen, er hätt 's Rückkreuz gebrochen. Da tät einer noch viele Wochen liegen können, bis er erlöst würd'."

„Dumm Geschwätz," sagte die Lies kurz. „Keiner weiß, was ihm fehlt. Und nun geh heim, das is hier nix für deine Neugier. Das tust du vierzehn Tag nicht aus dem Kopfe kriegen, wenn du das sehen tätst."

Die Lisett ging zögernd. Gar zu gern hätte sie den Gestürzten gesehen, der heut das allgemeine Gespräch gewesen war.

Die Lies saß wieder allein. Sie dachte daran, daß die Zeit kommen mußte, wo sie dem Kind sagen müßte, wer ihre Mutter sei. Die kam immer näher. Und wenn die Lisett dann wissen wollte, wer ihr Vater sei, dann blieb wohl nichts andres übrig, als ihr das auch zu sagen. Die Lies grauste sich doch davor. Sie hatte sich ihr Leben zurechtgelegt auf ihre Art und nach einem Sprichwort der alten Näh-Lott, die ein eigenwilliges und rechthaberisches Frauenzimmer war. Wenn die was auszuessen hatte, was sie sich vorher selber eingerührt, dann tat sie das immer mit einem harten Kopf und ohne Reue. Und sie sagte dann mit derselben Bestimmtheit, mit der sie den Bauernweibern versicherte, daß das verschnittene Kleid ganz und gar richtig sei, wie es sei, „ich esse, was mir schmeckt, und leide, was ich muß." Sie hatte auch gegessen, was ihr geschmeckt hatte, und gelitten, was sie mußte. Sie hatte sich geplagt mit der Lisett nach besten Kräften und konnte sich sagen, daß sie alles an ihr getan hatte, was eine Mutter an ihrem Kinde tun kann. Und die Lisett hatte in ihrem Leben noch nicht viel von der Bitterkeit gespürt, die den ledigen Kindern sonst recht reichlich zugemessen wird. Aber wer wußte denn, was noch kam?

Es wurde dämmrig in der Stube, die jetzt in dem grauen, fahlen Schein noch öder und unsauberer aussah als vorher. Aber der dunstige Brodem, der sie erfüllt hatte, der war wenigstens gewichen. Die kühle Abendluft kam herein. Der Gestürzte regte sich auf seinem Lager, schluckte, was sie ihm gab, öffnete zuweilen die Augen. Die Lies wurde unruhig. Wenn er zu sich kam, sie vielleicht erkannte, das konnte ihm schaden.

Aber nun hörte sie das Rollen eines leichten Wagens auf der Straße. Das war der Doktor. Und der Bader kam gleich mit ihm.

## II

Eine halbe Stunde später lag der Halfen-Fritz im frisch bezogenen Bett. Ein schweres Stück Arbeit war's gewesen. Mit Messer und Schere hatten sie ihm die Kleider vom Leibe geschnitten, und der Lies war es heiß und wieder kalt geworden, bis der unbehilfliche schwere Körper endlich gebettet war. Die Wirbelsäule war schwer verletzt und eine gehörige Gehirnerschütterung hatte er wohl auch abgekriegt. Und ob er davonkam, das konnte man heut noch nicht sagen, morgen nicht und vielleicht noch viele Wochen nicht. Das mußte man abwarten.

„Ihr bleibt ja wohl bei ihm, Lies?" fragte der Doktor beiläufig. Das war ja selbstverständlich. Und die Lies schätzte er als eine vernünftige Person, die mit Wasser und Luft wenigstens nicht auf dem gespannten Fuße stand wie die meisten Dörfler. Er pflegte zu sagen, die Luft auf dem Lande sei so gut, weil die Bauern ihre Fenster immer so ängstlich fest zuhielten, da könne die schlechte Luft nicht heraus und die gute draußen nicht verderben.

Er war sehr unangenehm überrascht, als die Lies meinte, das gehe nicht gut, das sei ihr zu riskant, mit so was verstehe sie sich nicht.

„Flausen," sagte er ärgerlich. „Da ist gar nichts andres zu tun, als daß der Mann kühl und ruhig liegt, zu trinken bekommt, sanft angefaßt wird. Vorläufig muß sich doch erst herausstellen, wie es wird."

Er sah den Kranken noch einmal an und zuckte bedeutungsvoll die Achseln.

„Mir scheint, er wird Euch nicht viel zu schaffen machen, Lies, und nicht lang."

Seine scharfen Augen gingen von dem Kranken zu der Lies. Und er blinzelte erstaunt:

„Na, Lies! Was sind denn das für Geschichten? Ihr werdet blaß, wenn Ihr von Sterben hört. Seit wann seid Ihr denn so zimperlich, Lies? Das kenn' ich ja nicht an Euch."

Die Lies nahm sich zusammen.

„Ich hab' meinen Kopfwehdag, Herr Doktor. Da is mir schon den ganzen Tag so schlecht. Und wenn's denn so ist, da muß ich ja wohl bei ihm bleiben, da is ja kein andrer, der das tun kann. Sein alte Bas, das ist eine Schlumpe, und die kann auch den schweren Mann nich regieren."

Eine Viertelstunde darauf war der Doktor gegangen und die Lies saß allein in der fast dunkeln Stube bei dem zu Tode getroffenen Mann, der nun häufiger stöhnte und ein fieberrotes

Digitized by Google

Gesicht bekam. Sie legte ihm kühlende Umschläge auf die Stirn, labte seine brennenden Lippen, verjagte die Fliegen, die ihn zudringlich umsummten. So saß sie die kurze Juninacht hindurch, bis der Morgen grau heraufstieg, der Himmel sich rötete, die Sonne ihren Weg antrat.

An manchem Kranken- und Sterbebette hatte sie gesessen in den letzten Jahren, hatte es mit erlebt, wie solche dahingingen, die noch so nötig gewesen wären auf der Welt, und wie andre wieder gesund wurden, für die ein sanftes Sterbestündlein das Beste gewesen wäre. Und über all dem Unbegreiflichen hatte sie eigentlich verlernt, über ihr eignes Leben und Schicksal nachzudenken. Das stürzte jetzt über sie her wie ein Wasserfall, und während sie saß und in das gedunsene Gesicht sah, das so fahl und gelb im Morgenlicht schien, kam ihr so recht zur Erkenntnis, was der Sterbende an ihr verschuldet hatte. Mit aller Kraft hatte sie ja freilich gearbeitet, um sich in der Höhe zu halten, aus dem Sumpfe herauszukommen, in dem sie hätte versinken müssen, wenn sie nicht so stark und fest gewesen wäre. Und doch, wer wußte, was noch kam. Ein Schauer rann über ihren kräftigen Körper. Der hatte sie genommen, weil ihm's gerade so gefiel, weil er seinen Spaß hatte an dem drallen braunen Ding, dem die Verliebtheit aus den Augen guckte. Der hatte nicht daran gedacht, daß da unten im Niederland eine saß und auf ihn wartete, daß er käme, um sie ehrlich zu machen. Der hatte nur genommen, wonach ihn gelüstete, und sonst nach nichts gefragt.

Nun rührte sich der Kranke. Er öffnete die Augen und sah sie blöde, bewußtlos an. Ach, was hatte der Fritz für feurige, kecke, verliebte Augen gehabt! Und wenn er lachte, blitzten die weißen Zähne unter dem blonden Schnauzer. Sie sah auf den eingefallenen Mund, der die Zahnlücken nicht verbarg. So ging das Leben, so — ging über den einen weg und trat ihn tot, stieß den andern aus seinem Weg in Sumpf und Morast, daß er kaum herausfand, und daß ihm der Schmutz sein ganzes Leben lang anhaftete, mochte er noch so viel an sich rein machen und noch so säuberlich halten. Sie sann nach. Genommen hätte sie freilich noch der eine oder andre, aber was wäre dann geworden? Vorgeworfen hätte er ihr's in unguter Stunde hundertmal, daß er sie erst hätte ehrlich machen müssen, sie und das Kind. Dem Fritz hing das ja nicht an, von dem war's nur ein forscher Streich gewesen, womit er sich vielleicht später noch rühmte, nur ihr hing das an, sie machte es unehrlich, machte, daß die Bauern sie wohl holten zum Krankenpflegen und Leichenwaschen, aber nicht zu Hochzeit und Kindtaufe. Und daß die ganz stolzen Bauernweiber in der Kirche ein Endchen abrückten, wenn die Busche-Lies im Stuhl neben ihnen kniete. Und waren doch viele unter ihnen, die auch erst Kreuz und Segen vom Pastor über sich kriegten, als es nötig geworden war.

Das Dorf wurde wach. Hähnekrähen, Sensendengeln, Kettenklirren, Wagenrasseln wurde laut. Die Busche-Lies zündete Feuer an, wärmte Wasser, machte den Kranken zurecht. Aber den Kaffee, den ihr die Bas am Abend hingestellt hatte, mahlte sie nicht und das Brot rührte sie nicht an. Sie holte sich einen Trunk Wasser vom Brunnen, und als die Bas kam, da ging sie heim mit so schweren Schritten, als habe sie eine lange und schlimme Krankenwache hinter sich. Und sie hatte doch nur gesessen und gedacht.

Zwei Tage und Nächte saß sie noch so. Der Gestürzte regte sich kaum. Nur den Kopf warf er hin und her, und die Busche-Lies mußte ihm viel Umschläge machen, weil er rot und heiß war. Der Doktor sah bedenklich aus, aber er sagte nichts. Nur einmal, als die Lies meinte, daß der Fritz wohl arge Schmerzen habe, setzte er ihr auseinander, daß er gar nichts spüre. Und so würde er wohl auch hinüberschlafen, obgleich es nicht ausgeschlossen sei, daß er zu sich käme und wieder heil würde. Da kam's über die Busche-Lies wie eine Art Grimm. Wieviel Pein stand so mancher arme Mensch aus, ehe er sich strecken durfte und still liegen, und der da spürte noch nicht einmal etwas.

Sie mußte nun Tag und Nacht um den Kranken sein. Sie erschrak zu Tode, als sie eines Tages unvermutet heimkam und die Lisett lang hingeworfen auf ihrem Bett lag und in die Kissen hinein schrie und stöhnte. Es war ihr, als ob ihr Herz stillstehe. Sie hatte die Lisett behütet wie ihren Augapfel, brav und unverdorben war sie, dafür konnte man die Hand ins Feuer legen. Aber war sie selber nicht auch brav und unverdorben gewesen?

„Lisett," rief sie und fühlte, daß ihre Stimme kaum aus der Kehle wollte. „Lisett, was is?"

Aber das Mädchen rührte sich nicht. Nur das Schluchzen verstummte, der Kopf bohrte sich tiefer in das Kissen.

Die Lies faßte sie unsanft an.

„Lisett, was is? Is dir was passiert?"

Und als das Mädchen nicht antwortete, riß sie sie in die Höhe.

„Was is passiert?"

Die Lisett saß aufrecht auf der Bettkante, das Haar hing ihr wirr um die Augen, das ganze Gesicht war fleckigrot.

„Tant," ächzte sie, „o Tant!"

„Mädchen," rief die Busche-Lies rauh, „Mädchen, was hast du gemacht? Wer hat dir was getan? Wenn einer sich an dir versündigt hat — kuck, mit meinen Händen bring' ich ihn um."

Digitized by Google

Sie hob die kräftigen Hände hoch, aber sie fielen zitternd herunter.

„Nee," flüsterte die Lisett und sah ihre Mutter scheu an, „nee, getan hat mir keiner was, aber der Franz —"

„Was für ein Franz?"

„Der Halfen-Franz! Der hat mir gesagt — hat mir gesagt —"

Das Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie warf sich wieder auf das Bett.

„Der Halfen-Franz! Was hast du mit dem? Was hat der dir zu sagen, daß du ganz auseinander kommst?"

Die Lisett richtete sich auf und strich sich die Haare aus dem Gesicht.

„Der Halfen-Franz will mein Schatz sein," sagte sie leise.

„Der! Einer aus der Sippschaft! Das leid' ich nicht."

„Ach, Tant, darum brauchst du dir keine Sorg zu machen, das is nu alles aus. Seine Leut sagen ja —"

„Was sagen seine Leut?"

Die Busche-Lies fühlte, wie eine schwere Last auf sie fiel.

„Sie sagen, dem Franz sein Onkel is — der is — der is — mein — mein —"

Die Tränen brachen wieder hervor.

„Red nur aus, sie sagen, er wär dein Vater. Und was sagen sie noch?"

„— und so eins — so eins wie mich — so eins wollen sie nicht in der Familie."

Die Busche-Lies richtete sich mit einem Ruck auf, und ihre Stimme wurde hart.

„Sag's nur, sag nur alles. Und wer is deine Mutter — das hat dir dein Franz doch auch gesagt — dein sauberer Schatz?"

„Ach Tant!"

Das Mädchen sank haltlos in sich zusammen.

„Er hat's ja im Guten gemeint. Er hat sich ja selber nicht zu helfen gewußt. Sie haben ihm ja so hart zugesetzt. Sie haben das ja alles erst spitz gekriegt, weil da einer zum Besuch ist, der von dem Halfen-Fritz erben will. Da sind die alten Geschichten all aufgedeckt worden, da han sie hin und her gered, da han sie sich alles zusammengereimt, was die Leut gemunkelt han vor zwanzig Jahr —"

„Und das glaubst du all, Mädchen?"

„Ach Tant! Kuck dich doch nur in'n Spiegel. Du bist ja ganz verfallen in den paar Tagen, seit der Halfen-Fritz gestürzt ist. Du ziehst dir das ja so zu Herzen, du bist ja ganz tiefsinnig."

„Was hat er denn gesagt, was — was, das mich angeht?" murmelte die Lies.

„Ach Tant — ach Mutter!"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Und die Busche-Lies, die gemeint hatte, sie habe das Weinen längst verlernt, die fühlte, wie ihr die schweren Tränen über die Wangen liefen. Und eine Weile hörte man nichts als dies Weinen.

Aber dann ruckte sie sich zusammen, und ihr Gesicht wurde finster.

„Und du, Lisett, was hast du gesagt?"

„Ich han gesagt, daß ich das wohl schon lang gewußt han, wenn auch nicht so genau —"

„Und was noch?"

„Mutter," sagte das Mädchen, „was soll ich denn sonst sagen? Von dir is mir alles Gute kommen mein Leben lang und ich han noch nichts Schlechtes und Unrechtes von dir gesehen."

„Und der — der — dein Vater?"

Die Lisett zuckte zusammen. Und dann murmelte sie leise und scheu: „Du sollst Vater und Mutter ehren, steht im Gebot."

Da sprang die Busche-Lies auf.

„Vater und Mutter ehren? Deinen Vater? Kennst du einen? Hast du einen?"

„Mutter!" sagt die Lisett, „er liegt doch auf den Tod."

„Ja, der liegt auf den Tod. Und ich sitz' neben ihm, sorg', daß sein glühender Kopf verkühlt wird und daß er zu trinken kriegt, wenn er Durst leid't. Aber das tu' ich nicht, weil er dein Vater is. Darum könnt' er verdursten und im Elend versterben. Ich tu's, weil es mein Geschäft is und weil kein andrer da is und die Leut' nicht die Mäuler aufreißen sollen, daß ich mich scheu', den zu verpflegen, weil ich mich vor ihm verstecken müßt'. Noch nicht einen Krümel von seinem Brot hab ich gegessen, und wenn ich trinken will, dann schöpf' ich mir selber das Wasser vom Brunnen."

„Mutter, so hart könntst du sein? Und er is doch mal dein Schatz gewest."

„Grad drum, Lisett, grad drum."

Und als das Mädchen scheu zu Boden sah, da hielt sie sich nicht. Da brach alles aus ihr heraus, was so lange eingemauert gewesen war. Die Lisett war ja auch kein Kind mehr. Mochte sie wissen, wie es im Leben zugeht, mochte sie sich in acht nehmen vor den Mannsleuten wie vor Flugfeuer und böser Sucht.

„Siehst, daß ich dazumalen nicht ins Wasser gegangen bin mit dir, das is nicht dem sein Verdienst — wenn's nach dem gangen wär', dann wär's schon recht so gewesen, dann hätt' kein Hahn nach uns zweien gekräht und hätt' keiner mehr was von uns gewußt."

„Wär' vielleicht besser gewesen," murmelte das Mädchen.

„Besser gewesen? Weil dein Schatz 'n Schlappier is, der seinen Leuten am Schürzenbendel hängt? Sei froh, wenn du das noch früh genug erfährst und kannst dich noch salvieren und hängst nicht dein ganzes Leben an so einen, der sich von seinen Leuten bedümpeln läßt."

„Mutter, du bist so hart wie 'n Stein."

Digitized by Google

Die Busche-Lies sah ihr Kind an.

„Mädchen," sagte sie, und ihre harte Stimme wurde weich, „sei froh, daß ich das bin. Und laß ab von dem Franz. Aus dem Blut kommt uns nichts Guts, wenn er auch nur um die Ecken herum mit dem Fritz verwandt is. Und nun richt mir 'n Kaffee auf die Nacht, ich muß fort, der" — sie zögerte einen Augenblick — „der Halfen-Fritz ist recht schlecht heute."

„Mutter," sagte das Mädchen leise, „Mutter, ängstigst du dich denn nicht und kümmerst dich nicht, wenn du die Nacht über sitzest?"

Die Busche-Lies mußte fast lächeln.

„Aengstigen und Kümmern? Ach, Kind, das hab' ich die zwanzig Jahre genugsam getan. Ich sitz' und wart'!"

„Wartst! Mutter, auf was?"

Aber die Busche-Lies antwortete nicht. Sie nahm ihren Kaffeetopf und ihr Brot und nickte der Lisett zu.

„Verspar die Tränen, Lisett, und den Jammer."

„Mutter," flehte das Mädchen, „Mutter, laß mich mit. Ich muß meinen — den — ich muß ihn einmal sehen, nur einmal."

„Nein," sagte die Lies hart.

„Mutter!"

„Nein, sag' ich. Und ich schick' dir jetzt gleich die Nann, daß du nicht allein bist."

Sie ging zur Tür, doch sie kam noch einmal zurück.

„Lisett, ich han dir das alles erzählt, damit du weißt, wie ich in die Schand gekommen bin. Und daß du dir ein Beispiel nähmst und Zäune und Dornenhecken um dich herum aufrichtest. Und dich hütst und beschützst mehr als Perl und Gold. Und daß du bedenkst, daß uns von den Halfen nichts Gutes kommt."

Das Mädchen war blaß geworden unter der braunen Haut.

Sie sah es fest an:

„Lisett, lieber legt' ich dich mit meinen eignen Händen in die Lad' und begrüb' dich auf dem Kirchhof, als daß ich an dir erleben müßt', was ich an mir selbst erlebt hab'!"

Sie wendete sich kurz um und ging. Und wie sie mit ihren festen Schritten den Weg maß, da hätte ihr niemand angesehen, was sie gerade eben durchgekämpft hatte.

Im Halfen-Haus kam ihr die Bas entgegen mit ängstlichen Augen.

„Ach, Busche-Lies, es geht ihm schlecht. Hä fängt ja an zu reden, aber lauter so queres Zeug, kommt doch schnell herein, mich graut das vor ihme, so allein. Ihr seid so lang ausgeblieben."

„Der Doktor hat schon gesagt, das könnt' so kommen," sagte die Busche-Lies mit gleichmütiger Stimme.

Die Bas rang die Hände.

„Ach Gott, Lies, da könnt Ihr so über weg! Ich han so 'n Alteratschon, mir zittern die Knie. Ich glaube, ich muß heimgehen und mich aufs Bett legen, sonst krieg' ich was an mich vor Schrecken."

Die Lies lächelte:

„Geht nur heim und legt Euch, da seid Ihr am besten aufgehoben. Aberst, wenn's an Euer letzt Stündchen geht, da wär' es doch schlecht bestellt mit Euch, wenn jederein tät heimgehen müssen und sich legen. Wer sollt' Euch denn beistehen?"

Die Bas lachte verlegen.

„Wie Ihr auch seid, Busche-Lies. Dadervor muß man ein hartes Herze han und das gewohnt sein, so wie Ihr." Sie warf einen gehässigen Blick auf die Kammertür. „Von dem da drinnen han ich auch noch kein gut Stund gehabt, der hat mich doch nur kujoniert und gedürängelt,*) um den quäl' ich mich nich."

Sie war fort. Die Lies war allein in der dunkelnden Stube mit dem sterbenden Mann und mit ihren Gedanken. Wie hatte doch die Bas gesagt? „Für so was muß man ein hartes Herz han und das gewöhnt sein." Sie hatte kein hartes Herz und war's auch immer noch nicht gewöhnt. Und sie hätte auch lieber als ehrbare Frau in ihrem Haus geschafft für Mann und Kinder, als Kranke zu Tode gepflegt und Tote gebettet.

Das alles hatte der verschuldet. Und das Unheil fraß immer weiter. Sie hatte sich hart gemacht heut, als die Lisett weinte und jammerte. Aber es war ihr doch beklemmt ums Herz gewesen. Wenn nun die Lisett ihr Herz an den Burschen gehängt hatte und der ließ sie wirklich im Stich, weil sie ein lediges Kind war? Es ging närrisch zu auf der Welt. Des Halfen-Fritz Sippschaft war sie nicht gut genug, weil sie des Halfen-Fritz Kind war.

Der Kranke stöhnte schwer. Sie beugte sich nieder zu ihm und fuhr erschrocken zurück. Sie sah, daß seine Augen offen standen und Ausdruck hatten.

„Was — was is?" stieß er mühsam hervor. „Ich will aus 'm Bett."

Er versuchte die gelähmte Hand zu heben, doch nur die Finger spreizten sich ein wenig.

Sein Gesicht wurde rot und böse.

„Was is das? Was is?"

„Ihr seid krank gewesen und müßt ruhig liegen," sagte die Busche-Lies bestimmt und ruhig.

Sie hatte schon die Medizin, die der Doktor für diesen Fall verordnet hatte, zur Hand und hielt ihm den Löffel hin.

Aber er kniff den Mund zusammen:

*) gepeinigt, zwischen Angel und Tür geklemmt.

Digitized by Google

„Nee! Wer is 'n da? Ich will 'n Schnaps han."

„Da müßt Ihr warten, bis der Doktor kommt."

„Was Doktor!"

Der Kopf des Kranken bewegte sich unruhig hin und her.

„Was is das mit meiner Hand?"

„Ihr habt Euch weh getan dran, Ihr müßt Euch ruhig halten," sagte die Lies gedämpft. Noch hatte sie der Kranke nicht erkannt.

Nun lachte er auf. Das klang schauerlich, dies heisere, zerbrochene Lachen.

„Das scheint mir — ich han lang genug ruhig gelegen, ich will raus."

Die Busche-Lies antwortete nicht. Sie zündete ein kleines Nachtlämpchen an, dessen winziges Lichtlein die Stube nur eben ein wenig hell machte.

Dann saß sie still am Bett des Kranken, der den Kopf unruhig bewegte, stammelte, fluchte. Jede Minute mußte der Doktor kommen.

Es schien ihr, als sei eine ganze Ewigkeit vergangen, bis sie den Wagen anfahren hörte. Und eilig und beklommen ging sie ihm entgegen und berichtete.

Der Doktor nickte ernsthaft und trat in die Stube.

„Nun erst mal Licht, daß wir unsern Patienten sehen können."

Seine Stimme klang ordentlich erfrischend.

„Na, Halfen-Fritz, da hätten wir Euch ja wieder."

Vom Bett kam ein zorniges Gebrummel. Aber der Doktor ließ sich nicht irremachen.

„Na ja, zanken könnt Ihr also auch noch! Ein gutes Zeichen. Nun laßt Euch mal ansehen."

Er nahm der Busche-Lies die Lampe aus der Hand und leuchtete vorsichtig nach dem Kranken. In dem hellen Licht sah dessen Gesicht jetzt spitz und verfallen aus, und die Augen zuckten unruhig.

„Was is 'n das mit mir? Was is 'n da passiert?"

„Ihr habt einen bösen Fall getan," sagte der Doktor. „Seid vom Steier auf die Tenne gepoltert und habt einen ordentlichen Knuff gekriegt. Nun müßt Ihr Euch ganz brav ruhig halten, damit die Sache wieder ins Lot kommt."

Der Kranke war eine Minute lang still, dann murmelte er: „Vom Steier gefallen? Wie der Meier-Toni und der schwarze Christian? Da wird's ja schnell alle sein — auch mit mir."

Der Doktor stellte die Lampe nieder.

„Alle sein? Ach was! Ihr habt eine gute Natur. Das macht sich schon alles wieder."

„Nee," beharrte der Kranke eigensinnig. „Das macht sich nicht. Da geh' ich elendig an zugrunde. Kreuzsakrament —"

„Flucht nur nicht, Halfen-Fritz," sagte der Doktor. „Sterben können wir jeden Augenblick, da hilft keinem was von. Und bös habt Ihr Euch zugerichtet, aber zum Sterben ist's noch nicht."

Des Kranken unruhige Blicke fielen auf die Busche-Lies, die halb im Schatten stand.

„Bas, seid Ihr das?"

„Nee," sagte der Doktor. „Euer Bas ist keine Krankenpflegerin. Die Busche-Lies ist's."

Scharf sah die Lies in das Gesicht des Halfen-Fritz. Darüber ging ein Erschrecken. Aber sonst nichts.

„Hu," stieß er hervor, „Totenvogel — die — die soll fortgehen."

„Unsinn, Halfen-Fritz," sagte der Doktor ruhig. „Die Lies, die hat Euch gepflegt, ohne die hättet Ihr jetzt die Augen nicht auf."

Der Halfen-Fritz lachte heiser.

„Hä — die — — Nützt ihr nix — Kriegt doch nix — Nicht einen roten Groschen — — Könnten ihrer mehr kommen und von mir — was wollen."

Der Doktor lachte unmutig.

„Na, Ihr seid schon der Rechte. Meint, Ihr müßt sterben, und das erste, woran Ihr denkt, sind Eure paar lumpigen Groschen."

Der Kranke war blaurot geworden. Mit Anspannung aller Kräfte spreizte er die Finger.

„Weg," stöhnte er, „fort — sie soll raus. Sie kriegt nix — keinen roten Knopp — das Balg auch nix."

Die Busche-Lies ging langsam zur Tür. Aber der Doktor hielt sie auf der Schwelle fest.

„Lies, laßt ihn doch! Daran kehrt Euch nicht. Er phantasiert ja. Und — er stirbt."

Er wendete sich wieder zu dem Bette, während die Lies zögernd stehenblieb.

„Hört, Halfen-Fritz, wenn Ihr solche Angst um Eure paar Kröten habt, da ist's schon besser, Ihr laßt den Notar kommen und verschreibt sie, wenn Ihr's noch nicht getan habt — und wenn Ihr das getan habt, dann könnt's auch nichts schaden, wenn Ihr Eurer Seele noch was zukommen ließet, die scheint auch in keiner besonderen Verfassung zu sein."

Der Halfen-Fritz lachte wieder, aber es war ein böses Lachen.

„Hä na, abfahren muß ich nu also doch! Nä, keinen Notär. Un 'n Pastor, den will ich noch nicht — der hat noch Zeit."

„Der ist schon einmal vergebens hier gewesen," sagte der Doktor. „Als Ihr gefallen wart und sie meinten, es sei alle mit Euch, da haben sie ihn geholt. Da habt Ihr die Oelung gekriegt, weil Ihr bewußtlos wart."

Der Halfen-Fritz murmelte unverständlich in sich hinein. Und der Doktor ging. Draußen im Flur blieb er stehen:

„Na, an dem wird unser Herrgott ja sein

Digitized by Google

Pläsier haben. Der wird einen schönen Engel im Himmel geben. Die Erben, die sollen nur aufpassen, daß er sein bißchen Hab' und Gut nicht noch auf irgendeine Art mitnimmt da hinüber."

„Geht's zu Ende, Herr Doktor?" fragte die Lies.

Jedes Wort würgte ihr in der Kehle. Der Doktor zuckte die Achseln.

„Gerade in diesem Fall ist das schwer zu sagen. Für ihn wäre es schon das beste. Ihm stehen nur noch Leiden bevor."

„Ich hol' seine Leut'," sagte die Busche-Lies. „Ich bleib' nicht bei dem alleine. Und da muß einer her, der sein Pult zuschließt, muß der Ortsschulz her. Das leid' ich nicht anderst. Sonst kommt einer danach noch in arge Molesten."

Der Doktor nickte mit dem Kopf. Und die Lies schickte zu der Bas, daß sie herkomme, und gleich auch zum Ortsschulzen.

Der kam gewichtig und selbstzufrieden an, und die Bas mit großem Lamento, dazu gleich noch ein paar von den Männern aus der Sippschaft. Und es gab ein Hinundher, bis der Doktor entschied, daß nur die Busche-Lies den Kranken pflegen könne. Aber sie tat's nicht, wenn nicht der Ortsschulz vorsorgte. Ans Spind macht der ein Siegel, und das Geld im Pult wird gezählt. Das nimmt er in Verwahr. Und im Leinenschrank zählt die Bas nach, und der Schulz schreibt auf, daß man von ungefähr weiß, was da ist. Die Bas kocht und versorgt die Wirtschaft, und die Lies besorgt den Kranken.

Der stöhnte drinnen. Und dann dämpften sich für einen Augenblick die streitenden Stimmen hier draußen, die schon um sein Hab' und Gut kämpften.

Der Vater des Franz war auch dabei. Mißtrauisch sah er die Lies an. Aber die stand so gleichmütig, so unbewegt, daß er wieder ganz irre wurde. Am Ende war das alles doch nur Geschwätz und Getratsch. Aber er atmete doch auf, als nun des Ortsschulzen Siegel auf jeder Schublade prangte, wo irgend etwas Wertvolles drinnen war. Bargeld hatten sie nicht viel gefunden. Wenn der Halfen-Fritz noch eine Zeitlang lebte, dann mochte es gerade noch zum Begräbnis reichen.

Nun waren sie alle müde gegangen. Zu holen gab es ja noch nichts hier, und bei dem kranken Mann, dem man nicht einmal vor Augen kommen durfte, hielt es keiner lange aus.

Und die Lies saß wieder allein an seinem Bett. Sie hatte jetzt die Lampe heller geschraubt. Sie brauchte ja nun für den Kranken die Ueberraschung nicht mehr zu fürchten. Sie dachte nun darüber nach, daß er nun im Tode niemand hatte als sie. Daß er in ihre Hand gegeben war. Sie konnte ihn jetzt dursten lassen, verkommen. Niemand kümmerte sich ja um ihn, jeder war froh, wenn erst alles vorbei war.

Das war ein Mensch! Nichts hatte sich in seinem Gesicht gespiegelt, als er sie sah, als Schrecken vor dem „Totenvogel", nichts war über seine Lippen gekommen als Hohn, und kein andres Gefühl hatte er gehabt als die Angst um sein Geld.

Nun regte er sich wieder, sah sie wieder an. Seine Lippen waren trocken, er hatte wohl Durst.

Sie holte ein Glas mit Wasser, aber er wollte nicht.

„Du — du willst mich vergiften!" stieß er hervor.

Sie sah ihn an.

„Was hätt' ich davon?" sagte sie hart. „Ihr könnt ruhig trinken."

Er trank widerwillig.

„Schlecht," stöhnte er, „schlecht."

„Das Wasser ist ganz frisch," sagte sie gleichmütig.

„Mir ist schlecht."

Sie erwiderte nichts.

Er lag eine Weile ruhiger. Dann warf er sich wieder umher.

„Du denkst, du kriegst was — du und das — das Mädchen — wenn du da sitzt — und ein Gesicht machst? — Nee — ihr kriegt nix — gar nix!"

„Ich will nichts von Euch, Halfen-Fritz," sagte die Busche-Lies kalt. „Was Ihr mir gestohlen habt, das könnt Ihr mir doch nicht wiedergeben."

Nun lachte er wieder.

„Gestohlen? Hä — warum soll man nicht nehmen, was man so gern kriegt? — Und wer weiß denn — ob du — nicht auch 'nem andern geben hast — was — so leicht — zu haben war?"

Die Busche-Lies fühlte, wie ihre Hände sich zusammenkrampften und ihr Herz bis in ihren Hals schlug.

„Schweigt still!" keuchte sie. „Red't nicht noch Uebles in Eurer Sterbestund! Denkt, daß Ihr vielleicht bald vor unserm Herrgott steht, daß der mit Euch abrechnen wird."

„Du," murrte er böse. „Du hast dich mir zum Tort ins Dorf gesetzt. Mit dem Kind bist du kommen, mir zum Tort. Weil ich keins gehabt hab' — hast du deins hergebracht. Und wo ich dalieg — da verhöhnst du mich — wenn ich könnt, wie ich wollt — ich wollt — ich wollt —"

Er lag wieder still, den Blick starr auf die Lies gerichtet.

Nach einer Weile fuhr er zusammen.

„Hol die Bas — die Bas soll kommen."

„Die Bas fürcht' sich," sagte die Lies ruhig, „die will nicht kommen."

„Dann hol den Bader, der soll bei mir bleiben. Und die Bas muß kommen, ich han

Digitized by Google

ihr was aufzutragen. Ruf sie oder ich schrei, daß die Leut zusammenlaufen."

„Das habt Ihr nicht nötig, ich geh schon."

Der Bader kam widerwillig von seinem Abendschoppen, und die Bas mußte beinahe mit Gewalt herbeigeschleppt werden. Die Mannsleute waren schon williger, sie witterten irgendwas, das mit der Erbschaft zu tun haben könnte.

Es war schauerlich, den Halfen-Fritz zu sehen, wie er sich anstrengte, das herauszubringen, was ihm augenscheinlich schwer auf dem Herzen lag. Die Zunge versagte beinahe den Dienst. Aber er zwang sich mit einer Kraft, die an einem sterbenden Menschen schier unheimlich war. Die Busche-Lies, die ihm ein paarmal zwischendurch von den Stärkungstropfen geben mußte, deren Kampfergeruch das ganze Zimmer erfüllte, hörte bis in die Küche das stöhnende Murmeln.

Und obgleich das nicht mit Brief und Siegel festgemacht war, was er noch wollte, konnte der Halfen-Fritz sicher sein, daß dieser sein letzter Wille zur Ausführung kommen würde. Die drei aus der Verwandtschaft würden schon dafür sorgen.

Die Busche-Lies stand dabei, wie zu Stein geworden. Die hämischen Blicke der Männer, das boshafte Gewisper der Frau störte sie nicht, sie merkte gar nichts davon. Sie dachte auch nicht darüber nach, was da verhandelt wurde, sie sah immer nur den Mann mit dem blauroten Gesicht, das von Lebensgrimm und Todesnot so grausig entstellt war — nun glättete es sich ein wenig, gerade als ob er eine Erleichterung fühle, daß er nun dies Letzte getan habe, was ihm noch zu tun übriggeblieben sei. So mochte er ja wohl auch empfinden. Sein Blick ging fast triumphierend zu der Busche-Lies, saugte sich förmlich an ihr fest — und erst als die Männer die Stube verlassen hatten und die Bas ihnen eilig nachschlüpfen wollte, da stieß er heftig heraus: „Da — bleiben — nicht fortgehen!"

„Ich muß heim," sagte die Bas kläglich.

„Mir is so schlecht. Dableiben!"

Sie mußte sich nun wohl bequemen, aber sie tat's mit viel Stöhnen und manchem giftigen Blick auf die Lies, die doch dafür bezahlt wurde, daß sie da war und tat, was ihres Amtes war.

Auf der Dorfgasse war's still geworden. Der Nachtwächter ging seine erste Runde, tappte draußen mit schweren Schritten vorbei, von der nächsten Gassenecke klang sein Horn dann gedämpft herüber.

Durchs Fenster kam der starke Duft der blühenden Linden, die Busche-Lies, die jetzt am Bett des Sterbenden saß, empfand ihn bis ins Mark hinein. Unter dem blühenden Lindenbaum hatten sie damals auch gesessen zur Mittagsraft, vor zweiundzwanzig Jahren — sie und der Mann hier. Und eine Drossel hatte in die Mittagsstille und Mittagsschwüle hineingeflötet — ach, sie hatte den Klang noch im Ohr — das war derselbe, der jetzt vom Apfelbaum herkam. Und sie meinte, dem sterbenden Manne müsse der Duft und Klang auch etwas von dem bringen, was er ihr zurückbrachte in diesem Augenblick.

Die Uhr schlug zwölf. Mechanisch zählte sie nach; ein Vers aus einem Kirchenlied ging ihr durch den Sinn, „Ein neuer Tag, ein neues Leben," das war der 10. Juni heut — ach Gott, der 10. Juni brach an, der Tag, den sie nie vergaß — der Tag.

Der Kranke hörte auch den Schlag der Uhr. Er schlug die Augen mühsam auf, er spähte nach der Tür.

„Zwölf — was han wir für 'n Tag?"

Wie ein Strom von lauem Wasser kam es über die Lies her. Aus ihren Augen stürzten Tränen, die sie lange nicht mehr gefühlt. Sie legte ihre feste warme Hand auf die gelähmte des Mannes:

„Ach, Fritz, der 10. Juni."

Aber in seine Augen kam kein Funke der Erinnerung. Oder doch? Langsam glomm er auf. Aber ein böses Funkeln wurde draus. Und stoßweise brach er heraus:

„Das paßt sich — gut — Da hast du — heut — auch ein — Andenken — dran. Wart's nur ab."

Der weiche Wasserstrom stockte jählings. Die Busche-Lies fühlte, das war nichts Gutes, was da aus ihm sprach. Wie hatte sie das auch nur einen Augenblick denken können! Sie zog ihre Hand zurück, ihre Tränen versiegten. Kalt wurde ihr's mitten in der warmen Nacht. Der Lindenduft quälte sie und der Drosselruf tat ihr wehe im Ohr. Aber auch der Kranke warf sich unruhig umher, stöhnte, wehrte mit dem Kopf ab: „Fort, fort!"

Sie mußte das Fenster schließen. Es wurde schwül und dumpf in der Stube. Die Lampe schwelte trübe. Und in die trübe, dumpfe Schwüle röchelte der Sterbende.

Als der erste graue Schein am Himmel stand, weckte die Busche-Lies die Bas, die in der Küche schnarchte.

„Kommt herein, betet die Sterbegebete."

„Ach Marjusepp nee, ich kann keinen sterben sehen!"

„Kommt!"

Sie packte die Frau an der Schulter, führte sie halb mit Gewalt in die Stube. Da saß sie in einer Ecke, leierte die „sieben Stoßgebete für das letzte Stündlein" mit ängstlicher Stimme herab, schielte hinter ihrer Schürze nach dem Sterbenden. Und die Lies sah unbeweglich auf ihn und wischte ihm manchmal mit leichter Hand den Todesschweiß ab.

Die Sonne war noch nicht auf, als der

Digitized by Google

Halfen-Fritz sein letztes Röcheln tat. Schauerlich war's gewesen, die letzte Stunde. Selbst der Busche-Lies, die doch an manchem Sterbebette gestanden hatte, klang das Röcheln noch im Ohr, als es schon lange still in der Stube war. Die Sterbekerze, die sie angezündet hatte, flackerte in der kühlen Morgenluft, die hereinkam. Die Lies ging hinaus, wusch am Brunnen im Hof ihr heißes Gesicht, atmete tief die Morgenfrische ein. Aber das kalte Wasser und die frische Luft halfen ihr nicht; schwer und dumpf lag es auf ihr.

„Ihr müßt Eure Leut wecken," sagte sie zu der Bas, die am Herde stand und Kaffee kochte. „Da muß der Schreiner auf, die Lad muß bis heut mittag fertig sein; der muß sich tummeln, es ist zu heiß. Ich muß auch wissen, was für Zeug ich ihm antun soll, was die Erben da dranwenden wollen."

Die Bas wollte nicht.

„Erst muß sich der Mensch stärken nach so einer Alteratschon," sagte sie mürrisch. „Und der Schreiner, der hat keine Eil, der will sonst auch noch doppelten Arbeitslohn, wenn er so früh auf muß. Das is nicht nötig, daß das so fix geht."

„So," sagte die Busche-Lies hart, „um den Arbeitslohn geht's Euch schon! Na, wenn Ihr so rechnet, dann denkt auch dran, daß Euch die Leich das Bett verdirbt, wenn sie länger drin liegt."

Aergerlich fuhr die Bas auf:

„Das Bett, das krieg ich, das hat hä mir verschrieben."

„Also lauft zum Schreiner" — die Busche-Lies kannte ihre Leute — „und geht auch gleich zum Bader. Und fragt Eure Leut wegen dem Totenhemd, daß das keine Zankerei gibt."

Die Bas ging. Die Lies trug sich Wasser, füllte den großen Herdkessel, alles mit dieser schweren Dumpfheit, die auf ihr lag wie ein Alp.

Dann ging sie heim. Sie stand einen Augenblick vor der Kammertür lauschend, hörte die tiefen, ruhigen Atemzüge der beiden Schlafenden, dann nahm sie aus ihrer Kommode alles, was sie brauchte. Sie wußte schon, vom billigsten mußte es sein. Das Sterbehemd von wohlfeilem gesteiftem Baumwollzeug mit ordinären Krausen. Schwarze, knitterige Bandschleifchen holte sie dazu aus der Schachtel, ein paar Schuhe aus schwarzem Stoff mit weichen Sohlen, eine kleine Decke, die den Toten vom Gürtel abwärts im Sarge bedecken sollte, einen Kissenbezug, den der Schreiner mit Hobelspänen füllen mußte. So, das war alles, was der Halfen-Fritz noch brauchte auf dieser Welt. Sie packte alles in ihren Korb, der für diese leichte und doch so schwere Last schon parat stand. Dann ging sie mit leisen Schritten hinaus, um die Lisett nicht zu wecken.

## III

Im Halfen-Haus rumorten schon Schreiner und Bader. Der Schreiner suchte sich im Hofe die passenden Bretter und brummte, daß sie alle astig und gering seien. Der Bader nahm dem Toten den stoppligen Bart ab, und die Bas suchte im Leinenschrank das schlechteste Zeug, um's in den Sarg zu legen. Sie sah dann genau die Sachen an, welche die Busche-Lies mitgebracht hatte, erfragte den Preis von jedem Stück und wenn's ihr auch sehr recht war, daß alles so billig war, so ärgerte sie's doch, daß die Lies sie so richtig taxiert hatte. Und in ihrem Aerger sagte sie spitzig:

„Ja, an dem macht Ihr kein Geschäft, der war Euch nicht grün die letzten Jahr. Früher, da war das ja wohl anders, so vor ein zwanzig Jährchen. Aber das ist ja oft so, daß die gar zu arge Lieb in das Gegenteil umschlägt."

Die Busche-Lies sagte nichts, aber das reizte die Bas noch mehr. Und hämisch fragte sie:

„Ihr habt ja wohl nicht gehört, was der heut nacht verordiniert hat?"

Die Lies schüttelte stumm den Kopf.

Die Bas schielte nach dem Toten:

„Der sieht ordentlich aus, als ob er sich noch freuen täte, daß er das noch gemacht hat. Der hat noch verordiniert, daß der Franz nix erbt und sein Vater auch nix, wenn er Euer Lisett heirat!"

Und als sie sah, wie die Lies zusammenfuhr, da lachte sie spöttisch:

„Ja, ja, dem wart Ihr ein Dorn im Auge. Von dem kann man nich sagen, daß alte Lieb nicht rostet. Der konnt Euch das nich verzeihen, daß Ihr gesund wart und die Seinige immer krank und daß die Lisett lebendig war und seine Frau kriegte kein Kind mehr."

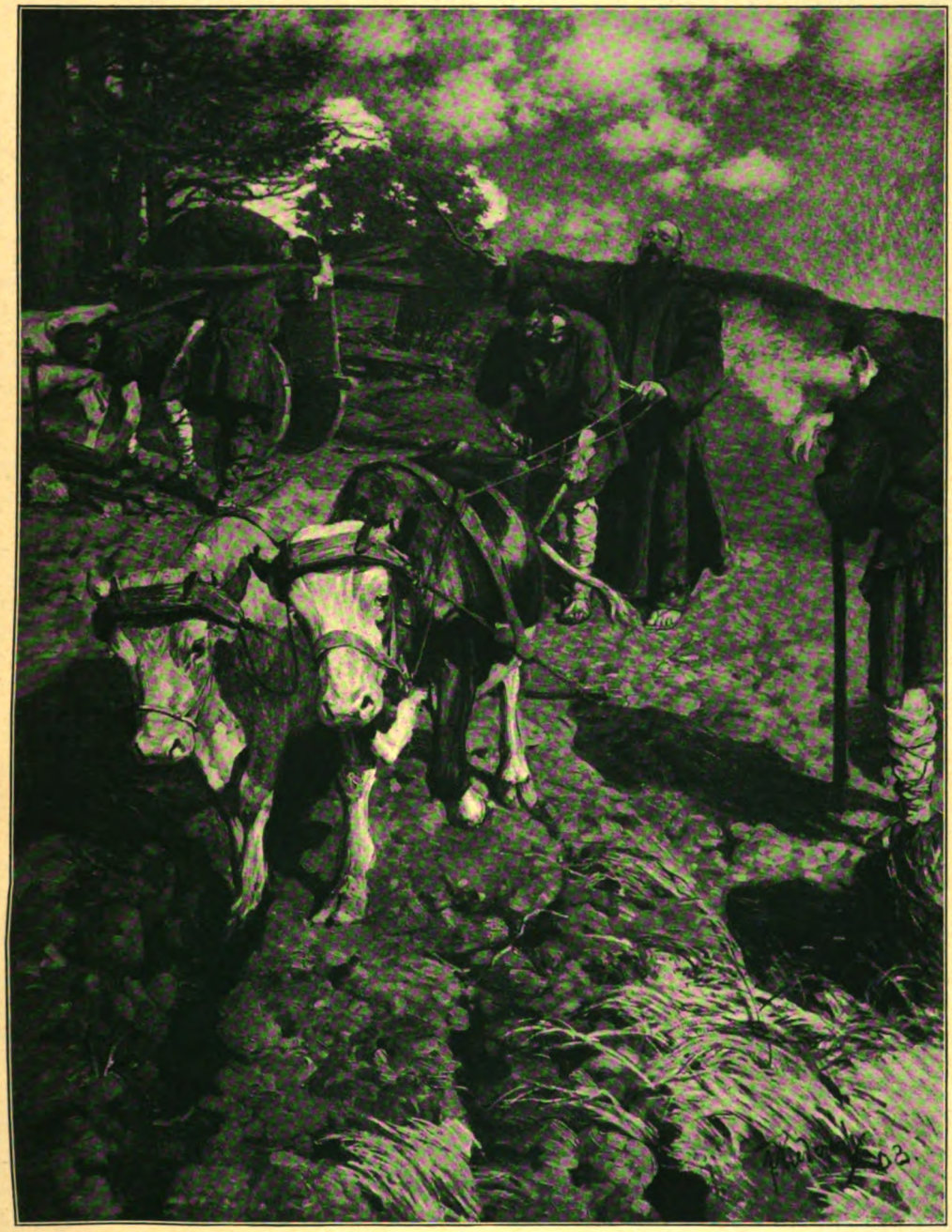
„Was hat der verordiniert?" keuchte die Lies, „was?"

„Nu, was ich gesagt hab'. Daß der Franz nix erbt und auch sein Vater nix, wenn der Franz die Lisett heirat'. Das Gered' ist ja schon lang im Dorf gewesen, daß der Franz um die Lisett rumscharmuziert, das han seine Leut auch nich leiden wollen. Die han den ja arg zur Red drum gesetzt. Nu werd' das ja wohl auch nich werden, die lassen ja wohl das Erbteil nich gehen um die Lisett! Das könnt Ihr Euch ja an den fünf Fingern abklavieren."

Die Busche-Lies hob den schweren Kessel vom Feuer und sagte nichts weiter als „Platz da", goß das heiße Wasser ins Schaff, nahm es mit kräftigen Händen auf und trug es in die Kammer. Aber sie mußte doch hören, was die Bas sich noch vom Herzen redete:

„Darum hat er ja nich leiden wollen, daß ich fortging. Er dachte woll, wenn Ihr was

Digitized by Google



Der heilige Wendelinus, Bauern das Pflügen lehrend

Nach einem Wandgemälde im Kreishaus zu Ottweiler von Franz Kiederich

Digitized by Google

Digitized by Google

davon gehört hättet, da würd' ihm vielleicht das Sterben nich so kommod gemacht. Nu hatt hä sich ja fortgemacht, und keiner kann ihm mehr was anhaben for seinen letzten Willen."

Die Lies stieß die Kammertür hinter sich zu und stellte den schweren Wasserkübel langsam zu Boden. Und nun stand sie vor dem Bett des Toten und sah ihn an. Ja, wahrhaftig, er sah zufrieden aus. Und fortgemacht hatte er sich, nachdem er noch im Tod getan hatte, was er nur gekonnt, um ihr seinen Groll und Zorn und Haß zu zeigen, um seinem Kind zu schaden. Ach! Wie hatte er doch gesagt, als die Uhr den 10. Juni angeschlagen hatte:

„Du sollst ein Andenken an den Tag han, du!"

Nun bekam die Lisett ihren Schatz nicht — das würden die schon fertig kriegen jetzt — nun lebte alles halb vergessene Gered im Dorf wieder auf, nun mochten sie sich die Köpfe zerbrechen, was wohl die Busche-Lies Schlimmes und Unerhörtes begangen haben mochte, daß der Vater ihres Kindes sie noch über den Tod hinaus verfolgte.

Und der ihr das all angetan, der hatte sich fortgemacht, war in ein andres Land gegangen, wohin sie ihm nicht folgen konnte, ihn nicht zur Rechenschaft ziehen, ihm nicht sagen, was er für einer war, was für ein Unmensch!

Und nun mußte sie ihre Pflicht tun. Da war keiner, der ihr das abnahm. Dafür hatte sie sich verpflichtet, das mußte geschehen.

Und es geschah. Es sollte keiner sagen, daß die Lies nachlässig und saumselig verfahren sei. So blank und fein zurechtgemacht wie nur irgendeiner sollte der Halfen-Fritz in der Lade liegen.

Es war ein mühselig Geschäft. Und die Busche-Lies meinte manchmal, sie schaffe es nicht zu Ende. Blaue und rote Feuerräder tanzten vor ihren Augen, grüne und gelbe Flammen schienen aufzuschießen, in ihren Kopf, in ihr Gehirn hinein. Ihre Beine waren steif und schwer wie Zentnergewichte, und in ihren Armen stach es wie mit hunderttausend Nadeln, es zwickte wie mit feurigen Zangen, und das ging durch ihren ganzen Körper bis in ihr Herz hinein, das ihr so weh tat, so weh.

Aber sie raffte sich zusammen. Nur dies erst zu Ende schaffen, nur dies erst. Nicht dran denken jetzt, was kommen würde, kommen mußte, erst dies tun.

Nun lag der Tote straff ausgestreckt auf dem Bette. Das störrische Haar war glattgekämmt — viel graues war schon darunter, obwohl er noch nicht fünfzig war —, und die schwarzen Schleifen auf dem Totenhemd waren richtig verteilt und gesteckt. Seine Hände waren gefaltet, das hatte Mühe gekostet, weil sie in der Lähmung ausgestreckt waren. Sie hatte sie mit einem schwarzen Bande umwickelt, und als sie nun ein Leintuch über die regungslose Gestalt breitete, da zeichneten sich die Hände scharf darunter ab. Nun mußte sie noch in der Stube Ordnung schaffen — in den Tagen nach dem Unglück hatte kein Mensch daran denken können. So schaffte sie denn alles heraus, was herumlag, verhängte den kleinen Spiegel, wusch den Boden auf. Zuletzt stellte sie ein Glas mit Weihwasser hin und den geweihten Palmzweig, nun mochten sie den Sarg bringen, dann war alles geschehen.

Während sie schaffte, hatte hier und da ein Gesicht durch die Türspalte geschaut. Auch das Gesicht von Franz hatte sie einen Augenblick gesehen — ganz verstört und hoffnungslos hatte er auf den Toten geblickt —, hereingekommen aber war niemand. Das paßte sich nicht und durfte nicht sein; bevor die Leiche im Sarg lag, ließ man niemand hinzu. Das nahm der Seele die Ruhe, der Seele, die jetzt noch in der Nähe ihrer alten Wohnung umherirrte und sich erst auf die Himmelsreise machte, wenn noch einmal die Sonne über der Leiche aufgegangen war.

Es ging auf den Mittag. Da kamen die Leute des Schreiners und brachten den Sarg, der noch nach Firnis und Farbe roch. Sie legten den Toten hinein, bekamen ihr Deputat an Schnaps und Geld und gingen wieder, unwillig über die knickerige Gabe murrend.

Nun galt's, das Letzte an ihm zu tun. Ihm die Schuhe anzuziehen und die Decke überzulegen. Die Lies wickelte die Schuhe aus dem Papier. Die zog sie ihm nun an, dann hatte er leichter gehen die sieben Tage, die er brauchte, bis er da oben hinkam vor den Thron Gottes, vor das Gericht.

Leichter gehen! — Sollte er denn leichter gehen, der Halfen-Fritz? Der, der ihren ganzen Lebensweg verscharmeriert hatte, daß er voller spitzer Steine und voller Dornen und Disteln gewesen war, an denen sie sich die Füße blutig gestoßen und gerissen hatte. Der noch mit seinem letzten Atemzuge, seinem letzten Gedanken all die Steine und Dornen und Disteln, die sie ein ganzes Menschenleben lang mit Angst und Not herausgeschafft, nun wieder hineingeschmissen hatte — ihr und auch dem Kind, das doch sein Kind war.

Sie stand und sah auf die Schuhe. Eine lange Zeit. Und dann wieder auf den Toten.

Nein! Die Schuhe bekam er nicht an die Füße. Mochte er gehen die sieben Tage, den Weg nach oben mit bloßen Füßen. Mochte er sie blutig stoßen und ritzen, wie sie es hatte tun müssen. Was waren denn sieben Tage gegen die dreimal sieben Jahre ihres Weges? Und wenn ihn dann der Herrgott fragte, warum er mit bloßen, blutigen, zerrissenen Füßen komme, dann mußte er bekennen. Da oben gab's ja



Digitized by Google

freilich kein Verleugnen, kein Verheimlichen, aber der Halfen-Fritz, der mochte es auch spüren vorher. Und sie sah nach dem Fenster, wo ein Schatten gaukelte, immer hin und her, ruhelos. Der Schatten des Halfen-Fritz, der ängstlich wartete auf die Schuhe?

Sie hob die Hand auf wie zum Schwur:

„Geh du nur mit bloßen Füßen und spüre, wie es tut."

Sie wickelte die Schuhe bedächtig wieder ein. Dann nahm sie die weiße Decke und breitete sie über den Toten, stopfte sie sorgsam ein an den Seiten und über den schuhlosen Füßen. Da war ja keiner, der nachschaute mit sorgender Liebe. Die waren ja nur froh, wenn die Leiche begraben war und sie konnten sich Hab und Gut teilen.

Sie schaute noch einmal nach dem Toten, noch einmal nach dem Schatten am Fenster. Der war noch immer da, bewegte sich unruhig, verlängerte sich wie zu einem greifenden Arm.

Sie sah prüfend in der Kammer umher — alles war in Ordnung. Nun konnten Nachbarn und Sippschaft kommen — nun hatte sie ihre Schuldigkeit getan.

Draußen lauerten ein paar aus der Verwandtschaft herum, bespähten sie neugierig, hämisch, mißtrauisch. Daß sie auch nichts mit fortschleppte! Mit so einer, die der Halfen-Fritz noch im Tod nicht hatte in der Familie haben wollen — wenn man schon gut genug wußte, was den beiden passiert war —, mit so einer, da mußte man gut aufpassen und offene Augen haben. Die Saat, die er ausgestreut hatte, ging schnell genug auf. Sie wagten ja nichts zu sagen — die Busche-Lies war nicht auf den Mund gefallen —, nichts ins Gesicht, aber hinter ihrem Rücken, da würde das jetzt angehen. Sie preßte die Lippen zusammen. Die Bas tummelte sich draußen geschäftig umher. So geschäftig, daß sie nicht einmal Zeit hatte, der Busche-Lies ein Dankwort zu sagen. Wozu auch? Das war ja deren Geschäft, deren Pflicht und Schuldigkeit. Und mit so einer, da brauchte man ja keine Umstände zu machen.

Die Busche-Lies ging heim. Die Schuhe trug sie im Korb mit einer Art von wilder Freude, die über sie herflutete, stark und gewaltig. Nun war er ihr doch nicht entkommen! Nun hatte sie ihm das doch vergolten! Mochte seine Sippschaft, mochte das ganze Dorf über sie herfallen, sie schlecht machen. Am liebsten hätte sie's ihnen allen ins Gesicht geschrien.

Ihre noch immer feurigen Augen brannten schier unheimlich, als sie in ihre Stube trat. Da saß die Lisett am Fensterplatz, blaß und still. Auf den ersten Blick sah sie, die wußte schon alles. Sie setzte den Korb mit einem Ruck hin.

„Ja," sagte sie, „so ist er! Der hat das noch in der letzten Stund' gemacht. Der hat noch für sein Kind gesorgt."

Die Lisett sah sie jammervoll an. Zu sagen wagte sie nichts. Die Mutter sah zu sonderbar aus.

„Was hat denn dein Franz gesagt? Hat er dir schon den Abschied gegeben? Han sie ihn denn schon gehörig bearbeit', seine Leut?"

Und als die Lisett nur den Kopf verneinend schüttelte, rief sie höhnisch:

„Das kommt schon! Den sein Vater, der wird das schon kriegen. Wenn's um Geld und Gut geht, da machen die nicht lang Federlesens um ein Mädchen ohne Vater! Weißt noch, wie du mir gestern gesagt hast, dein Vater is er doch! Is er's nun noch — wo er das getan hat? Willst du nicht hingehen und ihn in seiner Lad' beweinen? Willst du nicht zunächst dahinter gehen, wenn sie ihn begraben? Das Anrecht drauf hast du ja!"

„Tant," rief die Lisett flehend. Und verbesserte sich gleich: „Mutter! Ach Mutter, sei nich so hart!"

„Hart? Bin ich hart? Wenn ich nich wär' wie von Marmelstein und Eisen, da hätt' mich das ja zu Stücken geschlagen, was ich erlitten han. Hätt' mich's nur zerschlagen! Das muß ich nun mein Leben lang mit mir schleifen wie eine Traglast, die einem das Kreuz kaput drückt und die man doch nicht runterwerfen kann. Das muß ich nu hören und sehen bei Tag und Nacht. Daß der das hat machen können! Daß der so schlecht sein kann, noch auf'm Totenbett!"

Die Lisett sah zitternd die Frau an, deren Augen glühten und deren Gesicht flammte. Sie fürchtete sich fast vor ihr. Und es war ihr wie Erlösung, als sie sich plötzlich müde hinsetzte.

„Ich bin müd. Das geht nu sechs Tag und Nächt. Hol mir en Schluck Kaffee. Dann leg ich mich aufs Bett."

Die Lisett lief in die Küche, holte Kaffee. Die Lies trank in durstigen Zügen. Dann stand sie auf, um in die Kammer zu gehen. Aber sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Die Lisett geleitete sie, schnürte ihr die Schuhe auf, streifte ihr die Röcke ab, half ihr ins Bett. Sie lag und atmete schwer, mit geschlossenen Augen. Aber plötzlich schlug sie sie auf und sah die Lisett starr an:

„Der hat gemeint, er kann sich davonmachen, der hat gemeint, ihm kann keiner mehr was anhaben, aber ich hab ihn doch erwischt, ich hab ihm doch noch dafür die Vergeltung angetan."

„Mutter!" rief die Lisett erschreckt. „Mutter, was red't Ihr?"

„Ich hab ihm das vergolten. Die Himmelsschuhe hab ich ihm nicht angetan, nun mag er gehen sieben Tag und sieben Nächte, bis er vor unsern Herrgott kommt ohne Schuh."

„Mutter!" rief die Lisett. Das Entsetzen schlug über sie. „Das — das habt Ihr getan?"

Digitized by Google

Die Lies nickte fast stolz in ihrem Triumph. „Ja, und das soll mich nicht gereuen bis an mein End! Und nun laß mich schlafen."

Sie wendete den Kopf um, und während die Lisett verzweifelt die Hände rang, war sie schon eingeschlafen, fest und tief. Eine Weile stand die Lisett an ihrem Bett, das Schluchzen unterdrückend, das sie fast erstickte, dann endlich schlich sie hinaus und machte leise die Tür zu. Draußen in der Stube saß sie eine Weile wie in einer halben Ohnmacht. Und wußte nur eins, daß das nie und nimmer sein durfte.

Sie dachte nicht an seine Schuld und seine Bosheit. Sie wußte nur, vor den Herrgott, da darf er so nicht kommen, wegen seiner selber nicht und wegen ihrer Mutter nicht, die so eine entsetzliche Sünde nicht auf sich laden durfte. Wenn die erst wieder zu sich kam, wenn die erst wieder ruhig geworden war, ihr ganzes Leben mußte sie sich ja grämen und sich verzehren vor Reue und Leid. Jetzt freilich, jetzt war nichts mit ihr zu machen, nicht mit ihr zu reden; das wußte die Lisett gut genug.

Sie saß und wußte nicht ein und aus. Wußte nur, daß sie dem Toten die Schuhe anziehen müsse, ehe die Sonne noch einmal aufging, ehe er sich auf den Weg machte, auf den weiten Weg, der so schmal ist und so steinig, und sieben Tage und sieben Nächte lang.

Sie zitterte, daß ihre Zähne zusammenschlugen. Sie fürchtete sich vor Toten. Schon als kleines Kind hatte sie sich gefürchtet, und vor ihrer Mutter Geschäft hatte sie immer ein Grausen gehabt. Und sie wußte, sie mußte das heimlich tun, weil das nicht auskommen durfte. Sie hätten ja ihre Mutter gesteinigt, die Leute aus dem Dorf und die Verwandten, wenn sie das zu merken kriegten. Das war ja fast eine Grabschändung, ja schlimmer noch. Und nicht einmal der Fritz durfte das wissen, der am allerwenigsten. Was sollte der wohl sagen, wohl denken von ihrer Mutter? Ihre Mutter! Sie hatte wohl undeutlich gefühlt, daß die „Tant" ihr mehr war als das. Und hatte auch manches hämische Wort gehört, das sie verunglimpfen sollte. Sie hatte nicht viel darüber nachgedacht, sich nicht viel draus gemacht. Ihre Tant, die konnte nichts Schlechtes tun, nichts Schlechtes getan haben. Und seit sie ein großes Mädchen war, das mit offenen Augen um sich sah, da kümmerte sie das noch weniger. Und nun stießen ihres Burschen Leute sie weg wie einen räudigen Hund, und ihr Vater selber hatte dem zugestimmt.

Schrecklich war das — die Lisett versank ganz in Verzweiflung —, aber darum durfte die Sünde doch nicht geschehen. „Mein ist die Rache, ich will vergelten," davon hatte der Pastor noch am letzten Sonntag gepredigt. Einen Augenblick schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, zum Pastor zu gehen, den zu fragen. Aber nein, der Pastor war wunderlich, der hielt nicht viel von den alten Bräuchen, nein, da war keiner, mit dem sie das besprechen konnte. Ganz allein mußte sie das tun.

Sie ging in die Küche, da stand der Korb, den die Mutter immer zu ihren Gängen mitnahm. Sie öffnete den Deckel, da lag ein Päckchen, sie wickelte es auseinander, das waren die Schuhe. Ach, die durfte sie ja nicht nehmen, sonst merkte die Mutter das. Sie biß die Zähne zusammen, zog die Kommodschublade auf. Wie das Zeug raschelte und knisterte, als sie daran rührte. Wie spukhaft das aussah. Da waren die Schuhe nicht. Aber da in der andern Lade. Ach, da waren ja viele Paare. Das würde sie nicht merken. Ihr Herz klopfte bis zum Halse, als sie die Schuhe in der Hand hielt. Scheu schlich sie nach der Kammertür, horchte zitternd, aber da drin regte sich nichts.

Sie nahm das größte Paar und verbarg es draußen im Holzschuppen. Da konnte sie es leicht finden nachher, wenn sie es tun wollte — spät am Abend, wenn die Mutter wieder schlief, wenn das Dorf still lag, wenn die Leichenwächter heimgegangen waren. Zwischen zwölf und eins, da war niemand gern zur Wache. Da mußte sie es tun. Denn wenn die Sonne aufging, da ging ja die Seele des Toten auf den Weg, da war es zu spät. Wie er wohl aussehen würde! Nun würde sie ihren Vater ja doch noch einmal sehen, wenn sie es wagen würde, ihm ins Gesicht zu schauen. Im Leben hatte sie ihn immer gefürchtet, wenn er sie bei einer Begegnung so sonderbar angeschaut hatte, mit seinen auffallend blauen Augen, die gewiß früher mal sehr schön gewesen waren. Was er wohl da gedacht hatte, wenn sie an ihm vorbeigegangen war — sie, das Ebenbild ihrer Mutter.

Die alte Schwarzwälderin tat sieben Schläge. Noch fünf Stunden, dann mußte es sein. Ach, wie ihre Zähne zusammenschlugen, wie sie sich graute, jetzt schon. Wie sie wünschte, die Zeit möchte stillstehen — und doch, sie möchte fliegen, daß alles geschehen sei. Und wenn ihre Mutter nun wach wurde, während sie fort war? Sie hatte freilich einen harten Schlaf und war ja vier Nächte nicht zur Ruhe gekommen. Aber heute war sie so seltsam gewesen, so, als ob sie im Fieber wäre.

Die Sonne ging blutrot unter in einem Kranz gewitterdrohender schwarzer Wolken, aus denen grelle Strahlenbündel hervorzuckten. Wenn es ein Gewitter gab, dann konnte sie ihr Vorhaben nicht ausführen, dann war alles wach im Dorf, ängstlich, daß die heugefüllten Scheunen nicht vom Blitz getroffen würden. Dann blieb die Wache auch im Totenhause, dann kochten sie noch schnell vor dem Gewitter viel Kaffee, blieben

Digitized by Google

wach, schwatzten und beteten abwechselnd. „Lieber Herrgott, laß doch nur heut abend kein Gewitter kommen," betete sie aus innerstem Herzen.

Als es dunkelte, hörte sie draußen einen leisen Pfiff, den sie gut genug kannte. Noch einmal horchte sie an der Kammertür. Da drin regte sich nichts. Da schlich sie leise hinaus.

Hinter dem Holunderbusch kauerte der Fritz. Ganz verstört, ganz wild. Und ganz wild umfaßte er sie auch, daß die Lisett bis ins Herz erschrak. Wenn seine Leute dabei blieben, dann ginge er fort. Ginge ins Amerika, wo es am tiefsten ist. Ließ sein Erbteil im Stich, da mochten sie machen, was sie wollten. Da konnte sich seine Schwester einen hereinheiraten, ihm war das gleich, was sie dann für einen fremden Eidam in das Erbe kriegten, er ginge. Und die Lisett, die kam dann nach mit ihrer Mutter — da drüben kannte sie keiner, da fragte keiner was nach ihnen. Und wenn das auch noch ein paar Jahre dauerte, bis es so weit war, sie waren ja alle zwei jung, sie konnten ja warten.

„Fritz!" Die Lisett drückte sich fest an ihn. „Ach, Fritz, das sind ja all nur so Erfindungen, das tut meine Mutter nicht. Die geht keinem aus dem Weg, die macht sich nicht fort. Die beißt die Zähne zusammen und läßt lieber die Welt untergehen, als daß sie den Platz räumt. Und ich kann doch nicht von ihr wegmachen, ich kann sie doch nicht allein da lassen, wo sie keinen auf der Welt hat als mich."

Und nun dachte sie wieder an das, was sie heut abend noch vorhatte. Es drängte sich ihr mit Macht auf die Zunge. Könnte sie es ihm doch sagen. Aber nein! Sie durfte nicht. Und in ihrem Kummer, in ihrer Verzweiflung drängte sie sich enger an ihn, küßte sie ihn heißer.

„Lisett, du kommst mir nach, gelt, Lisett?"

„Ich kann nicht, Fritz, ich darf das meiner Mutter nicht antun."

„Lisett, wenn du mich gern hast! — — —"

„Ach, Fritz, das weißt du ja gut genug."

Nun waren sie beide still. Sie hielten sich und küßten sich. Aber plötzlich riß die Lisett sich los:

„Meine Mutter!"

Von drinnen rief's wieder. Und dann stand die große Gestalt der Lies an der Tür. Hinterm Stall schlüpfte die Lisett hervor.

„Hier, Mutter."

„Wo bist du gewesen? Hast du scharmuziert? Wird nicht lang mehr dauern."

Die Busche-Lies sagte das in einem wunderlichen Gemisch von Härte und Weichheit. Sie sah das verwirrte Mädchen scharf an, und die Weichheit verschwand.

„Lisett, halt dich und hüt dich."

Dann saß sie am Tisch und aß einen Bissen. Aber die Lisett merkte es wohl, es schmeckte ihr nicht. Sie hatte finstere, abwesende Augen, in denen es gefährlich glomm.

Und der Mut sank ihr, sie noch einmal zu bitten. So saßen sie stumm beieinander, bis es dunkel ward in der Stube. Dann gingen sie zu Bett. Es war noch früh, aber das Dorf lag schon im Schlafe. Einen verstohlenen, bangen Blick warf die Lisett noch nach dem Himmel. Der hatte sich aufgehellt, hier und da kroch ein Stern hervor, die schmale Mondsichel blinkte ganz matt über dem Kirchturm.

Zusammengekrümmt, schlaflos lag die Lisett im Bette. Ihr Herz schlug so laut, daß sie meinte, ihre Mutter müsse es hören. Kalt wurde ihr und heiß, in ihren Ohren sauste und brauste es, daß sie das Horn des Nachtwächters kaum hörte, der die elfte Stunde antutete. Wie ein ganz ferner Klang schien es ihr, aber sie fuhr doch zusammen, als habe sie die Posaunen des Jüngsten Gerichts gehört. Nun mußte er noch einmal blasen, und dann war die Zeit da. Dann gingen die heim, die Leichenwache hielten. Aber wenn nun jemand in dem Totenhause schlief? Nein, da ist niemand. Da war ja nichts zu holen, und das war ja auch zu unheimlich, in dem Hause allein mit der Leiche.

Sie schüttelte sich vor Grauen, ihre Zähne klapperten, sie fühlte, wie sie zitterte am ganzen Leibe, wie kalter Schweiß auf ihrer Stirn stand, in großen Tropfen herunterrann. Aber sie biß die Zähne zusammen, sie mußte es tun.

Sie war wohl ein wenig eingenickt. Sie fuhr in die Höhe — das war ja wieder das Horn. Nun galt's. Leise setzte sie sich auf und horchte nach dem Bett ihrer Mutter. Die atmete tief und stark, sie schlief und würde schlafen bis zum Morgen. Sie schlüpfte aus dem Bett, in ihren Kleidern hatte sie sich hingelegt, nun stand sie schon an der Kammertür. Gut, daß sie die neulich eingeölt hatte, weil sie gar zu arg knarrte. Geräuschlos ging sie auf, nun stand sie im Flur, drückte leise die Tür zu, atmete tief auf mit einem Gefühl, als ob ihr das Herz zerspringen müsse. Auf den Strümpfen schlich sie zur Haustür, tastete sich im Hof nach dem Stalle, holte sich die Schuhe.

Und nun galt's.

Sie stand auf der Gasse, duckte sich in das Dunkel unter der Linde. Ganz leer lag der Weg, schwach erhellt vom Sternenschein. Ganz von fern hörte sie das Tuten des Nachtwächters. Der war jetzt im oberen Dorf, wo sein Häuschen lag, da legte er sich jetzt eine Stunde aufs Ohr. Ganz still war's, eben wollte sie sich weiterschleichen, da regte sich's in der Linde, raschelte stark im Blattwerk. Sie schrak zusammen, duckte sich, hielt den Atem an. Eine schwarze Masse regte sich, ein klagender Schrei wurde laut.

Ach, das war der Kauz, der garstige Gesell, der da in Nachbars Scheunenloch wohnte. Nun

Digitized by Google

Inntalerin

Nach einer Zeichnung von Hermann Lindenschmit



Digitized by Google

strich er mit schwerem Flügelschlag dicht über sie weg, aus dem nächsten Baume hörte sie noch einmal seinen Schrei.

Nun!

Daß die Dorfgasse so lang war, so weit, so hell! Unendlich schien die Strecke. Im Häuserschatten geduckt, wie eine Diebin schlich sie dahin. Da warf ein helles Fenster ein breites Lichtviereck auf den Weg. O weh! Im Wirtshaus war noch Licht. Stimmengewirr klang noch heraus, und als sie näherkam, unterschied sie eine Stimme, die sie gut kannte. Der Vater ihres Fritz war das, der saß wohl da drin und stärkte sich nach der Totenwache.

Ihre Knie zitterten so sehr, daß sie glaubte, sie komme nicht weiter. Aber sie zwang sich. Auf der andern Gassenseite war's jetzt dunkler. Sie warf noch einen scheuen Blick nach dem hellen Fenster — da drinnen diskutierten sie weiter. Wer weiß, die erzählten sich jetzt vielleicht von ihr, der Vater ihres Fritz vermaß sich vielleicht hoch und teuer, daß sie den Fritz nicht bekäme. Ach, wie ihr Herz klopfte. Und in ihrem Kopf, da an der Stirn, klopfte es jetzt auch — wie mit Hämmern pochte es da, und ihre Füße, die traten wie ins Leere — denn da, da war das Halfen-Haus, aus dem Stubenfenster dämmerte ein ganz matter Lichtschein, da drin lag der Tote, der ihr Vater war und es nicht sein wollte. — Und nun stand sie vor der Tür, nun schöpfte sie tief Atem, duckte sich, sah scheu nach allen Seiten, ob nicht etwas sich rege. Ach da, vorm Fenster, da bewegte sich was, der Nachtwind, der leise ging, spielte wohl mit einem Baumzweig, oder war's die Seele des Halfen-Fritz, die da harrte, bis die Sonne kam?

Sie warf einen scheuen Blick nach dem Osten, es schien ihr, als ob dort schon ein grauer Schein aufdämmere — es war Zeit, höchste Zeit.

Sie klinkte an der Tür — die gab dem Druck nach — und schlüpfte in den dunkeln Flur. Ein strenger Geruch schlug ihr entgegen nach Weihrauch und Buxbaum und Tannenholz, nach verdunstendem Oel und jener andre, der immer der Spur des Todes folgt.

Sie tastete nach der Klinke. Nichts regte sich. Ein winziges Oellämpchen erhellte mit seinem kleinen Lichtkreis notdürftig den Flur. Aus dem runden Guckloch in der Stubentür schimmerte das hellere Licht. Lisett horchte angestrengt. Alles still, nur das Brausen in ihren Ohren hörte sie, das Klingen und Sausen. Und das Zittern in ihren Gliedern spürte sie. Als sie das Eisen der Türklinke berührte, ging es ihr durch den ganzen Körper wie ein Blitzstrahl.

Wenn nun jemand da drinnen wäre? Ein Lebender außer dem Toten? Sie spähte durch einen kleinen Spalt des Gardinchens, welches das Guckfenster deckte. Da sah sie nur etwas Weißes, Starres, Unbewegliches. Ach, wie sie zitterte! Wie alles in ihr zurückschauderte vor dem Oeffnen der Tür. Aber da hatte sie sie schon aufgedrückt — sie knarrte widerwillig, ging schwer und unwillig auf.

Und nun stand sie zitternd in der großen, niedrigen Stube, an deren schwerer Balkendecke das Licht seltsam spielte. Hier war der Geruch fast erstickend. Er legte sich der Lisett so beklemmend auf die Brust, daß sie kaum Atem holen konnte. In der Mitte stand der Sarg, auf zwei niedrigen Bänken. Und drin die starre Gestalt des Mannes, der ihr das Leben gegeben und der noch im Tode so viel Unheil hineingebracht hatte, als in seiner Macht stand. Nun brachte sie ihm dafür die Schuhe, die er so nötig hatte, das Letzte, das Wichtigste, was man ihm auf dieser Welt noch geben konnte. Einen scheuen Blick warf sie nach dem Gesicht in dem Sarge. Aber es war durch ein Tuch verhüllt. Und nun mußte sie das schwere Werk tun. Ach, wie laut das Papier knisterte, als sie die Schuhe auswickelte. Und mitten drin hielt sie erschreckt inne, und wieder strömte ihr das brausende Blut zum Herzen, zum Kopfe. Was war das für ein Ton? Ein Klingen und Surren wie von einer schwingenden Saite. Spielte da jemand Zither? So spät in der Nacht, so nahe einem Toten? Nun war's still — nun kam es wieder. Und dann ein Geräusch wie ein dumpfes Anstoßen, dann wieder das Klingen, das Summen. Und nun glitt ein schwarzer Körper vor dem Licht her, kreist darum. Ein Nachtfalter vielleicht, vielleicht auch — — — Die Lisett schwankte wie betäubt.

All ihre Kraft nahm sie zusammen — noch einen Schritt, nun den letzten. Und wie in einem schweren, bösen Traum nahm sie das Tuch weg, fühlte, indem sie ihm die Schuhe anstreifte, eine Eiseskälte, die sie bis ins innerste Mark frieren machte, deckte sorgfältig die Decke wieder über, schlich — ach, mit welchem Herzklopfen und Zittern — auf die Straße.

Und nun rannte sie wie gejagt. Mochte sie sehen wer wollte. Ihr war's jetzt gleich. Gleich auch, daß auf der Schwelle des Wirtshauses ein paar Männer standen, neugierig der vorüberhastenden Gestalt nachschauend. Das erstaunte: „Na, wer hat denn da noch auf der Gass' rumzuflankieren?" hörte sie nicht, sie rannte, rannte.

Da war das Häuschen, da war sie im Flur. Nun noch in die Schlafstube, noch die Kleider vom Leibe gerissen, die brannten wie Feuer und doch kälteten wie Eis, und nun kroch sie ins Bett, kauerte sich zusammen, zähneklappernd vor Frost, glühend vor Hitze, und da kroch etwas an sie heran, griff nach ihr mit kalten Händen — sie verbarg sich unter der Decke —, aber es kam doch, faßte sie doch.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# In der Rosenzeit

Von

**Karl Ernst Knodt**

Bring mir von all den Rosensträuchern,
Die unser heimliches Häuschen umstehn,
Jeden Morgen neu eine rote,
Daß ihre Düfte mich wonnig umwehn.

Ohne Rosen reift mir kein Sommer.
Nur in Rosen kann sie gedeihn,
Unsere Liebe ... So bring mir stets neue,
Immer rotere Rosen herein!

Du und kein andres darf sie mir bringen:
Nur in deiner alleinigen Hand
Wird mir die heimliche Glut der Rosen
Zum allmächtigen Liebesbrand,

Der in der Nacht mit lodernden Flammen
Leib und Seele dir überschlägt
Und uns über die Gärten der Erde
Ins Land der leuchtendsten Rosen trägt.

---

# So wie ein Duft sich hebt aus satten Feldern

(An ein junges Paar)

Von

**Anselma Heine**

Ja, ihr seid glücklich! In euch wohnt der Frieden
Und Frieden steigt aus euern Herzen auf,
So wie ein Duft sich hebt aus satten Feldern,
Wie eine Melodie zum Himmel steigt,
Ein Hauch, ein Rauch sich in der Luft verliert.

Sacht geht der graue Abend durch den Sand
Und breitet Tücher auf Gestrüpp und Steinen;
Den Tannen, die wie schwarze Speere stehn,
Hängt sanft er Schleier über das Gesicht,
Und auch mein Schmerz, der grell am Tage schrie,
Tritt still beiseit und atmet langsam ein
Den Frieden, der aus euerm Glücke steigt,
So wie ein Duft sich hebt aus satten Feldern.

---

# Zwischenakt

Von

**Eugen Stangen**

Das Drama ist wirklich sehr interessant, —
es lächeln die blonden Komtessen,
ein Ehedrama ist nie ennuyant ...
Der brünette Baron ist vermessen!

Er nahm die junge Prinzessin wild
wie ein Tiger die blonde Beute, —
o Liebe, die über die Ufer schwillt,
o siegendes, seliges Heute!

Da näselt der Graf mit der hohen Stirn:
„Wie unwahr! das Stück kann nicht packen!"
Und vor ihm, so weiß wie der Schnee vom Firn
schmelzschimmernd ein schwellender Nacken,

Der Nacken der reizendsten Edelfrau, —
die fächert: „O Gott, diese Hitze!"
Und ihre Augen, blaudunkelgrau,
die sprühen grellzornige Blitze!

„Sie haben ganz recht, Herr Graf von Klarehn,
das Stück ist empörend, vermessen!
Wie könnte bei uns wohl so etwas geschehn!!!"
Da lächeln die blonden Komtessen ...

---

Digitized by Google

# Die Wiege der osmanischen Herrscher

Von

**J. Gottwald**

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Während vom Marmarameer ab und zu der dumpfe Knall eines Schusses herüberklingt, liegt über der fruchtbaren Ebene, in der, umgeben von grünen Maulbeerpflanzungen, Olivenhainen, Weingehegen und wogenden Feldern, die ehemalige türkische Haupt- und Residenzstadt Brussa sich ausbreitet, tiefer Friede. Als ich das Flüßchen Ulfer Tschaï überschritt und später oben auf der Zitadelle der Stadt an den Gräbern der ersten Türkenherrscher Osman und Orkhan stand, da wurde ich lebhaft an die in der Zeit der Anfänge des Türkentums spielende, halb romantische, halb geschichtliche Erzählung von der schönen Byzantinermaid Nenuphar (Lotosblume) erinnert. Nenuphar war das Töchterlein des Herrn von Jar-Hissar, einer Burg Bithyniens, der sie dem mächtigen Besitzer des Schlosses Belokoma, dem heutigen Biledschik, verlobt hatte. Dieser aber war mit seinen Freunden und zukünftigen Verwandten übereingekommen, sich des immer unbequemer werdenden Nachbarn, des Türken Osman, dessen Stamm sich erst kürzlich — es war gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — in der Umgebung ansässig gemacht, zu entledigen, und das Hochzeitsfest auf Belokoma, zu dem Osman geladen worden, sollte die Gelegenheit dazu bieten. Von der ihm drohenden Gefahr rechtzeitig benachrichtigt, bat Osman wie alljährlich um die Erlaubnis, vor dem Auszug der Herden nach den höher gelegenen Sommertriften die beste Habe des Stammes im sicheren Schloß von Belokoma niederlegen zu dürfen, was ihm jedes Jahr gewährt war unter der Bedingung, daß nur Frauen und Kinder, aber nie bewaffnete Männer die Habseligkeiten einliefern durften. Am Vorabend der Hochzeit, gerade als der Schloßherr zur Brauteinholung ausgezogen war, erfolgte die Uebertragung: als Weiber verkleidet, gelangte Osman mit 39 seiner bewährtesten Genossen ungehindert in die Burg und bemächtigte sich der Besatzung. Dann legte er sich in einen Hinterhalt und erwartete den Brautzug. Der treulose Herr von Belokoma fiel im Treffen, und die schöne Nenuphar raubte Osman, nicht für sich, sondern für seinen Sohn und Nachfolger Orkhan, dessen Gattin sie ward. Das Andenken an die Heldin dieses türkischen Sabinerinnenraubes lebt heute noch im Namen des Flüßchens Nilufer oder Ulfer, wie das Volk verstümmelt für Nenuphar (Nilufer) sagt, weiter, Osman aber und Orkhan, die beiden Türkenheroen, ruhen hoch oben auf der Zitadelle von Brussa, ihre Nachfolger bedrohten jahrhundertelang Europa, und ihr Stamm herrscht heute noch in Konstantinopel ...

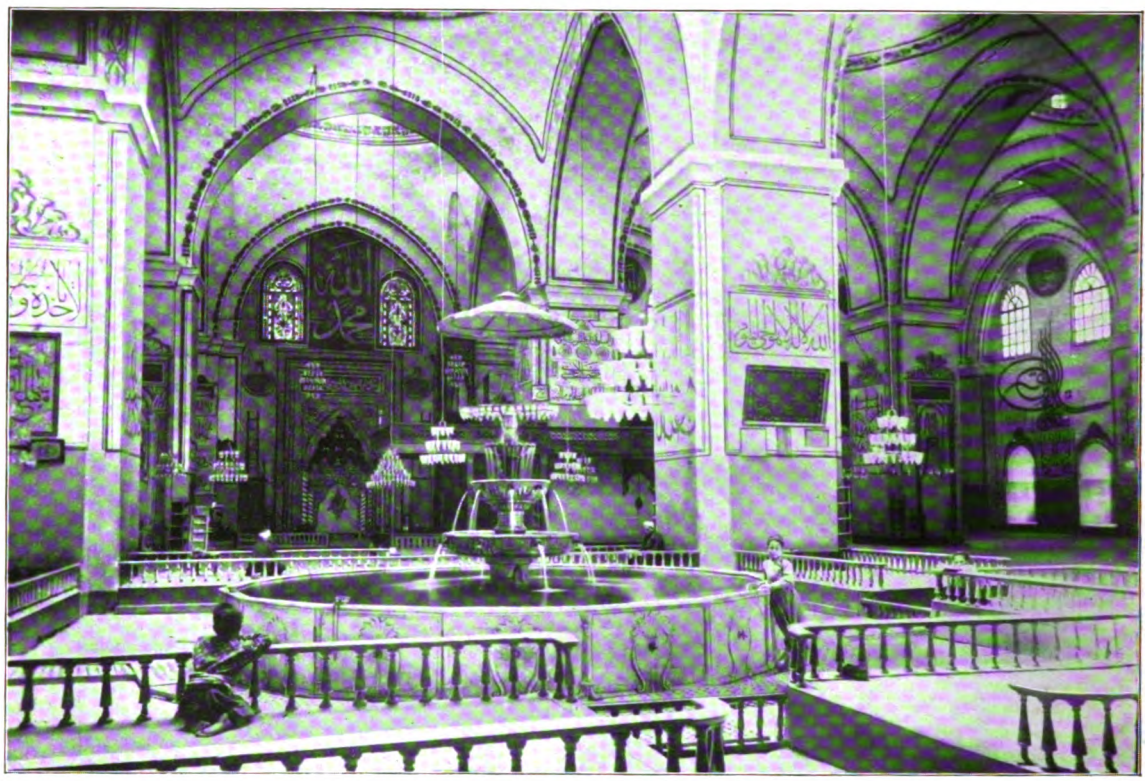
O diese Zitadelle von Brussa! Welche Erinnerungen knüpfen sich doch an dieses steile Felsenplateau, das ins Land ragt wie die Alhambra zu Granada, in eine weite Ebene wunderbaren Reichtums der Naturgaben, voll Segen und üppigen Gedeihens, wuchernder Pflanzung und emsigen Anbaues, der beinahe vergessen läßt, daß man sich in der Türkei befindet! König Prusias II. von Bithynien soll die Stadt, die noch heute seinen Namen trägt, etwa 200 v. Chr. gegründet haben, nach andern gilt Hannibal, der größte Feind des römischen Namens, als ihr Erbauer. Dann kamen die Römer, die Byzantiner, die Seldschuken, die Kreuzfahrer, wieder die Byzantiner und schließlich die Türken, deren Anführer Orkhan sie im Jahre 1326 eroberte und dort seine Residenz aufschlug — von hier aus entwickelte sich die türkische Macht, die Hirten- und Nomadenhorde wurde zu einem furchtbaren Eroberervolk. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts brannte der schreckliche Mongolenherrscher Timurlenk die Stadt nieder, dann trat jahrhundertelanger Stillstand ein, das Dahinträumen türkischer Provinzstädte, das höchstens durch Elementarereignisse aufgerüttelt wurde, wie die große Feuersbrunst von 1801 und das Erdbeben von 1855, das mit dem darauffolgenden Brand fast die ganze Stadt vernichtete. Kriege, Erdbeben und Feuer haben jedoch nicht vermocht, die Lebenskraft Brussas zu zerstören, im Gegenteil, die Stadt hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, und wohin man heutzutage blickt, macht sich ein unverkennbarer frischer Fortschritt bemerkbar.

Von den Zwingmauern der Zitadelle ragen nur noch einige, allerdings gewaltige Unterbauten von fast zyklopischer Struktur, sowie unkrautbewachsene Trümmer auf der Südseite, von den Palästen jedoch, wo die ersten Türkensultane residierten, wo unter glanzvollem Gepränge die Vermählung Beyasids, des „Wetterstrahles", mit Dewlet-Schah-Hanum, der Tochter des Fürsten von Kutahia, gefeiert wurde, steht kein Stein mehr auf dem andern. Unten aber breitet sich in malerischem Abstieg Brussa aus mit dem Gewirr seiner braunroten, niedrigen Häuser, den Kuppeln der Moscheen, Grabmäler und Bäder, den Minaretten, schlanken Zypressen und schattigen Gärten, an die sich die grüne Ebene schließt, die gleich einem Silberband der Nilufer durchschlängelt, bis zu den hohen Bergkuppen in der Ferne — ein herrliches, unvergeßliches Panorama, das hinter uns der majestätisch emporsteigende Gebirgsstock des bithynischen Olymps abschließt, mit seinen grünen Halden und tiefen Schluchten, dem leuchtenden Schnee auf der Spitze. In den beiden Mausoleen am Eingang der Esplanade ruhen die Kämpen der Nilufererzählung, Osman, mit dem Beinamen el Ghazi (der Siegreiche), gestorben 1326, unter einem hohen, mit kostbaren Tüchern bedeckten Katafalk, auf dem, beim mächtigen Turbangewinde, der Großkordon des von Sultan Abdul Asis gestifteten

Digitized by Google

Aus der kleinasiatischen Türkei: Volkstypen in der Umgebung von Brussa

Digitized by Google



Inneres von Ulu-Dschami, der „Großen Moschee"

Osmanieordens liegt, Orkhan, der Eroberer Brussas, der Gründer der Janitscharen, in einem einfacheren Grabmal, ebenfalls mit dem altertümlichen Turbangewinde auf der Kopfseite. Den Katafalk umgeben mehrere Särge von Angehörigen Orkhans, und da nirgends eine Inschrift angebracht ist, so muß man annehmen, daß einer derselben die sterblichen Ueberreste seiner ersten Gemahlin, der schönen Griechin Nenuphar, birgt ... Denn Brussa ist die Stadt der Erinnerungen aus den ersten Tagen des Osmanentums, die Stadt, in der die türkischen Herrscher vor der Einnahme Konstantinopels, 1453, Prinzen, Heilige, Gelehrte und Gesetzgeber, fromme Scheichs, Derwische und Dichter und andre hervorragende Muselmanen begraben liegen, die „Stadt der 500 Moscheen", der heilkräftigen Bäder. Einfach und schmucklos ist das Grab Murads I., der im Völkerringen auf dem Amselfelde bei Kossowo am 15. Juni 1389 dem Mordstahl des gefangenen Serben Miloschi Kobilović zum Opfer fiel, eindrucksvoll dasjenige des zweiten Murad (gestorben 1451), der, ebenfalls auf dem Amselfelde, am 19. Oktober 1448 das Heer der Ungarn unter Johannes Hunyadi schlug. In dem primitiv ausgemalten Raume sieht man ein rechtwinkliges Grab, aus weißen Marmorplatten gebildet, dessen oberer Teil aus Erde, in welcher Gras wächst, besteht, denn Murad hatte gewünscht, in der Erde zu ruhen, so daß sein Grab vom Tau des Himmels benetzt werde, weshalb die darüber sich wölbende Kuppel in der Mitte eine Oeffnung aufweist. Vier Pfeiler und vier dazwischenragende Säulen, wovon drei auf umgestürzten korinthischen Kapitellen stehen, umgeben die in ihrer Schlichtheit stimmungsvolle Grabstätte eines der größten türkischen Herrscher. Dicht neben diesem Mausoleum erhebt sich die Moschee Murads II. und in demselben stillen, schattenreichen Garten eine Anzahl andrer kuppelbedeckter Grabgebäude, so dasjenige des Prinzen Musa, der im Jahre 1413 von seinem Bruder Mehmed I. erdrosselt wurde, ferner das Mausoleum des Prinzen Mustafa, des 1472 gestorbenen jüngsten Sohnes Mehmeds II., mit prachtvollen persischen Fayencen geschmückt, dasjenige des unglücklichen Prinzen Dschem, der ein abenteuerliches Leben geführt hat, das ihn bis nach Europa brachte — auf Befehl seines Bruders, Sultan Beyasid II., wurde er von einem türkischen Barbier mit einem vergifteten Rasiermesser aus der Welt geschafft ...

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück. Angenehme Kühle weht von den schneebedeckten Abhängen des Olymps herab, angenehm kühl ist es auch im Schatten der Akazien und der riesigen Platanen, die bei den größeren und kleineren Moscheen und Grabmälern, auf den Straßen und Plätzen stehen — dort hocken die Türken stundenlang, in Betrachtung versunken, schlürfen den Kaffee und fingern am tespi (türkischer Rosenkranz). Fußgänger in malerischen Trachten, sonnverbrannte Typen aus dem Innern Anatoliens, Schafherden mit wildblickenden turkmenischen Hirten und zottigen Hunden, Büffelkarren mit knarrenden Rädern, die nur aus einer runden Scheibe ohne Speichen bestehen, ziehen da vorbei, dazwischen wieder eine

Digitized by Google

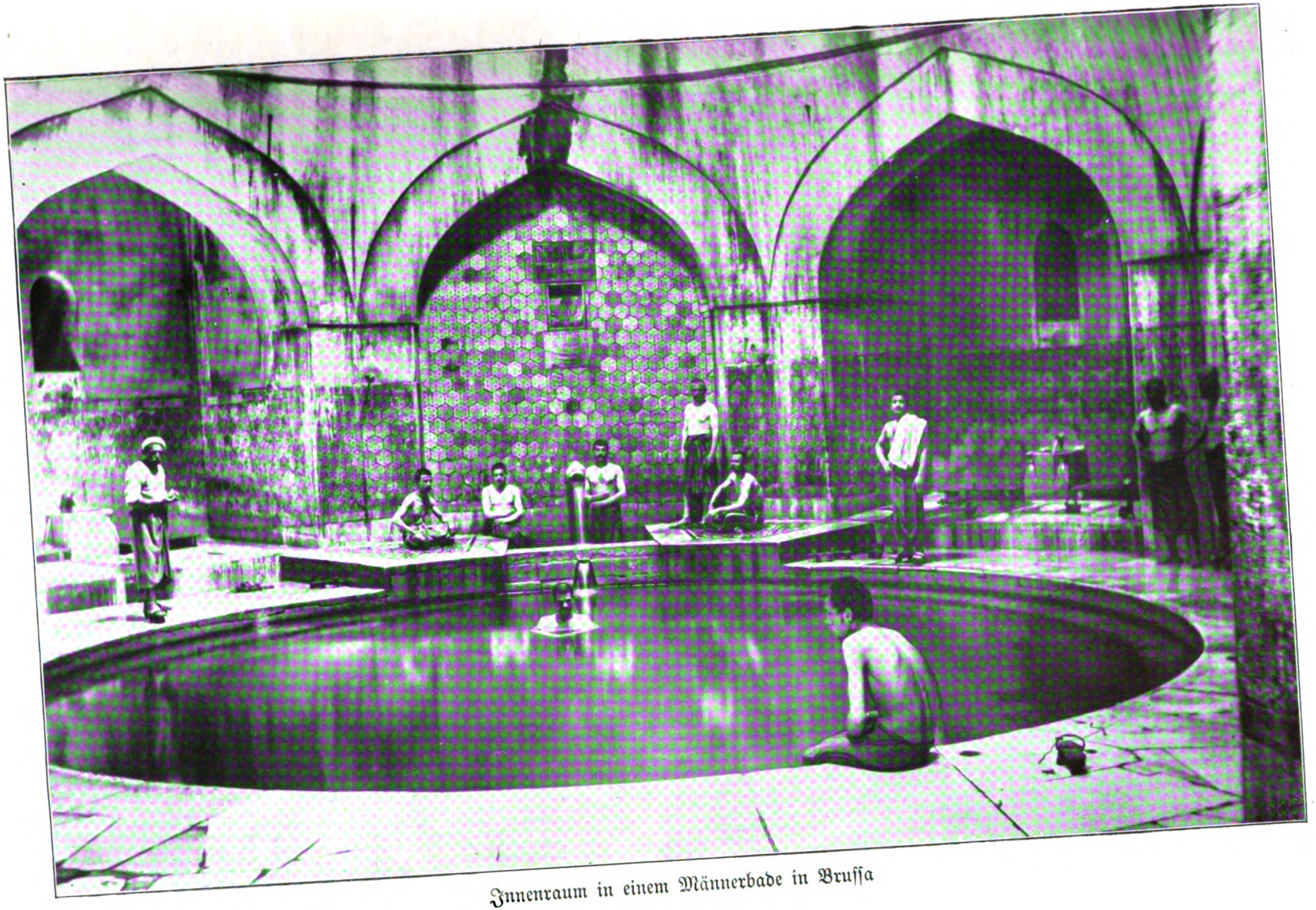
Kaffeehaus bei Punar-Baschi

Digitized by Google

Karawane mit kohlenbeladenen Kamelen, originelle einheimische Wagen, mit buntem Tand verziert, auf hohen Federn, von flinken, schellenklingenden Pferden gezogen, deren Kutscher eine erstaunliche Fertigkeit im Fahren und Wenden besitzen — der richtige, echte Trubel des Orients, nur etwas ruhiger als drüben in Konstantinopel und noch wenig durchsetzt von abendländischem Wesen. In den nach der Straße zu meist offenen Magazinen arbeitet das Kleingewerbe, die verschiedensten Handwerke blühen da in friedlicher Nachbarschaft: Weber mit primitiven Stühlen, Verfertiger von Stickereien, Schmiedewerkstätten, klopfende Radmacher, Kesselflicker, Dreher, Küfer, dazwischen Verkaufsgeschäfte, Süßigkeiten- und Fruchtwasserverkäufer, Kaffeehäuser, eine Dampfmühle, Olivenpressen. Lebhaft geht es auch in der Tscharschi, dem Basar, mitten in der Stadt zu, wo der Krimskram des Morgenlandes aufgestapelt ist, wo man die schönen Seidentücher und -stickereien, die eine Spezialität Brussas bilden, kaufen kann. Nicht weit davon steht der Ipek-Han, der Seidenhan, ein großes Gebäude, in dessen Mittelhof und Gängen zur Zeit der Ernte die Seidenkokons verkauft werden, wir würden sagen: die „Seidenmesse" stattfindet. Brussa, die durch Seidenkultur berühmte Stadt, hat allein etwa 130 Seidenspinnereien, die viel zur Hebung des noch vor wenigen Jahren recht bedeutungslosen Türkennestes, das jedoch 1906 eine Einwohnerzahl von 120000 Seelen aufwies, beigetragen haben. In den letzten Jahren, namentlich unter dem Gouvernorat von Reschid-Pascha, sind neue, schöne Straßen angelegt worden, Schulen, Waisenhäuser, Hospitäler, sogar ein Altertumsmuseum ist entstanden — kurz, die Stadt geht vorwärts, ein Beweis, daß in der Türkei immer noch etwas zu machen ist, wenn die richtigen Männer an der Spitze stehen. Solch reges Treiben herrscht aber nur in den größeren Verkehrsstraßen. Man braucht nur einige Schritte abseits zu tun, und sofort umfaßt einen wieder die Ruhe und die für uns fast unheimliche charakteristische Stille der Türkenviertel. Selten erscheint jemand in den schlechtgepflasterten Gassen, in deren Löchern wilde Hunde schlafen, die Fenster sind vergittert, und man hört nur ab und zu Stimmen, sieht aber niemand. Hier in Brussa haben die Häuser noch das alttürkische Gepräge, die hervorspringende obere Etage stützen Holzvoluten und -konsolen, die Fenster gehen nach allen Seiten, ziel- und planlos ist da gebaut worden, und überall, wo man hinblickt, Holz und wiederum Holz. Es ist manchmal so still, daß man aus dem Innern der Wohnungen das sanfte Rieseln der Brunnen vernimmt, denn Brussa, am Fuße des mächtigen Gebirgsstocks des Olymps, ist reich an Wasser. Das edle Naß fließt in den Gassen, dringt aus der Erde, sickert durch Mauern, strömt in Wasserleitungen über uns, tropft herab; allerorts stehen größere und kleinere, mit Inschriften oder bunten Fayencen geschmückte Brunnen, freiragend oder an Mauern angebracht, Stiftungen der Großmut und Frömmigkeit. An manchen Stellen quillt es kristallklar und armdick aus den Röhren, wie beim Kaffeehause von Punar-Baschi hinter der Zitadelle. Welch ein malerischer Weg dorthin! Vorbei an Friedhöfen, Grabmälern,

Das Grab des Sultans Murad II.

Digitized by Google



Innenraum in einem Männerbade in Bruſſa

Digitized by Google

Derwischklöstern, an eingefallenen Mauern und uralten Bäumen, an schweigenden oder verlassenen Häusern — dann eine weite Wiese, auf deren einer Seite die noch imposanten Ruinen der Festungsmauer des Griechenkaisers Theodor Lascaris mit ihren hohen Türmen ragen, während drüben mächtige Platanen ihre schattenspendenden breiten Aeste ausspannen. Langsam promenieren türkische Frauen, deren bunte Gewänder und Schirme sich vom Grün der Wiese scharf abheben, andre Gruppen hocken auf dem Rasen, dazwischen schreitet der Eisverkäufer und tummeln sich Türkenkinder, während an der sprudelnden Quelle die Männerwelt sich das Dasein mit Mokka versüßt ...

Von den Rundgängen auf den Minaretten der „Großen Moschee", der sogenannten Ulu-Dschami, im Zentrum der Stadt, erschallt in melodischem Tonfall das Mittaggebet. Warten wir, bis die Gläubigen ihre Andacht, der die rituelle Waschung vorangeht, verrichtet haben, dann dürfen auch wir eintreten. Eine weite, geräumige Halle überragen zwanzig Kuppeln, deren mittlere eigentlich nur ein großes, rundes, mit Drahtgitter überspanntes Fenster zeigt, unter welchem, also in der Mitte der Moschee, sich ein Wasserbassin befindet; sonst überall nüchterner Kalkanstrich, gewöhnliche Ornamente und verschlungene Buchstaben, die Koransprüche und Eigenschaften Allahs darstellen. Das Ganze ist zu hell, kalt, eindruckslos, nicht sympathisch berührend. Nur die Nische, welche die Gebetsrichtung nach Mekka anzeigt, hat Fayenceschmuck, auch die Kanzel ist mit reichem Schnitzwerk verziert. Wegen der erfrischenden Kühle halten die Theologieprofessoren der Moscheeschule ihren Kursus im Innern des Gotteshauses selbst ab; die gelahrten Turbanträger hocken auf einem Polster und legen den Koran, den Anfang und das Ende aller theologischen Weisheit des Islam, aus, die Hörer kauern oder liegen im Halbkreis auf dem Boden, ihre Schuhe neben sich gestellt, so daß man die Löcher in den Strümpfen sieht ...

Außerhalb der Stadt liegen die schwefel- und eisenhaltigen heißen und kalten Bäder, deren Heilkraft Brussa im ganzen Orient Berühmtheit verschafft hat. Es sind verschiedenartige, meist kuppelbedeckte Anlagen älteren und neueren Datums, worunter diejenigen von Tschekirdsche (Heuschrecke), Eski- und Jeni-Kaplidscha und Kökürdlü (Schwefelbad) am meisten besucht werden, vorzugsweise im Mai und September. —

Doch nehmen wir Abschied von Brussa. Im Laube der Platanen und Ailanthusbäume funkelt die Abendsonne, die scharfen Kanten der nahen und fernen Gebirge in glühende Farben tauchend. Allmählich läßt das rege Treiben in den Straßen nach, immer mehr senkt sich Ruhe herab, aus der Ebene steigen zarte Nebelschleier, die dem Olymp zuziehen, wo sie sich über die dunkeln Waldungen der untersten Bergstufen lagern, unruhig flattern vereinzelte Fledermäuse hin und her, Zikaden und Heimchen zirpen in den Gärten, aus denen die Düfte von blühenden Akazien und Geißblatt herüberstreichen. Jetzt beginnen die Nachtigallen zu schlagen im nahen Busch, über dem Olymp steigt in verklärtem Glanz der Vollmond empor und die Nacht hat ihre Herrschaft angetreten, die echt bithynische Frühlingsnacht mit all dem Zauber, den lauen Lüften und dem klaren Sternenhimmel dieser gesegneten Gefilde. Leise murmelt der Gebirgsbach am Fenster vorbei ... Brussa schläft ...

---

# Die alte Allee

Von

**Walter Unus**

Von alten Linden eingeschattet,
Zieht hinterm Tor der Weg ins Land;
Und rechts und links liegen ermattet
Die Felder flach im Sonnenbrand.

Ihr Atem klingt wie trunknes Summen,
Behaglich ruhen sie sich reif,
Und mitten her der fürstlich stummen
Gewölbten Lindenhallen Streif.

Doch haucht des Abends erste Kühle
In enge Gasse, glühndes Haus,
Wandert ein wunderlich Gewühle
Von dunkeln Schatten hier hinaus.

Denn hier in dieser Nacht der Linden,
Der sternelosen, suchen seit
Des Städtchens erstem Tag und finden
Verliebte ihre Seligkeit!

Unkenntlich, ohne sich zu grüßen,
Von allem Zwang des Lichtes frei,
Fühlen und flüstern sie die süßen
Gedanken, — immer zwei und zwei.

So Jahr um Jahr. Die Schwüre steigen
Die Stämme leichtbeschwingt hinauf,
Und Schweigen fängt sie in den Zweigen,
Ein rätselvolles Schweigen auf.

Doch gehe ich im Morgenlichte
Unter den dichten Kronen hin:
Wie Liebesworte und Gedichte
Schwirrt es und flüstert's noch darin.

---

Digitized by Google

# Schmetterlingszuchtanstalten

Von

**Dr. Alfred Gradenwitz**

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Bei ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit an Formen und Farben sind Schmetterlinge bekanntlich ein besonders beliebter Gegenstand kindlicher Sammelluſt; aber auch die Naturforscher sind bestrebt, an der Hand möglichst umfassender Sammlungen die Vertreter dieser interessanten Tierordnung zu studieren. Es ist daher begreiflich, daß man zu einer Zeit, in der Pflanzen und Tiere der verschiedensten Spezies in großem Maßstabe gezüchtet werden, auch daran gedacht hat, Schmetterlinge auf künstlichem Wege aufzuziehen. Die erste Schmetterlingszuchtanstalt ist vor einer Reihe von Jahren von dem englischen Insektenforscher William Watkins in Eastbourne, einem kleinen Hafen des Aermelkanals, angelegt worden; sie besteht im wesentlichen aus einem mit Blumen, Sträuchern und Bäumen bepflanzten und eine Fläche von etwa 4000 Quadratmetern einnehmenden Gelände, das vor den Meereswinden geschützt und allseitig von einem hohen Gitter umgeben ist, und auf dem mehrere Tausende den verschiedensten Arten angehörender Insekten sich in voller Freiheit tummeln, um von den Sammlern zu hohen Preisen angekauft zu werden. Im Laufe der letzten Jahre sind nun auch in Frankreich ähnliche Anstalten entstanden, deren bekannteste die von Dr. Hugues in Chomérac und von Herrn André in Mâcon gegründeten sind. In diesen Anstalten werden besonders verschiedene Arten exotischer Seidenspinner gezüchtet und an Sammler abgegeben. Unsre Abbildungen führen uns in eine solche Zuchtanstalt für Schmetterlinge, bestehend aus einem Garten mit Eichen, Ailanthus-, Pflaumen- und Wunderbäumen — deren Blätter den Raupen zur Nahrung dienen — und gewissen hier und da angebrachten einfachen Vorrichtungen.

Ein Raupenzweig

Zur Raupenzucht steckt man Zweige mit Schmetterlingseiern in mit Wasser gefüllte Gefäße und umgibt sie mit einem leichten Gewebe, innerhalb dessen dann die dem Ei entschlüpften Raupen leben. In die Zwischenräume zwischen den Stielen und der Gefäßmündung steckt man Watte oder Papier, um die Raupen vor den verhängnisvollen Folgen eines unfreiwilligen Bades zu bewahren. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel fallen aber die unvorsichtigen Tierchen doch manchmal in das Wasser und ertrinken dann, wenn man sie nicht mit Hilfe eines weichen Pinsels noch rechtzeitig herausfischt.

Im übrigen betätigen die Raupen bei Auswahl ihrer Nahrung und Wohnung einen recht gewählten Geschmack; sie brauchen eine durchaus reine Luft und empfinden den geringsten Geruch als störend. Vor allem muß aber ihre Nahrung gesund, reichlich und wohlschmeckend sein. Wenn sie daher die Blätter eines Zweiges abgefressen haben, muß man für sie eine andre Zuchtflasche herrichten, die man so nahe an die Ueberreste des ersten Raupenschmauses heranbringt, daß die ganze Kolonie bequem ihren Wohnsitz wechseln kann. Meistens behält man die Tiere wegen der zu einer guten Zucht erforderlichen

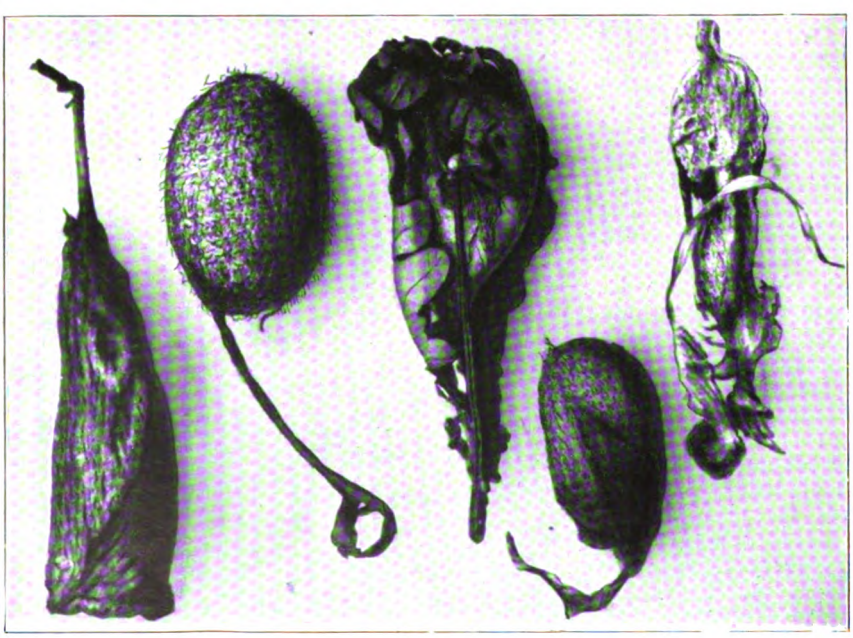
Abnehmen der jungen Raupen

Digitized by Google

gleichmäßigen Temperatur bis nach der ersten Häutung im Zimmer und bringt sie erst dann im Freien auf Sträuchern unter. Zum Schutze gegen Vögel und Ohrwürmer umgibt man auch dort die die Raupenkolonie tragenden Zweige mit einer Hülle aus dünnem Gewebe. Die Angestellten der Raupenzuchtanstalt sorgen dafür, daß ihre Pfleglinge stets reichliche Nahrung haben und schütteln von Zeit zu Zeit die auf der Schutzhülle angesammelten Exkremente weg. Wenn die Raupen groß genug geworden sind, kann man, da Vögel die ausgewachsenen Tiere verschmähen, die Hülle unbesorgt entfernen. Bei kräftigen Raupenarten kann man die Eier sogar bald in Papierdüten, die man mit der Spitze nach oben befestigt, unmittelbar auf Bäumen unterbringen. Wenn die Raupe ihre volle Größe erreicht hat, ändert sich bekanntlich ihr Verhalten; sie hört zu fressen auf und fängt an, ein Gewebe zu spinnen, in das sie sich mehr oder weniger vollständig einhüllt. Dann wirft sie ihre Haut ab und nimmt die Form einer Puppe an, in der sie die Fähigkeit der Nahrungsaufnahme und Fortbewegung verliert. Ihr einziges äußeres Lebenszeichen besteht dann aus zuckenden Bewegungen als Reaktion auf starke äußere Reize. Die Verpuppung der Raupe erfolgt ohne Zutun des Züchters, der dann nur die an Blättern aufgerollten oder an Zweigen hängenden Gespinste zu sammeln braucht. Die Puppen werden nach einem trockenen, gut gelüfteten Raum gebracht, in dem man sie vor Ratten schützen muß, für die sie einen wahren Leckerbissen abgeben. Falls man für die nächstjährige Zuchtperiode einen Eiervorrat wünscht, bringt man die Gespinste in einen vergitterten Behälter, in dem die Schmetterlinge kurze Zeit nach dem Ausschlüpfen aus der Puppe ihre Eier legen. Bekanntlich ist das Leben der Tiere nach Abschluß ihrer Metamorphose von außerordentlich kurzer Dauer und zählt häufig nur wenige Tage. Sobald durch das Legen der Eier für den Fortbestand derart gesorgt ist, haben die Schmetterlinge ihre Bestimmung erfüllt, und ihr Weiterleben ist von dem von der Natur verfolgten Nützlichkeitsstandpunkt aus nicht mehr erforderlich.

Telea polyphemus

Der Insektenzüchter wartet jedoch, falls er für die Zwecke des Sammlers sorgen will, den natürlichen Tod des Schmetterlings nicht ab, sondern betäubt ihn in einem Fläschchen mit Kaliumcyanid, um ihn dann in geeigneter Weise aufzuspannen. Hierbei ist es von Vorteil, nicht bis zum Starrwerden des Schmetterlingskörpers zu warten; falls man zu lange gezögert hat, kann man die Schmetterlinge leicht wieder künstlich erweichen, indem man sie in flache tönerne Gefäße mit einer Schicht feuchten Sandes und festschließendem Deckel legt. Zum Aufspießen von Schmetterlingen benutzt man am besten besonders vergoldete Nadeln, da sonst an der Durchbohrungsstelle des Körpers leicht Grünspan auftritt; darum spannt man sie auf ein mit Kork überzogenes Spannbrettchen auf, in dessen Aushöhlung der Körper des Insekts hineinpaßt, und das mit kleinen dreieckigen Kartonstreifen zum Aufspannen der Flügel versehen ist. Durchaus abzuraten ist von dem manchmal angewandten Verfahren der künstlichen Beschleunigung des Trocknungsprozesses, bei dem der Körper des Insekts leicht einschrumpfen kann.

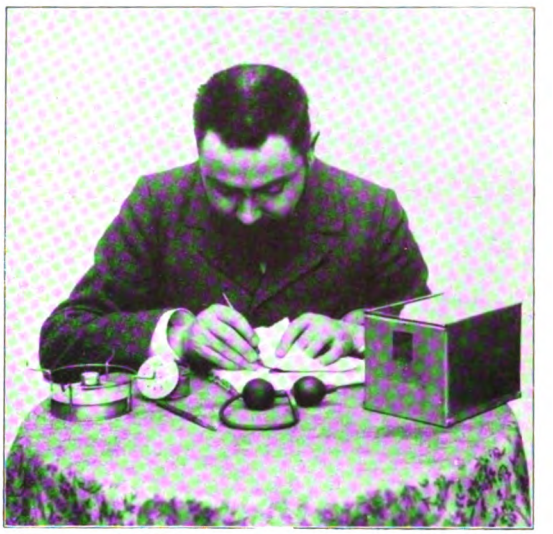


Kokons verschiedener exotischer Seidenspinner, die man in Frankreich jetzt zu akklimatisieren versucht

Der Naturforscher sammelt natürlich nicht nur den entwickelten Schmetterling, sondern auch die Raupe, die zum Zwecke der Konservierung am besten künstlich aufgeblasen wird, wozu freilich eine

Digitized by Google

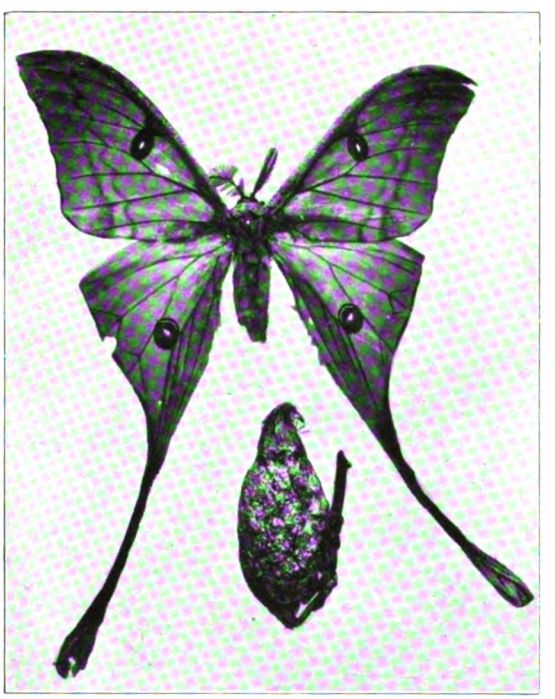
gewisse Geschicklichkeit erforderlich ist. Hierbei wird durch Pressen zwischen zwei Papierlagen zunächst der Körperinhalt des Tierchens ausgedrückt; nachdem auf diese Weise alle Weichteile entfernt worden sind, schneidet man mit einem kleinen Messer den durch das Auspressen umgestülpten Dickdarm der Raupe vom Körperende ab und steckt den Balg dann auf das dünn ausgezogene Ende eines Glasrohres auf, dessen andres Ende mit dem Schlauch eines Gebläses in Verbindung steht. Herr André hat ein besonders geeignetes Gebläse in Form zweier Ventilbehälter konstruiert, mit deren Hilfe die durch das Auspressen schlapp gewordene Haut des Tieres wieder aufgebläht werden kann. Während dieser Operation bringt man die Raupe in einen mit einer Spirituslampe geheizten Wärmebehälter; nach wenigen Minuten wird die Raupe fest und nimmt wieder vollkommen das Aussehen des lebenden Tieres an.



Auspressen einer Raupe für Sammelzwecke

Dem Raupenzüchter bietet sich außer seinem Absatz an Sammler auch die Möglichkeit einer industriellen Verwertung seiner Produkte. So werden Damenhüte zuweilen mit Schmetterlingen garniert, freilich nicht, ohne daß eine besondere Präparierung des Insektes vorherginge. Zuerst wird die Rückseite der Flügel mit weißem Spirituslack bestrichen; dann wird der Schmetterling auf Satin aufgeklebt und an den Konturen sorgfältig ausgeschnitten. Hierauf werden schließlich durch das Bruststück des Tierchens Eisen- oder Silberdrähte gesteckt, die ein festes und doch leichtes Knochengerüst abgeben. Die auf diese Weise aufgezogenen Tierchen liefern in Anbetracht ihrer schönen Farben und Formen vorzügliche Dekorationsmotive. Ferner lassen sich aus Schmetterlingen nach geeigneter Behandlung Broschen herstellen, und schließlich kann man sie zusammen mit gepreßten Pflanzen zwischen zwei Glasplatten befestigen, um sie zur Herstellung farbiger Fensterscheiben zu benutzen.

Mehrere französische Raupenzüchter widmen ihre Hauptaufmerksamkeit gewissen exotischen Seidenspinnern, in der Absicht, sie in Europa zu akklimatisieren und durch geeignete Kreuzungen aus ihnen neue Spielarten zu erzeugen. Ihr Streben geht dahin, diese Spinner im Lande so vollkommen heimisch zu machen, daß sie in den Wäldern wild fortkommen könnten und man nur die Gespinste von den Bäumen abzunehmen brauchte, um außerordentlich billige Seide zu erhalten. Derartige Versuche sind zum Beispiel mit dem Ailanthusspinner — Attacus cynthia —, mit Antherea yamamayu und mit Attacus orizaba gemacht worden, die sich in unserm Klima sowohl im Zimmer wie im Freien leicht aufziehen lassen, wenn man sie auf Holunder-, Eschen- oder Ligusterzweigen unterbringt. Weitere Versuche hat man dann mit dem in unsern Breiten sehr schwer zu züchtenden Attacus atlas, mit dem aus Kleinasien stammenden und vor längerer Zeit in Italien eingeführten Lasiocampa otus sowie mit Telea polyphemus, Antherea Mylitta und Actias mimosae gemacht, einem der schönsten und anmutigsten Seidenfalter, der jedoch bisher in Europa noch nicht recht heimisch geworden ist.

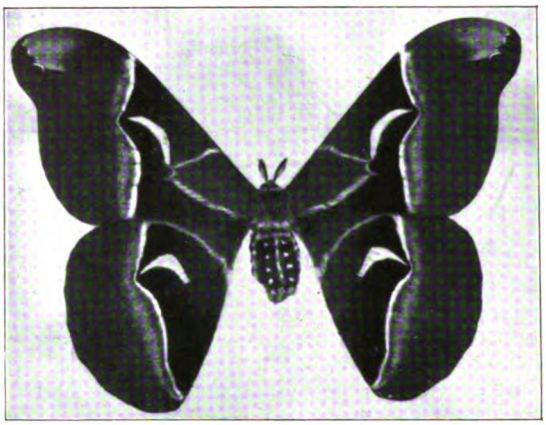


Actias mimosae, einer der schönsten Seidenspinner (Männchen mit Kokon)

Der aus Japan stammende Ailanthusspinner wird zum erstenmal von einem Missionär, Pater d'Incarville, (im Jahre 1740) und hierauf zwanzig Jahre später von Daubenton erwähnt, der ihn in seinem naturgeschichtlichen Atlas unter der Bezeichnung „Halbmond" (wegen der durchsichtigen Bögen in der Mitte seiner Flügel) recht treffend abgebildet hat. Der englische Insektenforscher Drury gab ihm dann im Jahre 1773 seinen wissenschaftlichen Namen, und nach ihm haben mehrere andre Autoren eine Beschreibung des Tieres gegeben, ohne zu ahnen, daß es sich um die berühmte chinesische Seidenraupe handelt. Im Jahre 1856 schickte dann Pater Fantoni mehrere lebende Kokons an zwei

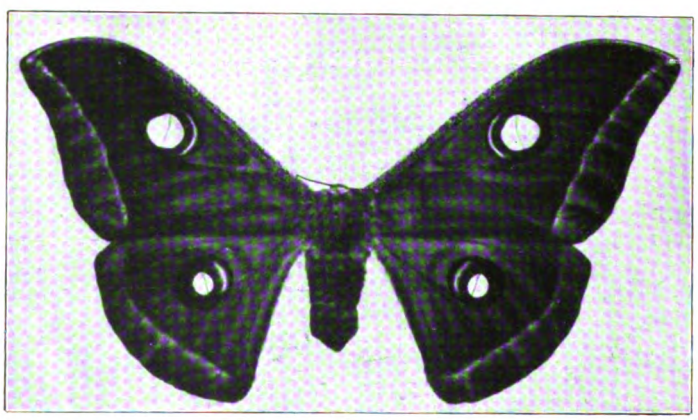
Digitized by Google

seiner Freunde in Turin, Comba und Griseri, die im nächsten Mai aus ihnen Schmetterlinge erhielten. Nachdem diese italienischen Seidenraupenzüchter mit Erfolg eine zweite Zucht bewerkstelligt hatten, schickten sie einige mit Eiern angefüllte Federkiele und zwei noch lebende weibliche Schmetterlinge mit der Bahn an den Naturforscher Guérin-Méneville ein, der sie am 5. Juni 1858 der französischen Akademie der Wissenschaften vorlegte. Aus den Eiern entwickelten sich bald die jungen Raupen, die von dem energischen Insektenforscher sorgfältig aufgezogen wurden; da jedoch seine Wohnung (wegen der Schwierigkeit der Erhaltung einer konstanten Temperatur von 20 bis 25 Grad und der Beschaffung von Ailanthusblättern) nur zur Züchtung von wenigen Hunderten ausreichte, wurde eine Anzahl Raupen nach dem Naturhistorischen Museum geschafft, wo sie im Reptilienhaus mit Erfolg aufgezogen wurden. Diese ermutigenden Ergebnisse, deren Tragweite er überschätzte, veranlaßten den Forscher, die Ailanthuskultur überall zu fördern, in der Hoffnung, daß die von dem Ailanthusspinner gelieferte Seide sich zur Herstellung von Stoffen verwenden lassen würde, die durch ihre Wohlfeilheit und Festigkeit zur Verwendung als hauptsächliche Volksbekleidung geeignet wären. Leider stellte es sich aber bald heraus, daß die kaum heimisch gewordene Seidenraupe vom Standpunkt der Seidenzucht mancherlei Fehler besaß; ihr Gespinst ließ sich nur schwer abwickeln und enthielt verhältnismäßig wenig Seide.



Ailanthusspinner (ostasiatischer Seidenspinner)

Aus diesem Grunde wandten sich die Seidenzüchter auch bald der Kultur andrer, mehr Erfolg versprechender Arten und besonders dem Eichenpfauenauge (Antherea oder Saturnia yama-mayu) zu, das schon seit langer Zeit in Japan gezüchtet und in diesem Lande so geschätzt wird, daß bis zum Jahre 1865 die Ausfuhr der Eier dieses Schmetterlings mit dem Tode bedroht war. Nichtsdestoweniger gelang es schon im Jahre 1861 Herrn Duchesne de Bellecourt, dem damaligen französischen Generalkonsul und Bevollmächtigten, einige Schmetterlingseier an die Société d'Acclimatation einzuschicken. Da jedoch die Lebensweise des Falters in Europa unbekannt war, erzeugte nur eine einzige von diesen Raupen (die in Ermanglung von etwas Besserem mit Eichenblättern gefüttert wurden) einen lebenden Kokon, aus dem ein von Guérin-Méneville beschriebener Schmetterling hervorging. Im nächsten Jahre erhielt dann Eugène Simon, der landwirtschaftliche Kommissar der französischen Regierung für China und Japan, den Auftrag, Eier derselben Falterart nach Europa zu bringen. Wenn er auch das Land der aufgehenden Sonne verlassen mußte, ohne sein Ziel erreicht zu haben, so gelang es ihm doch, einen damals in Nagasaki ansässigen holländischen Marinearzt, Herrn Pompe van Moerdervoorst, für die Sache zu interessieren, und dieser brachte dann einige Schmetterlingseier mit List nach Europa. Diesmal gelang es dann den durch die Société d'Acclimatation mit einem kleinen Vorrat an Faltereiern versorgten Insektenzüchtern, die Seidenraupe aufzuziehen, so daß diese schon im Jahre 1863 auf den Fachausstellungen figurieren konnte. Dem Marquis de Risqual glückte es dann, denselben Falter im Freien zu züchten. Trotz dieser ermutigenden Versuche, die mit ähnlichen Ergebnissen auch in Toskana wiederholt wurden, gelang es jedoch nicht, den Falter in Europa wirklich heimisch zu machen, und auch die auf verwandte Arten bezüglichen Bestrebungen haben bisher zu keinem für die Industrie im großen verwendbaren Ergebnis geführt.



Antherea Mylitta

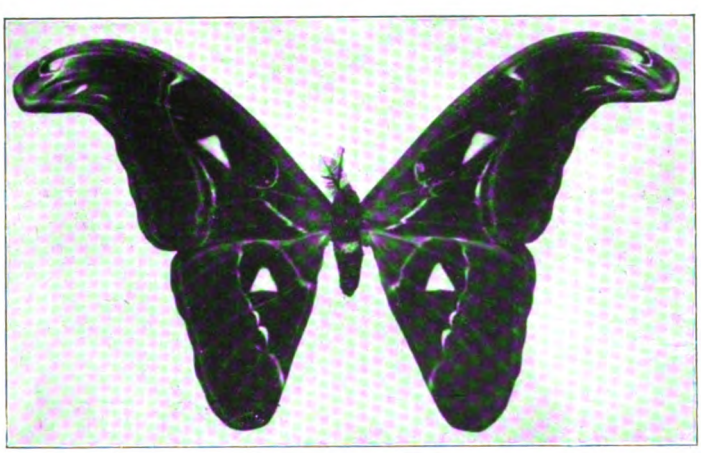
Der Seidenfaden wird bekanntlich aus dem Körper der Raupe in Form einer klebrigen Flüssigkeit aus dünnen Röhrchen ausgeschieden, die sämtlich in einen größeren Behälter einmünden. Dieser Behälter verengt sich dann wieder zu einer nach der Mundöffnung führenden dünnen Röhre, aus der die Flüssigkeit in zwei außerordentlich feinen Strahlen austritt, um bei der Berührung mit der Luft sofort zu einem einzigen, außerordentlich festen Faden zu erstarren.

Digitized by Google

Umhüllen der Baumzweige für die Raupenzucht

Seltsamerweise besitzen auch manche Spinnen die Fähigkeit, ein der wirklichen Seide außerordentlich ähnliches Gespinst abzuscheiden, das sich vielleicht auch für praktische Zwecke verwenden lassen wird. Wenigstens beschäftigt sich der französische Jesuitenpater Camboué in Tananarivo auf Madagaskar bereits seit mehreren Jahren mit der Züchtung dieser Seidenspinne.

Nach einer kürzlich von Professor E. Fischer der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegten Untersuchung ist das Gespinst dieser Seidenspinne mit wirklicher Seide auch seiner chemischen Zusammensetzung nach so ziemlich identisch, was um so auffälliger ist, als die Abscheidungsdrüsen in beiden Fällen morphologisch durchaus verschieden sind. Es ist dies wieder ein Beweis für die Tatsache, daß die Natur auch unter den verschiedensten Verhältnissen die Erreichung ähnlicher Zwecke mit ähnlichen Mitteln erstrebt.



Attacus atlas, der größte bekannte Spinner

Digitized by Google

Die Schachpartie

Nach einem Gemälde von Joseph Danhauser

Digitized by Google

# Mozart auf dem Land

Von

Heinrich Federer

Frau Bausch hatte sich am Schalter mit lärmendem Silbersatz drei Logenplätze für die „Zauberflöte“ erworben. Der zweite Platz galt ihrem Gemahl, der mehr wie ein älterer Page hinter der Gattin hertrippelte; der dritte dem verehrten Herrn Provinzialrat, einem Hausfreund, der auf Besuch gekommen war, und dem man in die Armut seines bäuerlichen Lebens einige Brosamen städtischer Kunst streuen wollte.

„Man soll für die Kunst etwas tun,“ meinte die dicke, in schwerer Seide rauschende Dame, und ließ den Beutel laut ins Silberschlößchen knacken. Dies sagte sie so vernehmlich, daß das große Wort links und rechts, wo man von der Muse keine so hehre Ansicht hatte, wie eine Predigt einschlagen mußte. Dann hob sie die knisternde Robe und schritt mit mehr Würde als Grazie die Marmortreppe empor. Neben ihrer imposanten Figur erschienen die zwei mageren Herrchen Begleiter wie zwei bleiche, dünne Monde, die sich um die rote, fette, unmäßige Sonne in zierlicher Bescheidenheit bewegen. Um diese interessante astronomische Gruppe summte und wirbelte es von Schritten, Gesprächen, Nachfragen und dem Geräusch schöner, lebhafter Damenkleider. Da wartete man auf die verabredete Kameradschaft, dort suchten etliche ihre Plätze auf, als fürchteten sie die erste Note zu verlieren, und zwischen diesem Warten und Suchen zogen hundert duftende Wölklein von Veilchen und Nelken empor wie Atemzüge einer paradiesischen Welt. Sie waren verwirrend, berauschend, ja beinahe beängstigend für ein einfaches Provinzialgemüt, welches nur den Geruch der Ackerscholle, des Sauerampfers und Löwenzahns kannte.

Aber in diesem Götterhimmel gab es, wie Madame Bausch bitter klagte, sehr ungöttliche Wesen. Das waren die armen Studenten, die mit ihrer Handvoll kleiner, schäbiger Münze mitten unter dem reichen Volke nachrechneten, ob sie damit Mozart bezahlen könnten. Sie wollten sich gerne mit dem letzten Platz in der obersten Stehreihe begnügen. Mozarts Genie würde sie doch erreichen. Und diese Jugend mußte wirklich Billette erhalten haben. Denn man sah ihre weichen Gesichter mit dem unordentlich überworfenen Haar und dem schwärmerischen Augenleuchten oben schier an der Decke aus einem Winkel sich vornüberneigen, so still, atemlos, genußvoll, daß man sie mit den Putten und Engeln, die über ihnen in Stuckarbeit den Theaterhimmel bevölkerten, wohl verwechseln und in eine Gruppe rechnen konnte.

„Ach, was nützen die der Kunst?“ grollte Frau Bausch, als sie an der Brüstung ihrer Loge durchs Opernglas die Galerien musterte. „Mit ihren achtzig Centimes zahlen sie dem Souffleur nicht einmal die Pausen.“

Der Provinzialrat liebte die Musik. Auf seinem alten Flügel spielte er Beethoven und Mozart. Nicht wie ein Künstler, gewiß nicht. Aber er spielte sie wie ein demütiger Verehrer, wie etwa einer, der dabei sagen wollte: „Verzeiht mir, ich kenne euch zu wenig, ich bin für euch zu klein! Aber laßt mich nur von ferne euch nahen, wie wohl der Wanderer am Fuße eines majestätischen Gebirges nur scheue Blicke, vielleicht erst in verstohlener Dämmerstunde, zu den Gipfeln emporzusenden wagt! Laßt mich euch nur die Schuhriemen lösen, den Saum eurer Purpurmäntel berühren, mehr fordere ich nicht.“

Jetzt saß er zwischen Herrn und Frau Bausch steif, still, linkisch wie einer, der gewohnt ist, die hohe Kunst nur von einem verborgenen Winkel aus und nur löffelweise zu kosten, nicht so im vollen, parademäßig und beinahe frech von Angesicht zu Angesicht.

„Ich halte,“ sagte Frau Bausch, indem sie ihren Blick in einem grandiosen Aufschlag der kugelrunden, katzengrauen Augen langsam vom Parterre zum Gewölbe gehen und nur in der Mitte dieser feierlichen Himmelfahrt auf dem Gesicht des Herrn Provinzialrats ein triumphierendes Weilchen rasten ließ, „ich halte Mozart für das reinste Genie. Er ist ein Zauberer. ‚Er denkt und es wird ein Lied‘, sagt Wagner. Er hätte ebensogut gesagt, Mozart lacht, hustet, gähnt, schneuzt sich und alles wird Melodie.“

Respektvoll neigte der Rat sein spärlich behaartes Haupt: „Madame sind geistreich.“

Die feierliche Ouvertüre begann, der wunderbare Tusch der Trompeten setzte ein, die süße Weise der Liebe glutete aus jenen einfachen Notenlinien des Mittelstücks wie ein inniges, dringendes Feuer hervor. Indessen war Herr Bausch eingeschlafen, um erst in der großen Pause wieder zu erwachen. Aber er schlief meisterhaft. Man hätte ihn für wach halten können, die Augen leicht geschlossen,

Digitized by Google

als wollte er sich so die Musik besser einprägen, die Haltung aufrecht, kein Nicken mit dem Kinn, kein lautes Atemziehen. Dieser Unmusikalische hatte wenigstens Takt. Er ließ die Musik, sie ließ ihn in Ruhe.

Es kamen nun die feinen Soli, der Sang der maskierten Damen, das engelhafte Trio der Knaben. Der Provinzialrat war ganz benommen davon. „Diese Schlange," unterbrach ihn Frau Bausch freundlich, „die den Tamino verschlingen wollte, sehen Sie, ist die neueste Leistung elektrischer Bühnentechnik. Ich glaube, man hat sie noch nirgends als im Wiener Hofburgtheater."

Nun vernahm man den weihevollen Chor der Priester, Sarastros unvergleichliche Baßpartie, die reizenden Schelmenstücklein Papagenos. Frau Bausch wußte alles kunstkritisch zu ergänzen, so daß die Königin der Nacht eine geborne Kürschner und geschiedene Pürschner sei, daß Tamino in der Strehlgasse Nummer 194 erster Stock wohne, daß Sarastro jüngst eine Operation glücklich bestanden und sofort um die Wirtstochter zur „Sonne" — die ältere mit den blonden Zöpfen — gefreit, aber den längsten und tiefsten Korb, der je geflochten wurde, bekommen habe. Man merke es ihm am schmerzlichen Tremolieren an. Als die Dame aber mit strafender Stimme bemerkte, wie sündig es sei, daß der sonst so tadellose Mozart im Papageno dem gemeinen Haufen einen wohlfeilen Köder hinwerfe, da erschien sie wie eine unerbittliche Priesterin der Kunst, die im Notfall selbst dem Genie einen Nasenstüber zu geben wagt. So oft denn auch eine Stimme aus der Zuhörerschaft über der Fröhlichkeit der Noten kicherte, wiederholte sie jenen großen Augenaufschlag, der aus der Tiefe der Menschheit zum Himmel der Kunst aufzusteigen und für die Versündigungen an der Muse den Genius droben um Verzeihung zu bitten schien. „Apollo, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!"

Der Ratsherr hörte von dem allem nichts. Er nickte nur mechanisch mit dem Kopf, wenn seine Nachbarin etwas Geistreiches bemerkte, so wie er es zu Hause tat, wenn während seines Klavierspiels eine Fliege auf seinen kahlen Scheitel flog.

Die meisten Logen standen leer, unten im Parterre sah es aus wie in einer Bienenwabe zur Mittagszeit, einzelne Zellen besetzt, sehr viele offen, zwischen drei, vier Köpfen wieder eine Reihe blanker Sitze. Nur dem Gewölbe zu, auf den übereinander hängenden Galerien, mehrten sich die Zuschauer. Von den Achtzig-Centimes-Stühlen toste ein Beifall durchs Theater, der nicht vom Geldsack, sondern aus dem Herzen kam.

„Sehen Sie, wie vorzüglich die Einrichtung dieser Klappstühle ist," bemerkte Frau Bausch, als von der Bühne eben die geläuterte Sehnsucht Taminos ihre unsterbliche Note sang. „Auch die Lüftung, die Anordnung der Zugänge, der Erfrischungslokale ist mustergültig." Dann lehnte sie sich, über die Unaufmerksamkeit ihres Genossen verdrossen, in den Fauteuil zurück und brummte wunderlich: „Dieser Mensch wird aus dem Theater gehen, ohne es gesehen zu haben."

Als der Vorhang fiel, klatschte Frau Bausch leicht auf ihre Handschuhe, wie wenn sie sagen wollte: „Mozart, ich bin für heute mit dir ordentlich zufrieden; aber gib dir Mühe, du kannst noch Besseres leisten!" Laut aber äußerte sie gegen den Rat: „Finden Sie nicht, daß diese Oper eigentlich das Beste ist, was man uns einstweilen bieten kann?"

„Ja, gnädige Frau, das Beste!" erwiderte warm der Provinzialrat, welcher das „einstweilen" überhört hatte, weil Meister Amadeo Wolfgangs Oper immer noch in seinem Ohr weiterflötete.

Es war eine mühsame Sache, der wackern Dame Mantel, Hut und Halstuch anzulegen und auf ihre Beteuerung, daß sie sich einen argen Katarrh zugezogen habe, aber ihn gerne dem Genius der Musik opfern wolle, etwas Zartes und Gefälliges zu sagen. Auf der Straße pfiffen die Studenten das Vogelfängerlied und „O Isis und Osiris". „Welche Gassenhauer!" seufzte mit verhaltenem Schmerz Frau Bausch. „Meine Herren, die Kunst darf nicht über die Straße wandeln. Da bekommt sie Kot an die Schuhe und einen schlimmen Schnupfen wie ich."

Der Provinzialrat trennte sich dankend vor dem Hause der Frau Bausch, das stattlich und breit, mit herausfordernden Fenstern und einem energisch vorspringenden Balkon wie ein versteinertes und vergrößertes Abbild seiner Bewohnerin an der Hauptstraße demonstrierte.

„Lieber Gott!" rief die Edle, nachdem der Gast zehn Schritte weg war, „verschone uns ferner von solchen Philistern, die in den Noten ertrinken, weil sie darin nicht schwimmen können! Schade ums Billett!"

Der Rat fuhr indessen in sonniger Zufriedenheit mit dem letzten Zug in sein Dörfchen. Es war gegen ein Uhr, als er im hellen Mondschein an seine kleine, laubumsponnene Wohnung gelangte, wo noch die Stubenlampe durch die halbgeschlossenen Fensterladen schimmerte und jetzt seine sechzehnjährige Paula barfuß und mit rasch umgeworfenem Nachtröcklein die Türe aufschloß und dem Vater unter kindlichem Ausfragen mit der Kerze die Stiege vorausleuchtete.

Droben in der Stube setzte sich der Rat ans alte Klavier und stimmte das „In diesen heil'gen Hallen" an. Das Mägdlein hielt ihm das Licht ans Notenblatt und horchte andächtig wie einem Kirchenpsalm zu. Feierlich strömte es durch die Stube in den vom Mond in weißes, sanftes Licht getauchten Obstgarten hinaus. Am Fenster aber zeigte sich ein blonder großer Lockenkopf mit mächtigen, lächelnden Augen und lauschte unverwandt. Es war Mozart, der sich nirgends im Theater gezeigt hatte.

Digitized by Google

# Die Gefährdung der Luftballons durch große Raubvögel

Von

Dr. Th. Zell

Bei dem regen Interesse, das jetzt die gesamte Welt für die Luftschiffahrt bekundet, hat eine Nachricht, die vor einiger Zeit von durchaus ernsthaften Blättern gebracht wurde, bedeutendes Aufsehen erregt. Es handelt sich um eine neue Gefahr, welcher der kühne Luftschiffer ausgesetzt ist, nämlich um eine Gefährdung des Luftballons durch große Raubvögel. Es ist also nicht genug, daß die Elemente sich zum Verderben des Sterblichen, der das Luftmeer beherrschen will, verschworen haben, nein, auch tierische Mächte arbeiten an seinem Untergang! Nach dieser Zeitungsmeldung hätte nämlich eine Schar von Kondoren einen Angriff auf einen mit zwei mexikanischen Generalstabsoffizieren besetzten Kugelballon unternommen. Besonders ein Vogel hätte mit Klauen und Schnabel die Ballonhülle attackiert, bis ihn einer der Insassen mit einem Revolverschuß erlegte.

Wenn ich nicht sehr irre, las ich zum ersten Male als Knabe in einem Roman von Jules Verne von einem Angriffe mehrerer Raubvögel auf einen Luftballon. Natürlich handelte es sich hier um ein Produkt dichterischer Phantasie. Ob der oben skizzierte Vorfall den Tatsachen entspricht, wollen wir vorläufig auf sich beruhen lassen. Wir möchten zunächst der Frage nähertreten, ob die großen Raubvögel überhaupt mit ihren Angriffsmitteln physisch imstande wären, eine Ballonhülle zu zerreißen und damit den Ballon zum Sinken zu bringen. Da kürzlich ein Ballon, der gegen die Aeste einer Birke stieß, leck wurde, so muß die Frage nach der physischen Möglichkeit durchaus bejaht werden. Merkwürdigerweise würden allerdings die stärksten Raubvögel, also die Adlerarten, Seeadler, Harpyie, Uhu und so weiter, einem Ballon niemals so gefährlich werden wie die verhältnismäßig harmlosen Geierarten. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Der Laie hat die unausrottbare Vorstellung, daß der Adler und die andern Raubvögel vornehmlich mit dem Schnabel kämpfen. Weil nämlich Kanarienvögel, Papageien sowie Sperlinge und so weiter, also die dem Städter bekanntesten Vögel, hauptsächlich mit dem Schnabel tätig sind, deshalb, glaubt er, müsse es bei allen Vögeln der Fall sein. Ich werde niemals die erstaunten Gesichter der Zuschauer vergessen, die ich gelegentlich der Fütterung von Raubvögeln beobachten konnte. Sperber, Wanderfalke und Bussarde schleppen natürlich ihr Futter mit den Füßen (Fängen) fort, was dem Kenner als ganz selbstverständlich gilt. Der Habicht fängt die Tauben ja auch nicht mit dem Schnabel, sondern mit den Fängen.

Zum besseren Verständnis möchte ich auf einen ähnlichen Unterschied bei den Säugetieren hinweisen. Obwohl Hund und Katze beide von Hause aus Raubtiere sind, haben sie eine grundverschiedene Art von Waffen. Bei dem Hunde ist die Hauptwaffe das Gebiß, während die Katze außer dem Gebiß mit den Pranken kämpft. Weil Hinz außer seinen Zähnen noch eine zweite Waffe besitzt, deshalb ist auch sein Gebiß bedeutend kleiner als das des Hundes. Man vergleiche einmal das riesige Gebiß eines Terriers oder Dachshundes mit dem einer gleichgroßen Katze. Wie alle Katzenarten, so haben auch die Bären, die menschenähnlichen Affen — der Mensch selbstverständlich auch — zwei Waffen, nämlich in erster Linie die Pranke oder den Arm, erst in zweiter Linie kommt das Gebiß.

Bei dem Adler und den andern Raubvögeln liegt die Sache genau ebenso. Ihre Hauptwaffe sind die Fänge, die messerscharf sind. Als Jäger kann man sich fortwährend von der fabelhaften Gefährlichkeit der Fänge überzeugen. Bei uns pflegt man bekanntlich Krähen durch einen Uhu anzulocken, den man in der Nähe der sogenannten Krähenhütte, die den Jäger verbirgt, auf eine Stange (Jule) setzt. Zu diesem Zwecke halten sich zahllose Jäger einen Uhu, den sie im Sacke nach der Krähenhütte transportieren. Eigentlich zahm wird ein solcher Uhu kaum, denn ich habe eine Menge gesehen und einen wirklich zahmen darunter nicht gefunden. Ein Bekannter von mir besaß fünfundzwanzig Jahre lang einen Uhu, der aber trotz guter Behandlung ein bösartiger Bursche blieb. Wenn man den Auf, wie der Uhu genannt wird, greift, um ihn in den Sack zu stecken, so besteht das Kunststück darin, recht schnell seine Ständer (Beine) zu fassen, damit er mit den Fängen keinen Schaden anrichten kann. Mit dem Schnabel kann er nicht viel ausrichten. Ein ausgezeichneter Hüttenjäger berichtet, daß ein Uhu einen Jäger fürchterlich zurichtete, als dieser nicht richtig zupackte. Die Fänge des Aufs drangen dem Unglücklichen durch das Muskelfleisch des Oberarms bis auf die Knochen. Wer sich die kolossalen Fänge eines Uhus näher angesehen hat, wird diesen Bericht für durchaus glaubhaft halten. Angeschossene Habichte und andre große Raubvögel fürchten deshalb auch den schärfsten Hund

Digitized by Google

nicht, der sich gewöhnlich klüglicherweise zurückzieht, andernfalls aber von den Fängen mörderlich zugerichtet wird.

In Uebereinstimmung mit den hier entwickelten Grundsätzen sagt deshalb Altmeister Brehm von den Raubvögeln folgendes: Ihr Angriffswerkzeug ist unter allen Umständen der Fuß oder Fang; der Schnabel wird nur ausnahmsweise zur Verteidigung gebraucht, steht auch an Kraft weit hinter den mit gewaltigen Klauen ausgerüsteten Füßen zurück. Mit dem Fange greift, erdrosselt und erdolcht der Falke die von ihm geschlagene Beute; der Schnabel dient ihm nur, sie vor dem Verschlingen zu zerkleinern.

Die Fänge sind unzweifelhaft messerscharf, deshalb werden abgerichtete Raubvögel auf Fäusten getragen, die mit Lederhandschuhen versehen sind. Der Raubvogel ist sich der gefährlichen Waffen sehr wohl bewußt und greift deshalb unbedenklich Tiere an, obwohl sie ein scharfes Gebiß besitzen. So nimmt der Habicht Katzen und junge Füchse, der Steinadler Hunde und ausgewachsene Füchse, obwohl er dabei manchmal an den Unrichtigen kommt. Uebrigens wagt sich selbst der Uhu an den Fuchs. Bereits in der Freiheit greifen Raubvögel Tiere an, die viel größer sind als sie selbst, abgerichtete scheinen überhaupt nicht den geringsten Respekt vor bloßer Größe zu haben. Die Kirgisen jagen mit ihren abgerichteten Adlern Wölfe, was bei dem riesigen Gebisse Isegrims gewiß etwas sagen will, ferner Gazellen und so weiter. Ein abgerichteter Adler würde sich nach Brehm auf einen Strauß stürzen und ihn erwürgen. So unzweifelhaft es also ist, daß die Raubvögel sich auf größere Geschöpfe stürzen und daß sie messerscharfe Fänge besitzen, so dürfte eine Gefährdung der Luftballons selten eintreten. Denn der Vogel stürzt sich von oben herab und schlägt die Fänge ein, wobei die Ballonhülle doch nachgeben dürfte. Es würde natürlich auf die Beschaffenheit der Ballonhülle ankommen, aber im allgemeinen dürfte sie doch stets elastisch sein. Die Fänge verlangen aber, um recht zu wirken, einen gewissen Widerstand. Für viel gefährlicher halte ich die Gefährdung eines Luftballons durch Vögel, die mit dem Schnabel kämpfen, da ein scharfer Schnabelhieb selbst eine elastische Ballonhülle jedesmal durchlöchern dürfte.

Im Gegensatze zu den eigentlichen Raubvögeln, die, wie wir sahen, mit den Fängen kämpfen, sind die Schnabelhelden unter den Raubvögeln die Geier. Erinnern Adler und Eulen an Katzen, so die Geier an Hunde oder noch besser an Hyänen. Der Grund der verschiedenen Bewaffnung liegt auf der Hand. Die eigentlichen Raubvögel wollen lebende Beute machen, wozu sie die Fänge brauchen, um ihr Opfer zu erdolchen. Mit dem Schnabel ließe sich schwerlich eine Beute, zum Beispiel eine geschlagene Ente, so schnell töten wie mit den beiden Fängen, die von beiden Seiten in den Leib geschlagen werden. Die Geier dagegen leben wie die Hyänen von toten Tieren, namentlich von gefallenen großen Tieren, wie Kamelen und Eseln. Um in das Innere solcher Tiere zu gelangen, also die starke Lederhaut zu zerreißen, bedarf es des Gebisses einer Hyäne oder eines messerscharfen Schnabels. Mit den Fängen wäre da kaum etwas auszurichten. Deshalb sind die Fänge der Geier ebenso schwach, wie ihr Schnabel scharf ist. Bei den eigentlichen Raubvögeln liegt die Sache umgekehrt. Wie grundverschieden ist also die Lebensweise der echten Raubvögel von derjenigen der Geier! Jene suchen nach lebender Beute und schlagen beispielsweise einem erspähten Nager, einem Hasen oder Eichhörnchen, ihre Fänge in den Leib und schleppen ihn nach dem Horst. Die Geier dagegen schauen aus unermeßlichen Höhen nach Kadavern aus, um ihren Hunger zu stillen. Solche Tiere, die kaum auf ein kleines Säugetier einen Angriff wagen, sollten nun plötzlich einen Luftballon anfallen? Das ist doch schwer zu glauben. Weil die Adler in den Fängen ihre Hauptwaffen haben, die Geier dagegen in ihren gewaltigen Schnäbeln, deshalb kann man beide im Käfig zusammengesperrt halten, weil hier die Adler ihre Waffen nicht gebrauchen können, denn sie vermögen nur von oben zu stoßen.

In der Natur gibt es überall Uebergänge, und so ist es nicht auffallend, daß es Zwischenstufen zwischen den echten Raubvögeln und den Geiern gibt. Solche Raubvögel, die regelmäßig von Aas leben, trotzdem aber auch lebende Tiere erbeuten, sind zum Beispiel der Lämmergeier und der Kondor. Weil beide Geier sind, so ist natürlich ihre Angriffsweise von derjenigen der Adler grundverschieden. Der Lämmergeier schlägt ein Tier nicht mit den Fängen, sondern sucht eine Gemse oder einen Hund mit seinen Flügeln in einen Abgrund zu stürzen. Bei dem Kondor liegt die Sache ähnlich. Nach Brehm ist er vorzugsweise Aasfresser. Humboldt berichtet, daß ihrer zwei nicht bloß den Hirsch der Andes und die Vikunja, sondern selbst das Guanaco und sogar Kälber angreifen, diese Tiere auch umbringen, verfolgen und so lange verwunden, bis sie atemlos hinstürzen, und Tschudi bestätigt, daß die Kondore den wilden und zahmen Herden folgen und augenblicklich über ein verendetes Tier herfallen. Unter Umständen stürzen sie sich auf junge Lämmer, Kälber, selbst auf gedrückte Pferde, die sich ihrer nicht erwehren können und es geschehen lassen müssen, daß sie das Fleisch rings um die Wunde wegfressen, bis sie in die Brusthöhle gelangen und jene endlich umbringen. Beim Ausweiden erlegter Vikunjas oder Andeshirsche sieht sich der Jäger regelmäßig von Scharen von Kondoren umkreist, die mit gieriger Hast auf die weggeworfenen Eingeweide stürzen und dabei nicht die geringste Scheu vor dem Menschen an den Tag legen. In gewisser Hinsicht scheint der Kondor noch viel zahmer zu sein als der Lämmergeier. Denn dieser hat doch hin und wieder ein Kind geraubt, während der amerikanische Vetter keine Kinder angreift. Oft schlafen solche in der freien Höhe, während ihre Väter Schnee sammeln, ohne daß diese irgendwelche Sorge bezüglich der Raublust des Kondors haben müßten. Indianer versichern einstimmig, daß letzterer dem Menschen nicht gefährlich wird. Hiernach greift der Kondor als echter Aasgeier nur kranke oder neugeborene Tiere an. Der Angriff auf einen Luftballon ist also im höchsten Grade unwahrscheinlich. Außer den Raubvögeln gibt es noch eine Menge scharfschnäbeliger Vögel, die sehr wohl imstande wären,

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Blüchers Anſprache an die G

Nach einem Wandgemälde im Kreishau

Digitized by Google

inwohner von Ottweiler 1813

s zu Ottweiler von Franz Kiederich

Digitized by Google

Digitized by Google

einen Luftballon leck zu machen. Der Marabu hält mit seinem Keilschnabel die Geier in Respekt. Brehm berichtet sogar von einem zahmen Marabu, den er in seiner Menagerie hielt, daß er eine Löwin dermaßen verprügelte, daß sie eiligst die Flucht ergriff. Reiher, Rohrdommel, selbst Kraniche und Störche, namentlich aber Papageien und andre Schnabelhelden würden jedem Ballon gefährlich werden, wenn sie die Hülle mit ihren Schnäbeln angriffen. In der Praxis sind solche Fälle so gut wie ausgeschlossen, denn Papageien und Rohrdommeln bewegen sich nicht in freien Luftregionen. Hier könnte der Luftschiffer allerdings mit Marabus, Reihern und so weiter zusammentreffen, aber er würde schwerlich von ihnen angegriffen werden.

Müssen demnach Angriffe von Raubvögeln oder scharfschnäbeligen Vögeln als unwahrscheinlich bezeichnet und die Wahrheit des eingangs erwähnten Berichts bezweifelt, so können sie doch nicht als undenkbar bezeichnet werden. Bei vielen Tieren gibt es Umstände, wo die gewöhnlichen Regeln nicht gelten, namentlich die Beschäftigung mit der Brutpflege. Brütende Raubvögel haben ohne Besinnen Menschen angegriffen, brütende Habichte sogar Pferde. Sollten die Luftschiffer in Mexiko sich den Horststellen des Kondors genähert haben, so wäre ein Angriff der Riesenvögel wohl möglich. Denn dem bekannten Reisenden von Tschudi ist ähnliches passiert. Er schreibt nämlich folgendes: „Im Mai 1841 verirrten wir uns bei der Verfolgung eines angeschossenen Hirsches in die steilen Kämme des Hochgebirges und trafen kaum anderthalb Meter über uns auf drei brütende Weibchen, die uns mit grausenerregendem Gekrächze und mit den drohendsten Gebärden empfingen, so daß wir fürchten mußten, durch sie von dem kaum 60 Zentimeter breiten Felsenkamme, auf dem wir uns befanden, in den Abgrund gestoßen zu werden. Nur der schleunigste Rückzug auf einen breiteren Platz konnte uns retten."

Wir gelangen demnach zu folgendem Ergebnis. Der Angriff von Raubvögeln und scharfschnäbeligen Vögeln auf Luftballons ist in hohem Grade unwahrscheinlich; undenkbar ist er jedoch keineswegs, namentlich wenn sich die Luftschiffer den Brutplätzen nähern.

Jacques Baugnies Jägerin



Digitized by Google

Aristide Croisy  Sockelgruppe am Denkmal des Generals Chanzy in Le Mans

# Die patriotische Skulptur in Frankreich

Von

**Karl Eugen Schmidt, Paris**

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Neulich habe ich ein Buch von einem Franzosen über die deutschen Nationaldenkmäler gelesen, dessen Verfasser sich außerordentlich wundert, daß es in Frankreich nichts von der Art unsrer Walhalla, des Niederwalddenkmals, des Kyffhäusers, des Arminius bei Detmold und so weiter gebe. Das zeigt wieder einmal, wie leicht wir die Splitter beim Nachbar sehen und darüber unsern eignen Balken vergessen. Der nach Paris kommende Deutsche sieht umgekehrt auf Schritt und Tritt chauvinistische Denkmäler und vergißt die heimischen, also daß er meint, so nationaldünkelhaft wie die Franzosen seien wir noch lange nicht.

Vermutlich geht es dem einen wie dem andern, und nur dem Umstande, daß die Franzosen schon viel, viel länger ein einiges Volk sind als die Deutschen — eigentlich sind es die ja auch heute noch nicht, sondern sie stellen so etwas wie einen Staatenbund vor — ist es zuzuschreiben, daß die Franzosen chauvinistische Denkmäler schufen, als man in Deutschland daran noch nicht dachte. Im übrigen ist die chauvinistische oder patriotische Skulptur wohl nicht viel jünger als der Patriotismus und die Bildhauerkunst selber. Sobald es einen siegreichen Fürsten gab, der unter seinen Leuten einen Bildhauer hatte, wird man wohl auch auf den Gedanken gekommen sein, daß der eine die Heldentaten des andern verewigen müsse. Die bekanntesten und gewaltigsten patriotischen oder chauvinistischen Monumente in Frankreich sind ja direkte Kopien oder doch Nachahmungen viel älterer Denkmäler, die ähnlichen Zwecken dienten. Unter Napoleon wurde die Vendômesäule errichtet und wurden die beiden Triumphbogen erbaut, die in Rom ihre Vorbilder haben. Dies aber sind nicht die ältesten Denkmäler auf französischem Boden, die man chauvinistisch nennen kann. Von den Bildsäulen der Könige sehen wir hier ganz ab, denn sie decken sich nicht mit dem Begriff, den wir mit Chauvinismus verbinden, indem sie eigentlich weniger die Nation als die Person des Fürsten verherrlichen. Höchstens könnte man einigen der Sockelfiguren an den Reiterstandbildern der alten französischen Könige diesen Charakter zusprechen: man sieht da überwältigte und gefesselte fremde Nationen, über die der Triumphator wegzureiten scheint.

Digitized by Google

Die beiden Triumphbogen dagegen, die Ludwig XIV. auf den damaligen Wällen von Paris, die inzwischen zu der großen Verkehrsader der Boulevards geworden sind, errichten ließ, sind schon recht eigentlich chauvinistische Denkmäler im heutigen Sinne, wenn auch die Person des Königs in dem plastischen Schmucke den Vordergrund einnimmt. Das nämliche gilt von den Denkmälern, die Napoleon I. zum Andenken an seine Siege errichten ließ, und am meisten von dem Großen Triumphbogen, der erst lange nach dem Sturze und dem Tode Napoleons seinen plastischen Schmuck erhielt. Die Marseillaise von Rude, eines der vier Hochreliefs, die diesen imposanten Bau zieren, ist überhaupt vielleicht die schönste chauvinistische Skulptur, welche die französischen Bildhauer geschaffen haben, so sehr sie auch dereinst den Widerspruch der Kunstrichter und auch der Künstler erregte. Sie bedeutet so etwas wie den Sieg der „Romantik“ in der modernen Skulptur. Bisher hatte man geglaubt, nur die vollendete Ruhe könne wirklich schön sein, und nur sie sei dem Bildhauer darzustellen erlaubt. Das heißt, das glaubten die Leute, die wie Winckelmann und Goethe die alte nordische Skulptur unsrer Kirchen und Rathäuser verachteten und selbst die Renaissance nur insofern schätzten, als sie auf griechischen Vorbildern beruhte. Rudes Mannweib mit dem aufgerissenen Munde erschien den Verehrern der klassischen Kunst wie ein abscheuliches Zerrbild, und Etex, einer der Bildhauer, welche die übrigen Reliefs am Großen Triumphbogen geschaffen haben, erblickte darin die Verneinung der Bildhauerei.

Jetzt haben sich die Ansichten geändert, und Rude ist mit seiner schreienden Marseillaise der Ahnherr der besten chauvinistischen Skulpturen Frankreichs geworden. Was wir aber unter eigentlich chauvinistischer Plastik verstehen, ist erst eine Schöpfung unsrer Tage; die unter dem Zeichen Napoleons und Ludwigs entstandenen Denkmäler sind wohl die Ahnen der heutigen patriotischen Skulptur, aber die Enkelkinder sind weit zahlreicher als die Großväter. Unter dem Eindrucke der Niederlage von 1870 suchte und fand das französische Volk einigen Trost in der Ueberzeugung, daß auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur kein andres Volk der Gegenwart ihm ebenbürtig sei. Und diese Ueberzeugung wurde offensichtlich aller Welt ausgesprochen durch die Errichtung unzähliger patriotischer Denkmäler. Ich glaube sogar, es ist noch niemals vorgekommen, daß in irgendeinem Lande das Andenken an eine Niederlage durch so viele Denkmäler wachgehalten wurde wie die Erinnerung an 1870 in Frankreich. In Deutschland fehlt es ja leider auch nicht an Denkmälern, die 1870 gelten, aber in Frankreich sind ihrer eher mehr als weniger. Wenn man nun das eine gegen das andre abschätzt, so mag der Vorteil schon auf

Jean Paul Aubé — Gambettadenkmal (Hof des Louvre)

Digitized by Google

französischer Seite liegen, aber allzu groß ist der Unterschied nicht. Hier wie dort sind die allermeisten Kriegerdenkmäler von erschreckender Denkfaulheit, und ihre langweilige Eintönigkeit entsetzt den Besucher fremder Städte in Frankreich sowohl wie in Deutschland. Aber aus der Menge der mittelmäßigen und wertlosen Monumente ragen in Frankreich doch wohl mehr geistreiche und schöne Lösungen hervor als in Deutschland, wo die ewige dicke Germania wirklich sehr deprimierend wirkt. Ganz abgesehen davon, daß im heutigen Frankreich das dynastische Moment in Wegfall kommt,

Statue der Stadt Straßburg von Pradier auf der Place de la Concorde. Wallfahrtsziel der Nationalisten

sind die französischen Künstler in der symbolischen Verkörperung ihres Landes und Volkes im ganzen glücklicher gewesen als ihre deutschen Kollegen.

Das Urbild der chauvinistischen französischen Denkmäler der Neuzeit steht auf der Place Clichy in Paris, wo der Marschall Moncey am 30. März 1814 den Verbündeten, die den nahen Montmartre besetzt hatten, widerstand. Erst gegen Ende der Regierung Napoleons III. erinnerte man sich an diesen vergeblichen Versuch einer Verteidigung von Paris und erteilte dem Bildhauer Amédée Doublemard den Auftrag, das Denkmal zu modellieren. Und als es dann nach dem Kriege enthüllt wurde, hatten die jüngsten Ereignisse dem Denkmal eine ganz besondere Bedeutung gegeben, also daß es mehr der Verteidigung von Paris von 1870/71 als den Anstrengungen Monceys im Jahre 1814 galt. Doublemard hat mit diesem Denkmal den Typus des patriotischen französischen Monuments gegeben, ein Typus, der bald die Marseillaise Rudes verdrängte, obgleich auch diese vorbildlich blieb, also daß man bei vielen patriotischen Kriegsmonumenten Frankreichs sowohl den Einfluß der Marseillaise Rudes wie den der Landesverteidigerin Doublemards feststellen kann.

Bei Rude ist es die kriegerische Furie, die zur Schlacht und zum Angriff herausfordert, bei Doublemard die angegriffene Hausgöttin, die ihre Schwelle verteidigt. Da die letztere Auffassung den Tatsachen des Krieges besser entsprach, ist Doublemards Anregung am häufigsten befolgt worden, und es gibt wenige Städte in Frankreich, wo man nicht in den letzten dreißig Jahren eine Dame aus Stein oder Erz aufgestellt hätte, die einen sterbenden oder verwundeten Krieger stützt und andre Söhne des Vaterlandes zum Kampfe ermutigt. In Chateaudun und Lyon, in Dijon und Troyes, auch auf deutschem Boden in Mars-la-Tour sieht man nach diesem Schema errichtete Denkmäler, das schönste davon aber steht im Tuileriengarten zu Paris. Es ist die bekannte Gruppe des Bildhauers Mercié, wo die in elsässischer Tracht erscheinende Gallia das Gewehr des sterbenden Soldaten ergreift, um sich mit entschlossener Miene an Stelle der gefallenen Männer gegen den Feind zu wenden. Es ist wahr, etwas theatralisch ist die Gruppe, aber dieser Uebelstand läßt sich bei solchen Arbeiten schwerlich umgehen, und die Germania auf dem Niederwald hat auch etwas Theater im Leibe, ohne darum auch nur entfernt so ergreifend und schön zu sein wie die Elsässerin Merciés. Diese Gruppe, die der Bildhauer „Quand même!“ genannt hat, was ungefähr „Und dennoch!“ oder „Trotz alledem!“ heißt, ist zu einem Wallfahrtsziele der Pariser Chauvinisten geworden, und alljährlich ziehen sie an den Gedenktagen der großen Schlachten hierhin, um die Elsässerin und den Krieger mit neuen Kränzen zu schmücken.

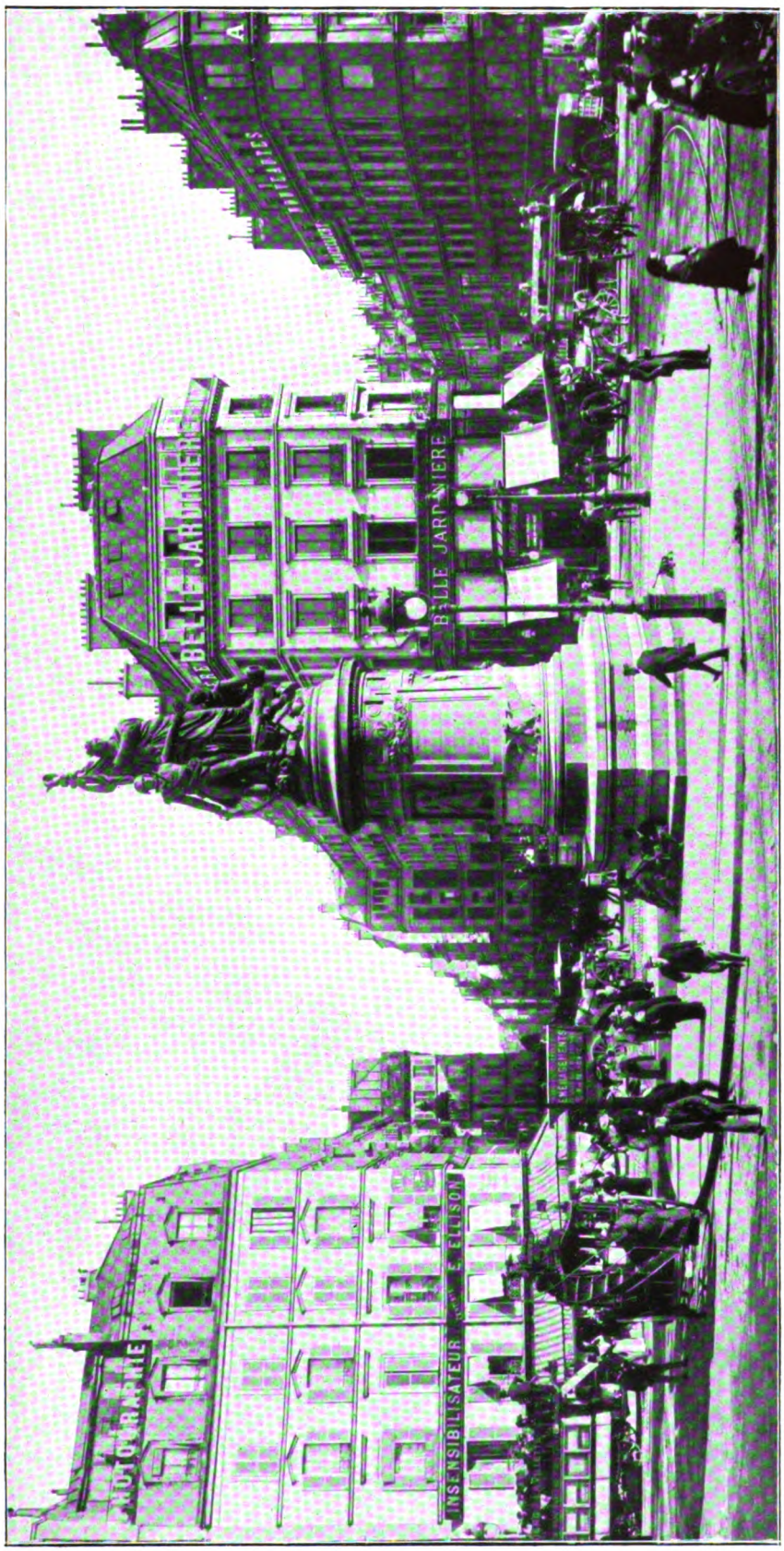
Dies bringt uns zu einer andern Statue, deren Urheber gewiß keine chauvinistischen Gedanken hegte, die aber durch die Umstände zu einem noch weit beliebteren und besuchteren Wallfahrtsziele der Patrioten geworden ist. Denn chauvinistische Gefühle beseelten weder den in Köln geborenen Architekten Hittorff, der die Place de la Concorde entwarf, noch den aus Genf gebürtigen Bildhauer Pradier, der die Statue der Stadt Straßburg schuf und dazu als Modell seine Frau nahm. Erst im Kriege erhielt die Statue ihre symbolische Bedeutung, und im ersten Enthusiasmus wurde beschlossen, diese Statue, die wie die andern Städtebilder an der Place de la Concorde aus Kalkstein gebildet ist, durch ein Erzbild zu ersetzen. Nachher dachte man nicht mehr an diesen Vorsatz und tat recht daran, denn in der Vermessenheit hatte man sich unterfangen, das Erz zu der Figur von eroberten deutschen Kanonen nehmen zu wollen. Nach dem Kriege gab man sich mit dem Kalkstein

Digitized by Google

zufrieden, und die Statue wurde gewissermaßen zum Palladium der an die Rückeroberung des Reichslandes glaubenden Patrioten. Sie ist jetzt immer dermaßen mit Kränzen und Fahnen bedeckt, daß man von der Figur nicht viel mehr als den stolz eingestützten Arm und das trotzig erhobene Haupt wahrnimmt, eine Haltung, die zufälligerweise ganz gut mit der Bedeutung übereinstimmt, die jetzt die Statue von Straßburg für die Franzosen hat.

Hierher gehört auch das Denkmal Gambettas, das unweit der Gruppe „Quand même!“ und des Kleinen Triumphbogens im äußeren Louvrehofe steht. Des Theaters ist hier freilich etwas zuviel, und die auf dem Flügellöwen reitende Dame ist ebenso unverständlich als die weiblichen Figuren auf beiden Seiten des Obelisken, vor dem der Redner steht. Desto verständlicher ist Gambetta selbst, dessen Urheber Aubé dabei wohl an die Marseillaise Rudes gedacht hat. Er ist der Rufer im Streit, der seine Landsleute zum Kampfe und Widerstande anfeuert.

An den Löwen, den Thorwaldsen einst für Luzern geschaffen hat, erinnert der Löwe von Belfort von Bartholdi, der sich einer außerordentlichen Verbreitung




Monument zur Verherrlichung der Verteidigung von Paris 1814 von Amédée Doublemard auf der Place Clichy in Paris (wurde vorbildlich für eine große Anzahl von Kriegerdenkmälern in Frankreich)

Digitized by Google

François Rude — Die Marseillaise (Arc de triomphe)

in allen Größen erfreut. In Paris steht er in vier- oder fünffacher Lebensgröße, aber man kann ihn auch als Briefbeschwerer haben. Man muß zugeben, daß er eine wuchtige und imposante Arbeit ist, die dem Kolmarer Bildhauer, dem Schöpfer der Freiheitsstatue im Hafen von Neuyork, alle Ehre macht. Dieser Löwe ist sogar sehr wahrscheinlich die beste Arbeit Bartholdis, und jedenfalls gefällt er uns besser als die ewigen symbolischen Frauengestalten mit ihrem verwundeten oder toten Krieger.

Eine besondere Stelle nehmen die Statuen der Jungfrau von Orleans ein. Johanna ist nicht eigentlich die Nationalheilige von Frankreich, sondern die klerikalen Royalisten haben sie dermaßen annektiert, daß die antiklerikalen Republikaner ihr darüber beinahe feind geworden sind. Zwar haben sie anfänglich versucht, ihr Anrecht auf die Pucelle durchzusetzen, und auch heute noch gibt es eifrige Republikaner, welche die Anmaßung der klerikalen Royalisten zurückzuweisen suchen, aber es ist doch

Digitized by Google

nach und nach so geworden, daß Jeanne d'Arc eigentlich die Republikaner nichts mehr angeht und nur noch den Royalisten angehört. Nur diese ziehen an gewissen royalistischen Festtagen an die in Paris stehenden beiden Statuen der Heldin — die von Fremiet an der Place des Pyramides, die von Paul Dubois vor der Kirche des heiligen Augustinus — und legen da ihre Kränze nieder. Die Jungfrau von Orleans oder vielmehr ihre Statue ist also nur in beschränktem Sinne eine chauvinistische Skulptur, denn ihre Verehrer protestieren mindestens ebensoviel gegen die republikanischen Machthaber wie gegen den äußeren Feind des Vaterlandes. Daß auch auf diesem Gebiete die französischen Bildhauer mitunter recht kuriose Sachen machen, zeigt die Statue der galoppierenden Johanna in Chinon von dem Bildhauer Roulleau, die weit entfernt ist von der ergreifenden stillen Größe, die sowohl Fremiet als auch Dubois ihrer Heldin zu geben verstanden haben. Am sympathischsten von allen chauvinistischen Skulpturen der Franzosen sind diejenigen Arbeiten, die keine aggressive Note haben; hier steht obenan die wunderschöne Gruppe von Paul Dubois: die Schwestern von Elsaß und Lothringen, die trauernd ihres Unglücks gedenken. Diese wunderschöne Arbeit scheint den Franzosen weniger zu gefallen, als sie es verdient, sonst hätte man doch wohl das nötige Geld gefunden, um sie in dauerhaftem Material herstellen zu lassen. Als Dubois starb, hinterließ er das lebensgroß ausgeführte Wachsmodell, das jetzt im Luxembourg steht. In die gleiche Reihe gehört auch die in Holz geschnitzte Büste einer Elsässerin von dem aus Zabern stammenden Bildhauer Carabin, die in dem herben Ernst der Gesichtszüge auf manchen Beschauer tiefer einwirken mag als ihre theatralische Landsmännin von Mercié. Aber den Vorwurf des Theatralischen zu vermeiden, ist gerade auf diesem Gebiete der Plastik so schwer, daß man besser tut, darüber hinwegzusehen. Arbeiten wie die „Marseillaise" von Rude, „Quand même!" von Mercié, die beiden „Jungfrauen" von Fremiet und Dubois, „Die trauernden Reichsländerinnen" von Dubois, zeigen jedenfalls, daß die Franzosen unter dem Einflusse des Patriotismus ganz hervorragende Kunstwerke geschaffen haben.

## Begräbnis

Schwer lag die Finsternis der Nacht und barg
Des Himmels Leuchten wie ein schwarzer, plumper
Darin die Sternlein all verstorben schliefen. [Sarg,
Kein Schimmer quoll aus seinen florverhängten Tiefen,
Kein Fünklein flimmerblaß noch goldenrot.
Die Winde faßten ihn behutsam an den Ecken
Und seufzten hohl und hoben Sarg und Saum;
Und einer stimmte an:
„Die Sterne sind nun tot —"
Sie aber lagen süß und redeten im Traum:
„Der liebe Gott wird uns schon wieder auferwecken."

Ad. Holst

A. Mercié — Quand même (Tuileriengarten, Paris)

Digitized by Google

# Franz Kiederichs Wandbilder im Kreishaus zu Ottweiler

Die in dreien der Einschaltbilder dieses Heftes wiedergegebenen, in den letzten Jahren entstandenen Gemälde des Düsseldorfer Malers Franz Kiederich (geboren 1873 ebenda) zählen zu der Reihe der Schöpfungen malerischer Monumentalkunst, die der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen" in den langen Jahren seiner segensreichen Tätigkeit veranlaßt hat. Bedeutsame historische Vorgänge in der Geschichte einer Stadt pflegen bei derlei Bildern in kommunalen Repräsentationsräumen das Programm abzugeben, die Geringfügigkeit wirklich großer geschichtlicher Momente in der Vergangenheit des Städtchens Ottweiler selber mag den Künstler darauf geführt haben, in der Wahl seiner Motive weiter auszugreifen.

*

Den heiligen Wendelinus preist das erste der Bilder als Kolonisator der Gegend. Der fromme Klosterbruder und spätere Abt des Benediktinerklosters zu Tholey hat die arme Bevölkerung im Ackerbau unterrichtet. Die Legende erzählt von ihm, daß er um 554 als Sohn des Königs Forchard und seiner Gattin Iveline in Schottland geboren ist. Entschlossen, seinem Heiland in Armut und Einsamkeit zu dienen, hütete er in den Diensten eines Herrn von Tholey die Schweine und Schafe. Eines Tages hatte er sich mit seiner Herde vierzehn Stunden weit von Trier entfernt und ward so von seinem von einem Beutezug heimkehrenden Herrn überrascht. Auf Vorwürfe soll er erwidert haben, daß er früher als die Reiter zurück in Trier sein werde, was dann wunderbarerweise auch der Fall war.

*

Der Marschall Vorwärts stand im allgemeinen mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß, und über die Regeln der Grammatik und Orthographie pflegte er sich mit kavalleristischer Bravour hinwegzusetzen. Nichtsdestoweniger fand er am rechten Platz oft das rechte Wort, und seine markige Ausdrucksweise blieb niemals ohne Wirkung. Auf seinem Marsche nach Frankreich hielt er an manchen Orten feierliche Ansprachen an die Bevölkerung, in denen er ihr ans Herz legte, seine Truppen gut aufzunehmen und überhaupt den Preußen freundlich entgegenzukommen, denn dann sei auch er ihr bester Freund. Diese Reden ließ er außerdem noch auf Flugblättern unter die Bevölkerung verteilen.

*

Eine der anmutigsten Episoden aus Goethes glücklichen Jugendjahren, aus seiner Straßburger Studentenzeit, hat für das dritte der Wandbilder den Stoff gegeben. Noch in reifen Mannesjahren standen die Eindrücke, die der werdende Dichter damals auf einer mit seinem Freunde Weyland unternommenen Reise durch das Elsässer und Lothringer Land in reicher Fülle in sich aufnahm, so lebendig vor seiner Seele, daß er uns in „Wahrheit und Dichtung" eine künstlerisch freie Erzählung seiner Reiseerlebnisse schenken konnte, deren Frische und Anschaulichkeit noch heute unser aller Entzücken ist. In kurzen Tagesreisen, in behaglichem Genuß einer gern gewährten Gastfreundschaft ritten die jungen Studenten über Zabern und Pfalzburg in das Tal der Saar, dem sie bis in die Gegend von Saargemünd und Saarbrücken folgten. Hier erschlossen sich dem jungen Goethe, dessen Seele immer angespannt dem Weben und Walten der Natur lauschte, zum erstenmal die geheimnisvollen Wunder des Bergbaus und Hüttenwesens. Goethe selbst schildert jenen Reisetag folgendermaßen:

„Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessierten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsternis unweit Neu(n)kirch(en) ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neu(n)kirch(en) einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heiteren Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glastüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse her gehen. Hier, mitten im Gebirge, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heiteren Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühsten abzureisen."

Erst später erfahren wir, wer dieses holde Wesen war, das im Zauber jener Sommernacht vor Goethe auftauchte und sein Herz stürmischer klopfen machte. Wir stehen unmittelbar vor der Schwelle des Sesenheimer Pfarrhauses, und die liebliche Erscheinung Friederikens grüßt uns zum erstenmal.

Digitized by Google

Der junge Goethe in Neunkirchen

Nach einem Wandgemälde im Kreishaus zu Ottweiler von Franz Kiederich

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der letzte Sommer

## Eine Erzählung in Briefen

von

**Ricarda Huch**

(Schluß)

### Jessika an Tatjana

Kremskoje, 29. Juni.

Liebste, holdeste Tante! Ich glaube, ich komme bald zu Dir. Die paar Tage, wo Du hier warest, waren so schön! Alle waren heiter und zufrieden durch Deine Gegenwart. Jetzt ist es schrecklich. Lju wird fortgehen, er sagt, er müsse fort, weil es sich gezeigt hätte, daß er überflüssig wäre und weil Mama ihn nicht mehr brauchte. Zuerst sagte Mama doch, sie hätte noch niemals ein solches Sicherheitsgefühl gehabt wie jetzt, weil Lju da wäre. Aber Papa hatte es niemals gern, und er wird zu Mama gesagt haben, daß er es nun nicht länger möchte. Du weißt ja, daß Papa nicht gern fremde Menschen um sich hat, sogar daß Du hier warest, hat seine Nerven angegriffen. Mama ist gewiß im Grunde sehr unglücklich, daß Lju fortgeht. Und wenn nun Welja und Katja auch noch fortgehen! Papa ist schon beinahe überzeugt, daß es am besten ist, wenn sie in Berlin oder Paris die Universität besuchen. Welja freut sich schrecklich und Katja natürlich auch, ich gönne es ihnen, sie mögen ja so gern reisen. Aber nimm mich dann zu Dir, Tante Tatjana, bis wir wieder in die Stadt ziehen. Es ist mir hier zu traurig so allein, nachdem es im Mai so schön war wie noch nie. Die Stimmung hier ist so erdrückend. Papa und Mama werden ganz einverstanden sein, vielleicht tut es ihnen gut, einmal allein zu sein. Dann kann Papa sich am besten ausruhen, und die Arbeit, die für die beiden zu machen ist, können unsre Dienstboten ja bequem ohne mich ausrichten. Lju weiß noch nicht, wohin er geht. Er sagte mir, wenn er nach Petersburg ginge, würde er Dich besuchen, falls Du es erlaubtest. Er schwärmt oft von Deiner Schönheit und Deinem Geist. Wer täte das nicht? Am meisten

Deine kleine Jessika.

### Welja an Katja

Kremskoje, 1. Juli.

Nun, mein süßer Spatz, Deine Schopffedern sind wohl noch zornig gesträubt gegen Deinen Bruder, weil er Dir, wie es seine Pflicht ist, die Wahrheit gesagt hat? Unterdessen arbeitet er für Dein und sein und unser aller Wohl. Seit Papa sich überzeugt hat, daß wir die tiefere Bildung nur erlangen können, wenn wir ein paar Semester im kultivierten Westen studieren, ist seine Laune wieder sehr gestiegen. Er findet es jetzt auch besser, daß wir mit dem mehr äußerlichen Paris beginnen, um später zum gründlichen philosophischen Deutschland fortzuschreiten. Wir sollen bald fort; denn Papa begreift auf einmal, daß alle unsre Unzulänglichkeiten nur davon kommen, daß wir den Einfluß der alten westlichen Kultur noch nicht durchgemacht haben. Du mußt also Dein Studium sofort aufgeben und für unsre Ausrüstung sorgen, das heißt dabeistehen, wenn Tante Tatjana es tut.

Lju geht fort, vielleicht schon vor uns. Ich denke mir, er wird auch nach Paris kommen, wenn wir da sind, obgleich er sich nicht bestimmt darüber ausspricht. Wir fahren oft Automobil zusammen. Ich habe Mama mein Wort geben müssen, ihn möglichst selten mit Jessika allein zu lassen — ganz überflüssig, denn er hat selbst gar keine Lust dazu. Auf Papa nehme ich auch viel Rücksicht, ich spiele nie mehr Wagner, weil ihn das nervös macht. Uebrigens geht es ihm wirklich viel besser, außer seiner Scharteke hat er jetzt noch unsre Reise, die ihn angenehm beschäftigt, er gibt mir Anweisungen, welche Züge wir nehmen müssen, in welchen Hotels wir absteigen sollen, und hat dabei fast das Gefühl, er könnte selbst mit. Sei Deinem Bruder dankbar, anstatt zu schmollen, was überhaupt kindisch ist.

Welja.

### Welja an Peter

Kremskoje, 1. Juli

Lieber Peter! Das beste wäre, Du gingest mit nach Paris. Meine Mutter wünscht es, weil sie Dich für verständiger hält als uns, denn sie ist auch einverstanden, und mir mußt Du nur versprechen, kein verliebtes Gedusel mit Katja anzufangen. So bist Du ja aber auch nicht; was Du im Innern fühlst, ist mir natürlich



Digitized by Google

einerlei. Wenn Deine Kurse sich durch Deine Abreise auflösen, ist es um so besser. Papa hat noch Schererei genug, er kann einem wirklich leid tun. Mit der Gesinnungsmeierei kann es ja dann wieder losgehen, wenn wir zurückkommen. Ich meinerseits mache sehr gern mal eine Pause. In Paris wirst Du Dich auch noch politisch entwickeln, ich sehe Dich schon als gereiften Robespierre ins heilige Rußland einbrechen.

Unbedingt Dein Welja.

### Lusinja an Katja

Kremskoje, 2. Juli.

Mein Herzenskind! Es ist beschlossen, daß Ihr, Du und Welja, nach Paris geht. Du freust Dich, nicht wahr? Ich denke, Ihr werdet vernünftig sein und nicht gar zu viel Geld ausgeben, Ihr seid doch alt genug, um die Verhältnisse zu begreifen und Euch in sie zu schicken. Ihr habt den besten Vater, der sich niemals auf unrechtmäßige oder auch nur unfeine Weise bereichert hat, wie so viele tun, und ich hoffe, ihr ehrt und liebt ihn deswegen um so mehr und seid stolz auf die verhältnismäßige Beschränktheit unsrer Mittel. Er hat trotzdem immer mit verschwenderischer Güte für Euch gesorgt, mißbraucht es nicht. Das Ueberschreiten eines gewissen Maßes würde ihm nicht nur Kummer, sondern sehr ernste Widerwärtigkeiten bereiten. Innerhalb dieser Begrenzung, mein Liebling, sollt Ihr eure Freiheit herzhaft genießen und die Euch gebotenen Mittel, Euch zu ganzen Menschen zu bilden, benutzen.

Ich denke mir, daß Jessika, wenn Lju und Ihr fort sein werdet, zu Tante Tatjana gehen wird. Ihr armes, zärtliches Herz muß noch viel durchmachen, sie wird dort weniger leiden als hier, deshalb lege ich ihr nichts in den Weg. Daß Lju fortgeht, ist ihretwegen notwendig. Seine anregende Art zu sprechen, die naheliegenden mit entfernten und interessanten Vorstellungen zu verbinden, werde ich vermissen. Er läßt nie ein Wort, das man sagt, fallen, sondern fängt es auf und spinnt daran weiter. Das lieb' ich sehr an ihm; am meisten aber, daß er eine Persönlichkeit ist, ein Mensch mit einem intensiven Bewußtsein von allen Dingen und mit einem klaren Willen. Anderseits erleichtert es mein Gemüt, daß er fortgeht, und nicht nur Jessikas wegen. Er hat etwas Fremdartiges und Unergründliches für mich, das mich zuzeiten sehr aufgeregt hat. Er hat einen sonderbaren Blick; vielleicht hat er auch damit solche Macht über Jessika gewonnen. Das Rätselhafte zieht an und ängstigt zugleich. Er gehört nun einmal nicht zu uns, und all sein Sinn für die verschiedenartigsten Menschen kann das nicht überbrücken. Und dann nachtwandelt er; darüber kann ich nicht wegkommen.

Nach allen Erregungen dieses Sommers freue ich mich darauf, mit Papa allein zu sein. Wirklich, ich freue mich darauf — macht Euch also keine Gedanken unsertwegen. Ihr werdet uns viele schöne Briefe schreiben, und wir werden Euch im Geiste zur Mona Lisa und zur Place de la Concorde und zu den Springbrunnen von Versailles begleiten. Dabei fällt mir ein, daß wir dazu nicht einmal den Hut aufzusetzen brauchen, daß Ihr aber Reisekleider und sonst noch allerlei haben müßt. Vieles werdet Ihr gewiß geschmackvoller und billiger in Paris besorgen. Wäret Ihr nur praktischer! Kann ich es Euch überlassen? Jedenfalls, eine gewisse kleine Ausrüstung müßt Ihr doch von hier mitnehmen, damit beschäftige Dich jetzt, Du hast ja Tante Tatjana, die beste Ratgeberin, zur Seite. Lebe wohl, mein Herzenskind, schreibe Deinem Vater bald, daß Du Dich auf Paris freust. Deine Mama.

### Katja an Jegor

Petersburg, 4. Juli.

Lieber Papa! Es ist fabelhaft anständig von Dir, daß Du uns nach Paris gehen läßt. Du hast aber auch etwas Gutes davon, indem Du uns los wirst. Peter will vielleicht auch mit, es ist mir ganz recht, denn er ist so praktisch, daß man ihn eigentlich gar nicht entbehren kann. Zum Beispiel ein Automobil heilmachen, weswegen Lju damals eigens in die Stadt fuhr, das kann er selbst und wenn es noch so kompliziert ist. Er ersetzt einem Dienstmann, Schlosser, Tapezierer, Schneider, Koch und sogar Putzmacherin, nur ist sein Geschmack etwas veraltet. Er ist jetzt auch sehr zurückhaltend gegen mich, es scheint mir beinahe, als wäre er nicht mehr verliebt; das ist eigentlich schade, obgleich es mir manchmal lästig war. Für die Reise ist es aber besser so, das sehe ich ein. Und gefällig ist er auch doch noch ebenso wie früher, gestern hat er mir erst ein Buch sehr schön eingebunden und einen Schlüssel gemacht für einen, den ich verloren hatte, was Tante Tatjana nicht erfahren sollte.

Wenn Peter mitgeht, werden wir viel Geld sparen, auch weil er immer aufpaßt. Soll ich noch einmal kommen und Euch Adieu sagen? Ich tue es sehr gern, dann müßt Ihr aber Lju vorher wegschicken, ich kann ihn nicht ausstehen, und seine Gegenwart würde mir alles verleiden.

Deine allerkleinste Katja.

### Lusinja an Tatjana

Kremskoje, 5. Juli.

Liebste Tatjana! Ich habe die melancholischen Anwandlungen ganz überwunden, das muß ich Dir doch erzählen. Weil es einfach so nicht weiterging, hat sich in mir ein Umschwung voll-

Digitized by Google

zogen. Man entdeckt oft platte Wahrheiten, so ist es mir mit dem Sprichwort gegangen, daß Gott dem Mutigen hilft. Zuerst kostete es mich Anstrengung, die Furchtgedanken zu unterdrücken und zuversichtlich in die Zukunft zu sehen, aber nachdem ich dies ein paarmal gemacht hatte, schien mich auf einmal eine unbekannte Kraft zu tragen und von selbst überströmte mich Heiterkeit. Zum Teil kommt es allerdings auch daher, daß Jegor wieder in guter Stimmung ist, seit er den Entschluß gefaßt hat, die Kinder nach Paris gehen zu lassen. Das ist mir der größte Schmerz, ihn so gedrückt und ohnmächtig traurig zu sehen. Nun freue ich mich ordentlich auf die Zeit, wo wir allein sein werden. Ich glaube, so ganz allein waren wir noch niemals, seit die Kinder auf der Welt sind. Und auf dem Lande, ohne etwas zu tun, in schöner Umgebung! Es muß jetzt alles schnell gehen, sonst ist die Zeit des Urlaubs zu Ende, bevor sie alle fort sind. Jegor freut sich auch darauf, er meint nur immer, ich könnte gar nicht mehr für ihn und in ihm allein leben, weil ich gewohnt wäre, mich für viele und vieles auszugeben, aber im Herzen weiß er genau, daß ich mit ihm allein erst in meinem Elemente sein werde. Wann wird man wohl einmal älter? Bis jetzt bin ich seit meinem zwanzigsten Jahre immer jünger geworden — ich! Meine Haare und meine Haut natürlich nicht.

Liebe Tatjana! Hilfst Du meiner kleinen Katja besorgen, was sie zur Reise braucht? Du hast ja soviel Geschmack und Einsicht. Wenn Dein Peter mitginge nach Paris, das wäre eine große Beruhigung für uns. Obwohl er nur so wenig älter ist als Welja, wäre es mir doch, als wenn ein Mentor mitginge. Ich dachte erst an Lju in diesem Sinne, aber Katjas Abneigung ist ja nicht zu besiegen. Und wenn ich denke, wie sie zuerst für ihn schwärmte! Er war ein Orakel für alle drei Kinder. Da nannte er sie einmal Katinka statt Katja, und aus war es für immer. Ein bißchen verrückt kommen mir meine Kinder zuweilen vor, Gott weiß, woher sie es haben. Natürlich, Tatjana, glaube ich nicht, daß diese Namensirrung der einzige Grund ist. Es wird wohl allerlei zwischen den Kindern vorgefallen sein, Eifersucht und dergleichen. Im Charakter würden ja Lju und Katja ganz gut zusammenpassen, wenigstens eher als Lju und Jessika; aber es pflegen sich nun einmal die Gegensätze anzuziehen. Jedenfalls ist mir die Abneigung, und wenn sie noch so ungerecht wäre, lieber als das Gegenteil. Es ist mir auch viel lieber, wenn Peter mitgeht. Ich weiß, daß Lju die Kinder liebt und versteht, er hat etwas Imponierendes, etwas Gewandtes, und wäre insofern geeignet, ihr Führer zu sein. Aber ich glaube, ich würde zuweilen davon träumen, daß er in somnambulem Zustande in ihr Schlafzimmer ginge und an ihrem Bett stände und sie mit dem rätselhaften Blick, der ihm eigen ist, betrachtete.

Ach, Tatjana, das muß ich Dir doch erzählen! Als ich damals den Drohbrief unter meinem Kopfkissen gefunden hatte, sagte Lju, es könnte auch jemand im Hause getan haben, den ein andrer daraufhin hypnotisiert hätte, so etwas wäre möglich. Da dachte ich an seinen rätselhaften Blick und sein nächtliches Wandern, und es kam mir in den Sinn, er selbst könnte ja von einem fremden, dämonischen Willen besessen sein. Ich wäre damals nicht imstande gewesen, mit jemand darüber zu sprechen oder Dir davon zu schreiben, so grausig war mir die Vorstellung. Jetzt kann ich es ganz ruhig und lache sogar dabei. Neulich erzählte ich es Jegor, der amüsierte sich so darüber, daß ich jetzt immer lachen muß, wenn ich daran denke. Er sagte, je aberwitziger eine Geschichte wäre, desto bereitwilliger glaubte ich sie. Für ganz unmöglich halte ich so etwas aber doch an sich nicht, sonst hätte auch Lju es nicht gesagt.

Du bist also einverstanden, liebe Tatjana, daß Jessika zu Dir kommt? Wenn Peter fortgeht, wärest Du ja sonst allein, und Jessika ist so gern bei Dir. Uns freut es, wenn sie Dir etwas sein kann.

Deine Lusinja.

## Jessika an Katja

Kremskoje, 6. Juli.

Liebes Kleines! Werde nicht böse, aber es ist doch sehr häßlich von Dir, daß Du nicht kommen willst, solange Lju hier ist, und ihn dadurch aus dem Hause treibst. Das hat er doch nicht um uns verdient. Ich glaube, Du denkst, er handelte schlecht gegen mich, und das ist doch gar nicht richtig. Er liebt mich, aber er hat mir von Anfang an gesagt, daß er nicht wüßte, ob er mich jemals heiraten könnte, weil er zu stolz ist, und daß ich meinen Gefühlen den Charakter der Freundschaft geben müßte. Das tue ich doch auch, und was ist denn dabei, daß er mein Freund ist? Er ist doch auch Weljas Freund und war auch Deiner, bis Du Dich so abstoßend gegen ihn benahmest. Er kann sich ja so einrichten, daß er den ganzen Tag nicht zu Hause ist, wenn Du hier bist. Für Papa und Mama ist die Geschichte doch auch peinlich, und da Du so viel Schönes vor Dir hast, könntest Du recht gut in solchen Kleinigkeiten ein wenig Rücksicht nehmen.

Bist Du böse, mein Brummerchen, daß ich Dir das sage? Ich predige Dir doch selten Moral, das mußt Du mir zugestehen. Aber Du wirst ja doch tun, was Du willst. Papa und Mama sind jetzt sehr wohl, es ist zu niedlich,

Digitized by Google

wie sie sich auf ihr Alleinsein freuen. Sie sehen manchmal aus wie ein Brautpaar, das bald Hochzeit haben wird, jung und schön und geheimnisvoll beseligt. Ich freue mich, daß gerade Rosenzeit ist; in ein paar Wochen werden alle blühen, dann kann Mama alle Tage ihre Tafel mit Rosen bedecken und sich Rosen ins Haar stecken und alle Vasen vollfüllen.

Jessika.

## Welja an Peter

Kremskoje, 8. Juli.

Lieber Peter! Gestern begegnete mir etwas Merkwürdiges. Ich wollte Lju in seinem Zimmer aufsuchen, und da er nicht da war, wartete ich auf ihn. Ich setzte mich an seinen Schreibtisch und blätterte gedankenlos in seiner Schreibmappe, da sah ich einen Zettel, auf den mit einer Handschrift etwas geschrieben war, was mir auffiel. Erst wußte ich gar nicht warum — dann fiel mir plötzlich ein, daß mit derselben oder einer ganz ähnlichen Handschrift der Drohbrief geschrieben war, den Mama unter ihrem Kopfkissen gefunden hat. Denke Dir, ich habe zum erstenmal in meinem Leben einen wahnsinnigen Schrecken bekommen, es drehte sich alles um mich. Und dabei weiß ich gar nicht bestimmt, was mich eigentlich so entsetzte; aber meine Hände und meine Schläfen waren in einem Augenblick mit Schweiß bedeckt. Wahrscheinlich machte mein Unbewußtes blitzschnell eine Reihe von Schlüssen, deren Ergebnis der Schrecken war. Ich ging rasch fort und versuchte meine Gedanken zu ordnen, ich schwöre Dir, ich war so bestürzt, daß ich nicht klar denken konnte. Als Lju wieder da war, richtete ich es so ein, daß wir uns in sein Zimmer setzten, ich blätterte in seiner Mappe, spielte mit dem Zettel und sagte so beiläufig, die Handschrift wäre ja der auf dem Drohbrief ganz ähnlich. „Nicht wahr?“ sagte Lju vergnügt, „ich glaube auch, daß man sie für dieselbe halten kann. Ich habe versucht, sie aus dem Gedächtnis nachzumachen, damit man eventuell damit auf die Spur des Schreibers kommen könnte; aber dein Vater will ja nicht, daß die Sache verfolgt wird.“ Papa hat nämlich den Brief zerrissen, das machte er immer so mit anonymen Zuschriften. Es ist ja unfaßlich, daß mir dies passieren konnte! Ich wußte, daß Lju anfangs mit dem Plan umging, herauszukriegen, wer den Brief geschrieben hat, und wußte auch, daß er sich viel mit Graphologie beschäftigt! Allerdings, sowie ich seine Stimme hörte und ihn sah, kam mir meine Aufregung schon gleich kindisch vor. Am liebsten hätte ich hernach zu Lju gesagt, wie es gewesen ist, aber ich weiß nicht warum, ich brachte es nicht über die Lippen. Er ist vollkommen ahnungslos und freut sich über seinen Erfolg; es ist ja auch eine kolossale Leistung, eine Schrift aus dem Gedächtnis so täuschend nachzuahmen.

Ich erkläre mir meine Dummheit damit, daß die Geschichte mit dem Drohbrief einen doch ein bißchen nervös gemacht hat. Wenn Papa anders wäre, würde man sich, glaube ich, tatsächlich ängstigen; aber er hat eine solche Sicherheit, daß man es für unmöglich hält, ihm könnte etwas zustoßen. Schließlich erlebt man doch auch solche Schauergeschichten nicht in Wirklichkeit, das ist höchstens Reiselektüre. Attentate sind ja allerdings oft vorgekommen. Aber Papa sagt, er wäre im allgemeinen gar nicht so verhaßt, und die Angehörigen der Studenten wären gebildete Leute, unter denen keine Mörder zu suchen wären. Dieser letzte Drohbrief sollte ihn doch nur einschüchtern, das wäre klar, und übrigens könnte man auch plötzlich krank werden und sterben, dem Tode wäre man immer ausgesetzt, man müßte dergleichen nicht beachten. Manchmal frage ich mich, ob die Furchtlosigkeit ein Vorzug oder ein Mangel an Papa ist; vielleicht hat er einfach gar keine Phantasie.

Er ist jetzt ganz besonders gut aufgelegt. Seine Scharteke ist entzweigegangen und er klütert stundenlang mit Lju daran herum, um herauszukriegen, woran es liegt. Lju betreibt die Sache auch mit Eifer und Ernst, es ist mir nicht klar geworden, ob er es tut, um Papa ein Vergnügen zu machen oder weil es ihn wirklich auch interessiert.

Herrgott, ich will froh sein, wenn wir erst in Paris sind; helfen oder ändern kann ich hier doch nichts. Erzähle Katja nichts von meiner Geschichte mit Lju. Papa sagt, in Deutschland könnte man sehr gut zweiter Klasse fahren. Vater, wie du willst, wenn wir nur überhaupt reisen. Welja.

## Jessika an Katja

Kremskoje, 10. Juli.

Katja, Du sollst auf gar keinen Fall kommen, hörst Du! Wenn Du nur noch nicht fort bist! Denke Dir, gestern ist das Väterchen plötzlich furchtbar krank geworden. Er hatte Krämpfe und wand sich und wurde blau im Gesicht, es war einfach schrecklich. Zuerst sagte Welja, er wäre betrunken, aber das merkte man bald, daß es etwas andres war, und die Mädchen sagten, er hätte die Cholera, und stellten sich unbeschreiblich an, keine wollte bei ihm bleiben. Lju nahm alles in die Hand, er sagte, Cholera könnte es nicht sein, das hätte andre Symptome, es wäre wahrscheinlich ein typhöses Fieber mit irgendwelchen Komplikationen. Er verordnete allerlei und blieb bei Iwan, obgleich Papa und Mama es nicht leiden wollten, weil sie meinten, es könnte ansteckend sein; aber er sagte, erstens glaubte er das nicht und außerdem fürchtete er

Digitized by Google

sich gar nicht davor und wäre deshalb auch nicht empfänglich. Iwan starrte ihn immer ganz erschrocken an, wenn er zu sich kam, ich glaube, er hatte ihn ungern bei sich, aber er wagte es nicht zu sagen. Als der Arzt kam, sagte er, alles, was Lju angeordnet hätte, wäre angemessen, er würde auch nichts andres gemacht haben und er glaubte auch, daß es Unterleibstyphus wäre. Papa und Mama wollen durchaus nicht, daß Du kommst, wegen der Ansteckung. Wir wären nun einmal da, das wäre nicht zu ändern, Du solltest Dich aber nicht mutwillig der Gefahr aussetzen. Ich finde, sie haben ganz recht, helfen kannst Du doch nicht, und Mama würde sich ängstigen, selbst wenn es mit der Ansteckung gar nicht so schlimm ist. Zunächst kann Iwan noch nicht in die Stadt transportiert werden, weil er zu krank ist. Das arme Väterchen! Welja sagt immer, es wäre zu schade um ihn, der Wein schmeckte ihm so gut, ja, mit Branntwein war er schon glücklich.

Ich sehe Dich nun gewiß auch nicht mehr vor der Reise, mein Glühwürmchen! Aber ich komme nicht dazu, Dich zu vermissen, so viel ist jetzt zu tun!

Deine Jessika.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 10. Juli.

Lieber Konstantin! Ich habe die Schreibmaschine abgeschickt. Es bleibt also dabei, daß die Explosion durch Druck auf den Buchstaben J zur Entladung kommt. Da wir uns auf einen Buchstaben einigen müssen, soll es der sein, mit dem der Vorname des Gouverneurs beginnt; es ist ausgeschlossen, daß er einen Brief schreibt, ohne ihn zu benutzen. Zunächst liegt nun die Verantwortung auf Dir. Ich bin froh, auf kurze Zeit davon frei zu sein, denn ich fühle mich krank. Es liegt mir ein Fieber in den Knochen, am liebsten würde ich mich zu Bett legen, ich glaube aber, daß ich das Entstehen einer Krankheit am ersten durch Widerstand verhindern kann. Es ist mir schon einmal gelungen. Der Kutscher Iwan hat den Unterleibstyphus in hohem Grade, er ist noch in Lebensgefahr; und weil hier Schrecken und Ratlosigkeit herrschte, denn die Dienstleute meinten, er hätte die Cholera, und ich einigermaßen Bescheid mit solchen Sachen weiß, habe ich mich seiner angenommen. Der Mann mag mich nicht leiden, er empfindet eine unklare Furcht oder Abneigung gegen mich, ich denke mir, er spürt in der Art, wie Tiere das können, die Gefahr, die seinem Herrn von mir droht. Ich habe eine besondere Vorliebe für diese noch halb tierischen, im Unbewußten lebenden Volksnaturen, es war mir eine ordentliche Freude, ihn zu behandeln und zu beobachten. Vielleicht habe ich mich bei der Pflege überanstrengt, da ich ohnehin angegriffen war.

Sollte die Krankheit stärker als ich sein und sollte ich nach Petersburg ins Spital geschafft werden, das wäre sehr schlimm. Denn ich muß durchaus die Maschine selbst in Empfang nehmen und aufstellen. Ich kann aber mit Sicherheit darauf rechnen, daß Herr und Frau von Rasimkara mich im Hause behalten und bei sich verpflegen würden, selbst wenn ich mich sträubte. Vor allen Dingen rechne ich auf meine gesunde Natur und auf die Kraft meines Willens. Mauern einreißen wie Simson kann man wohl nicht mehr, aber seinen Körper aufrechthalten, wenn er einstürzen möchte, wenigstens für eine Weile. Auf alle Fälle erwarte noch ein Zeichen von mir, ehe Du handelst.

Lju.

### Lusinja an Tatjana

Kremskoje, 12. Juli.

Liebste Tatjana! Wie sehr schnell wandelt sich doch das Antlitz aller irdischen Dinge, wirklich schneller als der bewölkte Himmel; das ist auch so ein Gemeinplatz, der uns plötzlich wie eine Offenbarung vorkommt, wenn wir seine Wahrheit erleben. Unserm guten alten Iwan scheint es besser gehen zu wollen; wenigstens meint der Arzt, daß, wenn die Krankheit zum Ende führte, schon eine erhebliche Verschlimmerung eingetreten wäre. Du weißt, wie eng wir mit unsern Leuten verbunden sind; andre zu haben, wäre für uns geradeso traurig, wie in ein andres Haus zu ziehen. Einen Menschen in Lebensgefahr, gewissermaßen sterben zu sehen, ist für mich überhaupt ein schreckliches Leiden; es wird mir dann auf einmal klar, daß dies unser aller Los ist, daß die schwarze Kugel ebensogut mich hätte treffen können und mich morgen vielleicht trifft oder übermorgen vielleicht, daß sie eines Tages mich unabwendbar treffen muß. Dann kann mich eine Angst erfassen, eine Angst, die tausendmal schlimmer als der Tod ist. Ja, an Iwan scheint es diesmal vorübergegangen zu sein. Aber gestern abend mußte sich Lju hinlegen. Er hat doch Iwan so gut gepflegt und sich der Ansteckung ausgesetzt, als ob es etwas Selbstverständliches wäre. Wir bewunderten ihn um so mehr, als Iwan ihn niemals hat leiden mögen und kein Hehl daraus gemacht hat. Vorgestern war er schon nicht wie sonst; aber wenn ich ihn fragte, behauptete er, vollständig wohl zu sein. Gestern mittag sah er fieberhaft aus. Jegor, der natürlich nichts merkte, sprach davon, daß er seine Schreibmaschine vermißte, an die er sich so gewöhnt hätte, und daß er hoffe, sie käme bald wieder. Da sagte Lju: „Ach, sagen Sie das nicht! Mir wäre es lieber, wenn sie noch recht lange ausbliebe!“ Ich habe mal von einem berühmten

Digitized by Google

Schauspieler gelesen, der sich zuweilen vor der Aufführung berauschte und so haltlos war, daß man für unmöglich hielt, er könnte spielen; wenn er aber auftreten mußte, nahm er sich mit dämonischer Willenskraft zusammen und spielte hinreißend, nur selten ließ diese Kraft etwas nach, so daß sein Zustand zum Durchbruch kam. Weißt Du, daran erinnerte er mich in dem Augenblick; er war immer nahe daran, zu phantasieren. Ich stellte ihm eindringlich vor, daß er Fieber hätte und daß er sich hinlegen müßte, er gab es auch zu, behauptete aber, Bewegung wäre für ihn in solchen Fällen das Beste, er wollte einen Ausflug auf dem Rade machen. Es war ihm nicht auszureden, er fuhr fort und kam nach drei Stunden ganz in Schweiß und vollständig erschöpft zurück. Dann hat er sich zu Bett gelegt, ohne etwas zu sich zu nehmen. Heute ist er vollständig ermattet liegen geblieben, aber das Fieber scheint wirklich gebrochen zu sein. Der Arzt, der Iwans wegen kam, sagte, solche Kuren könnten tatsächlich zuweilen glücken, aber er würde sie niemand vorschreiben, es wäre nicht jedermanns Sache. Ein außerordentlicher Mensch ist Lju, er fesselt einen immer wieder aufs neue.

Liebe Tatjana, wenn wir nur erst allein sind! Ich pflege gern Kranke, und es ist mir ordentlich lieb, daß ich etwas für Lju tun kann — es ist nur sehr wenig, eigentlich pflegen kann man ihn gar nicht, er ist ein Mensch, der nur geben kann, zum Empfangen fehlt ihm das Organ — ja, aber ich hatte mich nun einmal auf das Alleinsein mit Jegor gefreut, und alles Unerwartete, was jetzt geschieht, kommt mir wie ein tückisches Hemmnis vor, das sich zwischen uns und die ersehnten Ferientage schiebt. Welja und Jessika wären schon heute zu Dir gekommen, aber sie wollten durchaus nicht abreisen, bevor sich entschieden hätte, ob Lju ernstlich krank würde. Gott sei Dank, daß diese Gefahr vorübergegangen ist — wie würde das in Jessikas weichem Herzen die Liebe gesteigert haben! Iwan wird, sowie er transportfähig ist, ins Spital geschafft werden, und bis er hergestellt ist, wird ein verläßlicher Mann, den wir schon mehrmals zur Aushilfe hatten, an seine Stelle treten. Ich dachte daran, mit Jegor in die Stadt zu kommen, um die Kinder abreisen zu sehen; er sagt aber, da er eigens Urlaub genommen hätte, um seiner Gesundheit wegen einen Landaufenthalt zu nehmen, möchte er sich lieber nicht in Petersburg sehen lassen, es könnte mißdeutet werden. Er meint auch, der Abschied würde mir dort viel mehr zum Bewußtsein kommen, ich würde mich sehr aufregen, weinen und so weiter. Ja, weinen werde ich wohl doch. Ein Jahr werden sie sicher fortbleiben, wenn nicht noch länger, sonst hat es kaum Zweck. Ein ganzes Jahr ohne die beiden Kinder! Wenn ich nicht Jegor gerade jetzt so für mich hätte —! Und dann bin ich auch nicht mehr so jung, daß ein Jahr mir lang schiene; es sind nur zwölfmaldreißig Tage, ach, es ist eigentlich nur ein Atemzug! Wie froh bin ich, daß Peter mitgeht; ich will den Kindern auftragen, daß sie ihm folgen. Deine Lusinja.

### Welja an Katja

Kremskoje, 12. Juli.

Mein kleiner Trompetenstoß, Du kannst losschmettern, denn morgen reise ich. Solltest Du kontra schmettern, so schadet es nichts, weil ich es nicht höre, es würde Dir also auch nichts helfen. Wir können Papa und Mama jetzt keine größere Wohltat erweisen, als daß wir abreisen. Es hat bereits eine Notiz in den Blättern gestanden über die „rote Universität". Etwas Schlimmes kann den Leuten nicht passieren, als höchstens, daß die Kurse aufgehoben werden, aber Papa ist es natürlich lieb, wenn wir nicht dabei sind. Väterchen lebt noch, er hat heute bereits nach einem Tropfen Schnaps verlangt, also scheint er mir in der Genesung begriffen zu sein. Da ich ihm nicht Ade sagen soll, der Ansteckung wegen, habe ich ihm ein Abschiedsgedicht gemacht. Es fängt an:

Schon fünf Tage sind hinabgesunken,
Seit sich Väterchen zuletzt betrunken.

Und endet:

Soll ich Dir die treue Hand nicht reichen,
Ohne Abschiedskuß ins Ausland weichen,
Wünsch' ich unter Tränen Dir hienieden
Gute Besserung oder ruh in Frieden.

Ich habe es Lju vorgelesen, der noch zu Bett liegt, er konnte gar nicht aufhören zu lachen, obgleich er wirklich sehr schwach ist. Er sagte, er wäre überzeugt, Iwan würde mich für den größten Dichter Rußlands und das Gedicht für die Ausgeburt aller Poesie halten, und er beneidete die Menschen, die noch durch den bloßen Rhythmus und den simpeln Reim in einen seelischen Rausch geraten können. Lju möchte gern mit uns nach Petersburg fahren, er fürchtet aber, er würde noch zu schwach sein, und Mama wird ihn auch gar nicht gehen lassen. Du wirst ihn also nicht mehr sehen. Jessika ist ein dummer kleiner Wurm mit ihrer Liebe, trotzdem empfehle ich Dir, süßes Spätzchen, zart mit ihr umzugehen, nicht zu zetern, nicht zu picken. Sie ist gerade wie ein Tautropfen, der in der Sonne schön wie ein Edelstein funkelt und beweglich lebendig ist und, wenn die Sonne fortgeht, glanzlos wird und versiegt. Dies schreibe ich, damit Du siehst, daß ich mich auch echt dichterisch ausdrücken kann. Hör mal, Peter soll für Zigarren und Zigaretten unterwegs sorgen, der hat gern Aufgaben zu erfüllen.

Welja.

Digitized by Google

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 13. Juli.

Lieber Konstantin! Du hast mir nicht geschrieben, damit, wenn ich todkrank oder tot wäre, der Brief nicht in unrechte Hände geriete. Jetzt ist die Gefahr vorüber. Wenn Du keine weitere Nachricht von mir erhältst, laß die Schreibmaschine am 16. abgehen; melde es mir gleichzeitig. Die Krankheit ist endgültig gebrochen, aber ich bin noch sehr erschöpft, so erschöpft, daß ich gern noch ein paar Tage lang im Bett liegen würde, ohne zu denken, ohne andre Bilder in meinem Gehirn als das der dunkeln Frau und des blonden Mädchens, die von Zeit zu Zeit durch mein Zimmer gleiten, sich über mich beugen und mit sanfter Stimme freundlich zu mir sprechen, oder das der Tannen und Birken, die ich durch das offene Fenster sehen kann. Wird es einmal Menschen geben, die ohne Qual, ohne den göttlich-fluchwürdigen Stachel der Seele im Anschauen der Schönheit verharren können?

Welja und Jessika reisen morgen nach Petersburg, Jessika bleibt bei ihrer Tante. Wenn ich sie wiedersehe, wird sie ein schwarzes Kleid tragen. Diese Nacht, als ich den Mond, leuchtend bleich, von dunkelm Gewölk umgeben sah, mußte ich an ihren blonden Kopf über dem schwarzen Kleide denken. Ach, das ist das wenigste. Sie wird wieder rosige Wangen bekommen und lächeln und weiße Kleider tragen. Daß alles verdammt ist zu vergehen, indem es entsteht, das ist die einzige Tragik des Lebens; weil es das Wesen des Lebens ist, weil dies so geartete Leben das einzige ist, das jemals unser sein kann. Ich erwarte Deine Nachricht. Ljn.

### Lusinja an Katja

14. Juli.

Mein Jüngstes! Heute reisen Welja und Jessika ab. Sie haben noch einen Tag auf Ljn gewartet, ihm zuletzt aber selbst davon abgeredet, die Anstrengung des Reisens heute schon auf sich zu nehmen. Er ist aufgestanden, aber noch schwach. Etwa drei Tage wird er gewiß noch hierbleiben, also wirst Du ihn auf keinen Fall mehr sehen, wenn Ihr übermorgen fahrt. Jessika hat tapfer mit ihren Gefühlen gekämpft, ich hätte ihr so viel Selbstüberwindung nicht zugetraut. Heute war sie schon in aller Frühe im Garten und pflückte Körbe voll Rosen, mit denen sie das ganze Haus geschmückt hat. „Ich finde, es ist wie ein Hochzeitshaus," sagte sie. Dann sagte sie: „Mama, wir müssen euch doch eigentlich recht im Wege gewesen sein, als wir gleich so nacheinander anrückten?" Ich sagte: „Ja, wenn wir nicht selbst schuld gewesen wären, hätten wir uns vielleicht ein bißchen geärgert." Dein Bruder Welja, der dazukam, sagte: „Gott, was denkst du, sie hätten sich schrecklich gelangweilt ohne uns." Jessika entrüstet: „Anmaßender Junge! Du mit deiner Faulheit hast vor dem zweiten Jahre nicht gesprochen und vor dem zehnten keinen Witz gemacht." Nun, Du kannst Dir denken, wie zierlich sie einander ankläfften. Und dazu das kleine Gesicht, so still und blaß unter dem alten Kinderlachen. Gebt ihr noch recht viel Liebe an dem letzten Tage, hörst Du, Herzblatt? Und kränke sie nicht dadurch, daß Du etwas gegen Ljn sagst. Du bist ein viel zu junges und törichtes Glühwürmchen, als daß Du ihn richtig beurteilen könntest. Er ist jedenfalls ein bedeutender Mensch, und vor bedeutenden Menschen muß man die Achtung haben, daß man zunächst das Beste von ihnen denkt und im Zweifelfalle mit seinem Urteil zurückhält.

Was den Chauffeur anbelangt, den Tante Tatjana anstatt des alten Aushilfsdieners zu nehmen vorschlägt, so kann sich Papa nicht dazu entschließen, obwohl er zugibt, daß es vielleicht angenehmer für uns wäre. Er sagt, einen ganz fremden Menschen will er nicht ins Haus nehmen. Es käme nicht selten vor, daß die revolutionäre Partei auf diese Art ihre Leute in die Häuser einschmuggelte, um durch sie private Verhältnisse auszukundschaften oder sich mit der Dienerschaft in Verbindung zu setzen. Er möchte nicht gern ein zweideutiges Element zwischen unsre so treuen und zuverlässigen Dienstboten bringen. Da Papa von jeder Aengstlichkeit frei ist, wird diese Vorsicht wohl berechtigt sein. Wir bleiben also bei dem alten Kyrill, mehr als Iwan trinkt er auch nicht, und Papa sagt, Trunkenbolde hätten die treuesten Herzen.

Ich umarme Dich, Du geliebtes Kind! Habt Euch recht lieb, alle drei, und zankt Euch nicht auf der Reise, Du und Welja. Nennt Euch auch nicht Kalb oder Molch oder Spatzengehirn — das letzte geht allenfalls noch —, aus dem Scherz könnte einmal Ernst werden, und überhaupt ist es eine häßliche Gewohnheit, die bei Menschen, die Euch nicht kennen, Anstoß erregen kann. Gib auch acht auf Welja, als ob Du die Aeltere wärest, aber ohne es ihn merken zu lassen; um ihn sorge ich mich mehr als um Dich, Du, mein Liebling, wirst schon das Rechte tun und etwas Rechtes werden.

Also bin ich nun eine kinderlose Frau! In meinem Herzen habe ich Euch aber, ganz fest, da seid Ihr noch klein und habt es gern, in einen winzigen Raum geschlossen dicht bei Eurer Mama zu sitzen.

Lebe wohl!

### Welja und Katja an Jegor

Petersburg, 16. Juli.

Lieber Papa! Als Katja in Mamas Brief Deinen Ausspruch gelesen hatte, Trunkenbolde

Digitized by Google

hätten die treuesten Herzen, trompetete sie los: „Seht ihr, Lju ist kein Trinker! Er trank Wein nur wegen der schönen Farbe und des Aromas!" Es wird sich nun gewiß verbreiten, Du hättest Lju entlassen, weil er sich niemals betrunken hätte, Du wirst ein Liebling des Volkes werden, und eine Horde taumelnder Kosaken wird Dich als freiwillige Schutzgarde beständig umgeben. Wir haben gestern abend Tante Tatjana überzeugt, daß sie uns zum Abschiedsessen sehr feinen Wein vorsetzte, und Peter, der gerade im Begriff war, in einen Abstinenzverein einzutreten, hat das deshalb bis zu unsrer Rückkehr verschoben.

Lieber Papa! Welja schreibt doch nur Dummheiten. Es ist nicht möglich, mit ihm zu leben, ohne zuweilen Kalb oder Molch zu sagen. Mama, Du hättest ihn von vornherein besser erziehen sollen. Mit dem Trinken hast Du ganz recht, Papa, es war eine abgeschmackte Idee von Peter, in einen Abstinenzverein eintreten zu wollen. Warum soll man nicht trinken, wenn es einem schmeckt? Zu dumm! Jessika sagt, um Euch brauchte man sich keine Gedanken zu machen, Ihr sähet beide jung und glücklich aus. So wollen wir Euch uns unterwegs vorstellen. Mit Jessika bin ich sehr nett, aber ein Schaf ist sie doch. Da fährt unser Wagen vor! Morgen um diese Zeit sind wir schon über die Grenze. Unterwegs schreibe ich Dir einen richtigen langen Brief, süße Mama.

Katja.

### Lju an Konstantin

Kremskoje, 17. Juli.

Lieber Konstantin! Ich fahre morgen in der Frühe ab. Ich nehme das Automobil nach Petersburg. Von da fahre ich zu meinem Vater. Ich nehme an, daß die Schreibmaschine heute abend kommt. Es wäre mir nicht lieb, wenn sie früher käme, weil der Gouverneur dann wahrscheinlich sofort zu schreiben verlangen würde. Die beiden Menschen freuen sich auf ihr Alleinsein wie glückliche Kinder. Sie wissen selbst nicht, was sie eigentlich erwarten — ach, mein Gott, was erwartet man überhaupt, wenn man einem Augenblick der Liebesaufwallung entgegensieht? Was findet man?

Daß jemand anders vor dem Gouverneur die Maschine benutzt, das einzige, was meinen Plan zerstören könnte, halte ich für ausgeschlossen. Die Dienstmädchen getrauen sich aus Angst vor dem Gouverneur nicht, sie anzurühren, besonders seit sie einmal entzweigegangen ist. Er hat ihnen einmal sogar verboten, sie abzustauben, er wolle das selbst tun. Auch wird er sie sehr bald in Gebrauch nehmen, einige Briefe hat er immer zu schreiben, auch wird er sie nach der Reparatur probieren wollen. Ein Tag wird nicht darüber hingehen. Vermutlich wird er an die Kinder schreiben. Sie — seine Frau — was wird aus ihr werden? Das beste wäre für sie, wenn sie an seiner Seite wäre. Sie ist es ja fast immer. Wenn ich das nächstemal nach Petersburg komme, möchte ich Dich sehen. Zunächst brauche ich Ruhe.

Lju.

### Lusinja an Jessika

Kremskoje, 17. Juli.

Jessika, mein Blümchen, Deine schönen Rosen sind nun welk, noch ehe die Freude des Alleinseins angefangen hat. Der Garten ist aber voll neuer. Lju reist morgen in aller Frühe ab, er hat sich schon verabschiedet, weil er früher fährt, als wir aufgestanden sein werden. Vorhin, als wir von einem Spaziergang zurückkamen, stand ein Mann an der Gartentür. Ich sah ihn erst, als wir ganz nahe bei ihm waren, und fuhr unwillkürlich zusammen. Lju lachte und sagte: „Es ist gewiß wieder der Paketbote mit der Schreibmaschine." Und wirklich, er war es. Ich sah ihn ganz entsetzt und bewundernd an, und da lachte er wieder und Papa auch; es war nämlich ganz natürlich, daß er es erriet, weil sie eigentlich schon mit der ersten Post erwartet wurde. Denke Dir, Papa fiel gar nicht über die Kiste her, sondern ließ Lju auspacken und sitzt jetzt noch bei mir und spielt so schön Klavier, wie sonst niemand auf der Welt spielt. Vielleicht duftet zur selben Zeit die Lindenblüte Deiner Stimme an Tante Tatjanas Flügel. Du weißt doch, daß Lju gesagt hat, Dein Gesang wäre so zart, daß man nicht sagen könnte, er klänge; er duftete. Es ist mir gerade, als hörte ich Dich, meine kleine Holdseligkeit.

Lju sah mich wieder mit einem unergründlichen Blick an, als er mir Lebewohl sagte; ich freue mich, daß ich diesem Blick morgen nicht mehr begegnen werde. Aber sei ganz ruhig, ich habe ihm ein allerliebstes Futterkörbchen für die Reise zurechtgemacht und will ihm sehr wohl. Wenn er nicht nachtwandelte, wäre ich seine unbedingte Freundin. Denke Dir, Väterchen hat zuletzt noch die Anwandlung bekommen, außer sich zu sein, daß Lju fortginge, bevor er wieder auf den Beinen wäre; er wäre jetzt krank und hinfällig und zählte nicht, und ein Mann müßte doch im Hause sein. Da hat Papa wütend gesagt: „Bin ich denn ein Klapperstorch?" Darüber hat Iwan erst geweint, und dann hat er gesagt, er hätte Papa noch nie für einen Klapperstorch gehalten, aber er sollte doch gerade beschützt werden, und sich selber beschützen könnte man nicht, so wenig wie man sich selbst den Rücken waschen könnte. Papa fragte Mariuschka, die uns dies berichtete: „Wer wäscht ihm denn seinen? Du?" Was sie entrüstet verneinte; also ist das im Dunkeln geblieben.

Digitized by Google

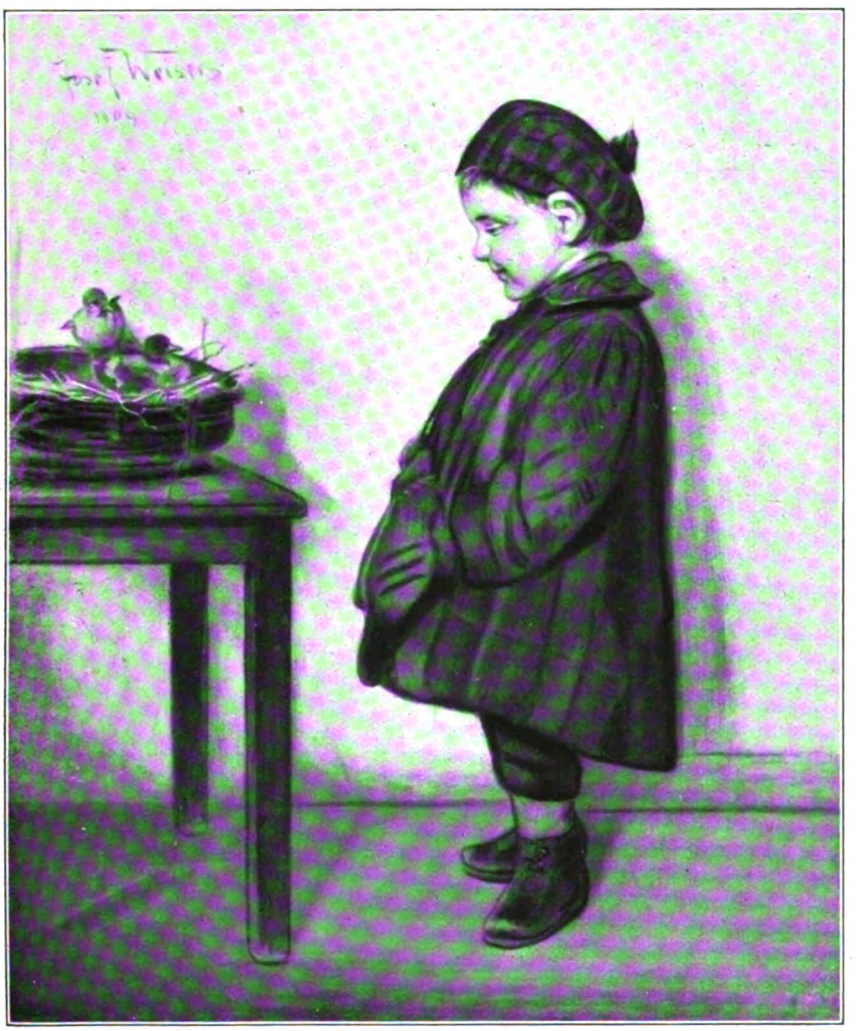
Gute Nacht, Liebling. Wann werde ich Dir einmal Dein Haar mit Rosen schmücken? Wer weiß wie bald! Das Schöne kommt unverhofft über Nacht.

Deine Mama.

### Jegor an Welja und Katja

Kremskoje, 18. Juli.

Nun ihr beiden kleinen Kinder, was für ein Unsinn ist das mit dem Trinken? Was soll ich gesagt haben? Gebildete Menschen müssen Maß halten, das ist selbstverständlich. Wenn ein russischer Bauer nicht trinkt, kann man auf Theorien und Berechnung schließen, auf den Hang zu irgendeiner Vervollkommnung, und wo der tierische Trieb einmal gebrochen ist, da tritt zunächst nichts Gutes an die Stelle. So; ihr habt mäßig zu sein, weil ihr für gebildete Menschen gelten wollt. Unser Schutzengel ist abgereist, ich habe augenblicklich keinen andern als Eure Mutter, unter deren Flügeln ich mich am wohlsten befinde. Eben tritt sie hinter meinen Stuhl, legt den Arm um mich und tut die nicht mehr neue, aber immer wieder gern gehörte Frage: „Warum bist du so blaß, J....."



Junges Volk

Nach einem Gemälde von Josef Weiser

Digitized by Google

Demonstration der Londoner Frauenrechtlerinnen auf der Themse vor dem Parlamentsgebäude

# Die englischen Frauenrechtlerinnen

Von

**Max Peregrinus**

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ein Franzose hat einmal gesagt: „Die Männer machen die Gesetze, die Frauen die Sitten." Es ist dies vielleicht eine der geistreichsten und zutreffendsten Definitionen der verschiedenen sozialen Aufgaben, die Mann und Frau zufallen, und doch, wie mutet der Satz in einer Zeit der Umwertung aller sozialen Werte, bei der sich die Grenzen zwischen den Obliegenheiten von Frau und Mann immer mehr verwischen, veraltet an. Heute nimmt die Frau, bei zunehmender Bildung gestählter als früher, für den Kampf ums Dasein ihr Schicksal selbst in die Hand und fordert als Siegespreis die Einräumung derselben sozialen Rechte, wie sie dem Manne zustehen. Selbst die eine scharfe Grenze, die bisher noch gezogen war: „Die Männer machen die Gesetze," sie ist hier und da schon übersprungen, und auch in England bereitet sich unter heißen, nicht immer geschmackvoll arrangierten Kämpfen ebenfalls ein Eindringen in die bisherige Domäne des Mannes, in das aktive politische Wahlrecht, vor.

Eine Anzahl Frauen, und sie ist eine ziemlich bedeutende, fand seit Jahren schon, daß sie Anspruch auf das politische Wahlrecht habe. Hatten sie nicht schon selbst praktische Wahlarbeit bei den Wahlen der Männer geleistet, hatten sie nicht auf ihren Rundgängen in den Familien der Wähler, in ihren Unterhaltungen mit den Hausfrauen vielleicht viel mehr als der Wahlkandidat selbst die Bedürfnisse der Bevölkerung und die Klagen der Frauen kennen gelernt, hatten sie nicht schon beratende Stimmen bei den Schulämtern der Stadt- und Landschulen innegehabt, waren nicht aus ihnen Fabrikaufsichtsbeamte hervorgegangen, die im engsten Kontakte mit der Arbeiterwelt standen? Gab es nicht ausgezeichnete Jugendbildnerinnen, tüchtige Aerztinnen, beredte Advokatinnen, stieg das Bildungsniveau der Frauen nicht dauernd? Wie denn? Sie alle sollten von der Teilnahme an der Lenkung des Staates ausgeschlossen sein, das Votum nur den Männern gehören? Selbst die Steuerzahlerinnen sollten nicht die Verwendung ihrer Steuern kontrollieren dürfen?!

Die bei den Wahlen aktiv mitwirkenden weiblichen „Canvassers" waren die ersten, die den Frauen das aktive Wahlrecht zu sichern versuchten und von den Kandidaten, die sie bei der Wahl unterstützt hatten, verlangten, ja sie darauf verpflichteten, für das Frauenstimmrecht einzutreten, eine Verpflichtung, die für diese nicht schwer zu übernehmen war, da sie wußten, daß ihre Bemühungen darum doch an der Opposition einer übergroßen Majorität des Parlaments scheitern würden. Es wurden natürlich von ihnen Versuche gemacht, den betreffenden Gesetzentwurf auf die Tagesordnung zu bringen. Er gelangte sogar zu einer zweiten Lesung im Unterhause, dann aber nicht weiter. Ein Teil der in ihren Erwartungen getäuschten Frauen fand zwar das Verhalten der

Digitized by Google

Parlamentarier schwächlich, ließ sie auch wohl fühlen, wie wenig sie mit gleichem Eifer ihren Eifer bei der Wahl lohnten, aber sie vergaben ihrer Frauenwürde durch laute Zornausbrüche nichts und setzten mit der Geduld einer sittigen Frau ihre stille Arbeit fort, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen.

Der andre an der Bewegung zur Eroberung des Frauenstimmrechts interessierte Teil nahm das Hinausziehen der Erfüllung seiner Wünsche nicht so geduldig hin. Ihre Geduld, so behaupteten sie etwas theatralisch, sei erschöpft. Das ihren Forderungen entgegengehaltene Wort „Geduld" erregte ihren Zorn und Schauder. „Geduld ist ein Anachronismus," zeterten sie, „früher mag es geduldige Frauen, stille Dulderinnen gegeben haben, die Rolle liegt uns nicht mehr. Wenn ihr uns an Wahlrecht nicht freiwillig geben wollt, was wir verlangen, so werden wir es uns erkämpfen." Dieser aus der sozialpolitischen Bewegung hervorgegangene Frauentypus, diese Jakobinerinnen des Salons wie der Arbeitsstube sind im Gegensatz zu den girondistischen „Suffragists" die „Suffragettes".

Die Waffen und die Methoden für ihre Kämpfe borgten die Suffragettes aus dem so reich ausgestatteten Arsenal der „Heilsarmee". Zunächst galt's, eine Armee anwerben, Proselyten machen. Hierzu waren Reklame und Organisation erforderlich. Die Parole wurde: „Votes for women" (das Stimmrecht für die Frauen). Auf den Bürgersteigen konnte man diese Worte mit Kreide und unverlöschbarem Material in Kubitallettern finden, und die Mauern bedeckten sich mit Plakaten, die diese Spitzmarke trugen.

Die Presse lieh der Neuheit und anfänglich auch des Ulkes wegen diesen Damen ihre Spalten. Auch Bundesmeetings, erst private, dann öffentliche, in denen die Organisation besprochen und das Programm des Vorgehens verabredet wurde, wurden in der Caxton Hall abgehalten, die bald das Hauptquartier der Suffragettes wurde. Ueber die Beschlüsse wurde gewissenhaft der Presse Mitteilung gemacht.

Das Programm bestand nun darin, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln von dem Parlamente eine Zusage der Gewährung des Stimmrechtes für die Frauen zu erzwingen und alle Neuwahlen zu bekämpfen, deren Kandidaten nicht bereit waren, die Verpflichtung zu übernehmen, für das Frauenstimmrecht einzutreten. Dies führte zu einem Boykott der liberalen Partei, in deren Mitte die Männer sitzen, die den Gehilfinnen bei ihren Wahlen versprochen hatten, für das Wahlrecht der Frauen

Eine Ansprache auf Trafalgar-Square

Digitized by Google

im Parlamente einzutreten, und dann dieses Versprechen lau oder gar nicht gehalten hatten. Nichts erbittert bekanntlich Frauen mehr als getäuschte Erwartungen. Die äußere Organisation wurde, wie gesagt, der Heilsarmee entliehen. Eine Uniform wurde für die militärisch formierten Bataillone geschaffen. Die Offiziere tragen Schirmmützen nach Art der deutschen Soldaten und die breite Schärpe in den neugeschaffenen Bundesfarben: Violett, Weiß und Grün. Unzählige kleine Banner mit den Worten „Votes for women" wurden in diesen Farben hergestellt und unter die Soldaten-Suffragettes verteilt, die bei feierlichen Gelegenheiten auf der Brust Rosetten mit Bändern in den Farben der Vereinigung tragen. Das kostbare, reichgestickte Bundesbanner aber hat seinen besonderen Standartenträger. Kommt es auch im ganzen den Suffragettes nicht auf die Qualität der anzuwerbenden Frauen an, so muß man doch zugeben, daß ihnen auch bald hochmögende und zahlungskräftige Frauen beitraten und daß sie über ein Kapital verfügen, das nicht bloß durch die Selbstbesteuerung der wenig wohlhabenden Masse der Anhänger zusammengebracht sein kann, sondern wohl von denen herrührt, denen ihre Wahlagitation zugute kommt.

Endlich konnte man zu einer öffentlichen Heerschau übergehen, die neue Anhänger zuführen mußte. Bevor es jedoch hierzu kam, geschah etwas Unerwartetes. Die Suffragists, die den Methoden der Suffragettes abholden Anhänger des Frauenstimmrechts, wollten den öffentlichen Nachweis führen, daß sie mit den letzteren nichts zu tun hätten und mit ihnen nicht verwechselt zu werden wünschten, und daß, wenn sie auch bei ihrer stillen Arbeit für ihre Sache beharrten, sie diese darum nicht aufgegeben hätten und mindestens in gleicher Stärke eine öffentliche Musterung abhalten könnten wie die Stürmer und Dränger. Der Zug der Suffragists durch London war imposant. Alles Theatralische war dabei ausgeschlossen. Das Menschenmaterial war ein ungleich besseres und vornehmeres als dasjenige, über das die Suffragettes später verfügen konnten. Der einzige Farbenreiz wurde dem Zuge durch die zahlreichen schwarzen, blauen und roten flatternden Gewänder der Studentinnen und Gradierten der Hochschulen verliehen. Es lag der Ernst eines sittlichen, nachdenklichen Wollens über diesen Damen, der Achtung einflößte, die Witze der zuschauenden Menge verstummen machte und in freundliche Ovationen verkehrte.

Nach acht Tagen marschierten die Suffragettes über dasselbe Terrain. Welch ein Unterschied! Der lose Mund der Londoner Plebs fand reichen Anlaß zu kräftigen Witzworten über den bunten Aufputz der Suffragettes und ihr herausforderndes, wenig ernstes Wesen. Es ließ sich leicht erkennen, daß sich in dem numerisch bedeutenden Zuge eine Menge Frauenvolk aus der Provinz und aus der Londoner Umgegend befand, dem der Gratisausflug nach

Suffragettes ziehen mit einer Orgel durch die Straßen, um Gelder für ihre Sache zu sammeln

Digitized by Google

Eine Frauenrechtlerin spricht vom Wagen herab zur Menge

London mehr bedeutete als die Kundgebung für das Wahlrecht der Frauen.

In der Caxton Hall war der Angriffsplan vorbereitet worden, mit dem der Regierung und dem Parlamente das Zugeständnis des aktiven Wahlrechts entrissen werden sollte, nachdem die Fachminister und der Ministerpräsident Asquith abgelehnt hatten, ihre Hand für die geforderte sofortige gesetzliche Durchführung eines solchen zu bieten. Asquith erklärte, wie wir später sehen werden, nicht ohne Grund, daß die Frauenstimmrechtsfrage unter den Frauen selber in England nicht so klar liege, wie die Suffragettes glauben machen wollen. Er steigerte durch seine Ablehnung nur noch mehr den Zorn der Ungeduldigen gegen die liberale Regierung. Die Konspiration in Caxton Hall explodierte schließlich. Tätliche Angriffe aufs Parlament wurden verabredet. Deputationen der Suffragettes sollten ins Parlament dringen und vom Unterhause die Erfüllung ihrer Forderung verlangen. Diese Pläne, in die Wirklichkeit übersetzt, wurden von der wachsamen Polizei vereitelt, wobei es bei dem Widerstande der Frauen, das Feld zu räumen, zu Verhaftungen und gerichtlicher Verfolgung kam. Die Richter faßten die Angelegenheit zuerst als einen schlechten Scherz auf, entließen einen Teil der Angeklagten unter Ermahnungen und verurteilten die Rädelsführer zu verhältnismäßig geringen Ordnungsstrafen. Diese aber weigerten sich, die Strafen zu bezahlen, brannten darauf, Märtyrer für ihre Sache und ins Gefängnis abgeführt zu werden. Allen voran Mrs. Drummond, die „Generalin der Suffragettes“, und die Pankhursts — Mutter und Tochter, von denen die erstere zweifellos für eine lange Tätigkeit auf dem sozialen Gebiete, dem der Armenpflege, der Mäßigkeitsbewegung und in Schulkommissionen, ein Anrecht auf die Hochachtung ihrer Mitbürger hat, und die Tochter, die Jura studiert hat, talentvoll und mit rednerischer Kraft ausgestattet ist. Die Versuche, in das Parlament zu dringen, wiederholten sich unter dem Zudrang eines lärmfrohen Publikums eine Zeitlang täglich und wurden mit immer erneuter List unternommen, die der der Griechen vor Troja nichts nachgab. Eines Tages passiert ein Möbelwagen unbehelligt den Kordon der Polizei und hält vor dem Parlamente. Plötzlich springen aus diesem zwanzig Suffragettes hervor und stürzen sich auf das Eingangstor zum „Hause“, ohne jedoch ihren Zweck, ins Innere zu dringen, zu erreichen. Bald wird ein Front-, bald ein Flankenangriff gegen das „Haus“ unternommen, während an der uneinnehmbaren Rückseite auf der Themse das Boot der Suffragettes mit seinem Purpurbanner hin und her tanzt und dessen Insassen den auf der Terrasse versammelten verblüfften Volksvertretern ein donnerndes „Votes for women“ zurufen. Endlich gelingt es eines Tages einer noch nicht kompromittierten Suffragette, mit Hilfe eines ahnungslosen Abgeordneten ins Parlament zu dringen. Mitten in die Diskussion schreit sie ihr „Votes for women“ hinein. Sie wird hinausbefördert. Die Szene wiederholt sich jedoch am nächsten Tage wieder und die öffentlichen Tribünen werden für den Schluß der Session geschlossen.

Digitized by Google

Der Angriff bleibt nicht auf das Parlament beschränkt, er wird auch auf die Privathäuser der Minister ausgedehnt. Bei Herrn Asquith erscheint eines Tages ein Telegraphenjunge und erklärt, von seiner Behörde beauftragt zu sein, ein Paket abzugeben, was der vor dem Hause stehende Polizist nicht gestatten wolle. Von einer kuriosen Postbestimmung Gebrauch machend, wonach auch Lebewesen durch die Post befördert werden können, haben die Suffragettes eine der Ihrigen als Expreßpostpaket an Herrn Asquith befördert. Sie hatten jedoch nicht mit dem Polizeiposten gerechnet, der,

Wagen mit Frauenrechtlerinnen

nachdem er den Rat seines Inspektors eingeholt, dem Telegraphenboten verbot, mit seinem Paket gleichzeitig in das Haus des Ministers zu treten. Er mußte sein lebendiges Paket in dem Schutze des Polizisten lassen, und als Herr Asquith erfuhr, um was es sich handelte, verweigerte er natürlich die Annahme der ihm zugedachten Sendung. Der Zweck, Asquith persönlich zu behelligen, war verfehlt.

Ihre Haupttätigkeit richteten aber die Suffragettes auf die öffentlichen Versammlungen, in denen die Minister sprechen. Sie sind die ersten zur Stelle, sie verteilen mit strategischer Schlauheit sich über das ganze Haus auf geschickt gewählte Plätze und machen es durch ihre Rufe „Votes for women!“ dem Minister unmöglich, zu Worte zu kommen, bis sie, da sie gutem Zureden kein Gehör schenken, sämtlich hinausgeworfen sind. Das ist aber keine kleine Arbeit, da sie sich nicht selten mit Ketten an die festen Sessel, auf denen sie sitzen, oder an die Balustraden der Ränge angeschlossen haben. Während der Loslösungsoperation aus dieser Lage ertönt der Jammerruf der von ihren Schergen angeblich Gemißhandelten, vermischt mit dem gellenden Schrei: „Votes for women!“

Der Ueberfall der Staatsminister auf offener Straße gehört ebenfalls zu den Praktiken der Suffragettes. Der Minister verläßt harmlos sein Haus, um sich auf sein Amt zu begeben oder etwas Erholung in frischer Luft zu suchen, als er sich plötzlich von zwei Suffragettes, die ihm aufgelauert, flankiert sieht. Sie bestürmen ihn mit Fragen über seine Stellung zur Frauenstimmrechtfrage und mit Forderungen, für ihr Recht einzutreten. Der arme Minister wird die beiden erst wieder los, wenn er sich in ein Haus flüchtet oder die Suffragettes die Polizei wittern. Im Grunde fürchten sie die Polizei nicht sehr, sie gehen, wie wir schon gesehen haben, mit Leidenschaft ins Gefängnis. Bietet ihnen doch ihre Entlassung aus diesem eine neue Gelegenheit zur Reklame für den Bund durch Veranstaltung von Aufzügen, welche die ihrer Strafhaft Ledigen im Triumph aus dem Gefängnis abholen und zu Festbanketten geleiten. Um dem Publikum vorzudemonstrieren, wie die Suffragettes es nicht scheuen, für die von ihnen vertretene Sache zu leiden, erscheinen zuweilen in den Straßen Londons Wagen, deren Insassen die Gefangenenkleidung tragen. Zuviel Karneval! Nur dem Einschreiten der Polizei ist es zuzuschreiben, daß nicht eines Tages eine Schwadron berittener Suffragettes an der Spitze eines Aufzuges erschien.

Aber auch mit Wort und Schrift machen die Suffragettes Propaganda und gehen damit ihren Gegnern zu Leibe. Durch zahllose Flugblätter, wie in ihrem eignen Organe „Votes for women“ zieht sich immer wieder der Gedanke: Steuernzahlende Frauen müssen auch die Kontrolle über die Verwendung der Steuern haben, und ihre Interessen müssen im Parlamente vertreten werden. Das ist gewiß ein sehr richtiges und gutes Prinzip, aber es wird, auch in Anwendung auf den Mann, nicht bis zur äußersten logischen Konsequenz getrieben, denn dann müßte der Landstreicher, der sich für fünfundzwanzig Pfennige hochbesteuerten Tabak kauft, auch das Stimmrecht haben. Doch wir beabsichtigen hier nicht, in die Kontroverse einzutreten. Es ist indes vielleicht nicht uninteressant, festzustellen, daß England eine Million mehr Frauen als Männer besitzt. Wenn daher das Votum an die Frauen nach dem Grundsatze des allgemeinen Stimmrechts, das in England in der Luft liegt und kommen wird, sobald das Veto des dieses bekämpfenden Oberhauses aus der Welt geschafft ist, verliehen werden sollte, so wird die Regierung des

Digitized by Google

Reiches vom Standpunkte der Frau geführt werden. Ob dies ein erwünschter Zustand wäre, bleibt dahingestellt.

Auf alle Fälle hat infolge der Wildheit der Suffragettes eine starke Opposition gegen die Stimmrechtfrage unter den Frauen Englands eingesetzt, und es scheinen die zu irren, die annehmen, daß sich das Blatt der öffentlichen Meinung zugunsten von Suffragists und Suffragettes gewandt hat. Vor einiger Zeit wurde im Unterhause eine gewaltige Rolle mit einer Viertelmillion Namensunterschriften von Frauen überreicht, die von einer Gewährung des politischen Stimmrechtes an die Frauen nichts wissen wollen. Sie sehen in dem Bestreben der Suffragettes etwas, das man am besten als ein „Los vom Manne" bezeichnen kann. Letztere übersehen dabei, daß eine Gesetzgebung, die den Frauen Vorteile auf Kosten des Mannes zuwendet, auf die Länge der Zeit sich gegen die Frau wenden muß, da der größte Teil dieser immer vom Manne abhängig sein wird. Diese Gegner des Frauenstimmrechts wollen in keiner Weise die Frauen von der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückhalten, für die sie, dank ihrem Takt, ihren Erfahrungen, ihrer Ausdauer wohl geschickt sind. Auf dem Gebiete der Lokalverwaltung soll ihnen ein Platz eingeräumt sein. Sie sollen die Männer in den Staatsangelegenheiten beraten und inspirieren, aber sie sind nicht kompetent, diese Angelegenheiten selbst zu entscheiden oder nach ihren Entscheidungen zu handeln. Es ist die Sache des Mannes, zu beurteilen, zu entscheiden, zu handeln und selbst sein Leben für seine Entschlüsse einzusetzen. Strebe nicht etwas andres zu sein, als du bist, aber sei in höchster Vollendung das, was du bist. Das sind ungefähr die Erwägungen, welche die Opponenten der Bewegung für das Frauenstimmrecht über die Bestrebungen der Suffragettes anstellen. Wer hat nun recht?

Eine kleine Stichprobe hierauf ist eben jetzt von den das Stimmrecht für Frauen fordernden Suffragettes veranlaßt worden. Sie erklärten, die Aufseherinnen im Holloway-Frauengefängnis, die einer großen Anzahl von ihnen durch ihren Aufenthalt bekannt geworden, forderten alle das Stimm-

Zug der Frauenrechtlerinnen zu einer Demonstration im Hydepark

Digitized by Google

recht für sich. Das hatte eine der Frauen der Antistimmrechtliga gehört. Aus reiner Neugierde kontrollierte sie persönlich diese Angabe, indem sie an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Resultat: 68 von 72 Aufseherinnen unterzeichneten die an das Parlament gerichtete Antifrauenstimmrechtpetition.

Wie man aber auch die Angelegenheit des Frauenstimmrechts ansieht und anfaßt, immer drängt sich wieder der Gedanke auf, daß die Ansichten, die Erfahrungen der Frau in Angelegenheiten von nationaler Bedeutung eingeholt und daß ein Sammelpunkt gefunden werden müßte, wo diese aufgenommen, fixiert und den parlamentarischen Beratungen nützlich gemacht werden. Eine beratende Frauenkammer wäre eine nützliche Ergänzung für das Parlament. In dieser Frauenkammer sollten selbsterwählte oder auch von den Grafschaftsräten bezeichnete Vertreterinnen der Grafschaft sitzen, die hauptsächlich über soziale Angelegenheiten, besonders die der Frauen und Kinder, über erzieherische, sanitäre und Armenfragen zu verhandeln, ihre Ansichten zu formulieren und dem Parlament in der Gestalt von Gesetzvorschlägen vorzulegen hätten. Ebenso könnte das „Haus" der Frauenkammer Gesetzvorschläge zugehen lassen, das diese kritisiert, eventuell mit Verbesserungsvorschlägen versieht und an das „Haus" zurückbefördert. Eine solche beratende Frauenkammer würde zweifellos sehr einflußreich sein und die Wünsche der Frauen besser zu Gehör bringen, als es die von Frauen erwählten Männer zu tun in der Lage wären. Die Frau tritt dabei aus dem Rahmen der Aufgaben ihres Geschlechtes nicht heraus und bleibt, was sie sein soll, eine treue Hüterin der Sitte.

# Aphorismen

Von

**Otto Weiß**

Ein Demokrat sagte: „Jede Aristokratie ist berechtigt, die an Charakter und Bildung höher steht als das Bürgertum."

*

Eltern, die darauf dringen, daß ihre Kinder in der Schule zu den Ersten zählen — die verdienen eine schlechte Zensur!

*

Ohne Ihre liebe Frau je gesehen zu haben, glaub' ich dennoch, sie zu kennen, wenigstens teilweise. So ist sie zum Beispiel imstande, Ihnen oft vorzuwerfen, daß Sie ihr nicht folgten — und Ihnen oft vorzuwerfen, daß Sie ihr folgten. Oder sie beginnt plötzlich ohne jeden Grund mit Ihnen zu zanken — warum? — damit Sie sich aufs zärtlichste mit ihr versöhnen — und ihr jene überflüssige Toilette anschaffen, „die sie schon längst wie einen Bissen Brot benötigt".

Suffragettes auf der Anklagebank

(Miß Pankhurst, Mrs. Drummond und Mrs. Pankhurst)

Digitized by Google

Frauenrechtlerinnen erwarten vor dem Holloway-Gefängnis (London N) die Freilassung von Freundinnen (× Mrs. Drummond, die „Generalin der Suffragettes")

Demonstrationszug in großer Toilette



Digitized by Google

# Der artilleristische Wettbewerb zwischen Frankreich und Deutschland

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Dem technischen Wettbewerb, bei dem Deutschland sich zurzeit nicht allein auf die gleiche Stufe mit Frankreich gestellt, sondern es alles in allem sogar überflügelt zu haben scheint, gesellt sich der Wettbewerb auf organisatorischem Gebiet bei. In dieser Beziehung macht Frankreich gewaltige Anstrengungen, um den deutschen Vorsprung einzuholen.

Im Vertrauen auf die technische Ueberlegenheit ihres Geschützes haben die Franzosen bei dessen Einführung geglaubt, unter der bisherigen Zahl ihrer Feldgeschütze bleiben zu können, indem sie der Batterie statt sechs nur vier Geschütze gaben. Als aber Deutschland bei der Umwandlung des Feldartilleriematerials nach dem System des Rohrrücklaufs den Bestand von sechs Geschützen der Batterie beibehielt, machte sich in französischen Armee- wie Parlamentskreisen das drückende Gefühl einer Ueberlegenheit der deutschen Artillerie gegenüber der französischen geltend.

Aus dieser Stimmung erwuchsen eine Reihe von Reorganisationsvorschlägen, durch deren Ausführung das verlorengegangene Vertrauen in die genügende Leistungsfähigkeit der eignen Artillerie wiederhergestellt werden sollte. Die Projekte riefen nicht allein lebhafte Verhandlungen im Parlament, sondern auch eingehende praktische Versuche hervor. So verschieden die einzelnen Vorschläge waren, so einheitlich gelangte jedoch die Tendenz zum Ausdruck, die Zahl der Feldgeschütze zu vermehren. Schließlich wurde eine Einigung dahin erzielt, daß unter Beibehalt der Zahl von vier Geschützen in der Batterie die Zahl der Batterien so weit vermehrt werden solle, daß jedem Armeekorps 120 gegen bisher 96 Geschütze zugeteilt werden könnten.

Man glaubt hierdurch der deutschen Artillerie trotz ihrer 144 Geschütze im Armeekorps gewachsen zu sein, da die in dieser Zahl mit einbegriffenen 24 Haubitzen als Schnellfeuergeschütze nicht mitzählen. Außerdem vertraut man der nach französischer Ansicht vorhandenen schießtechnischen Ueberlegenheit der Batterie von vier Geschützen über die Batterie von sechs Geschützen.

In seiner Parlamentsrede am Schluß des vergangenen Jahres wies der Kriegsminister Picquart in geheimnisvollen, aber mit Beifall aufgenommenen Andeutungen auf weitere in die Aktion tretende Verstärkungen hin. Er führte aus, daß nur ein Teil der Armee *sichtbar* sei, aber gerade der andre, die Reserven in sich begreifende Teil mache die Kraft Frankreichs aus. Er fügte hinzu: „Die Kommission weiß, wie wir unsre Reserven organisiert haben, die in Friedenszeiten auf den Uebungsplätzen einexerziert werden sollen. Auf diese Weise gewinnen wir Verstärkungsbatterien, die Deutschland nicht besitzt. Alles in allem ist unsre Organisation besser als die deutsche. Die Zahl unsrer Geschütze ist bedeutend größer, als es im Augenblick den Anschein hat. Wir können uns mindestens als ebenbürtig betrachten."

Es ist begreiflich, daß dieser Hinweis auf eine große latente, im Ernstfall wirksam werdende artilleristische Kraft einen suggestiven Einfluß auf die Gemüter der Parlamentarier gewann, aber es ist nicht minder verständlich, daß ein solcher Kraftzuwachs vom fachmännischen Standpunkte aus doch etwas nüchterner betrachtet werden muß.

Je vollkommener die Geschütze werden und besonders je größer die Feuergeschwindigkeit wird, die sie erlauben, desto mehr muß die Batterie einen Organismus bilden, der in der Hand des Batterieführers mit der Genauigkeit einer Maschine arbeitet. Jede Unregelmäßigkeit in dieser Maschine, in der die Menschen so hervorragend wichtige, aber auch in der erforderlichen Qualität die am schwierigsten zu beschaffenden Teile sind, vermindert sofort die Leistungen der Batterie und kann sie bei starken Mängeln in der Ausbildung fast illusorisch werden lassen. Wer nun weiß, welcher Arbeit es bedarf, dem Personal einer Batterie den Grad der Ausbildung zu verleihen, der erforderlich ist, um die Leistungsfähigkeit der Geschütze auszunutzen, und daß die erforderliche Routine nur unter bester Ausnutzung der gesamten Ausbildungszeit zu erzielen ist, der kann unmöglich annehmen, daß man auch in einer weit kürzeren Zeit die Reservebatterien auf denselben Stand der Ausbildung bringen könne wie die Batterien des stehenden Heers.

Wenn also Minister Picquart sagt, „der beträchtlichste Teil, der die Reserven in sich begreift, macht unsre Kraft aus," so wissen wir, was wir von diesem Teil zu halten haben.

Selbstredend besitzt jede Armee Reserven, auch Artilleriereserven, aber wenn es möglich wäre, sie auf die gleiche Höhe der Ausbildung der stehenden Armee zu bringen, dann wäre die Einrichtung der stehenden Armee doch eine nicht zu rechtfertigende Kraftverschwendung.

Die geheimnisvollen Hinweise des französischen Kriegsministers verfangen also bei uns nicht. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß die französische Artillerie, zumal in ihrer neuen Organisation, nicht als ein sehr ernsthafter Gegner betrachtet werden müsse. Auch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir aus dem französischen Vorgehen unsre Konsequenzen ziehen müssen, die aber hier nicht näher behandelt werden können.

Was die französische Organisation im einzelnen

Digitized by Google

betrifft, so soll nach dem von dem Parlament angenommenen Entwurf die französische Feldartillerie künftig bestehen aus 634 fahrenden 75-Millimeter-Batterien, 21 fahrenden k. 155-Millimeter-Batterien, 18 Gebirgs- und 16 reitenden, zusammen 689 Batterien. Die Fußartillerie soll bestehen aus 42 Küsten- und 47 Festungsbatterien, zusammen 89 Batterien.

Voraussichtlich wird die Verteilung der Feldartillerie so stattfinden, daß jedes der 19 im Mutterlande stehenden Armeekorps ein Regiment Korpsartillerie und jede der 43 Infanteriedivisionen ein Regiment Divisionsartillerie erhält, und daß schließlich die zwei noch übrigbleibenden Regimenter dem Gouvernement von Paris und dem Kolonialkorps zugeteilt werden.

Wie die Verwendung der im Mobilmachungsfall zu formierenden Reserveregimenter gedacht ist, läßt sich bei dem über die mobile Organisation sorgfältig gebreiteten Schleier des Geheimnisses nicht näher angeben. Nur so viel läßt sich annehmen, daß sie im wesentlichen bestimmt sein wird, die Artillerie der zu formierenden Reservedivisionen zu bilden. —

Am Schlusse dieser sowie der in Nr. 21 dieses Blattes über das Deportgeschütz angestellten Erörterungen muß behauptet werden, daß der artilleristische Wettbewerb zwischen Frankreich und Deutschland zu einem annähernden Gleichgewicht geführt haben wird, nachdem die geplante Reorganisation der Artillerie in Frankreich zur Ausführung gelangt ist.

Was die Bewaffnung anlangt, so wird man, wie bereits angedeutet, dem deutschen Feldgeschütz insofern ein Uebergewicht zuerkennen dürfen, als seine größere Beweglichkeit den an die Feldartillerie zu stellenden taktischen Forderungen in höherem Maße gerecht wird, als das bei dem französischen Geschütz der Fall ist. Das wird aber bei gleichzeitiger guter schießtechnischer Leistungsfähigkeit des beweglicheren Geschützes zu einem Faktor von weittragender Bedeutung, denn um wirken zu können, muß ein Geschütz erst am richtigen Platze sein.

Auch das Deportsche Geschütz vermöchte, was seine Konstruktionsprinzipien anlangt, das Gleichgewichtsverhältnis nicht zu stören, weil sein geringeres Gewicht hauptsächlich durch das zweifelhafte Mittel der Mitführung einer geringeren Zahl von Schüssen erreicht wird.

Die Annahme dieses Geschützes durch Frankreich könnte uns also nicht im mindesten beunruhigen. Aber Frankreich scheint auch nicht einmal an die Verwertung der Deportschen Erfindung zu denken, da man andernfalls annehmen darf, daß das Geschütz weder in seinem ersten Modell, im Frühjahr 1908 in London ausgestellt, noch die Veröffentlichung der Konstruktionsdetails gestattet worden wäre. Frankreich geht sparsamer mit seinen Geheimnissen um. Das mit einem Ausschlag zu unsern Gunsten erreichte Gleichgewicht mit der französischen Artillerie darf uns indes nicht in Sicherheit wiegen, denn Frankreich ist uns im Heerwesen stets ein geschickter Konkurrent gewesen.

# Die heilige Kunst

Von

**Robert Walter-Freyr**

Die sanftperlenden, fröhlichen Töne des Zaunkönigs rührten an einem rauhen Wintertage das harte Herz des Schreiadlers.

„Erbitte dir eine Gnade von mir, mein Sänger," sprach der Adler, „ich will sie dir gewähren. Möchtest du Empfehlungen, Titel oder Orden?"

„O Herr," bat der kleine König des Gesanges, „Herr, gib mir zu essen. Ich finde nichts in dieser teuern Zeit!"

„Was!" schrie der Adler, „ist dir die Kunst nichts mehr? Für das Heiligste forderst du schnöde Befriedigung deiner gemeinen Bedürfnisse?! Ha! spottest du so über meine fürstliche Huld? Fort — aus meinen Augen!"

Aengstlich flatterte der Zaunkönig durch den schwerfallenden Schnee.

Nach einigen Tagen starb er an Hunger und Kälte.

Digitized by Google

Die Bootsflotte der Ruderer an einem schönen Sonntagnachmittag vor einem Wirtschaftsgarten

# Der deutsche Rudersport

Von

**Theodor Kirsten**

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Mit dem Wachsen des Verständnisses für Gesundheit, Leibesübungen und Naturgenuß nahm auch rasch die Zahl der Anhänger des Rudersports zu, der nicht nur durch seine gefällige Form, sondern auch durch die freie, Muskel- und Nervenkraft erneuernde Art seiner Betätigung einen starken Reiz ausübt. Naturgemäß waren es zuerst die großen Städte, wo der Rudersport die weiteste Verbreitung fand, an erster Stelle Berlin, wo heute etwa vierzig Rudervereine bestehen und wo das Wanderrudern wie in keiner andern Stadt der Welt geübt wird. Allerdings findet der Ruderer an keiner andern Stelle ein 20 Meilen langes hindernis- und schleusenfreies Wassernetz von Flüssen und Seen mit ruhigem Wasser und bester Uferbeschaffenheit. Dazu kommt das benachbarte Seengebiet der Havel, das überhaupt unbegrenzt von jeder Schleuse ist. Ist in Norddeutschland die Zahl der Vereine und die der Gesamtheit der Ruderer eine größere, so weisen dagegen die süddeutschen, viel älteren Vereine eine größere Mitgliederzahl auf. Die Frankfurter „Germania“ mit über 900 Mitgliedern ist der größte Ruderverein Deutschlands. Die Gesamtzahl aller deutschen Ruderer, einschließlich der „Wilden“, die, ohne einem Verein anzugehören, unter eigner, selbsterdachter Flagge fahren, wird jetzt über 52000 betragen. Hierin sind zwar die nichtrudernden, nur unterstützenden Mitglieder der Vereine einbegriffen, doch kommen die sich immer weiter ausbauenden Schülerrudervereine mit ihren Zahlen noch hinzu.

Bieten sich auch jedem Wanderruderer alle Genüsse und Vorteile einer Ruderfahrt, so sind die vielfachen freudvollen und leidvollen Vorkommnisse und Spannungen, die das Rennrudern mit sich bringt, geeignet, den Reiz des Sportes wesentlich zu vermehren. Es handelt sich dabei weder um ein übertriebenes Kasteien und Abmagern, noch um ein ungesundes Abhetzen und Abrichten. Der Ruderer verpflichtet sich gewöhnlich durch Handschlag und Ehrenwort, die Trainingsregeln einzuhalten, die in einer bestimmten Diät im Essen und Trinken, in der Enthaltsamkeit von Alkohol, Tabak und so weiter und in dem gemeinsamen Schlafen im Bootshause bestehen. Sonst hat er sich nur zu den allabendlichen Uebungsfahrten zur Verfügung zu stellen — diese Arbeit im Boote ist allerdings hart. Die an diesem spartanischen Leben Teilnehmenden bilden jedoch nur einen sehr kleinen Teil der Mitglieder. Selbst in großen Vereinen von über 300 Mitgliedern sind es in der Regel nur 20 und höchstens 30 Ruderer, die zum Training

Digitized by Google

geeignet oder bereit sind. Oft genug ist deren Zahl so gering, daß mancher große Verein überhaupt kein Rennen besetzen kann. Alle übrigen Mitglieder betreiben das Rudern ganz zu beliebigem Vergnügen auf Wanderfahrten, entweder im Vierer, Sechser oder Achter, die als Vereinsboote nicht Damen mit sich führen dürfen, oder im Doppelzweier oder Einer, mit oder ohne Damen und Familie, sie paddeln im kleinen Kanu oder fahren mit ausgespannten Segeln als Gigsegler. Dem Deutschen Ruderverbande gehören etwa 14000 ausübende und 19000 unterstützende Mitglieder an.

Ein Rennruderverein bildet einen auf ganz ausgeprägt demokratischer Verfassung beruhenden kleinen Staat für sich, dessen herrschendes Oberhaupt und Verwaltung alljährlich neu gewählt wird und dessen Gesetze jedem einzelnen genaue Grenzen vorschreiben. Die Ruder- und Hausordnung beschäftigt sich eingehend mit allem Treiben des Ruderers. Jede Mannschaft in einem Vereinsboot fährt unter einem vom Ruderwart oder Ruderältesten ernannten Obmann; auch die Boote und deren Besetzung durch die einzelnen Ruderer werden vom Ruderwart bestimmt. Wie in jedem andern Staat spielt auch hier der Etat eine große Rolle, denn es sind Kampfvereine, und Kriegführen kostet Geld. Erheblich sind die Kosten für Unterhaltung des Bootshauses, Trainingsdampfers oder Schnellmotors, für Trainer, Bootsdiener, Boote und deren Einrichtung, Einsätze und Kosten der Regatten und vieles andre.

Den bedeutenden Aufschwung des deutschen Ruderlebens zeigen auch nach außen am deutlichsten die immer zahlreicher emporwachsenden großen Bootshäuser, vornehme Klubheime, stolze Ruderer-schlösser, die oft 100000 Mark und mehr kosten. Aus kleinen Anfängen haben sich mit dem Wachsen der Rudervereine auch die Bootshäuser entwickelt. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zuerst bloße Lagerräume für Boote in einfachen Schuppen und Bretterhäusern, entstanden bald daneben ein Ankleide- und ein Brauseraum für Ruderer und Rennmannschaften und, durch das Wohnen der letzteren im Bootshause bedingt, ein allgemeiner Schlafraum. Hierauf gliederten sich nach und nach ein Versammlungs- und Kneipraum, die Bootsdienerwohnung und die Küche an, die unter fremder Pacht zu einem regelrechten Schank- und Speisebetrieb wurde. Diese Entwicklung vollzieht sich auch heute noch immer aufs neue. Auf wenig anmutigen Plätzen von Bootsbauern oder sonstigen Vermietern finden sich zahlreich die kleinen, grauen Bootsschuppen der Ruderer. Doch aus dieser Einfachheit der Verhältnisse kleiner Vereine blühen manchmal überraschende Erfolge auf. Auch der vornehmste Berliner Ruderklub wohnte noch in einem solchen Bretterhaus mit seinen Booten, als er sein erstes Kaiserrennen

Station auf der Osterfahrt in der Umgegend von Berlin

Digitized by Google

Rastzelt im Kiefernwald

gewann. Heute sind in einem großen Bootshause alle Einrichtungen vorhanden, die zu einem guten Leben gehören, bis zu vornehm ausgestatteten Damenzimmern, Prunkstuben für Herren und dem modernsten Einrichtungsstil der Gesellschaftsräume, Gartenanlagen, stimmungsvolle Eingänge, Dielen und Treppenhäuser, Fußbodenbelag und moderne Beleuchtungsgegenstände empfangen den Eintretenden.

Die junge Mannschaft in der Sonne

Digitized by Google

Schwarzbefrackte Kellner fliegen durch die Räume, für die leiblichen Genüsse aus Ausschank und Küche sorgend. Das Leben in einem solchen Bootshause, wie es sich zum Beispiel in Berlin abspielt, ist ein fortwährender Wechsel und sehr anregend und eigenartig. Schon in den frühen Morgenstunden des Sonntags wird es im Hause lebendig. Die jungen Rennmannschaften sind munter, erfrischen sich im Wasch- und Brauseraum und kochen sich selbst ihren Tee oder Kakao. In frohester Laune genießt man auf der Veranda frische Waldluft und das erste Frühstück. Auf der großen allgemeinen Veranda erscheinen die Bewohner der Einzelzimmer, die, zwölf oder mehr, an Mitglieder vermietet werden, zum Kaffee, vor sich den Anblick der weiten, schimmernden Wasserfläche, der Wälder und Höhen. Im großen Umkleideraum mit den langen Reihen der Schränke für die Ruderkleidung, regen sich die ersten aus der Stadt gekommenen Mitglieder. Auch im großen Bootslagerraum poltert es. Die ersten Boote werden herausgebracht, die in den verschiedenen Größen und Formen hier übereinander lagern: der 19 Meter lange Achter, der hochgestellt die Höhe eines Berliner Wohnhauses erreicht, der neun Mann trägt und doch so leicht ist, daß ihn selbst zwei Mann tragen könnten. Sein Gegenstück, das kleine Skiff, das wie ein großer Fisch oben an der Decke hängt, ist trotz seiner Länge von etwa $9^1/_2$ Metern nur 26 bis 30 Zentimeter breit, und sein Ruderer nimmt es bequem unter den Arm. Viererboote sind in der Mehrzahl vorhanden. Die äußere „Haut" der Rennboote besteht aus Zedernholz, das an der stärksten Stelle 3 Millimeter mißt, nach den Enden zu aber papierdünn wird, so daß ein Daumendruck ein Loch hineinbrechen kann. Die Riemen (Ruder) der Rennboote sind 3,7 bis 3,9 Meter lang und entweder hohl oder auch gekehlt, das heißt durch tiefe Rinnen ausgekehlt und dadurch leichter und haltbarer als Ruder aus vollem Holz. In großen Bootshäusern lagern oft 20 Renn- und 50 Privatboote. Die Zahl der letzteren geht jedoch erheblich zurück, wo das Wanderrudern wenig oder gar nicht betrieben wird; in manchen süddeutschen Vereinen sind überhaupt keine Privatboote vorhanden,

Kojen im Schlafraum der Rennmannschaften

und es fällt auch dort das rege Vereinsleben fort, das zum Beispiel in Berlin anzutreffen ist.

An den Stegen des Bootsplatzes entwickelt sich ein reges Leben. Auf breiten Wagen werden die Boote auf die Stege gefahren und über eine eiserne Rolle ins Wasser gelassen. Steuer und Segel werden eingesetzt, die sonstige Ausrüstung vervollständigt und dann die Verfrachtung der Mundvorräte, Jacken, Mäntel, Decken, Kissen, des Kochgeschirrs, der Tische und Stühle, des Zeltes, des Eiskastens und andrer Sachen vorgenommen. Dieser Nebensport der Mitführung aller möglichen Sachen für einen täglichen Aufenthalt im Freien wird allerdings meist von Privatbootbesitzern gepflegt; der größere Teil der jungen Ruderer lebt als fahrende Leute mit leichtem Gepäck. Der Obmann der Bootsmannschaft trägt Fahrt, Namen und Richtung in

Digitized by Google

das Fahrtenbuch ein. Am Schlusse des Ruderjahres werden die Fahrtenkilometer jedes einzelnen zusammengerechnet, die fleißigsten Ruderer bekanntgemacht und durch Kilometerpreise besonders ausgezeichnet. In das „Familienboot" am Steg werden die Kleinen hineingehoben. Können sie sich schon mit Rollsitz und Ruder zurechtfinden, helfen sie mutig beim Rudern mit. Immer mehr kommt es in Aufnahme, daß Damen rudern, die dabei sogar geschickter und vorteilhafter wie die Herren aussehen, doch sind Damenrudervereine nur ganz vereinzelt vorhanden. Sind die ersten Boote auf die Reise gegangen, erscheinen auch die Rennmannschaften zu den Uebungsfahrten. Achter, Vierer, Zweier und Einer werden herausgetragen und ins Wasser gesetzt. In kraftvollem Gleichschlag fliegen die Boote dahin; hinterher jagt das Trainingsbegleitboot mit dem Trainingsleiter, der jeden Fehler im Rudern oder in der Haltung fortwährend mit scharfem Zuruf rügt. Einzeln oder zu zweien „matschend" fahren die Mannschaften so hintereinander „die Strecke" ab. Am Steg, im festgemachten Ruderkasten, sitzt ein Neuling, dessen noch ungeschickte Gliederverrenkungen auf dem tückischen Rollsitz den Zuschauern eine Quelle stiller Heiterkeit sind. Gern möchte er an den Fahrten in die Ferne teilnehmen, doch erst müssen ihm vom Ruderwart die nötigsten Kenntnisse der Ruderkunst beigebracht werden. In den Mittagsstunden tritt Ruhe ein. Einige der Rennleute sonnen und rekeln sich im Handkahn, der als „Holüber" Dienste tut; sogar mit der Angelrute stehen welche am Ende des Steges. Ein angehender Einerfahrer ist im Skiff gekentert. Unter großem Jubel wird er feierlich empfangen und ein Eimer kalten Wassers ihm beim Heraussteigen aus den Fluten über den Kopf gegossen. Sein verdutztes Gesicht erregt neue Freude. Kehren die Mannschaften dann abends ins Bootshaus zurück, beginnt das Unangenehmste des Ruderlebens: das Reinigen des Bootes. Nur der Kenner dieses Vergnügens kann es verstehen, daß es tatsächlich schnöde Kameraden gibt, die sich ihm entziehen. Der Schluß des Abends ist der zwanglosen, fröhlichen Geselligkeit mit den Damen gewidmet, wobei oft noch ein Tänzchen stattfindet, das die Muskeln der Ruderer auf eine weitere Probe stellt, trotz aller heißen und anstrengenden Tagesarbeit. Auf einer mäßigen Fahrt mit vier Stunden Ruderzeit macht der Ruderer etwa sechstausendmal die Rumpf- und Kniebeuge und zieht dabei seinen Körper auf dem Rollsitz und das Gesamtgewicht von Boot und Körper vorwärts. Tagesfahrten von 20 bis 30 Kilometer sind gewöhnliche Strecken, aber auch das Doppelte ist nichts Seltenes. Sogar Strecken von 120 Kilometern auf stillem Wasser wurden an einem Tage zurückgelegt, was selbstverständlich zu außergewöhnlichen Kraftleistungen gehört. Wochenlange Fahrten, selbst Hochzeitsreisen im Ruderboot, über Oder, Elbe, Rhein und so weiter, bis zur Ost- und Nordsee sind heute keine besonderen Ereignisse mehr. Einzelne Ruderer erreichen jährlich 3000 Kilometer, und es gibt Vereine, in denen 3000 Fahrten mit

Damenzimmer eines Berliner Ruderklubs

Digitized by Google

Die Sportsschwestern auf dem Bootssteg

50000 Kilometern gerudert werden, eine Strecke, die dem Erdumfang gleichkommt. Der Einfluß der Ruderbewegung auf den Körperzustand ist ganz außerordentlich. Selbst bei kurzer Fahrt zeigen sich Gewichtsabnahmen von zwei Pfund, die sich bei langen, anstrengenden Fahrten bis auf acht Pfund steigern. Im allgemeinen verliert ein fleißiger Ruderer je nach seiner Körperbeschaffenheit den Sommer über 10 bis 18 Pfund.

Ist das Wasser frei von Eisschollen, so fängt der eifrige Ruderer das Ruderjahr schon in der Neujahrsnacht an, um die vielbegehrte Mandel Eier von den Wirten abzuholen und seinen Namen und Verein das Jahr hindurch an der Tür des Gastzimmers in Kreide prangen zu sehen. Sonst wird das Ruderjahr mit dem Feste des „Anruderns" eingeleitet, dem im Herbst das „Abrudern" gegenübersteht, zwei Festlichkeiten, bei denen getanzt wird und draußen auch feierliche Bootstaufen stattfinden. Die Oster- und Pfingstfahrten sind gewöhnlich dazu bestimmt, mehrtägige Ruderreisen nach beliebten Orten zu unternehmen und weit draußen ein freies Burschenleben zu führen. Man schläft in Gasthöfen oder Privatquartieren, im Boot oder auch im Zelt im Freien; Fackelzüge, Volksbelustigungen, große Paraden und lustige Abendkneipen wechseln ab. Hunderte von Ruderern aller Farben sind dann an solchem Wallfahrtsorte versammelt. Außer den großen Regatten findet auch eine Regatta des Vereins statt. Siegesfeiern, Sommernachtsfeste, Kartellfahrten befreundeter Vereine und vieles andre beleben den Sommer. Der Winter bringt allerlei große und kleine Festlichkeiten; zum Zwecke körperlicher Betätigung aber treibt der Ruderer das Turnen, Fechten, Schwimmen, Eislaufen, Hockey und vor allem das Bassinrudern in der Halle einer Badeanstalt oder im Bootshaus. Der angehende Junior wird dort im Ruderkasten ausgebildet und den älteren Rudern das Fehlerhafte ihrer Ruderform verbessert.

Mit dem Näherkommen des Frühjahrs tritt die Ausbildung der Mannschaften und die Sorge um die Beschickung der Regatten immer mehr in den Vordergrund. Die Bestellung neuer Boote, neuer Ausrüstung derselben und ihr Ausproben, die Anstellung eines Trainers, die genügende Zahl und Fähigkeit der neuen Rennruderer, deren Umsetzungen, Krankheiten, das gefürchtete Uebertrainiertsein oder gänzliches Versagen einzelner Mannschaften und schließlich das Bekanntwerden der Meldungen der Gegner der Rennen hält alle, die mit in dem Kreise leben, in andauernder Spannung. Die gesteigerte Erregung löst sich dann am Tage der Regatta aus in dem hochgehenden Gefühl des errungenen Sieges oder dem stillen, niederdrückenden, daß alle Opfer und Anstrengungen umsonst gewesen sind. Geld oder sonstigen Gewinn erbeutet der Ruderer nicht; den eigentlichen Preis erhält der Verein und

Digitized by Google

Ruderer-Idyll im Löcknitzwald nach anſtrengender Fahrt

er ſelbſt nur ein Erinnerungszeichen in Geſtalt einer Medaille oder eines kleinen ſilbernen Bechers. Hat der Junior ſein erſtes Rennen gewonnen, ſo iſt er damit Senior geworden und darf vom nächſten Jahre an in keinem Juniorrennen ſtarten. Bei vielen alten Vereinen iſt die Menge der Siegespreiſe im Laufe der Jahre zu einer neuen Sorge, der ihrer Aufbewahrung, geworden. Der Mainzer Ruderverein beſitzt über 250 Preiſe und ſteht damit an der Spitze der deutſchen Ruder-vereine. So iſt das deutſche Ruderleben ein eigen-artiges Gemiſch von ungebundener Jugendfreiheit, Naturpoeſie, Geſelligkeit und ernſtem Streben, ſtrengem, erzieheriſchem Zwang und Kampf.

Drei alte Herren bei einem „einfachen" Frühſtück

Digitized by Google

# Der Herrgott, der Teufel und der Dritte

## Eine Südtiroler Legende

von

**Hans von Hoffensthal**

Eine Tagschicht hinter dem St.-Oswald-Kirchlein steht mitten in den Rebgründen das Haus des Weinbauern Zagg.

Ein kleiner, sauberer Hof, von alten, knorrigen Kastanien gegen Sarner- und Schlernwind geschützt, nach Süden zu frei, hockt er da, ein trauliches, gutes Heim für Nepomuk und Katharina Zagg, wie die Eheleute hießen.

Die sieben Jahre, die sie auf dem Hofe saßen, waren keine schlechten gewesen. Der Wein war gut geraten, die Kösten (Kastanien) trugen das ihre, und wenn die Weinhändler im Herbst nicht gar so knickerig gehandelt hätten, wären wohl auch ein paar Sparkreuzer übriggeblieben. Die hätten für den „Poppen" gehört, den sich die Bäuerin seit sieben Jahren sehnlichst wünschte, den der Bauer seit sieben Jahren versprach und erhoffte, der aber nie kam.

So hofften sie denn weiter, beteten dazu auch viel und innig und taten das ganze Jahr geduldig, zäh und unverdrossen ihre harte Arbeit — bis im Herbst der Weinhändler wieder kam und ihnen die Ernte des ganzen Jahres um ein Spottgeld abnahm. Aber auch das wenige, was sie erlösten, reichte aus. Sie waren einfach und bescheiden gewöhnt und lebten trotz aller Mühe einträchtig und zufrieden.

Da geschah es an einem Winterabende, daß ein später Gast an ihre Tür klopfte. Der Bauer, der öffnete, befah sich den Wanderer nicht lange, hieß ihn willkommen, führte ihn in die Stube und schob ihm einen Sessel an den Tisch, daß er sich setze. Und da ihn dünkte, daß der Fremde müde und erschöpft aussah, ging er in den Keller, um Wein zu holen. Dort stand ein großes Faß mit einfachem und ein kleineres mit gutem altem Wein. Der Bauer trat zuerst an das große. Aber da riet ihm sein gutes Herz, daß dem Gast das edlere Gewächs gewiß besser bekäme, und so nahm er von diesem, ging zurück in die Stube und setzte dem Fremden mit einem „Gesegnet's Gott!" den Krug vor.

Als der Bauer saß, ging die Bäuerin in die Kammer, sah dort das vorrätige Brot, das frische und das alte, zögerte einen Augenblick, wählte aber dann einen Laib vom frischen und bot ihn mit einem „Gesegnet's Gott!" dem Fremden an.

Der aß und trank und redete mit seinen Wirten von ihren Wünschen und Sorgen. Dann, als es zehn Uhr schlug, stand er auf, machte über den Krug, aus dem er getrunken, und über den Brotlaib, von dem er gegessen, das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Ihr waret gut gegen mich, der ich müde in euer Haus kam. So soll denn der Wein, von dem ich getrunken, und das Brot, von dem ich gegessen, allezeit euch Nahrung geben. Und dir," wandte er sich an das Weib, „soll dein besonderer Wunsch erfüllt werden. Mißbraucht mein Geschenk nicht. Ihr dürft von Fremden keinen Nutzen daraus ziehen. Denn es gehört nur euch und euerm Kinde."

Damit gab er beiden die Hand und ging.

Der Bauer und sein Weib standen still und wußten kein Wort. In der Stube war es mit einem Male hell, ein starkes Licht leuchtete in dem Raum, froher Glanz kam auch in ihre Herzen, daß sie einander in die Arme sanken und sprachen:

„Hier ist Gott gewesen ... Gott war in unserm Hause."

Den Segen des Herrn spürten die beiden bald. Es war, wie er verheißen. Sie tranken täglich von dem Wein, und das Faß wurde nie leer, sie aßen täglich von dem Laib, und nie wurde er gar. Und wenig später erzählte die Bäuerin voll Glück ihrem Manne, daß sie sich Mutter fühle.

Als dann das Kind, ein Mädchen, kam, gaben sie ihm den Namen Klara und hüteten es in Liebe und Dankbarkeit und waren glücklich und froh. Nun mochte der Weinhändler die Praschlet noch billiger nehmen. Den Wein, den sie brauchten, und das Brot, das früher so manches gekostet hatte, war immer auf dem Tisch. Da würden die Sorgen wohl fernbleiben.

Die stellten sich auch erst ein, als einige Jahre hintereinander die Ernte mißriet. Da gab der Weinhändler noch weniger als je, und statt daß die Eheleute für das Kind etwas zurücklegen konnten, mußten sie alles Ersparte daran wenden, um nur die Steuern zu tilgen.

In diesem Herbst sahen die beiden recht trübe in das kommende Jahr und dachten lange und sorgend hin und her, wie sie das Verlorene wieder einbrächten.

Da geschah es an einem Winterabend wieder, daß ein später Gast an ihr Haus kam. Er klopfte nicht umsonst. Gütig und hilfsbereit boten sie ihm gastlichen Empfang und setzten ihm Wein und Brot zur Zehrung vor.

Der Fremde hatte erst von dem Weine gekostet, als er sich seinem Wirt zuwandte und fragte:

„Den Tropfen habt Ihr wohl selbst gezogen?"

Der Bauer, der sein Geheimnis wohl zu hüten wußte, sagte nichts dawider.

„Eine gute Sorte," fuhr der Fremde fort, „ein ganz besonderes Gewächs, wie es in den letzten Jahren nie mehr geriet."

Digitized by Google

Der Bauer nickte und füllte das Glas des Fremden wieder auf.

„Habt Ihr noch viel von diesem Wein?"

„Es reicht für uns hin."

„Könnt Ihr mir auch davon abgeben?"

„Das tut mir leid, Herr, das kann ich nicht. Der Wein ist nicht verkäuflich."

„Schade," meinte der Fremde, „für den Tropfen könntet Ihr verlangen, was Ihr wolltet. Hundert Gulden für den Hektoliter wäre mir nicht zuviel."

„Sakra!" fuhr der Bauer auf, den die Summe verwirrte. Aber er besann sich gleich wieder, gab sich ruhig und sagte achselzuckend: „Ich kann den Wein darum doch nicht verkaufen."

Der Fremde zwinkerte mit den Augen und steigerte.

„Der Preis, den ich früher genannt, ist nicht der letzte, den ich bieten würde. Ich weiß jemand, der mir für den Hektoliter von diesem Wein noch mehr gibt. Warum soll ich das auslassen. Wenn Ihr ihn also um hundertfünfzig geben wollt, so schlagt ein."

Hundertfünfzig Gulden.

Der Bauer kratzte sich umständlich den Kopf und überlegte. Das war ein Angebot. Aber er sagte kein Wort, sondern schielte nur immer zu seiner Frau hinüber, was die davon denke.

Die Bäuerin hatte aufgehört zu stricken und sah mit glänzenden Augen, voll Erwartung, bald auf ihren Mann, bald auf den Gast, der unterdessen seine Brieftasche herausnahm und vor sich niederlegte.

Und der Bauer überlegte. Das war eine Versuchung. Wenn er ein Faß von zehn Hektoliter aus seinem Wunderfaß füllte und dem Fremden überließ, dann wären er und die Seinen aller Sorgen enthoben. Ob er es nicht doch tun sollte? „Nein!" entschied er bei sich; „derjenige, der uns den Wein gab, hat es verboten, daß wir ihn verkaufen sollen. Also werde ich es nicht tun." Und nur aus Neugierde fragte er den Fremden: „Wenn ich jetzt zufällig zehn Hektoliter von dem Wein im Keller hätte und gäbe den Hektoliter nicht anders als um zweihundert Gulden, was sagtet Ihr da?"

„Es gilt!" erwiderte der rasch und entnahm der Brieftasche zwei Tausendguldenscheine, die er dem Bauern zuschob.

Da sah dieser wie gebannt auf das Geld und fing dann einen Blick seiner Frau, die ihm bedeutete, zuzugreifen, und überlegte nicht mehr lange und schlug ein.

„Ihr könnt auch das Faß morgen bei mir holen."

Das war dem Fremden recht. Er trank sein Glas aus und ging.

Als die Eheleute wieder allein waren, nahm ein jedes von ihnen eine der beiden Geldnoten in die Hand und betrachtete sie schmunzelnd, zärtlich und lange. Dann dachte der Bauer, daß er nach einem solchen Geschäft wohl noch ein Glas verdiene, und ging darum in den Keller, um Wein zu holen.

Er hielt den Krug unter die Pipe, drehte den Hahn auf — aber kein Tropfen kam. Er rüttelte das Faß, lüftete den Hahn — umsonst. Kein Tropfen rann. Er nahm den Hammer und schlug an das Gebinde — das Faß klang hohl, hohl und hell. Es war leer.

Da ging er wie vernichtet in die Stube zurück und bekam dort einen Gestank von Schwefel in die Nase, daß er genug hatte. Und als er seine Frau ansah, saß diese totenblaß am Tische und hielt zwei leere Blätter statt der Geldnoten in den zitternden Händen.

Nun wußten die beiden, wer ihnen diesen Streich gespielt, und verwünschten den Teufel, dessen List sie zum Opfer gefallen waren.

Noch sagten sie vor Entsetzen kein Wort. Dann aber fielen Worte, wie solche zwischen ihnen noch nie gesprochen worden waren. Denn der Bauer beschuldigte in seinem Zorn seine Frau, daß sie ihn dazu verleitet habe, auf den Handel einzugehen, und diese gab ihm jedes Schimpfwort gleich und mit bitteren Zinsen zurück und schob ihm die Schuld zu, und da geschah das, was bei den Zaggs noch nie vorgekommen war, nämlich daß Nepomuk Frau Katharina weiblich verprügelte.

Es war ein Kampf, bei dem der Bauer schon auch seinen Teil abbekam. Denn zu den schwächlichen Frauen hatte Frau Katharina nie gezählt.

Aber trotzdem heulte sie noch die halbe Nacht — und aß in ihrem Schmerz den Brotlaib — — vollends auf.

Durch die Schlägerei war freilich nichts besser geworden, sondern das Unglück blieb, wie es eben war. Der Segen des Herrn war von dem Hause gewichen, der Wunderwein war versiegt, der ewige Brotlaib war verschwunden, und jedes Bargeld fehlte, so nötig es gewesen wäre. Zank und Unfrieden hielten indes bei den Zaggschen nicht lange an. Sie versöhnten sich wieder, trugen einträchtig und geduldig ihre Not weiter auf ihren Schultern und fanden nur darin ein wenig Trost, daß die kleine Klara trotz der mageren, schmalen Kost wuchs und gedieh.

Die Bäuerin sah oft voll banger Zärtlichkeit auf ihr Kind, das ihr der Herr geschenkt — und betete zu diesem viel und innig, daß er doch wieder kommen möge, um ihnen zu helfen. Der Bauer aber besah fast täglich und mit unversiegbarem Zorn und Bedauern im Keller unten das kleine leere Faß und schwor dann jedesmal bei Himmel und Hölle, daß er dem Teufel, wenn er ihm noch einmal in Menschengestalt begegnete, alle Rippen kleinschlagen werde.

Das Gebet der Bäuerin verhallte ebenso wie ihres Mannes Fluchen.

Aber eines Abends im Frühjahr geschah es zum drittenmal, daß ein völlig Fremder bei den Zaggschen Eheleuten anklopfte und bat, ein wenig rasten zu dürfen.

Frau Katharina, die aufschloß, begegnete ihm in geheimer, stiller Hoffnung voll Freundlichkeit und hieß ihn eintreten. Aber über Nepomuk, den die Erinnerung an den letzten unheilvollen Besuch nie verließ, kam wieder der alte Zorn, und barsch und grob wies er den Bittenden von dannen. Doch als ihn seine Frau besänftigte und für den Fremden bat, schwieg der Bauer und ließ den Wanderer eintreten.

Da setzte sich denn dieser still und verschüchtert nieder und bat bescheiden um einen Trunk.

Digitized by Google

„Du magst ihm Wasser holen," wandte sich der Bauer zu seiner Frau.

Sie tat, wie ihr befohlen. Und während sie dem Fremden den Wasserkrug hinstellte und ihn dabei prüfend ansah, kam es ihr vor, als könnte hinter dieser Gestalt doch etwas andres stecken, als es so aussah. Und in ihrer gläubigen Hoffnung neu bestärkt, wollte sie aufstehen, um dem Gaste Brot anzubieten.

Aber als sie sich erheben wollte, hielt sie der Bauer, der ihre Absicht erriet, nieder und hinderte sie daran, dem Fremden das Brot zu bringen. Für Nepomuk war es klar, daß der Fremde niemand andrer als der Teufel sei, und trotzig und voll Grimm wartete er nur darauf, bis sich dieser durch irgend etwas verriete.

Indessen sah die fünfjährige Klara, die ihr Abendbrot aß, den Gast nach Kinderart aufmerksam und verwundert aus großen Augen an und begann dann, durch sein freundlich Zunicken vertraulicher geworden, ihm näherzurücken. Und da ihr in den Sinn kam, daß der Fremde vielleicht Hunger habe, nahm sie kurz entschlossen ihr Brot vom Munde und bot es ihm an.

Da lächelte dieser, nahm des Kindes Gabe, aß davon und zog dankend wieder seines Weges.

*

Wer war der Gast?

Der Heiland oder der Teufel?

Die Eheleute Zagg redeten lange und eindringlich über diese Frage.

Frau Katharina behauptete steif und fest, daß es nur Gott gewesen sein könne. Und Nepomuk wieder meinte, es sei der Teufel gewesen, der sich nur diesmal nicht getraut habe, ihn zu foppen. Er war durch keinen Einwand seiner Frau zu überzeugen und blieb starrköpfig bei seinem Glauben.

Erst dann, als die Sorgen dem Zaggschen Hause von nun an fernblieben und Wohlstand wieder einzog, erst dann gab er zu, daß seine Frau möglicherweise und vielleicht doch recht hatte.

# Grabfrühling

Von

**Martin Lang**

Die Tannen um dein Grab rauschen und neigen
Ernst und feierlich mit den schweren Zweigen.

Aus Blütenbechern saugen
Trauermäntel und Pfauenaugen
Und schaukeln die seidnen Flügel
Auf deinem Sonnenhügel.

Von Frühlingsblumen blüht der Rasen bunt,
Das ist dein weicher Mund,
Dein klares Auge, still gehoben,
Deine Haare braun und golden
Schimmern und duften geheimnisvoll verwoben
In Blütendolden.

Im Grase schmettert die Grille
Ohn' Unterlaß —
Ach, wie so stille
Ruhest du unter dem grünen Gras.

Digitized by Google

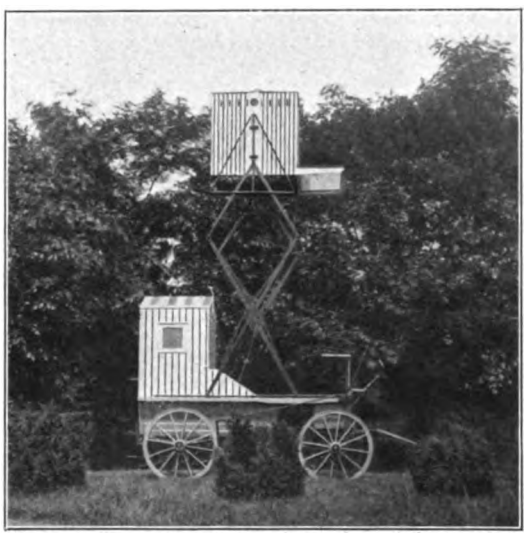
# Brieftauben als Photographen

Von

**Dr. A. Gradenwitz**

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein Apotheker in Cronberg, Herr Neubronner, eine Brieftaubenpost zur



Fahrbarer Taubenschlag

Beförderung von Rezepten aus den umliegenden Dörfern nach seinem Laden eingerichtet. Dieser Gedanke ist dann vor mehreren Jahren von seinem im gleichen Ort als Hofapotheker tätigen Sohn, Herrn Dr. Julius Neubronner, wieder aufgenommen und auch auf die Beförderung kleinerer Mengen Arzneistoffe ausgedehnt worden. Das unvermutete Ausbleiben eines derartigen geflügelten Boten brachte nun Dr. Neubronner auf den Gedanken, den Weg der Taube ohne deren Zutun photographisch aufzunehmen. Zu diesem Zwecke versah er das Tier mit einer Miniaturkamera von weniger als 75 Gramm, die durch selbsttätiges Oeffnen und Schließen des Momentverschlusses recht brauchbare Aufnahmen herstellte.

Dieser Erfolg veranlaßte ihn dann zur Konstruktion eines eigenartigen photographischen Apparates, den wir unsern Lesern im Bilde vorführen und mit dessen Hilfe sich in kurzen Zwischenräumen bis 30 Aufnahmen von 4×4 Zentimetern herstellen lassen. Es war natürlich nicht leicht, eine selbsttätige Kamera mit einer Brennweite von höchstens 5 Zentimetern zu konstruieren, deren Gewicht mit sämtlichem Zubehör nicht mehr als 75 Gramm (die von einer Brieftaube bequem transportierbare Maximallast) betragen durfte. Der Neubronnersche Apparat besteht eigentlich aus zwei selbständigen Kameras, deren Linsen nach vorn und hinten gerichtet sind, so daß man bei jeder Stellung des Vogels immer wenigstens eine Bodenaufnahme erhält. Die beiden Kameras sitzen in einem dünnen Aluminiumrahmen, der mit Riemen und Gummibändern an dem Körper der Taube befestigt ist.

Der Momentverschluß wird durch einen löffelförmigen Hebel ausgelöst, dessen Höhlung von einem mit komprimierter Luft gefüllten und mit sehr kleiner Oeffnung versehenen Gummiball nach außen gedrückt wird. Beim langsamen Entweichen der Luft fällt der Gummiball zusammen und erteilt dem Hebel eine Bewegung, durch die der Momentverschluß ausgelöst wird. Die Belichtung erfolgt daher in einem recht genau zu bestimmenden Augenblick. Bei einer andern Apparatform ist nur eine einzige Linse nebst einem Film angebracht, auf den mittels eines Gummiballes und Uhrwerkes in gegebenen Zwischenräumen eine ganze Reihe von Aufnahmen bewirkt werden.

Da die Brieftaube nach ihrem Aufflug zunächst eine Spirale beschreibt, ist es leicht, eine Anzahl Aufnahmen desselben Geländes in mehreren Richtungen zu bewirken. Wenn die Taube dann die Lage ihres Zieles bestimmt hat (sie kann ihren Schlag auf mehr als 30 Kilometer Entfernung erkennen), fliegt sie diesem mit Schnellzugsgeschwindig-

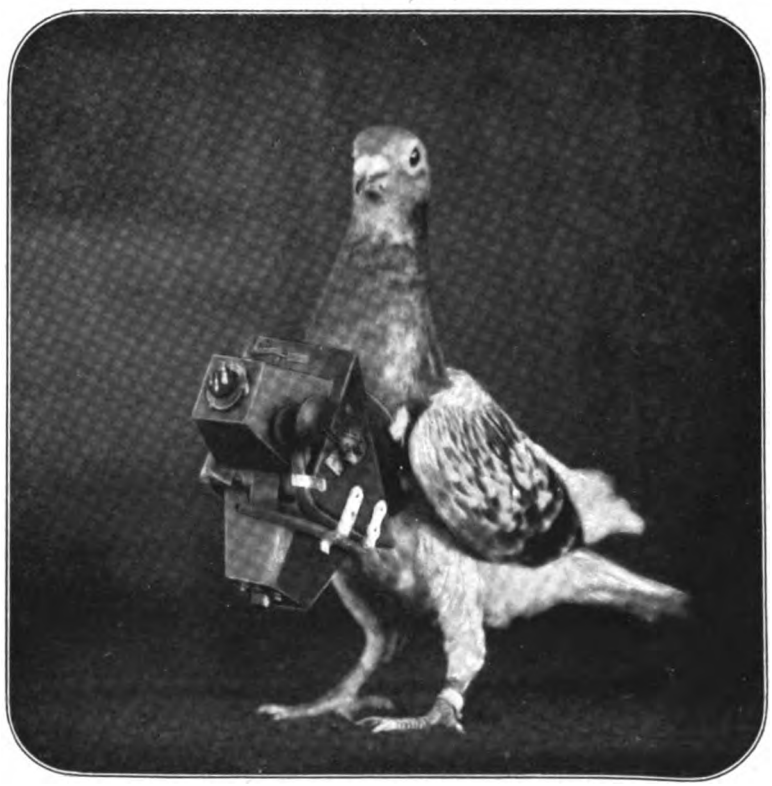
Der fahrbare Taubenschlag als Dunkelkammer

Digitized by Google

Doppelkamera für Brieftauben

keit in gerader Linie zu. Man hat es daher wohl in der Hand, die zu photographierende Strecke im voraus zu bestimmen.

Es liegt auf der Hand, daß die photographierenden Brieftauben sich in erster Linie für strategische Zwecke nützlich erweisen dürften. Von belagerten Plätzen aus könnte man mit ihrer Hilfe zum Beispiel die Stellung der belagernden Heeresteile erkunden, und in ähnlicher Weise könnten diese sich über die Einrichtungen der Festung aufs genaueste unterrichten. Dr. Neubronner hat für diese strategische Verwendung seiner Tauben fahrbare Taubenschläge konstruiert, die sich mit Hilfe einer Nürnberger Schere auf Turmhöhe aufrichten lassen. Die deutsche Heeresverwaltung hat ihr Interesse an dieser Angelegenheit dadurch bekundet, daß sie den Erfinder zu Versuchen in Gemeinschaft mit der Luftschifferabteilung nach Tegel eingeladen hat. In Verbindung mit lenkbaren Luftschiffen dürften sich die Tauben in der Weise verwenden lassen, daß das Luftschiff aus sicherer Höhe die Tauben losläßt und diese dann in einer für das Luftschiff gefährlichen Nähe die gewünschten topographischen Aufnahmen bewirken. Vor nicht langer Zeit hielt der Erfinder einen Vortrag in Cronberg und konnte seine Ausführungen durch Lichtbilder illustrieren, die nach Aufnahmen hergestellt waren, die seine Tauben von dem für jedermann unzugänglichen Park des Schlosses Friedrichshof mit nach Hause gebracht hatten. Was in Friedenszeiten bei einem verschlossenen, wohlbewachten Garten möglich ist, dürfte in Kriegszeiten bei einem belagerten und verteidigten Platz auch durchführbar sein, und so klein auch solche Bilder sein mögen, dem kundigen Auge können sie unter Umständen gar manches von Truppenunterkünften, Artilleriestellungen und Wirkung der Beschießung verraten.



Brieftaube, mit dem photographischen Apparat ausgerüstet

## An einem Sommertage . . .

Möcht' wohl, möcht' wohl ein Baum sein,
Wurzelnd in kühler Erd'.
All, was mich trübet, sollt' Traum sein,
Nicht der Erinnerung wert.

Heimlich kreisten mir Säfte,
Doch ich verstünde sie nicht.
Drunten saugt' ich mir Kräfte,
Droben rauscht' ich ins Licht.

Sonnen, Vögeln und Winden,
Blitz und Regengerinn,
Ihrem Kommen und Schwinden
Hielt' ich offen mich hin.

Nichts befürchtend, ersehnend
Wiegt' ich mich wunschlos und frei,
Rauschend — schweigend — mich dehnend —
Aber ich wüchse dabei!

Carl Busse

Digitized by Google

# Aphorismen

Bescheidene Menschen behaupten überhaupt nichts; etwas weniger bescheidene sprechen die Behauptung ohne Zusatz aus; noch weniger bescheidene fügen „nach meiner Meinung" hinzu; unbescheidene sagen: „nach meiner unmaßgeblichen Meinung" und arrogante: „nach der Meinung aller Urteilsfähigen!"

*

Ein Klassiker ist ein Dichter, den jeder für so bedeutend hält, daß sich keiner getraut, ihn zu lesen.

*

Wir gestehen unsre Fehler, damit wir sie nicht abzulegen brauchen.

*

Man ist ebensowenig gebildet, wenn man viel weiß, als man viel weiß, wenn man viel Bücher besitzt.

Eugen Lerch

Ausflug der Brieftauben

Brücke in Spandau. Aufgenommen im Auftrag des Preußischen Kriegsministeriums durch einen von einer Taube getragenen Apparat (vergrößert)

„Man muß allen Dingen auf den Grund gehen!" sagte der Stein und sank im Wasser unter.

*

Die Menschen hoffen schon deshalb so gern, weil Hoffen stets ein Nichtstun ist.

*

Bewußte Bescheidenheit ist Heuchelei.

*

Für die Wühlmaus blühen die Bäume unter der Erde.

Hans Krones

Gesittet sind die meisten Menschen nur, solange sie Furcht haben.

*

Die schwerste Strafe für die Schuld ist die Erinnerung.

*

Es gibt Menschen, die sich sehr lang besinnen, bevor sie — unbesonnen handeln.

Peter Sirius

Digitized by Google

# Impressionen aus Moabit

Von

**Walter Turszinsky**

(Hierzu sieben Abbildungen nach Originalzeichnungen von Heinrich Zille)

Die Bezeichnung „Moabit" gilt eigentlich einem Berliner Stadtteil, der die größere Strecke unsers Nordwestens umfaßt. Aber wie es häufig so kommt, daß der Zentralpunkt eines größeren

Angeklagter und Verteidiger vor der Verhandlung

Raumabschnittes diesem das Renommee gibt, so daß alles andre, was den in Frage kommenden Stadtteil füllt, einfach als nicht vorhanden erscheint, so hat sich auch hier eine seltsame Ideenassoziation eingebürgert. Denn man sagt in Berlin „Moabit" und denkt „Kriminalgericht". Man tut das um so mehr, als das Palais de justice in Moabit, dieses mit seiner totgrauen Front fast zwei ganze Straßen füllende Haus, sich mehr als den Vorzug einer lokalen Berühmtheit zuschreiben darf. Man nenne doch einmal draußen im Reiche dieses Wort „Moabit", das auch der Schreiber dieses für seine Betrachtungen akzeptieren möchte; und in jedem einzigen, wenn er sich nicht gerade, den Zeitereignissen ausweichend, in die Winkel verkriecht, wird sogleich die Vorstellung wach werden von Sensationsprozessen, deren Echos mit Hilfe des Telegraphen in jedem Eckchen der Welt widerhallen, von Bassermannschen Gestalten, klirrenden Ketten, von den hoch honorierten Größen des Berliner Barreaus und von alledem, was eben die Zeitungen gern breit und eilfertig ausplaudern ...

Schließlich, die Requisiten des Gerichtswesens werden in jedem Justizhause jeder Mittel- und Großstadt die gleichen sein. Aber die Dimension ist es, die Mischung von Quantität und Qualität, die dieses Moabit über den Kreis andrer deutscher Gerichtspaläste erhebt. Denn da ist der schmutzigrote, verwitterte Ziegelbau des alten Kriminalgerichtsgebäudes, dieses interessantesten Milieus aus der deutschen Prozeßgeschichte, dem der ehemalige Berliner Rechtsanwalt Doktor Fritz Friedmann in seinen „Memoiren" ein ausgezeichneter Chronist geworden ist, nun zu einer Stadt erweitert. Etwa 680 Zimmer beherbergen seit dem Aprilmonat des Jahres 1906 die Strafabteilungen dreier Landgerichte, die Räume der Staatsanwaltschaft, die Gerichtsschreibereien, und nur die harmlosere Instanz der Schöffengerichte blieb in den

Zeugin und Pressevertreter

„Bringen Sie mich, bitte, nicht in die Zeitung!"



Digitized by Google

Vorführung von Untersuchungsgefangenen aus dem Frauengefängnis

altväterischen Zimmern des alten Hauses seßhaft. Aber die Architekten, welche die neue Justizstadt aufrichteten, haben nicht auch dafür gesorgt, daß man sich in ihr zurechtfinden kann. Man tritt in ein Labyrinth, zerschnitten in lange, einförmig graue Korridore, die sich dann wieder in neue Korridore gabeln. Ein gewaltiges Netz von Linien, von denen eine mit der andern völlig identisch ist, spannt sich aus. Denn zu beiden Seiten dieser Korridorkanäle, in denen die preußische Sparsamkeit (mit Ideen) zum Prinzip erhoben wurde, bilden auch immer dieselben Türen Spalier. Sie sind voneinander nach den Maßen regelmäßigen Abstandes entfernt. Sie sind alle dunkelgrün gefärbt und stehen unter einem Portikus, der blaßrosa angestrichen ist. Die grüne Fläche wird dann nur noch von dem Schilde unterbrochen, das genauer Nam' und Art des Zimmers kennzeichnet. Das alles ist bis zur Langweiligkeit monoton, und — was noch mehr ist — es macht nur Gedächtniskünstlern und Stammgästen des Hauses die Orientierung möglich. Gewiß leisten die Herren Gerichtsdiener, die an Zimmertüren, Eingangsportalen und auf den Korridoren Posto gefaßt haben — manche der schneidigen Veteranen sind den ständigen Gästen von Moabit wohlvertraute Erscheinungen — hilfreiche Hand, wenn ein Zeuge wie ein rasender Roland die Korridore durcheilt und in der steinernen Einöde bald die Richtung verloren hat. Aber preußische Militäranwärter sind nicht geschulte Dialektiker, also auch nicht die idealen Wegweiser. So müssen die Richterkollegien, seit sie im neuen Hause hausen, etwas nachsichtig sein, wenn einer der Prozeßbeteiligten nach mannigfachen Irrmärschen und Eilmärschen den Gerichtshof nur mit Verspätung erreicht. Nun, die Herren Vorsitzenden bedenken gern, daß sich allein der Alt-Moabit mit Neu-Moabit verbindende Korridor, dem der Berliner Juristenjargon die amüsante Bezeichnung „Schwindsuchtsgang" beilegte, über 200 Meter Raumstrecke ausdehnt, und überlegen es sich wohl, ehe sie unter diesen Umständen einen sich verspätenden Zeugen in Versäumnisstrafe nehmen . . .

Freilich, manche dieser Korridore schließen eine solche Fülle des Lebens ein, daß unter der Buntheit und Bewegtheit der Gruppen die Monotonie des Rahmens sich auflöst und Bilder gegeben werden, in deren naturalistischen Einzelheiten der Psycholog schwelgen mag. Innerhalb dieser Gemälde fehlt gewiß die Episode der Gefangenentransporte, die man vom Kontakt mit Bekannten, Anverwandten und Publikum im neuen Hause völlig losgelöst hat und die nun unter starker Bedeckung durch unterirdische Gänge marschieren, bis sie hinter der Wandtür den von der Eisenschranke gesperrten Raum für den Angeklagten und vor diesem Verschlag den Verhandlungssaal finden. Aber da sind die „Büfette", die zwar vom Vorhandensein alkoholischer Getränke keine Notiz nehmen, aber bei volkstümlichen Preisen durch Bouillonorgien und Selterwassergelage gute Einnahmen erzielen. Hier gehen die Konventikel der „Kriminalstudenten" vor sich, jener Berliner Kleinbürger, die auch dahintergekommen sind, welche Erregungen der Prozeßsaal austeilt, und die als „kriminalistische Kannegießer" ihrem Berufsleben täglich ihre Moabiter Stunde genau so regelmäßig entwenden wie der Wiener Bürger seine Kaffeehausstunde. Daß sich an den Tagen der Sensationsprozesse die Zahl dieser Kiebitze um die Heerschar der Journalisten erweitert . . . daß dann auch die elegante Welt Berlins ihre männlichen und weiblichen und immer sehr gut gekleideten Abgesandten schickt, ist gleichfalls bekannt. Auch die „Zeugen" gesellen sich diesen Trupps zu. Ihr Warten, das sich oft über Stunden, ja über halbe Tage ausdehnen muß, ist eine starke Geduldsprobe. So wird es ihnen zu eng in den — im Gegensatz zu der strengen Aermlichkeit der

Digitized by Google

Wandelgänge — mit der Koketterie zierlicher Teezimmer ausgestatteten Wartehallen. Auf den harten, hallenden Fliesen der Korridore hat man sich auch bald müde gelaufen, meidet auch gern die geschärften Forscherblicke der andern Wartenden und traut sich doch nicht, das Haus für einen Stehschoppen zu verlassen. So retiriert man also auch zu warmen Würstchen, belegten Semmeln und Limonaden und bildet Stilleben, die nur der sonore Ruf des vorladenden Gerichtsdieners auflöst. Hier hockt eine Gruppe, die das vernichtete Scheunenviertel Berlins übriggelassen hat. Diese Merkmale kann auch die fadenscheinige Sonntagsgewandung nicht verdecken. Und man merkt es dem kragenlosen „Herrn" mit dem aufgequollenen stumpfnäsigen Gesicht und dem flachrandigen Modehut, man merkt es der „Dame" mit der aus zahllosen Ringeln kombinierten goldblonden Lockenfrisur wie der Alten, deren spitze Nase wie ein Pfahl unter der Winterkapuze hervorragt, an, daß ihre dezente Sprechart, ihr bescheidenes Benehmen nur zu jener Maske gehören, die ihnen die Würde des Hauses aufzwingt. Dann stampfen ein paar Gendarmen, Enaksöhne, hochgewachsen, in lichtgrauen Galamänteln in das kleine Zimmer. Ein paar Kinder kommen aus jenem Verhandlungssaal, an dessen Pforte der Gerichtsdiener soeben das Plakat „Die Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen" befestigt. Was bringt diese anmutigen Geschöpfe, deren reizende offene Mädchenzüge die Stempel der Unschuld und Reinheit zu tragen scheinen, auf diesen schlüpfrigen Boden? Aber der Kinematograph des Neu-Moabiter Hauses stellt schon neue Bilder ein, und man kommt nicht zu Reflexionen über die alten. Auf dem Wandelgang entspinnt sich ein Wortwechsel. Drei junge Mädels — von vulgärem Gesichtsschnitt und im anspruchslosen Festtagsputz der Berliner Arbeiterin — wechseln hastige, keifende, rüde Worte. Sie sind Kronzeuginnen eines Injurienprozesses und nehmen nun auch außerhalb der Verhandlung pro und kontra Partei. Der Gerichtsdiener heftet mit würdevoller, vornehmer Geste den Kneifer auf die Nasenspitze ... die Scheunenviertelgruppe erhebt sich in stillschweigendem Einverständnis und tritt grinsend näher. Und richtig, da klatscht's schon. Ueber die Schulter der Freundin hinweg hat der Handschlag der einen „Midinette" das Antlitz der andern getroffen. Die revanchiert sich, indem sie der Angreiferin den roten Filzhut vom Kopfe reißt, ihn unter die Füße tritt, zugleich die Finger in das blonde Haargeflecht der Feindin einbohrt, ihr die Zöpfe aufreißt, wilde Kreischlaute ausstößt. Die andre heult zurück, speit von sich, stößt mit den Füßen. Ein paar junge Rechtsbeflissene, die hier als Lernende durch die Prozeßsäle wandern, bleiben ganz erschreckt an den Korridorwänden stehen, und die Scheunenviertelmenschen bedauern, daß sie nicht mitmachen können. Aber schon vergißt der alte Gerichtsdiener, der zunächst die Tollheit der Szene gar nicht begriff, seine „noble Erziehung" und besinnt sich auf seine Vergangenheit als Unteroffizier. Unter der Assistenz eines Kollegen hat er die Mänaden schnell getrennt, und die Worte, mit denen er sie zur Ordnung ruft, sind auch nicht gerade dem Katechismus für Salongespräche entnommen ...

Die Zeugenbank

Digitized by Google

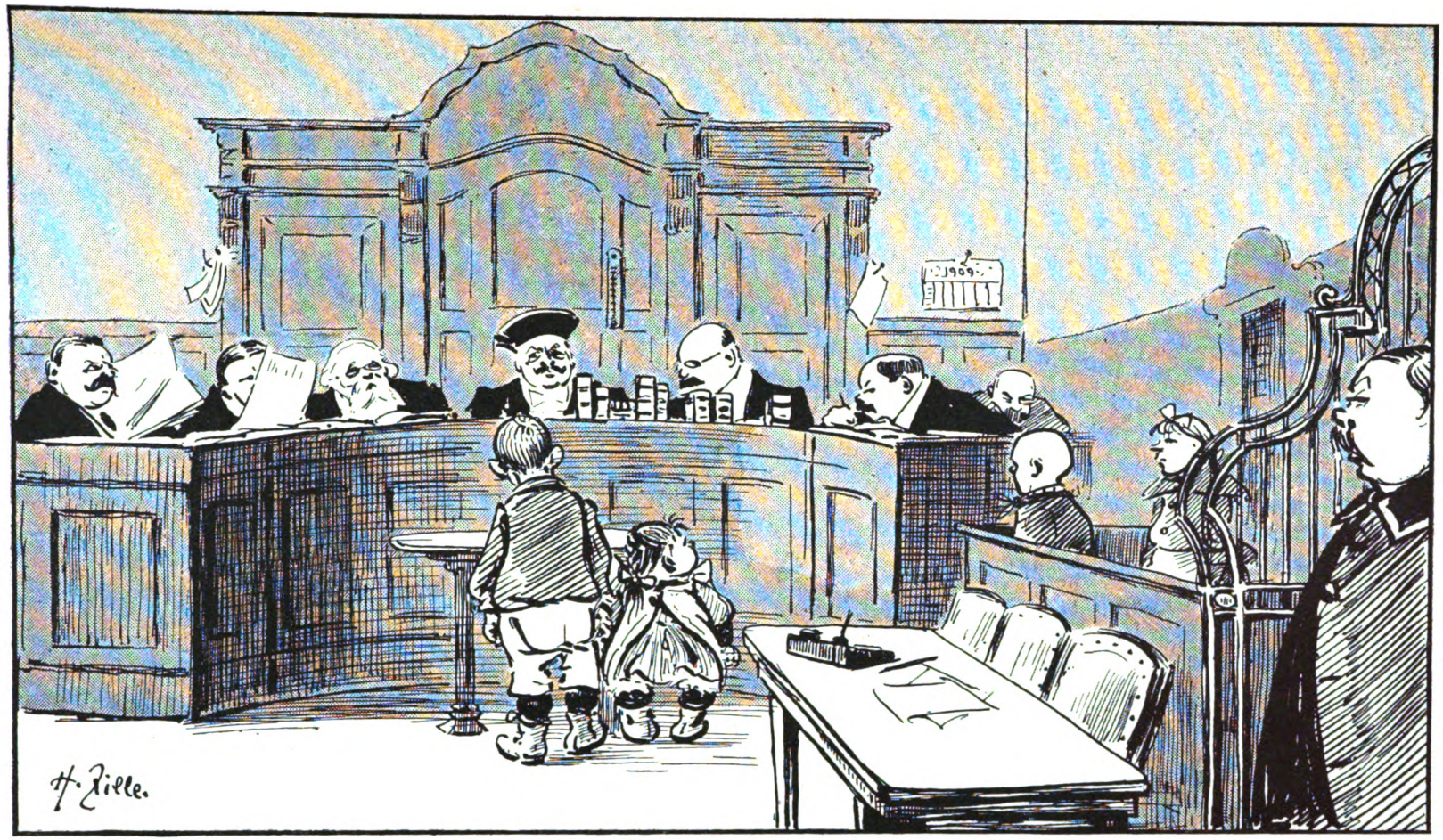
Aber auch ohne die Choks solcher Tumulte findet der Moabiter Spaziergänger reichliches Material. Er mag in den Tagen, wenn die Sensationsprozesse im Anmarsch sind, in den Zimmern der „Herren Kanzleiräte" vorsprechen, denen die Verteilung der Eintrittskarten zufällt, auf deren Pulten sich die Briefe dann bergehoch häufen, und die schließlich nur noch mit dem ganzen Rüstzeug altpreußischer Beamtenenergie sich ihrer bittstellenden Besucher und Besucherinnen entledigen können. Er mag das schmale „Pressezimmer" inspizieren, dessen Beherrscher der urwüchsige, berlinisch-lustige Oskar Thiele, der Doyen der Berliner Kriminalberichterstattung, ist, und in dem auch der kleine, gebückte Herr Friedländer seine Erinnerungen an die alten Monsterprozesse zum besten gibt, deren Psyche er mit kurzsichtigen Augen doch gut durchforschte. Oder der Spaziergänger umstreift das „Anwaltszimmer", sieht, wenn die Tür sich öffnet, das Vorkabinett mit den Telephonkojen, dahinter den Warteraum mit den langgestreckten Arbeitstischen, den Bibliothekschränken, den Ruhesesseln ... Ab und zu erscheint einer der Gerichtsdiener und stört die Siesta der wartenden Anwälte, indem er den Namen dessen, der nun an seine „Arbeit" muß, laut und dröhnend in das Zimmer ruft. Dann packt der Verteidiger das Aktenbündel, und die weiten Aermel, die lose Schleppe der Amtsrobe umflattern ihn wie schwarze Schwingen, wenn er eilig die langen Korridore hinter sich zu bringen sucht. Der drastische Moabiter Foyerwitz, der meldet, daß ein vielbeschäftigter Anwalt, den 36 an einem Tage zu erledigende Termine zwischen Alt- und Neu-Moabit unausgesetzt hin und her hetzten, am Ende des letzten Termins mit dem Ausruf: „Ich beantrage Freisprechung — Amen" tot zusammenbrach, karikiert derb, aber im Motiv zutreffend diese Leiden der Berliner Verteidiger seit der Eröffnung des neuen Justizpalastes ...

Aber der Moabiter Tourist liebt es doch vor allem, gerade sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die Helden von der Berliner Anwaltsbank, die Künstler der Prozeßrhetorik, deren Reden — im Gegensatz zu der Tendenz des alten Sprichworts — Gold bedeuten (wenigstens für ihre eigne Kasse), die man sich zur Erledigung großer strafrechtlicher Haupt- und Staatsaktionen auch nach draußen im Reich verschreibt, und die man hier, so unkorrekt das auch scheinen mag, anstaunt wie die großen Tragöden und Komöden der Bühne. Da zeigt man sich den kleinen Justizrat Erich Sello, den Pathetiker unter den Verteidigern, der es liebt, mit einem Schatz von Zitaten die Gefühle der Geschworenen lose zu machen, die Tränen zu erzwingen, die dem untersetzten Herrn mit den runden roten Bäckchen selbst locker genug sitzen, und der abends auf dem Helikon die Praxis des Anwalts gern gegen die eines Lyrikers eintauscht. Da ist der hochgewachsene Herr Schwindt mit der harten, knarrenden Gebieterstimme und dem Monokelglas in der Nasenfalte, im Amt der erbittertste Gegner jedes Staatsanwaltes, der ihm sein gutes Verteidigerrecht auch nur um eine Nuance zu beschneiden trachtet. Da ist der Doktor Werthauer, der demnächst wieder für den Bankier Friedberg plädieren wird, von schriftstellerischem Ehrgeiz gleichfalls nicht frei, eleganter Dialektiker, Stammgast der Berliner Theaterpremieren und Gatte der wunderschönen blonden Pariserin, die ein Jahr lang der Stern der „Metropoltheaterrevuen" war. Da taucht auch der Justizrat Wronker auf, den man in den Tagen des Kwileckaprozesses ehrte wie einen König, und neben ihm steht sein langbärtiger Kollege Herr Adolf von Gordon, des Grafen Kuno von Moltke Anwalt während des ersten Hardenprozesses, der Akademiker unter den Verteidigern, sehr exakt, aber auch sehr nüchtern. Diese aber sind es, die — wenn sie den Geschworenengerichten gegenübertreten — eo ipso ihr groß Publikum haben, und zu deren Plädoyers sich die Kriminalstudenten aller Kreise drängen, wie zu den Aufführungen des Nibelungenringes im Opernhause...

Die stärksten Eindrücke konzentrieren sich natürlich hinter den grünen Holztüren: im Bezirk der kleinen und großen Verhandlungssäle. Auch bei ihrer Einrichtung ist man vom System der Kargheit zurückgekommen. Sie haben nicht die erkältende, gruftähnliche Düsterheit der Saalgewölbe von Alt-Moabit, in denen man unwillkürlich die Stimme dämpft, in denen ich das Urteil über den Mörder der kleinen Lucie Berlin und den Freispruch der Gräfin Kwilecka hörte, und in die man auch heute noch gern die großen Sensationsaffären einquartiert. Gleich als wollte man die Strenge der Zeremonie abmindern und den Attentätern einen letzten Blick in die Behaglichkeit verstatten, hat man vielmehr die Sitzungsräume von Neu-Moabit mit allem „Komfort der Neuzeit" ausgerüstet. Und wenn draußen in den Treppenhäusern bunte Glasfenster das Sonnenlicht aufsaugen, um es als ein in hundert Farben leuchtendes Funkenfeuerwerk weiterzugeben: wenn ein Stockwerk sich pompös und mit kirchenhafter Würde auf dem andern aufbaut, so ist im Einrichtungsstil der Interieurs mehr eine gewisse bürgerliche Gediegenheit an der Tagesordnung gewesen. Da sind die Plafonds mit schweren Nußbaumtäfelungen geschmückt, an deren Schnitzwerk sich die aparten Beleuchtungsvorrichtungen klammern. Ja, selbst das „Armsünderbänkchen", übrigens eine recht bequeme Zelle hinter dem langgestreckten Verteidigertisch, ist von einem Eisengitter umhegt, an dessen reichem Arabeskenschmuck auch das Auge des Aestheten seine Freude haben kann. Natürlich dürfte dieser Aesthet nicht etwa als peinlich Beschuldigter auf der Anklagebank Platz nehmen.

Und nun durchblättere ich, von Saal zu Saal wandernd, das Album der kleinen und großen Dramen, die das Großstadtleben den bestallten Richtern zur Einsicht überantwortet. Wahrlich, hier ist die Hochschule für jene, die dem Dasein auf den Grund sehen möchten und ohne Grauen sehnsüchtig den Schritten der unerbittlichen Wahrheit nacheilen ... Hier zum Beispiel sind zwei Knaben vor ihrem Richter. Der eine, ein Dreikäsehoch im grauen Kittel, gibt stehend mit betränter Stimme dem Examinator Auskunft ... das Galgengesicht des andern, Sitzenden, mustert neugierig forschend den Raum, in dem Zeugen und Publikum Platz genommen haben. Es dauert nicht lange, bis man aus den Kreuz- und Querfragen des

Digitized by Google




Eine Gerichtsverhandlung gegen „Jugendliche“

Digitized by Google

Aufregende Szene im Korridor: Ein Sträfling sucht das Heil in der Flucht

Digitized by Google

Verhandlungsleiters ermittelt hat, daß diese Dreizehnjährigen, im Anschluß an die Lektüre eines Nick-Carter-Schmökers und in Gemeinschaft mit gleichwertigen Kumpanen, mit verruchtem Geschick die Eisengitterstäbe eines Kellers erbrochen haben, auf diesem Umwege von unten her in ein Warengeschäft eindrangen und aus diesem Geld und Süßigkeiten entwendeten. Es stimmt seltsam, daß der Staatsanwalt und der blutjunge Verteidiger diese Sache recht en canaille behandeln und daß nur der Vorsitzende den rechten, zwischen Mahnung und Empörung wechselnden Ton für diese Kinder mit den Allüren reifer Verbrecher findet, die sich auch vor dem Forum des Gerichtes noch mit der Waffe der Verlogenheit zur Wehr setzen ... Die andern „Fälle", denen ich ein Zuschauer sein darf, sind weniger kompliziert. Ein „Chauffeur", der das Automobil seines Lebens bereits zwischen einer hübschen Anzahl von Freiheitsstrafen hindurchlenkte, hat, als er das letztemal außerhalb des Gefängnisses stand, der Frau eines Mitgefangenen Geld und Speise abgeschwindelt. Sehr lebendig beeilt sich der wachsblasse Mensch mit den gelben Bartstoppeln auf den eingefallenen Wangen, sich zu seiner Schuld zu bekennen, und man hat den Eindruck, daß er nicht ungern den ihm oft beschert gewesenen Schutz der Gefängnishaft wieder aufsucht. Auch der grauhaarige Winkelbudiker bekennt ohne weiteres, daß er eine Stunde länger, als es ihm die Konzessionsurkunde gestattete, den Mitgliedern eines sozialdemokratisch eingeschworenen Sprach- und Diskutierklubs — das erschwert das

Allgemeine Enttäuschung: Oeffentlichkeit ausgeschlossen

Digitized by Google

„Verbrechen" natürlich erheblich — Obdach gewährt habe, und wird sein Strafgeld kaltlächelnd auf den Tisch des Hauses niederlegen. Man sieht: Mephistos Frage: „Wozu der Lärm?" charakterisiert auch so manche viel Papier, Zeit und Menschen beschäftigende Handlung der heiligen Themis in Moabit.

Nicht etwa auch diese? Eine märkische Bäuerin — sie trägt 65 Lebensjahre und einen verwitterten Kopf mit großen, dummen, umrunzelten Augen über dem höckerigen Rücken und dem kurzen Halse — hat einen Gerichtsvollzieher „beleidigt". Das heißt, sie hat gegen den ihr unbekannten Mann, dessen Legitimation sie in bäuerlicher Schwerfälligkeit keinen Glauben schenkte, die Nachbarn mobilisiert, ihn mit den Worten „Einbrecher" gekränkt und ihn schließlich fünfzehn Minuten lang in ein Zimmer eingesperrt. Ein heißblütiger Anwalt, der nicht nur den Dialektakzent, sondern auch das Temperament des Rheinländers sein Eigen nennt, meint, daß man die alte Bäuerin gewiß nicht mit dem Ruhmestitel „Intelligenz" ausstatten dürfe, daß ihr also ihre Ungläubigkeit, ihr sich in absurden und exzentrisch-wilden Handlungen ausdrückendes Erschrecken gleichermaßen zuzutrauen sei. Aber der sehr gründliche Herr Staatsanwalt hält jeden Gerichtsvollzieher von vornherein für eine „Säule der Staatsgewalt" und meint, daß hier einmal „der Daumen aufgedrückt werden müsse". So schickt man die alte Frau, die den größeren Teil ihres Lebens honorig hinter sich gebracht hat, auf fünf Tage ins Gefängnis. Auf ihren dicken Wollschirm gestützt, schleppt die Alte ihren buckligen Körper hinter der Schranke der Anklagebank hervor und geht zur Tür, den Kopf gesenkt haltend, gleich als handle es sich schon um den Spießrutenlauf, vorbei an den peitschenden Blicken der Dorfnachbarn, deren Kritik nun nicht ausbleiben wird.

Aber erst an jener Stelle, die ich zum Schluß meiner Wanderung aufsuche, scheint mir der unsichtbare und doch überall gegenwärtige Genius der Justiz seine strengste Miene aufzusetzen. Denn auf den Angeklagten dieses Raumes, auf den von der Untersuchungshaft im Antlitz fast alabasterweiß gefärbten, bartlosen Menschen, dem die blonde Haarsträhne spitzzipfelig über die Stirn hinweg fast bis zur Wurzel der dünn und krumm vorspringenden Nase herabhängt, wartet das Zuchthaus! Achtmal hat er seine Virtuosität als Einbrecher bewährt, achtmal hat er durch Brandstiftungen seine Spur zu verwischen, durch neuen Terror von den Merkmalen des alten abzulenken gesucht. Und dennoch hat auch dieser junge Schwerverbrecher, den das Böse kaum noch einmal aus den Klauen lassen wird, eine Getreue, die ihm auch diesen schweren Weg erleichtern möchte. Denn die rüstige, schwarzgekleidete Frau, die neben mir auf der glatten Holzbank sitzt, mit der Hand und dem Taschentuch winkt, bis der Angeklagte mit schüchternem Kopfneigen und einem halben Blick die Grüße zurückgibt, ist seine Mutter. Und es ist mir lieb, daß so der letzte Eindruck, den ich aus dem ernsten Moabiter Palaste mitnehme, nichts mit der diktatorischen Strenge der Gesetze, sondern nur mit den immer schönen Regungen menschlichen Empfindens zu schaffen hat.

---

# Literatur

**Liesbet Dill: Unverbrannte Briefe** (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, geb. M. 4.50). Der Roman, der zuerst in den Spalten dieser Zeitschrift erschien, liegt nun als Buch vor, und wir ergreifen gerne die Gelegenheit, ihm ein paar freundliche Geleitworte mit auf den Weg zu geben. Die Verfasserin, die in ihren beiden letzten Werken „Die kleine Stadt" und „Eine von zu vielen" mehr als soziale Anklägerin aufgetreten war und mit erstaunlicher Schärfe der Beobachtung ihre Umwelt zu schildern wußte, zieht sich in dem neuesten Werke wieder ganz auf sich selbst zurück. Die „Unverbrannten Briefe" sind ein Bekenntniswerk von eigenartigem Zauber. Von den beiden Hauptpersonen dieser Liebestragödie erfahren wir kaum, wer sie sind; aus kleinen Einzelheiten können wir wohl ihre Lebensstellung erraten, und der Duft, der wie ein feines Parfüm über dem Ganzen liegt, verrät uns, daß sie Kinder der sogenannten Großen Welt sind. Sie agieren wie hinter einem dunkeln Schleier, und obwohl wir kaum die Umrisse sehen, packt uns ihr wie in einem schweren Monolog vorgetragenes Liebesleben mit eindringlicher Kraft. Die Briefschreiberin ist eine Frau, und die Seelenqual einer liebenden Frau, die, festgehalten von tausend Banden der Konvention und Sitte, sich in Sehnsucht verzehrt, auf Schleichwegen ein heimliches Glück stiehlt, und die dann, als sie vom Geliebten das Letzte, Schwerste erleiden muß, so mächtig über ihn hinauswächst: das ist der Inhalt dieser Briefe, die ein Freund, ohne ihren Inhalt zu kennen, vor den Flammen bewahrt hat. Manchmal sind es nur ein paar flüchtige Zeilen des Augenblicks, manchmal rührende Klagen und schmeichelnde Worte der Liebe, aber wir fühlen, wie mit jedem Wort, mit jeder Zeile sich das Schicksalsband fester knotet, daß es ein Auseinander für diese beiden nicht mehr gibt. Gerade die Briefform enthüllt uns das Heimlichste, und wir meinen diesen namenlosen Gestalten bis ins innerste Herz zu schauen. Der Roman gehört unstreitig zu den besten Frauenromanen der letzten Zeit; eine echte Frau und eine vollendete Dame tritt uns daraus entgegen.

Von der im Leipziger Insel-Verlag erscheinenden neuen **Gesamtausgabe der Werke und Briefe Heinrich von Kleists** (herausgegeben von **Wilhelm Herzog**), auf die wir bereits vor einiger Zeit an dieser Stelle aufmerksam gemacht haben, ist kürzlich der zweite Band ausgegeben worden, der „**Amphitryon**", „**Der zerbrochene Krug**" und „**Penthesilea**" enthält (Preis geb. M. 6.—).

In der verdienstlichen und bereits sehr reichhaltigen populär-wissenschaftlichen Sammlung „**Wissenschaft und Bildung**" (Leipzig, Quelle & Meyer, geb. pro Band M. 1.25), die dem gebildeten Publikum viele höchst wertvolle kleine Monographien über die wichtigsten Fragen und Themata der modernen Kultur bietet, ist vor kurzem als Band 29 eine vortreffliche zusammenfassende Studie über „**Die Alpen**" von dem Wiener Geographen Dr. **Fritz Machacek** erschienen. Das mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern ausgestattete Buch ist ein überaus nützlicher und empfehlenswerter Begleiter und Lehrer für die ständig wachsende Zahl der Alpenfreunde, die sich nicht mit einem mehr oder weniger gedankenlosen Herumreisen begnügen, sondern aus dem Geschauten auch Belehrung und Nutzen ziehen wollen. Es schildert in acht Kapiteln die Grenzen und Gliederung der Alpen, die geologische Entwicklungsgeschichte, die physikalischen Verhältnisse des Wassers (als Fluß, See, Gletscher und so weiter), die klimatischen Verhältnisse, das Leben der Tier- und Pflanzenwelt, die prähistorischen Siedelungen, die spätere Kolonisation, die heutige Nationalitätenverteilung, die Siedlungsformen und Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung, läßt also keine wichtigere Frage, die der denkende Alpenwanderer sich stellen mag, unerörtert und wird viel dazu beitragen, das Interesse, die Liebe und das Verständnis für die Alpenwelt im deutschen Volk zu fördern.

Digitized by Google

**Hochzeitszug**

Nach einem Gemälde von William Krauſe

Digitized by Google

Digitized by Google

Eines der edelsten literarischen Denkmäler des mächtigen patriotischen Aufschwungs, der sich vor hundert Jahren in deutschen Landen unter dem Druck der Fremdherrschaft vollzog, Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, hat der Insel-Verlag in Leipzig in die Reihe seiner rasch beliebt gewordenen, mustergültig ausgestatteten Zwei-Mark-Bände aufgenommen. Die neue Ausgabe des berühmten Werks, das auch heute noch durch seine innere Kraft lebendig zu wirken und eine wichtige Mission zu erfüllen vermag, indem es uns in dem Glauben an unser Volk und an seine Zukunft bestärken kann, ist von dem Jenenser Philosophen Rudolf Eucken eingeleitet, der die unvergängliche Bedeutung des Buches ebenso warmherzig wie geistreich darlegt.

Dornenpfade der Barmherzigkeit. Aus Schwester Gerdas Tagebuch. Herausgegeben von Schwester Henriette Arendt. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; geb. M. 5.—.) Viel ist in den letzten Jahren geschrieben, beraten und wohl auch getan worden, um den Beruf der Krankenschwestern zu heben, die schweren Aufgaben, die diesen Dienerinnen der Nächstenliebe gestellt sind, nach Möglichkeit zu erleichtern. Nicht allein das soziale Pflichtgefühl unsrer Gesellschaft im allgemeinen fordert auch auf diesem Gebiet Reformen und Fortschritte; auch die Frauenbewegung als solche ist an dem Schicksal dieses ältesten aller Frauenberufe aufs stärkste interessiert, und nicht minder muß es ja eine Forderung der Volkswohlfahrt sein, daß die Frauen, denen wir unsre Kranken anvertrauen, sich mit innerer Freudigkeit und in voller physischer Leistungsfähigkeit ihrem unendlich mühevollen Beruf widmen können. Daß wir von diesem Ideal noch recht weit entfernt sind, ist kein Geheimnis; aber wie überall, wo Reformen als notwendig erkannt und in Angriff genommen sind, muß auch hier alles authentische Material, das vorhandene Mängel und Schäden bloßlegt, willkommen geheißen werden, denn nur volle Klarheit, auch wenn sie Unliebsames beleuchtet, kann den Weg zu wirklicher Besserung finden helfen. — Authentisches Material sind nun in erster Linie die Tagebuchblätter einer Krankenpflegerin, die Schwester Henriette Arendt, eine der bekanntesten Vorkämpferinnen auf dem Gebiet der Fürsorge für sozial Entgleiste, hier in Buchform dem Publikum vorlegt. Es handelt sich hier nicht um Romanhaftes, das willkürlich in die Form eines Tagebuchs gekleidet worden wäre; nein, all diese Aufzeichnungen sind wirklich unmittelbar im und nach dem Erleben niedergeschrieben, oft unter den schwierigsten und traurigsten Umständen, aus einer Art Tagebuch-Leidenschaft heraus, wie sie nur bei innerlich reich veranlagten, intensiv erlebenden und scharf beobachtenden Persönlichkeiten zu finden ist. Und diese Eigenschaften kommen dem Buche als schriftstellerische Leistungen außerordentlich zugut; all die verschiedenen Menschen und Milieus, mit denen eine vielbeschäftigte Pflegerin in Berührung kommt, sind mit erstaunlicher Anschaulichkeit geschildert, so daß in ununterbrochener Abwechslung ein Wandelbild des Lebens, im dunkeln Rahmen der Krankheit, physischer und geistiger Not, an uns vorüberzieht. Was alles von ungeduldigen Kranken, von rücksichtslosen Angehörigen der Patienten einer Krankenschwester zugemutet wird; wieviel Jammer und wieviel Verkommenheit sie oft mit ansehen muß, ohne die Flucht ergreifen zu dürfen; wie manchmal sie auch in den Organisationen und „Heimen“, die ihr den so bitter nötigen Rückhalt und Zufluchtsort bieten sollten, Unangenehmes, Trübes und Kränkendes erfahren muß, das kommt in all diesen Augenblicksbildern zu lebenswahrem, ergreifendem Ausdruck.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena hat seiner vor einigen Jahren erschienenen, textlich wie der Ausstattung nach gleich vorzüglichen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe, zu der Stewart Houston Chamberlain eine feinsinnige Einführung geschrieben hat (2 Bde., geb. M. 8.—), in jüngster Zeit zwei analog ausgestattete Briefwechselausgaben folgen lassen, die uns die beiden Dichter im brieflichen Gedankenaustausch mit den beiden Frauen zeigen, denen das größte Maß ihrer Verehrung und Liebe zuteil geworden ist. In zwei schlanken Bänden (geb. M. 7.—) wird uns, herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm, dem Urenkel Schillers, der Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte dargeboten, den vor einem halben Jahrhundert Schillers Tochter Emilie v. Gleichen-Rußwurm zum ersten Male an die Oeffentlichkeit gebracht hat. Diese Briefe sind die Dokumente eines psychologischen Romans, der uns anziehen und fesseln würde, auch wenn nicht einer unsrer Größten und Besten die eine der hauptbeteiligten Personen wäre. Hier enthüllen, wie der Herausgeber sagt, Menschen, in denen sich das Ideal der Zeit vollendete und die zum Ideal der künftigen Geschlechter erhoben wurden, ihre Leiden und Hoffnungen, ihr Glück und ihre Enttäuschung auf das unmittelbarste und einfachste der mitfühlenden Nachwelt. Durch das Zusammenlaufen verschiedener Fäden aus Schillers Jugendzeit und das Hineinspielen der unglücklichen Ehe Karolinens, der Schwester Charlottes, erweitert sich die Liebesidylle zum Roman, durch die Freundschaft mit Frau von Stein und mit Goethe fallen scharfe Lichter auf den Charakter des großen Dichters und auf seinen Bruch mit der Geliebten. Aus den Briefen der letzten Jahre leuchtet das große Glück, das unter kleinen äußeren Verhältnissen Schillers Ehe vergoldete. Reicher an Farben und Tönen, aber auch an Schatten und unruhiger Leidenschaft erscheint daneben das bedeutendere und bekanntere Gegenstück, Goethes Briefe an Charlotte von Stein, die uns Jonas Fränkel in einer dreibändigen kritischen Gesamtausgabe vorlegt (geb. M. 12.—). Diese Ausgabe, die den vollständigen Text der großen Weimarer Goethe-Ausgabe wiedergibt und nur in Einzelheiten nach eignen Beobachtungen des Herausgebers von ihm abweicht, bietet die große Masse undatierter Billette in neuer, selbständiger Einordnung, die zum Teil begründet wird und jedenfalls vielfach einen Fortschritt bedeutet. Eine sehr wertvolle und interessante Beigabe sind die Reproduktionen der Zeichnungen, die Goethe für Frau von Stein anfertigte und die seine zeichnerische Begabung oft in höchst überraschender Weise dartun. Die Anmerkungen und die am Schluß der einzelnen Bände angefügten Kommentare geben jede erwünschte Erläuterung mit größter wissenschaftlicher Exaktheit. Als Anhang sind drei Briefe von Charlotte von Stein an J. G. Zimmermann und ihr Schauspiel „Rino“, eine Auswahl aus den in den Jahren 1794—1826 zwischen ihr und Goethe gewechselten Briefen und zwei Gedichte Charlottes beigegeben — spärliche Dokumente ihres Geisteslebens, die uns zwar nicht für die von ihr selbst vernichteten Briefe an Goethe aus der Zeit der innigsten Seelengemeinschaft beider entschädigen können, aber in dem Augenblick, wo man die von Goethe vergötterte Frau von ihrem Piedestal herabzustoßen sich bemüht, gewiß besonderes Interesse verdienen.

In fünfter Auflage liegt vor uns die von O. Schmeil und Jost Fitschen bearbeitete Flora von Deutschland, ein in handlichem Taschenformat gehaltenes Hilfsbuch zum Bestimmen der in Deutschland wild wachsenden und angebauten Pflanzen (Leipzig, Quelle & Meyer, geb. M. 3.80). Das Buch zeichnet sich vor andern seiner Art vor allem dadurch aus, daß es nicht bloß eine Auswahl von Pflanzen enthält, sondern sämtliche Glieder des Pflanzengebiets zwischen den deutschen Meeren und den Alpen berücksichtigt; nur die ausschließlich in den Sudeten vorkommenden Arten der Gattung Hieracium und die vielen schwer zu unterscheidenden Arten, in die man Rubus fruticosus L. aufgelöst hat, sind nicht mit aufgenommen worden. Die neue Auflage weist gegenüber der vorhergehenden vielfache Verbesserungen auf; der Hauptanteil davon entfällt auf die Abbildungen, deren Zahl sich jetzt auf 587 beläuft. Die große Einfachheit und Uebersichtlichkeit, die die Verfasser überall bei der Verarbeitung und Anordnung des umfangreichen Stoffes erzielt haben, sichert in Verbindung mit der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Inhalts dem Buche bei den deutschen Pflanzenfreunden weiteren, anhaltenden Erfolg.

August Sperl, der Dichter-Archivar, tritt mit einem neuen, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Roman, betitelt „Richiza“, vor die Oeffentlichkeit (Preis geb. M. 5.50), der in engster Beziehung zu dem ihm erst unlängst vorausgegangenen prächtigen Buch „Castell“ steht. „Richiza“ behandelt eine sagenhafte Episode aus der ältesten Geschichte des fränkischen Grafengeschlechts; es ist eine Verherrlichung der Treue, der Treue im doppelten Sinne: der mittelalterlichen Lehenstreue und der Treue zwischen Liebenden. Und wenn durch den schurkischen Verrat eines Castellschen Lehensmanns das alte reichblühende Geschlecht fast vernichtet, sein jüngster Sproß unter dem entehrenden Verdacht der Feigheit in die Fremde getrieben wird, so harrt die unbeirrt und gläubig ausharrende Geliebte Jahre hindurch des Augenblicks, der den Verstoßenen in die Heimat und in die Ehre zurückführen wird. Die so versöhnlich ausklingende Dichtung ist reich an leidenschaftlich bewegten, oft erschütternden Szenen und dann wieder an Bildern voll zarten lyrischen Zaubers, ein farbenprächtiges, figuren- und lebensreiches Gemälde aus dem deutschen Mittelalter. Wie eine jüngere Schwester steht die anmutige, treu ausharrende und für ihre Treue mit spätem Glück gekrönte Richiza neben den „Söhnen des Herrn Budiwoj“. Sie wird dem Dichter viel neue Freunde gewinnen und seinen alten Freunden eine froh willkommen geheißene Botin seiner Poesie sein.



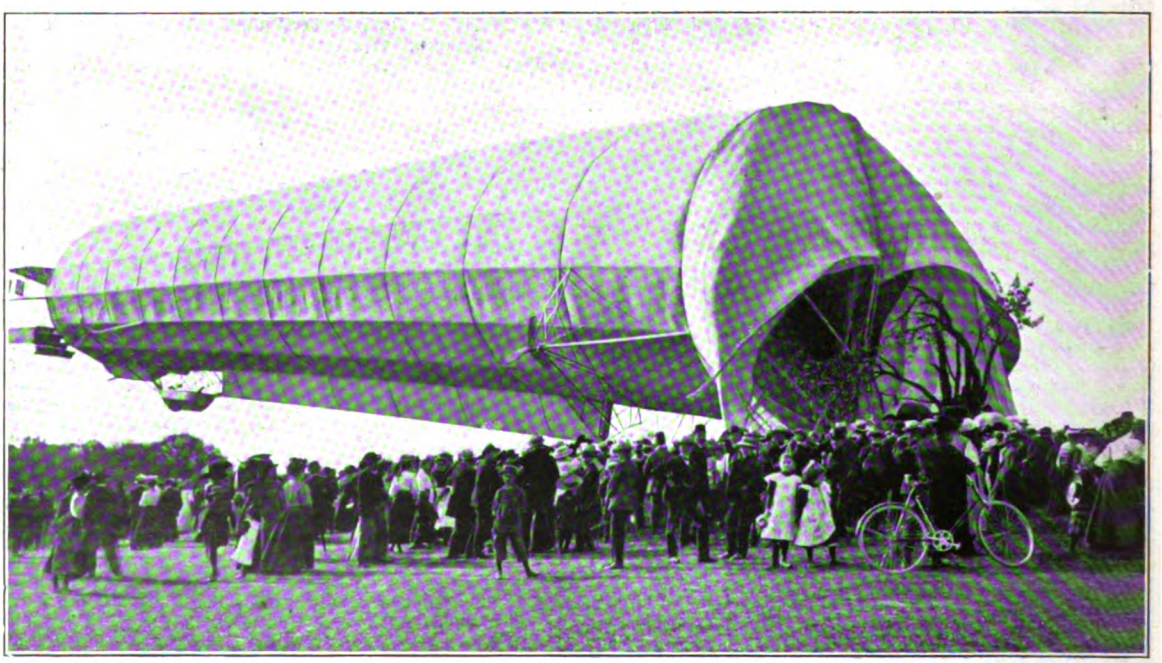
Digitized by Google

## Die grosse Dauerfahrt des Zeppelinschen Luftschiffs Z II

Durch die erste große Fernfahrt im vorigen Jahre, die leider bei Echterdingen infolge eines eigenartigen Unglücks ihr Ende finden sollte, hat Graf Zeppelin die Leistungsfähigkeit seines Luftschiffes auf das schlagendste erwiesen. In den Pfingsttagen hat der Graf nun mit dem neuerbauten Luftschiff Z II eine große Dauerfahrt unternommen, die den Zweck hatte, in ununterbrochener Fahrt möglichst lange in der Luft zu bleiben. Dies ist durchaus erreicht worden, der Luftkreuzer hat eine Fahrt von achtunddreißig Stunden gemacht, eine Fahrt, wie sie die staunende Welt noch nicht erlebt hat. In Bitterfeld wurde die Rückfahrt angetreten. In Göppingen sollte gelandet werden, um neuen Benzinvorrat einzunehmen. Die

Phot. Gustav Brenner, Stuttgart

Das Aluminiumgerüst der abgetrennten Ballonspitze



Phot. Albert Kurz, Stuttgart

Unfall des Luftschiffs Z II bei der großen Dauerfahrt am Pfingstmontag

Digitized by Google

Phot. Herbst
Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. von Neumayer, der Direktor der Hamburger Seewarte †

Landung ging glatt vor sich, durch ein ungeschicktes Manöver wurde das Luftschiff aber gegen einen auf dem Landungsplatz stehenden Birnbaum getrieben, wobei die Spitze zertrümmert wurde. Der Unfall, wenn er auch recht schwer war, ist jedoch nicht geeignet, den Erfolg der Dauerfahrt zu schmälern. Dergleichen Unfälle werden sich bei der Luftschiffahrt immer wiederholen; ist es doch bei der Schiffahrt nicht anders. Auch das beste Schiff kann bei der Landung durch einen plötzlichen Windstoß gegen die Kaimauer geworfen werden und Havarie erfahren. Der Unfall aber hat erwiesen, daß das Zeppelinsche Luftschiff nach einer Havarie nicht hilflos dem Schicksal preisgegeben ist, sondern in verhältnismäßig kurzer Zeit repariert werden kann und seine Weiterfahrt aufzunehmen vermag. So ist denn Z II am 2. Juni morgens um sechs Uhr trotz allem, was die Fahrt ihm gebracht hat, plötzlich in Friedrichshafen eingetroffen, und Graf Zeppelin kann auf die Dauerfahrt mit Stolz zurückblicken wie ein Sieger nach der Schlacht, mit Wunden bedeckt, aber aufrecht und zu weiteren Taten bereit.

## Der Bechstein-Märchenbrunnen in Meiningen

Inmitten des herrlichen Englischen Gartens in Meiningen und nicht weit von der Herzoglichen Bibliothek, in der Ludwig Bechstein lange Jahre gewirkt hat, ist dem Dichter ein Denkmal gesetzt worden, das am 14. Mai, dem Todestage Bechsteins, enthüllt wurde. Dem Erzähler der unsterblichen deutschen Volksmärchen, die so tief und geheimnisvoll zu uns sprechen, gebührte ein ganz besonderes Denkmal, und dieses ist der Märchenbrunnen in vollem Maße. Meister Robert Diez, der berühmte Dresdner Bildhauer, hat ein Kunstwerk geschaffen, das ebenso wie des Dichters Schöpfungen zum Herzen des deutschen Volkes, zu klein und groß spricht. Ein Sockel und pfeilerartige Anbauten halten ein mächtiges Fangbecken, teilweise in Felsenformen, dessen Schale durch springbrunnenartige Strahlen gespeist wird. Eine Hexe und ein männlicher Unhold suchen sich zu bespritzen, während ein riesiger Frosch aus seinem bronzenen Kopf Glockenstrahlen herniedersendet. Eine zierliche Waldnymphe, deren Körper in zwei Fischschwänzen endigt, sitzt auf einem Baumstumpf und lauscht den Erzählungen eines Waldschrats. Friesartig angebrachte Märchenschilderungen aus dem Tierleben, Vogelidyllen und Froschgroteske erhöhen die Märchenstimmung, die von dem Brunnen ausstrahlt. Eine einfache Widmungstafel trägt die Inschrift: „Ludwig Bechstein 1801—1860".

## Georg von Neumayer †

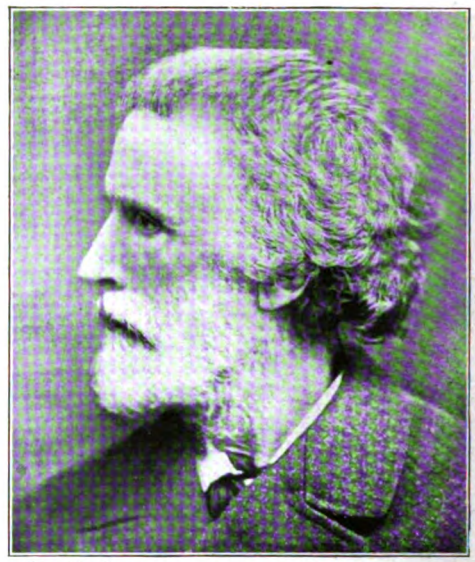
Der weit über die Grenzen Deutschlands, in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannte und hochgeschätzte Gelehrte, der Wirkliche Geheime Admiralitätsrat Exzellenz Professor Dr. Georg von Neumayer ist am 25. Mai im Alter von 83 Jahren zu Neustadt a. d. Hardt gestorben. Die Wissenschaft verliert in ihm einen Mann von größter Bedeutung, der Großes und Wichtiges für die Schiffahrt geleistet hat und dem an der ruhmreichen Entwicklung Deutschlands zur See ein hervorragender Anteil zuzuschreiben ist. Die Deutsche Seewarte, der Neumayer zweiunddreißig Jahre als Direktor vorstand, ist unter seiner Leitung ein für die Wissenschaft unentbehrliches Institut geworden. Das von mehr als 400 regelmäßigen Mitarbeitern der Seewarte zugetragene nautisch-meteorologische Material zu verarbeiten, die Veröffentlichungen der meteorologisch-hydrographischen Erhebungen aus den Schiffsjournalen, die Herausgabe der täglichen synoptischen Wetterkarten und der Wetterrundschau über das ganze Gebiet des Nordatlantischen Ozeans, die Herausgabe der Küstenbeschreibungen, die Leitung der weit über hundert Sturmwarnungsstellen, die Untersuchung der Instrumente für die Schiffe der Handels- und Kriegsmarine, das sind Leistungen, die, wenn sie auch von einem großen Stab von Beamten ausgeführt werden, an den Leiter der Anstalt Anforderungen stellten, von deren Umfang sich der Fernerstehende kaum einen Begriff machen wird. Bis über die Jahre hinaus, die gewöhnlich den Sterblichen beschieden sind, ist Neumayer rüstig und tätig geblieben, und auch als er im Jahre 1903 von der Leitung der Seewarte zurücktrat, hat er sich in seiner engeren Heimat, wo er nun gestorben ist, mit wissenschaftlichen Arbeiten rastlos beschäftigt.

Phot. Rosa Baumbach
Der neue Bechstein-Märchenbrunnen in Meiningen
Entworfen von Robert Diez, Dresden

Digitized by Google

## George Meredith †

Nachdem England vor kurzem erst seinen berühmten Dichter Swinburne durch den Tod verloren hat, ist am 18. Mai auch sein gefeiertster und produktivster Romanschriftsteller George Meredith im Alter von 81 Jahren gestorben. Meredith hat zwar zum großen Teil seine Erziehung in Deutschland empfangen, und der Einfluß Jean Pauls und E. Th. Hoffmanns auf sein künstlerisches Schaffen ist unverkennbar, trotzdem haben seine Romane bei uns erst spät und dann auch nur bei einem kleineren Kreise Eingang gefunden. Merediths Dichtungen tragen eben einen spezifisch englischen Charakter und das breite Ausspinnen des Dichters entspricht nicht immer unserm Geschmacke. Uebrigens sind in England auch nicht alle seine Romane so in die breiteren Schichten des Volkes gedrungen, wie sie es verdienen. Meredith ist lange Jahre hindurch journalistisch tätig gewesen, er schrieb politische Artikel und nahm auch als Korrespondent der „Morning Post" am Oesterreichisch-Italienischen Kriege teil. Seine ersten Gedichte fanden den Beifall Tennysons und andrer Kenner, das Publikum aber ging achtlos daran vorüber. Dasselbe Schicksal hatten zuerst auch seine nächsten Werke, die in den Jahren 1855 bis 1857 erschienenen Romane „The Shaving of Shagpat" und „Farina, a legend of Cologne", und selbst die gewichtige Stimme George Eliots, die schon im Jahre 1856 Meredith als einen Meister begrüßte, blieb völlig ungehört. Dann folgte der Roman „Richard Feverals Feuerprobe", der später eine so außerordentliche Verbreitung fand, der Roman „Mary Bertrand", die Bauerngeschichte „Rhoda Fleming", der Roman „Tragische Komödianten", eine Satire auf Ferdinand Lassalle, und zahlreiche novellistische und ästhetische Werke sowie mehrere Gedichtsammlungen. An seinem achtzigsten Geburtstage war der Dichter Gegenstand mannigfacher Ehrungen. Der König von England gratulierte ihm, und aus England und Amerika erhielt er zahlreiche Adressen und Ehrengeschenke.



Phot. Thomson

George Meredith

## Frederi Mistral

Der berühmte provenzalische Dichter Frederi Mistral, der im Jahre 1904 durch den Literaturpreis der Nobelstiftung ausgezeichnet wurde und dessen Dichtungen bei den literarischen Feinschmeckern auch in Deutschland in hohem Ansehen stehen, kann in diesem Jahre ein besonderes Jubiläum feiern. Die Dichtung „Mirèio", die seinen Ruhm begründete und ihm die Zuneigung Lamartines erwarb, erschien vor fünfzig Jahren, und Lamartine war der Empfänger des ersten Exemplares. Lamartine war durch Mistrals in Paris studierende Schulgenossen Adolphe Dumas und Ludovic Legré auf den jugendlichen Dichter aufmerksam gemacht worden. Auf Veranlassung dieser beiden Freunde kam Mistral dann nach Paris, um dem greisen Lamartine einige Gesänge seiner der Vollendung entgegengehenden Dichtung vorzulesen. Lamartine war entzückt von dem Gehörten, und die Teilnahme für den jungen Dichter wuchs noch, nachdem er das Buch nach dessen Erscheinen gelesen hatte. In dem in jenen Tagen herausgegebenen, ganz „Mirèio" gewidmeten Hefte des „Cours familier de littérature" bezeichnet Lamartine die Dichtung als ein Meisterwerk. Er verglich sie mit der plötzlich aufbrechenden Blüte der provenzalischen Aloe, und fügte hinzu: „Dieses Werkes Duft wird in tausend Jahren nicht vergehen!" „Mirèio" ist in das Volk gedrungen wie kaum eine andre Dichtung der Provence, es ist in fünfzehn Sprachen übersetzt worden und hat den Dichter zu dem gefeiertsten und beliebtesten seines Landes gemacht.

Phot. Frankl

Frederi Mistral im Kreise der „Félibres"

## Die Schwertumgürtung Mohammeds V.

Die Schwertumgürtung ist die Krönung der türkischen Sultane; ist doch das Schwert oder vielmehr der Säbel (Kilidsch) allezeit das Symbol ihrer Macht gewesen. Beim Schwerte schwuren sie, beim Schwerte verhandelten sie, mit dem Schwerte siegten sie, als sie auf der Höhe standen. Das Schwert, mit dem der Ordensmeister des Mewlewi den Großherrn umgürtete, ist das hochheilige doppelschneidige Schwert Omars, des Kalifen. Die Zeremonie vollzog sich in folgender Weise: Es intonierten drei Imame die Sure der Eroberung, dann betrat der Sultan das Innere der Turbeh, wo das heilige Schwert auf einem Dreifuß liegt. Der Kustos übergab es dem Ordensmeister; dieser überreichte es dem Sultan, der einen Kuß darauf drückte und es dann zurückgab.

Digitized by Google

Phot. Filip Kester

**Sultan Mohammed V. bei der Feier der Schwertumgürtung in Konstantinopel**

Digitized by Google

Phot. Filip Kester

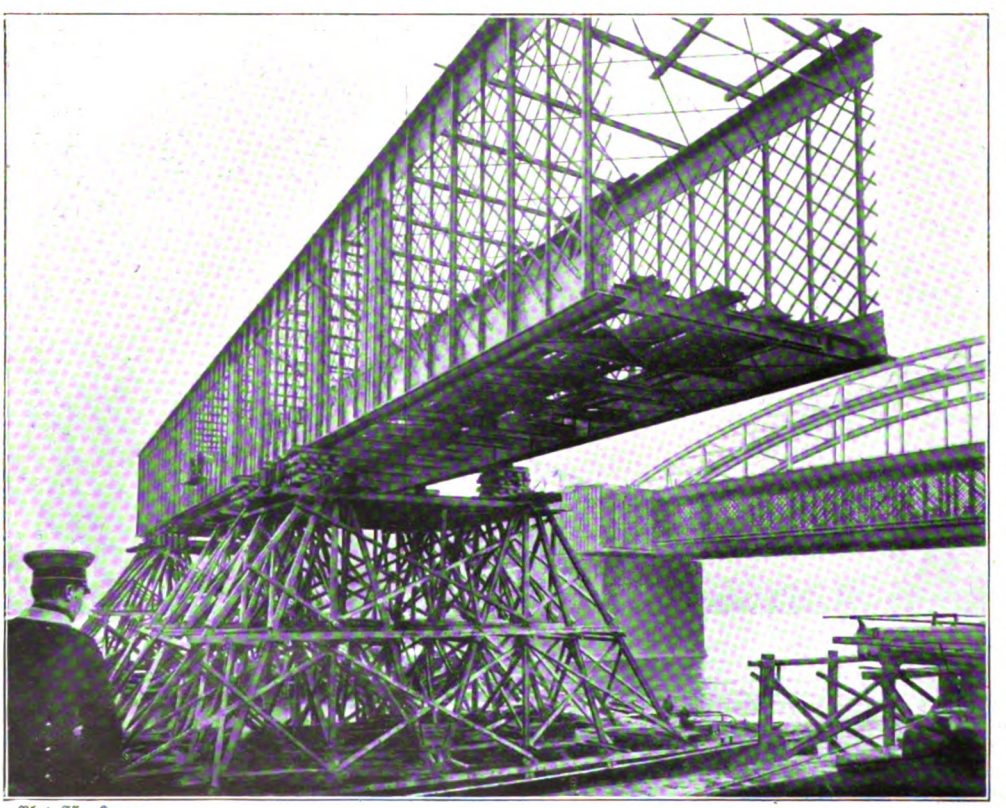
Ein neues Londoner Straßenbild: Kindermädchen vor einem Wirtshaus

## Ein neues Londoner Strassenbild

Anfang April ist in England ein Gesetz rechtskräftig geworden, das die Kinder vor moralischen und körperlichen Schäden zu schützen sucht. Nach diesem Kinderschutzgesetz dürfen zum Beispiel Kinder unter vierzehn Jahren eine Bar nicht betreten, und die Folge von dieser Maßregel ist eine wesentliche Veränderung in dem Straßenbilde der schlechten Viertel. Vor den Kneipen sieht man jetzt Gruppen von Weibern zusammenstehen, in der einen Hand ein Glas Bier oder Schnaps, an der andern ein Kind, das nicht selten mit einem Schluck aus dem Glase beruhigt wird, wenn es, vom langen Warten gelangweilt, zu schreien anfängt. Manche Mütter vereinfachen die Sache, indem sie die Kinder mit einem Strick an einen Laternenpfahl befestigen, während sie in der Kneipe gemütlich beim Schnaps sitzen. Einige Wirte, denen die Ansammlung vor ihrem Hause wohl etwas unangenehm wurde, haben vor der Tür Mädchen aufgestellt, die eine Schärpe mit dem Aufdruck „Kinderschutz" tragen und damit beauftragt sind, die Kinder gegen ein Entgelt zu überwachen, deren Mütter das Wirtshaus besuchen.

## Abbruch der alten Strassenbrücke über den Rhein bei Köln

Vor kurzem wurde die alte Straßenbrücke über den Rhein abgebrochen, die Köln mit Deutz verbindet. Diese Abbruchsarbeiten erfolgten in großem Stil und dürfen als ein Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst bezeichnet werden. Es galt die Schiffahrt möglichst wenig durch die Arbeiten zu behindern, demzufolge zerlegte man den aus dichtem Eisengitterwerk bestehenden Oberbau der Brücke in etwa neunzig Meter lange Stücke, die dann nach dem Deutzer Ufer geführt und dort im einzelnen auseinander genommen wurden. Der Vorgang ist folgender: Unter dem zum Abbruch bestimmten Stück der Brücke wird ein festes Holzgerüst aufgeführt, das auf einer Anzahl Kähne ruht, die teilweise mit Wasserballast gefüllt sind. Nachdem die Loslegung des Stückes erfolgt ist, werden die Kähne durch elektrisch betriebene Zentrifugalpumpen entleert, so daß sie sich langsam aus dem Wasser heben und damit der auf ihnen ruhenden Last eine etwas höhere Lage geben. Kleine Vorspanndampfer



Phot. Esser-Koenen

Ein Kunststück deutscher Ingenieure: Abbruch der alten Straßenbrücke über den Rhein bei Köln

Digitized by Google

ziehen nun die Kähne langsam vorwärts, so daß der Brückenkörper nach kurzer Zeit vollständig aus seiner ursprünglichen Lage losgelöst frei über dem Wasser schwebt und auf dem an der Deutzer Seite errichteten Gerüst abgelegt werden kann. Die Ablage erfolgt in derselben einfachen Weise. Nachdem die Kähne unter dem Gerüst angelangt sind, werden die Kähne wieder mit Wasser gefüllt, sie senken sich und mit ihnen ihre Last, der Brückenkörper legt sich auf das Gerüst und die Kähne können nun vorgezogen werden.

Denkmal für Berthold Auerbach im Kurgarten zu Cannstatt
Modelliert von Professor H. Volz

## Berthold-Auerbach-Denkmal in Cannstatt

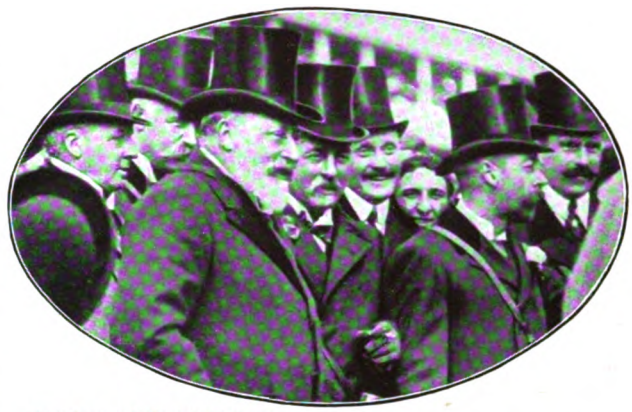
Am 23. Mai wurde in den Kurhausanlagen zu Cannstatt das von Professor Hermann Volz in Karlsruhe modellierte Denkmal für Berthold Auerbach enthüllt. Das Denkmal steht in stimmungsvoller Umgebung inmitten herrlicher Bäume und gärtnerischer Anlagen im Kurpark. Der Biograph und Freund Auerbachs, Dr. Anton Bettelheim aus Wien, hielt die Weiherede.

## Das Pettenkofer-Denkmal für München

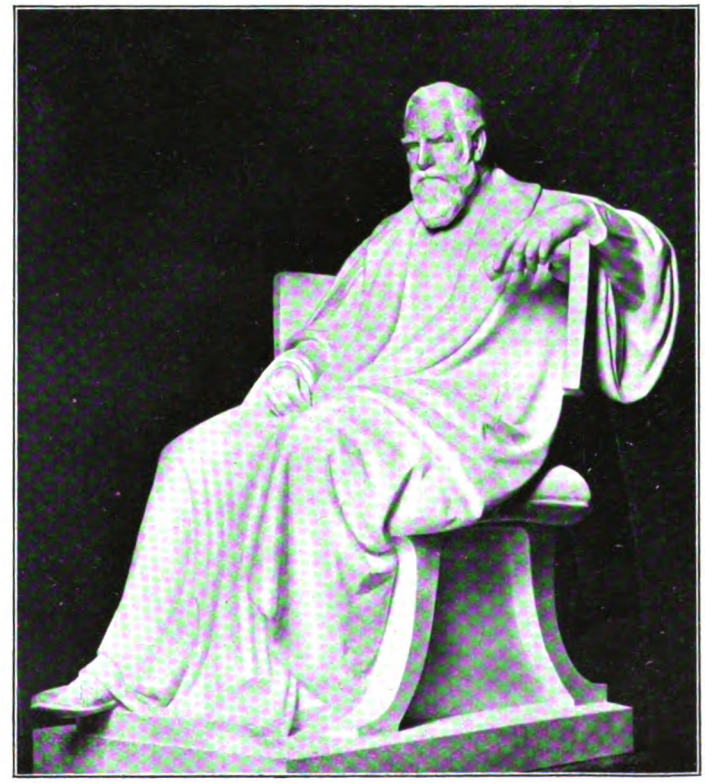
Auf dem Maximiliansplatz in München — gegenüber dem Denkmal des großen Chemikers Justus von Liebig — ist dem berühmten Arzte und Gelehrten Max von Pettenkofer ein Denkmal errichtet worden, dessen Enthüllung am 23. Mai stattgefunden hat. Das Denkmal ist von Professor von Ruemann modelliert und nach dessen vorzeitigem Tode von Bildhauer Alois Mayer vollendet worden. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, für die Bedeutung eines Mannes wie Pettenkofer den künstlerischen Ausdruck zu finden, Ruemann hat sie aber vortrefflich gelöst, indem er jede Pose vermied und den großen Gelehrten einfach so darstellte, wie er ihn im Leben gesehen hatte, denn das charakteristische Gesicht mit der hohen Denkerstirne und dem halb geschlossenen energischen Mund geben dem Bilde schon von selbst das Gepräge ruhiger Kraft. Der wuchtige Körper, der lässig und wie traumverloren auf dem Sessel ruht, unterstützt durch seine sehr geschickte Haltung die Empfindung, die das Antlitz widerspiegelt. Ruemann kränkelte bereits, als er das Denkmal modellierte, und es war ein günstiger Zufall, daß er in Alois Mayer einen langjährigen Mitarbeiter hatte, der seinen Andeutungen zu folgen und das Denkmal ganz in seinem Sinne zu vollenden vermochte.

## König Eduard von England als Gewinner des englischen Derbys

Dem König Eduard scheint alles gut auszugehen, nun hat er auch mit seinem Pferde „Minoru" das berühmteste Rennen der Welt, das englische Derby, gewonnen. Schon früher, als er noch Prinz von Wales war, gingen seine Pferde zweimal bei denselben Rennen als Sieger hervor, aber es ist in der Geschichte des englischen Turfs das erstemal, daß das Pferd des regierenden Monarchen das Blaue Band gewann. Als das Zeichen emporgezogen wurde, das den Sieg „Minorus" verkündete, entfesselte dies einen Enthusiasmus bei den vielen Tausenden der Zuschauer, der aller Beschreibung spottet. Auf den Tribünen, dem Sattelplatz und den Hügeln, welche die Bahn umgeben, erschallten die Cheers und die Hurras, die Leute stürzten über die Bahn hinweg nach dem Sattelplatz zu, alle Versuche der Polizei, die Ordnung aufrechtzuerhalten, waren erfolglos, und für den Augenblick sah es aus, als werde sich eine furchtbare Panik nicht vermeiden lassen. Der König ließ es sich, als echter Sportsmann, nicht nehmen, wie es Sitte ist, eigenhändig sein siegreiches Pferd aus der Einfriedigung an die Wage zu führen.

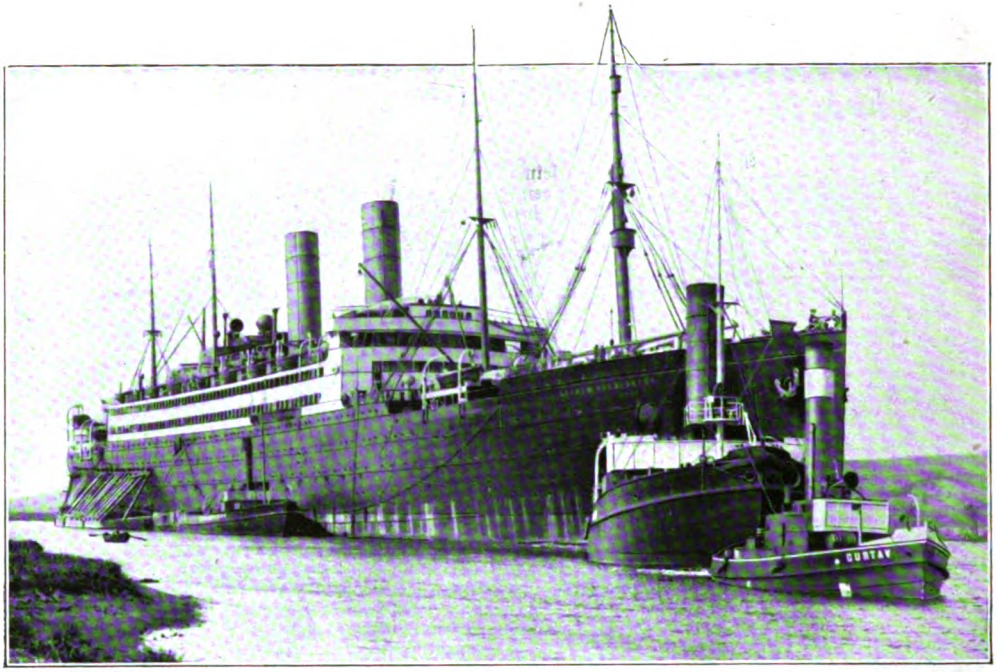


Phot. Sport and General Ill. Comp.
König Eduard und der Prinz von Wales am Derbytag



Phot. Rehse
Das Pettenkofer-Denkmal für München
Entworfen von Ruemann †; ausgeführt von Alois Mayer

Digitized by Google



Phot. Paul Friese

Der neue Doppelschraubendampfer des Norddeutschen Lloyd, „George Washington"

Phot. H. Schuhmann

Der neue Karl-Borromäus-Brunnen in Wien
Entworfen von Joseph Engelhart und Architekt Plecnik

## Der Doppelschraubendampfer „George Washington"

Der große Passagier- und Frachtdampfer „George Washington", der für den Norddeutschen Lloyd auf der Vulkanwerft in Stettin erbaut wurde, ist jüngst nach Swinemünde zur Fertigstellung übergeführt worden. Dieser Ozeanriese ist der erste Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der einen Raumgehalt von über 20000 Registertonnen, etwa 27000 Registertonnen, besitzt; er hat eine Länge von 230 Metern, eine Breite von 24 Metern und eine Tiefe von 25 Metern und bietet Raum für 3000 Passagiere und eine Besatzung von 525 Personen. Die Maschinenanlage besteht aus zwei vierzylindrigen Expansionsmaschinen von 20000 Pferdekräften, die dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 18½ Seemeilen in der Stunde verleihen. Außerdem sind noch 73 Maschinen mit zusammen 130 Dampfzylindern aufgestellt. Jeder der drei Buganker hat ein Gewicht von 8600 Kilogramm, und die Gesamtlänge der Ankerkette beträgt 600 Meter. Die Einrichtung ist überaus gediegen, wie überhaupt bei dem Bau dieses hervorragend schönen Schiffes die Errungenschaften der modernen Technik in ausgiebigstem Maße benutzt worden sind.

## Der Borromäusbrunnen in Wien

Zu Ehren des Bürgermeisters Lueger wurde auf dem Karl-Borromäus-Platz in Wien vor kurzem ein Borromäusbrunnen feierlich enthüllt. Der Brunnen, ein Werk des Bildhauers Joseph Engelhart und des Architekten Plecnik, wird nach außen von einer halbmannshohen Granitmauer abgeschlossen, die an den Einlaßstellen mit je zwei bronzenen, von Adlern und Steinböcken getragenen Blumenvasen geschmückt ist. Aus dem Brunnenbecken erhebt sich ein dreiseitiger Obelisk, an dessen Kanten löwenköpfige Wasserspeier breite Strahlen in die unter ihnen befindlichen Bronzeschalen senden. Die mit allerlei Rankenwerk und Seetieren verzierten Bronzeschalen werden von Putten getragen. An den Flachseiten des Obelisken stellen kleinere Figurengruppen das Wirken des heiligen Borromäus dar. Das Figürliche des Brunnens ist außerordentlich fein und mit großem Fleiß modelliert.

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



## Aus Bädern und Kurorten

**Dresden-Loschwitz.** Dr. Möllers Heilanstalt für diätetische Kuren nach Schroth in Dresden-Loschwitz, in bevorzugter, aussichtsreicher Lage von Loschwitz, dem wegen seiner Naturschönheiten berühmten Vororte der Kunst- und Residenzstadt Dresden, ist vor Jahresfrist im Anschluß an eine kleine, bereits seit Jahren bestehende Heilanstalt, ein neues, modernes, hygienisch eingerichtetes und mit möglichstem Komfort ausgestattetes Kurhaus, eröffnet worden, in welchem das als überaus wirkungsvoll bekannte diätetische Heilverfahren Schroths zur Anwendung gelangt. Nähere Auskunft gibt eine ausführliche Broschüre, welche in Verbindung mit dem illustrierten Anstaltsprospekt von Dr. Möllers Sanatorium in Loschwitz auf Wunsch gratis versandt wird.

## Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Man weiß nicht immer den Wert vorbeugender Maßregeln zu schätzen, die einen wichtigen Faktor für die Erhaltung unsrer Gesundheit bilden. Ganz besonders gilt dies für den größten Feind der Menschheit, die Tuberkulose. Unter denjenigen Mitteln, welchen besonders energische Wirkung gegen diese Krankheit innewohnt, dürfte das „Sirolin Roche" wohl den hervorragendsten Platz einnehmen. Man versäume nicht, dieses Mittel dem täglichen Arzneischatze des Hauses einzuverleiben.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

In neuen Auflagen erschienen:

**August Sperl, Richiza.**
Roman. 3. Auflage.
Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

**Berliner Neueste Nachrichten:** „Ein echt deutsches Buch, ein farbenbuntes Gemälde von erschütternder Tragik. Dies Buch ist echt und groß, ist stark und wahrhaft, ist eine Dichtung von dramatischer Kraft, die uns lange noch umklingt. Es ist ein deutsches Buch wie deren wenige und hat ein Recht auf uns, auf unsere Jugend, die sich daran erbauen soll. Ich meine, wir tun dem Dichter, der es uns bescherte, dann erst die rechte Ehre an, wenn wir dies Buch in unserer Kinder Hände legen. Der Dichter, der so lange schwieg, hat hier sein Bestes gegeben."

**Liesb. Dill, Unverbrannte Briefe.** 4. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

**Berliner Lokal-Anzeiger:** „Das Seelengemälde, das Liesbet Dill in diesem Buche mit feinen, sicheren Strichen malt, erhebt sich in seiner Eigenart weit über Schablonenwerke. Zunächst in der meisterlichen Form. Ja, wohl der hauptsächlichste Reiz dieser äußerlich so stillen Erzählung liegt in dem Eindruck, daß man wirklich mit immer wachsendem Interesse den Briefen einer geistig starken Frau folgt und zwischen den Zeilen das Herzensschicksal herauslesen muß, das sich hier langsam enthüllt."



Digitized by Google

## Eingegangene Bücher und Schriften.

Anzengruber, Karl, Auf der Schneid'. Berlin W.-Zehlendorf, Herm. Krüger.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 98: A. Heilborn, Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Nr. 212: A. Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. à M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner Verlag.

Berdrow, Wilh., Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. M. 1.50. Teschen, Karl Prochaska.

Friedrich, Paul, Der wahre Glaube. M. 1.—. Berlin, Carl Curtius.

Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Zweite Serie. Band 6. Volksausgabe. M. 1.50. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Gurlitt, Prof. Dr. Ludwig, Schülerselbstmorde. 50 Pfg. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Hillgers ill. Volksbücher. Band 103: Arthur Wulf, Der Kanarienvogel. 30 Pfg. Berlin, Herm. Hillger Verlag.

Hirster, Franz, Die Philosophie des Gleichnisses. M. 1.50. Leipzig, Max Spohr Verlag.

Hügli, Emil, Die Hochzeitsfahrt. Brosch. M. 2.—. Schkeuditz-Leipzig, W. Schäfer.

Janitschek, Maria, Eine Liebesnacht. Geh. M. 4.—. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Kollbach, Karl, Deutscher Fleiß. Brosch. M. 3.—. Köln, J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung.

Krische, Dr. Paul, Worte — Werte — Werke. M. 2.50. Leipzig Asgard-Verlag.

Kürschners Bücherschatz. Nr. 615: Friedr. Spielhagen, Breite Schultern. Nr. 617: Alex Baron von Roberts, Aus Mitleid. Nie! Nr. 619: K. von Heigel, Weltverächter. à 20 Pfg. Berlin, Herm. Hillger Verlag.

Ladendorf, Otto, Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Brosch. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Lomer, Georg, Vietan. M. 2.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Meerwarth, H., Lebensbilder aus der Tierwelt à 40 Pfg. I. Folge: Säugetiere. Band I, Lieferungen 7/8. II. Folge: Band I, Lieferungen 7/8. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Mühlradt, Johannes, Die Tuchler Heide in Wort und Bild. M. 3.—. Danzig, A. W. Kafemann.

Rosmann, Oskar, Der alpine Kurs des k. u. k. 14. Korps in den Oetztalern, Stubaiern und Hohen Tauern. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Rosner, Karl, Der Ruf des Lebens. Geh. M. 2.50. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Rooses, Max, Die Meister der Malerei und ihre Werke. Liefg. 5/12 à M. 1.—. Leipzig, Wilh. Weicher.

Roy, Berthold, Deutschlands Frühling kehrte wieder. I. Band. Geh. M. 3.20. Altenburg, Stephan Geibel Verlag.

Ruederer, Josef, Ein Verrückter. Geh. M. 3.50. München, Südd. Monatshefte G. m. b. H.

Schaeffer-Wahrmund, Phokion. Geh. M. 2.—. Wien, Karl Gerold's Sohn.

Schanz, Frida, Hochwald. Geh. M. 2.50 Berlin, Trowitzsch & Sohn.

—, —, Huberta Sollacher. Gebd. M. 5.50. Ebenda.

Schnitzer, Manuel, Das Buch von Peter und Fann. Geh. M. 2.—. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt


Liebling-

Seife aller Damen ist die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und zarten, blendend schönen Teint. à Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

als Zusatz zur Kuhmilch bestbewährte Dauernahrung für Säuglinge vom frühesten Lebensalter an, auch als Krankennahrung vorzüglich bei Magen- und Darmstörungen von Säuglingen und älteren Kindern.
Dose 1/2 Kilo Mk. 1.50; 300 Gramm Mk. 1.—.
Verbesserte Liebigsuppe in Pulverform
Dose 1/2 kg Inhalt zu Mark: 1.50.

Nährzucker-Kakao,

wohlschmeckendes, kräftigendes Nährpräparat für Kranke u. Genesende jeden Alters. Dose 1/2 Kilo Mk. 1.80.
Zu haben in Apotheken u. Drogerien.
Nährmittelfabrik München, G. m. b. H., in Pasing.

Feldzugs-Erinnerungen

Persönliche Erlebnisse eines Veteranen während des Siebziger Krieges :: :: ::

Unlängst wurde ausgegeben:

Ein Ritt ins Franzosenland

Bilder aus dem Kleinleben im Felde 1870/71

Von

Adolf Fausel

Geheftet M 2.50 — Gebunden M 3.50

Persönliche Erlebnisse, wie sie dem Verfasser das Jahr im Feindesland brachte, sind hier in anspruchslosen, kleinen Skizzen wiedergegeben. Aber diese Skizzen sind so wechselvoll im Inhalt, so frisch und anschaulich im Vortrag, daß sie jeder mit Interesse und Freude, mit wirklicher, innerer Anteilnahme lesen wird. Warmes Empfinden ließ den Verfasser das Furchtbare des Krieges, das Bittere, das er moralisch und materiell, auch dem bis dahin sieg- und ruhmgewöhnten französischen Volke brachte, nachfühlen, aber neben dem Ernsten und Erschütternden kommt auch der freudige Stolz, der das siegreiche deutsche Heer immer stärker beseelte, und mit ihm der frische Lebensmut der soldatischen Jugend, der Humor, der jeden sonnigen Augenblick froh zu nutzen weiß, immer wieder zum Ausdruck.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart


Digitized by Google

## Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

F. S. in S. Ein peinlich genauer, um nicht zu sagen etwas pedantischer Beamter, der in erster Linie seinen Pflichten lebt und diese mit größtmöglicher Pünktlichkeit erfüllt. Sie haben weder Sympathie noch Verständnis für die moderne Großzügigkeit, die alles im großen betreibt, sich sehr häufig mit einem die Dinge „in Bausch und Bogen" nehmen begnügt. Bei Ihnen wird jeder i-Punkt auf seine richtige Placierung veristiziert und alles mit derselben Aufmerksamkeit besorgt. Sie sind vorsichtig, überlegt, wollen in allem klar sehen und nehmen nichts ungeprüft an. Sehr energisch und resolut, unbestechlich und kritisch. Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß es sich um einen absolut reellen, achtbaren und durchaus zuverlässigen, aber nichtsdestoweniger schwierigen Herrn handelt. Sie sind jedenfalls schon älter und besitzen keine starke Biegsamkeit mehr.

M. W. in M. Das Selbstgefühl ist ziemlich ausgeprägt; Sie treten mitunter fast etwas breitspurig auf, jedenfalls unter allen Umständen sicher und energisch. Ihren Mitteilungen fehlt das Zartfühlende und Schonende. Sie sind rückhaltlos wahr und gerade. Nicht sehr anpassungsfähig, auch etwas egoistisch. Zuverlässig und resistenzfähig.

Elise W. M. Mehr Verstandes- als Gemütsmensch, riskieren Sie keine Sentimentalität und keine Ueberschwenglichkeit. Sie sind durchaus maßvoll, korrekt, überlegt. Bescheiden und einfach in Wesen, Auftreten und Ansprüchen. Weder geistig noch gesellschaftlich gewandt, geben Sie sich auch keine „airs" und wollen nicht scheinen, was Sie nicht sind. Mehr Biegsamkeit und Geschmeidigkeit würde Ihnen und Ihrer Umgebung das Leben erleichtern. — Sehr wahr, reell, achtbar, auch leistungsfähig auf praktischem Gebiet.

J. Bauer in Stuttgart. Sich gleich bei der ersten Begegnung ein richtiges Bild von Ihnen zu machen, dürfte nicht so leicht sein. Sie wollen nicht durchschaut sein, und werden es auch nicht. Sie verstellen sich oft im Bestreben, kühler zu scheinen, als Sie wirklich sind, verhalten sich schroff abweisend auch da, wo Sie warm empfinden. Innerlich lebhaft, erregbar und unausgeglichen. Mehr fein als groß veranlagt. Sie beobachten gut und kombinieren richtig.

**L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz.**


**Kranken-Stühle**
für Zimmer und Straße, Klosetts und Bidets, verstellbare Keilkissen. Illustr. Preisliste 139 franko.

**R. Jaekel's** Patent-Möbelfb.
Berlin, Markgrafen-Str. 20.
München, Sonnen-Str. 28.

**Stottern!** Ausk. frei üb. dauernde Beseitig. Osk. Hausdörfer, Breslau W. 510 (ehem. s. schw. Stott.)
Empf. von Aerzten, Geistl., Schriftst. etc.

**100** seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc. etc. — alle versch. — Garant. echt — Nur 2 Mk. Preisl. gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale) 40.
HANNOVER ½ Groschen

**Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation .·. Berlin SO. 36**

**„Agfa"-Platten**
Extra rapid
**„Agfa"-Chromo-Platten**
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.
**Chromo-„Isolar"-Platten**
mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindlich 26° W. = 13° Sch.
Lichthoffrei.
**Bezug durch Photohändler.**

**PHILODERMINE AUXOLIN**
ist das beliebteste
**HAARWASSER**
**AUXOLIN**
VEGETABILISCHES
KOPF-U. HAARWASSER
mit Veilchengeruch

PREIS: MK. 2 DIE FLASCHE
**F. WOLFF & SOHN,** HOFLIEFERANTEN
• BERLIN • KARLSRUHE • WIEN •
Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseurgeschäften.

**Philipp Kosack**

| | | | |
|---|---|---|---|
| 10 | Abessinien 2.— | 20 | Kanada 0.60 |
| 15 | Aegypten 0.45 | 10 | Ceylon 0.45 |
| 10 | Angola 1.— | 20 | Chile 0.60 |
| 5 | Antigua 1.25 | 20 | CostaRica 0.90 |
| 20 | Antioquia 1.40 | 25 | Kuba 1.— |
| 30 | „ 3.— | 60 | „ 4.— |
| 30 | Argentina 1.— | 20 | Dänemark 0.40 |
| 6 | Baden 0.35 | 10 | Dom'nic. Rep. 1.— |
| 4 | Bahamas 1.50 | 15 | Ecuador 1.— |
| 6 | Barbados 0.30 | 6 | Eritrea 1.— |
| 20 | Bayern 0.50 | 4 | Falkland 1.— |
| 50 | Belgien 1.50 | 6 | Fernando Poo 0.70 |

**Echte Briefmarken**

| | | | |
|---|---|---|---|
| 5 | Bermuda 0.45 | 4 | Fidji 0.45 |
| 4 | Bhopal 0.50 | 15 | Finnland 0.60 |
| 20 | Bolivien 1.50 | 50 | Frankreich 0.60 |
| 20 | Brasilien 0.75 | 10 | Napoleonköpfe 0.25 |
| 5 | Braunschweig 1.75 | 5 | Gibraltar 0.30 |
| 10 | Britisch Guiana 0.60 | 6 | Goldküste 0.35 |
| 30 | „ Indien 1.— | 6 | Grenada 0.40 |
| 30 | Bulgarien 1.— | 35 | Großbrit. 0.60 |

**alle verschied. prachtv. erhalten.**
An- und Verkauf von Sammlungen.
**Gratis** Katalog u. Zeitung Album-Prospekte **Gratis**
Berlin 21 Lützow 2

Kgr. Sachsen.
**Technikum Mittweida.**
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz: 3610 Besucher. Progr. etc. kostenlos v. Sekretariat.

**Teppiche**
Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.—, bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
**Spezialhaus** Oranienstraße **Berlin 158**
Katalog (600 Illustr.) grat. u. frk. **Emil Lefèvre**


Digitized by Google

# Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

## Partie Nr. X

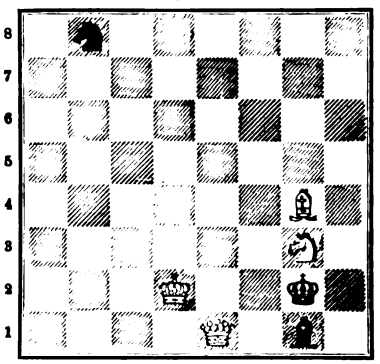
Gespielt zu Amsterdam am 26. Dezember 1908
**Abgelehntes Damengambit**
Weiß: J. Speijer. — Schwarz: Dr. E. Lasker

| Weiß | Schwarz | Weiß | Schwarz |
|---|---|---|---|
| **1. d2—d4** | **d7—d5** | 21. De3—d3 | g7—g6 |
| **2. c2—c4** | **e7—e6** | 22. Th1—g1 | b5—b4 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 23. c3×b4[8]) | c5—c4 |
| 4. Lc1—g5 | Lf8—e7 | 24. Dd3—c2 | a5×b4 |
| 5. e2—e3 | 0—0 | 25. Tg1—g3 | Sd5—c3 |
| 6. Sg1—f3 | b7—b6 | 26. Td1—g1 | De7—a7 |
| 7. Lf1—d3 | d5×c4 | 27. Dc2—d2 | Sc3×b1 |
| 8. Ld3×c4 | Lc8—b7 | 28. Tg1×b1 | c4—c3 |
| 9. 0—0 | Sb8—d7 | 29. Dd2—f4[9]) | Da7×a2 |
| 10. Dd1—e2 | a7—a6![1]) | 30. Tb1—g1 | Da2—d2! |
| 11. Ta1—d1[2]) | Sf6—d5 | 31. Df4—h4[10]) | c3—c2 |
| 12. Lg5×e7[3]) | Dd8×e7 | 32. Tg3—h3 | h7—h6! |
| 13. e3—e4 | Sd5×c3[4]) | 33. f3—f4 | c2—c1D |
| 14. b2×c3 | c7—c5 | 34. Dh4×h6 | Dc1×g1† |
| 15. Lc4—d3[5]) | b6—b5 | 35. Kh1×g1 | Dd2—e1† |
| 16. Ld3—b1 | Tf8—e8! | 36. Kg1—g2 | De1—e4† |
| 17. De2—e3 | a6—a5 | 37. f2—f3 | Te8—c2† |
| 18. e4—e5[6]) | Lb7×f3 | 38. Kg2—g3 | De4—e1† |
| 19. g2×f3? | Sd7—b6 | 39. Kg3—g4 | Da1—g1† |
| 20. Kg1—h1[7]) | Sb6—d5 | Weiß gibt die Partie auf.[11]) | |

[1]) Zur Verhinderung von Lc4—a6.
[2]) Nicht 11. e3—e4 wegen Sf6×e4! 12. Lg5×e7 Se4×c3, beziehungsweise 12. Sc3×e4 Lb7×e4 13. Lg5×e7 Le4×f3 und so weiter.
[3]) In Betracht kam 12. Lc4×d5 e6×d5 13. Lg5—f4.
[4]) Nicht so gut wäre Sd5—f4 wegen 14. De2—e3 e6—e5 15. d4×e5 Sd7×e5 16. Sf3×e5 De7×e5 17. g2—g3.
[5]) Nicht günstig wäre 15. d4—d5 b7—b5! 16. Lc4—b3 (beziehungsweise 16. d5—d6 De7—f8) c5—c4 17. d5×e6 (17. Lb3—c2? e6×d5!) Sd7—c5! 18. e6—f7† Tf8×f7. (E. Marco im „Neuen Wiener Tagblatt".)
[6]) In Betracht kam 18. Sf3—d2 nebst eventuell f2—f4.
[7]) Ausgleichsaussichten bot hier noch 20. Lb1—e4.
[8]) Oder 23. c3—c4 Sd5—c3 24. Td1—c1 Sc3×b1 25. Tc1×b1 c5×d4 26. Dd3×d4 De7—c5 und so weiter.
[9]) Falls 29. Dd2—h6, so einfach Da7×d4; zum Beispiel 30. Tg3—h3 Dd4×e5 31. Dh6×h7† Kg8—f8 und Schwarz gewinnt.
[10]) Oder 31. Df4×d2 c3×d2 32. Tg1—d1 Te8—c1 33. Tg3—g1 Ta8—a1 und so weiter.
[11]) Es könnte folgen: 40. Th3—g3 Dg1×h2 41. Tg3—h3 Ta8—a2 und so weiter.

## Aufgabe IX

Von O. Würzburg in Grand Rapids.
Schwarz (3 Steine)



Weiß (4 Steine)

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

## Auflösung der Aufgabe VIII

W. 1. Te6—d6
S. 1. e7×d6
W. 2. Lc6—d7
S. 2. Se4×e3 oder bel. anders
W. 3. Sd5—f6, Ld7—f5 matt.

A.
S. 1. Se4×d6
W. 2. Lc6—a4 und
W. 3. La4—c2 matt.

B.
S. 1. Sc4—b2
W. 2. Se3—f5 und
W. 3. Sd5—e3 matt.

C.
S. 1. Se4×e3
W. 1. Sd5—f6††
S. 2. Ke4—f5
W. 3. Le6—e4 matt.

D.
S. 1. bel. anders
W. 2. Sd5—f4†
S. 2. Ke4×e3
W. 3. Td6—d3 matt

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

**Eurydike**

Nach einem Gemälde von Franz Staſſen

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

# Die Himmelsschuhe

## Novelle

von

**Louise Schulze-Brück**

(Schluß)

### IV

Die Busche-Lies wurde wach am Morgen, weil jemand sie jammervoll rief: „Tant, Tant.“ Erschrocken fuhr sie in die Höhe. Da saß die Lisett, in ihrem Bett, sah mit wilden, verstörten Augen ins Leere, griff mit den Händen haltlos um sich und jammerte mit heiserer Stimme: „Tant, Tant.“ Und dann wieder: „Franz, Franz.“

Und dann schrie sie in abgerissenen Sätzen tolles Zeug. Von Totenhänden, von Himmelsschuhen, von einem schwarzen Gespenst, das in der Luft flog. Und als die Lies sie voll Schreck umfaßte, da wehrte sie sich mit der Kraft höchster Angst:

„Hol mich nicht, mach mich nicht tot.“

Als am Tage darauf der Halfen-Fritz begraben wurde, da war's kein Wunder, daß die Busche-Lies nicht dabei war. Und die Klatschbasen, die sich schon darauf gespitzt hatten, wie die Lies sich betragen würd' bei der Leiche, ob sie kommen würde oder nicht, kamen nicht auf ihre Kosten. Denn die Lisett lag in einem schweren Nervenfieber auf den Tod, und der Doktor hatte gesagt, wenn das so fort ginge, dann müßte eine Schwester aus der Stadt zur Pflege herbei, weil die Lies die Kranke kaum bändigen konnte, die aus dem Bette herausspringen und zur Tür hinaus wollte. Und wenn einer an dem Häuschen der Busche-Lies vorbeiging, dann hörte man sie schreien, wie ein Mensch in höchster Todesgefahr und -not wohl schreit.

Als die Glocken zum erstenmal läuteten zum Begängnis, da saß die Busche-Lies am Bett ihres Kindes, das gerade ein wenig eingeschlafen war. Sie sah die schwarzgekleideten Menschen feierlich vorüberziehen — im Vorbeigehen fiel dann jedesmal ein verstohlener Blick nach ihrem Fenster —, aus jedem Haus kamen sie, die Männer in langen Bratenröcken und in Zylinderhüten, die manchmal sich oben erweiterten und einen ganz breiten Rand hatten, manchmal sich spaßig verengten und schmalrandig waren, die Frauen im faltigen schwarzen Kleid mit den großen Trauertüchern, die Kopf und Taille verhüllen, das große Gebetbuch in der Hand und das Taschentuch mit dem Zweiglein Rosmarin darauf liegend, alle mit gemessenem Schritt und mit jenem Gesichtsausdruck, welcher der Gelegenheit angemessen ist; ernsthaft und würdig und doch erwartungsvoll, weil ein Begräbnis immer eine Art Fest ist und ein Genuß, wie dem Städter eine Theatervorstellung.

Und nun schlugen die Glocken zusammen, lange und feierlich. Der Klang machte die Kranke unruhig, sie bewegte sich und murmelte: „Kirche gehen.“ Und dann hörte die Busche-Lies das plärrende Beten der Chorknaben, die Krug und Weihkessel trugen und sich heimlich knufften, denn jeder wollte den Quast zum Besprengen mit Weihwasser tragen, weil es nachher ein Hauptspaß war, den recht tief in den Weihkessel zu tauchen, damit die Gemeinde recht naß würde, wenn der Pastor sie nachher damit segnete.

Dann war's eine Weile still. Und dann hörte die Lies, die angestrengt hinaus lauschte, das Singen des Pastors, langsam und feierlich, das gewohnheitsmäßige Antworten des Küsters, dann nach einer Pause die Stimme des Pastors anschwellend und laut: „Requiem aeternam — —!“

Und dann das Trappeln vieler Füße, erst weit, dann näher, das Singen heller Kinderstimmen. Sie kannte das alte Begräbnislied gut genug. Und gerade, als die ersten an ihrem Häuschen vorüberkamen, da klang's:

„Richter du ob Tod und Leben,
Sünder und Gerechte beben,
Wenn vor deinem Thron sie stehen,
Wenn in deinen Glanz sie sehen.“

Und da kam der Pastor im schwarzen Trauerchormantel, da die Fahne der Brüderschaft, der der lange Flor gespenstisch voraus wehte, und da der Sarg.

Langsam, langsam schwankte er vorbei, den steilen Bergpfad hinan zum Kirchhof, dahinter ein paar Frauen, die Tücher vor den Augen — das mußte sein, wenn auch keine Träne floß —, und dann die Männer, schwerfällig, würdig, ein



Digitized by Google

bißchen verlegen, dann die Gemeinde, die Weiber alle wie auf Kommando den Blick nach ihrem Fenster richtend. Der Vorhang verbarg die Busche-Lies, die mit heißen Augen dem Sarg nachstarrte. Nun wurde er noch einmal hochgehoben, die steile Wegstelle hinan, und nun war er verschwunden. Noch eine Weile, dann fielen die Schollen darauf, dann war es vorbei. Sein Leib war begraben — um sein Hab und Gut mochten sie sich wohl am nächsten Tage zanken. Und er selber ging auf dem Dornenweg, ging ohne Schuhe, in Angst und Pein und Schmach. Ob er wohl jetzt noch wußte, wie es hier unten aussah! Wußte, was geschehen war, daß sie das getan hatte? Auge um Auge, Zahn um Zahn! So stand es ja wohl in der Bibel.

Die Lisett stöhnte, murmelte Unverständliches. Dann plötzlich schrie sie laut auf: „Die Schuhe, Tant, die Schuhe! Laßt ihn so nicht gehen, Tant, — ich fürcht' mich — Tant!"

Und dann wieder flüsternd, geheimnisvoll:

„Mutter, nun hab ich sie ihm doch angetan, nun kann er doch besser gehen."

Und dann schrie sie wieder laut auf:

„Hu, wie kalt! — Jetzt holt er mich! — Mutter!"

Und ihre Augen glühten in fieberischer Angst, ihre Lippen waren braun, aufgesprungen, wie verdorrt, und sie rang mit der Kraft der Verzweiflung gegen ihre Mutter, die mit all ihrer Stärke sie fast nicht halten konnte.

Dann lag sie wieder eine lange Weile wie betäubt, teilnahmlos, Unverständliches murmelnd.

Die Busche-Lies saß bewegungslos an dem Bett. Sie wußte, so würde es nun viele Tage sein, vielleicht Wochen. Wie das nur so auf einmal über das Mädchen gekommen war. So ein gesundes Ding, wie das immer gewesen war, keinen Tag ihres Lebens krank. Die Angst war das um ihren Schatz, die Aufregung um den — den Halfen-Fritz, die Unruh, das Mitleid ihres jungen, guten Herzens. Sie war auch einmal so jung gewesen, so gut, das war alles aus ihr ausgerissen worden, dafür war gesorgt worden, daß sie das Gutsein verlernte, das Mitleidig- und Barmherzigsein.

Sie sah ihr Kind mit heißen Augen an. Weiß Gott, wenn sie selber für die Lisett daliegen könnte, mit Freuden täte sie's. Was lag noch viel an ihr? Kranke pflegen und Tote betten, alt werden und wackelig, müd zur Arbeit und doch dazu gezwungen — das war's, was ihr noch bevorstand. Und sie dachte wieder an den, der jetzt da oben lag für immer, der ihr Leben verdorben hatte. Und das fraß weiter wie eine ansteckende Krankheit. Das war auch eine Sünde der Väter, die heimgesucht wurde bis ins dritte Glied! Das konnte man nicht mit einsargen und eingraben da oben, das blieb lebendig und stiftete Unheil fort und fort.

Den fünften Tag danach hatte der Doktor tröstliche Hoffnung gegeben. Das Fieber war zurückgegangen, die Lisett lag ruhiger, manchmal schien es, als ob sie zu sich komme. Der Franz war alle Stunde dagewesen. Wie ein treuer Hund, den man fortjagt und der doch immer wieder kommt. Er hatte der Busche-Lies auch allerhand erzählen wollen, was sich in der Familie begab, aber die Lies hatte abgewehrt, „das sind meine Sachen nicht, das geht mich nichts an, da will ich nichts von wissen." Mochten die sich zanken um des Halfen-Fritz Erbe, mochten sie sich Uebles antun, soviel sie nur konnten, sich übervorteilen beim „Herausmachen vom Teil", was scherte das die Busche-Lies. Es schien ihr, als ob ihre Tochter ihr wieder mehr gehöre, seit sie krank lag, als ob der Junge gar kein Anrecht mehr auf sie habe.

Nun schlief die Lisett schon eine Stunde ganz fest und gut und ihre Stirn fühlte sich feucht an. Und die Lies saß in dem großen Backenstuhl am Ofen, müd und zerschlagen, daß sie jedes Glied schmerzhaft zu spüren meinte, und doch in einer tiefen Ruhe, das erstemal seit vierzehn Tagen. Sie dämmerte so hin. Alle schweren Gedanken drängte sie von sich fort, nur ruhen wollte sie, ruhen in der Hoffnung, daß die Lisett nun bald gesund würde.

Da tappten dicht an ihrem Fenster schwere Tritte und sie hörte, wie die Haustür aufging. Unwillig stand sie auf, schwer und mühsam. Wer kam denn da, sie zu stören. Sie öffnete leise die Tür — in dem halbdunkeln Flur konnte sie die Draußenstehenden nicht erkennen. Aber als sie ins Licht kamen, stutzte sie. Der Ortsschulz, der Vater des Halfen-Franz und die Bas. Was wollten denn die!

„Tag zuvor."

„Tag auch," antwortete die Busche-Lies gedehnt. Und dann wies sie auf die Kammertür: „Macht leis, die Lisett schläft."

Die großen, schweren Gestalten der drei füllten die kleine Stube beinahe aus. Die Busche-Lies sah mit einem Blick, daß sie nicht aus Freundschaft kamen. Der Halfen-Bauer machte ein verbissenes Gesicht, der Ortsschulz ein halb verlegenes, unbehagliches, und die Bas sah sich mit dreister Neugier in der Stube um.

„Gut Wetter heute," begann der Ortsschulze. Er war ein Mann, der wußte, was sich schickt, auch in einem so schwierigen Fall wie dieser. Aber die Busche-Lies ließ ihm keine Zeit zu diplomatischen Einleitungen.

„Dafür seid Ihr doch nicht hergekommen, um vom Wetter zu reden," sagte sie scharf, aber gedämpft. „Was wollt Ihr von mir? Und macht fix, die Lisett darf nicht geweckt werden."

„Oho," sagte der Halfen-Bauer mit grober, breiter Stimme. „Macht keine Fisimatenten,

Digitized by Google

Lies, und behabt Euch nicht. Ihr könnt sonst in schwere Ungelegenheiten kommen, mit der Ortsobrigkeit red't man nicht so."

Die Busche-Lies sah ihn gar nicht an. „Ich wüßt nicht, was die Ortsobrigkeit bei mir zu suchen hätt," sagte sie gelassen. „Ich zahl meinen Zins und Steuer und kehr meine Straße zur Zeit."

Der Ortsschulz riß verlegen an seiner Jacke. Der Halfen-Bauer lachte grob:

„Das gibt auch noch annere Sachen als Zins und Steuer und Straßenkehren. Aergere!"

„Red, Schulz," sagte die Busche-Lies. Am liebsten hätte sie den Halfen-Bauer beim Arm gepackt und vor die Tür gesetzt. Das traute sie sich noch zu. „Was druckst du denn noch, Schulz?" fuhr der den Schulzen an. „Wenn du die Sach nicht auslegen kannst, dann werd ich's tun."

„Nee, nee," wehrte der Schulz. „Laß mich mal reden. Die Sach ist nämlich die, daß — daß man das Testament vom Halfen-Fritz nicht finden kann."

Die Busche-Lies lachte höhnisch:

„Das Testament nicht finden! Haha, da seid Ihr wohl in Schwulitäten! Da habt Ihr ja wol nun ein arges Kreuz mit! Aber warum kommt Ihr denn da zu mir? Was hab ich denn mit dem Halfen-Fritz seinem Testament zu tun? Justament ich?"

„Wir haben gedacht," meinte der Schulz vorsichtig, „Ihr tätet vielleicht wissen, was das mit dem Testament auf sich hat."

„Ich?" sagte die Busche-Lies erstaunt. Aber dann ging eine Erkenntnis in ihr auf. Und sie sagte mit Nachdruck: „So, also ich täte vielleicht davon was wissen, meint Ihr? Guck, wie ich Euch kenn! Da ist es ja nicht umsonst gewest, daß ich gleich hab daderfür gesorgt, daß dem Halfen-Fritz seine Schubladen und Schränk sind verpetschiert worden. Da kann ich ja noch von Glück sagen, daß ich keine Minut allein in dem Haus gewesen bin, bis das geschehen war. Da muß mir ja die Bas das Zeugnis vor ablegen, daß das nicht gewest ist."

Die Bas murmelte etwas Unverständliches, aber der Schulz begütigte die Lies.

„Na, na, man konnte das doch nicht wissen. Der konnte das doch verstochen haben, und Ihr konntet das doch gefunden haben."

Die Busche-Lies sah ihn verständnislos an.

„Wo denn?"

„Na, in der Leinenlad oder bei seinem Sonntagszeug! Wer weiß denn, wo so einer was versticht."

Die Busche-Lies lachte kurz und hart:

„Wenn ich das gefunden hätt, da hätt ich das hingelegt; der hat doch zum Doktor gesagt, er hätt's mit dem Notär fertiggemacht, wie der Doktor ihn drum ermahnt hat. Da wird das doch auch beim Notär liegen."

Der Ortsschulz lachte ärgerlich:

„Ja—a! Was der nicht all hat gesagt. Beim Notär ist er gewesen, das Testament hat der ihm aufgesetzt. Aber wie er das hat unterschreiben gesollt und da lassen, da hat er gesagt, er müßt sich das noch überlegen, und hat das mitgenommen und ist nicht wieder gekommen."

Nun wurde die Busche-Lies eigentlich erst aufmerksam. Wenn da kein Testament war, dann erbte ja der Halfen-Bauer, der nur ein Vetter vom Halfen-Fritz war, gar nichts. Der erbte ja nur was, wenn der Fritz ihm extra was vermacht hatte. Aber der Fritz hatte doch noch in seiner letzten Stunde von seinem Testament gesprochen. Das war doch eine seltsame Sache. Ach, das geschähe denen schon recht, wenn sie nichts kriegten. Das wäre schon Recht und Gerechtigkeit, wenn der letzte böse Wille des Halfen-Fritz gar nicht in Erfüllung gehen könnte! Und sie mußte lachen.

Der Halfen-Bauer sah sie lauernd an:

„Lacht nicht zu früh, Lies. Ihr denkt, das ist Euch alles geglückt, daß Ihr uns um unser Teil gebracht habt."

„Ich," sagte die Busche-Lies, „ich soll Euch um was gebracht haben? Was hab ich mit des Halfen-Fritz Testament zu tun?"

„Na, das ist doch klar wie Klößbrüh." Der Halfen-Bauer lachte sein grobes Bauernlachen. „Wenn das Testament sich nicht findet, dann hab ich nichts vom Fritz zu erben, dann denkt Ihr, Eure Lisett kriegt meinen Franz, da kann man sich nicht so widersetzen, als wenn einer verordnet hat, daß das nicht sein darf."

Die Busche-Lies sah ihn gar nicht mehr an:

„Das Geschwätz versteh ich nicht," sagte sie zum Ortsschulz. „Was hat das all mit mir zu tun?"

Der räusperte sich verlegen:

„Hm — tja — hm! Seht, Ihr konntet doch so ein Papier gefunden haben, Ihr könntet doch da einmal reingekuckt haben, so aus Neubegier und Unbedacht, ohne daß Ihr Euch was dabei gedacht hättet, und da —"

Die Busche-Lies hatte sich in die Höhe gereckt, während der Schulz verlegen stammelte. Und nun sagte sie hart, während ihre Augen sich auf den Halfen-Bauer hefteten:

„Und was hätt ich dann mit so einem Papier gemacht?"

Sie hatte ihre Stimme erhoben, ohne noch an die Kranke drin in der Kammer zu denken. Und sie hörte nicht, daß es an der Stubentür klopfte, nun schon zum zweitenmal. Aber als sich jetzt die Tür öffnete und der Pastor eintrat, da lachte sie kurz auf:

„Ei, der Häär! Das paßt sich gerade gut.

Digitized by Google

Da kann der Häär mich ja gleich auf meinen Eid nehmen, was ich von dem Halfen-Fritz seinem Testament weiß."

Der Pastor setzte sich gelassen auf den Stuhl, den die Lies ihm hinschob.

„Ich wollte nur nach der Lisett sehen," sagte er, „aber wenn Sie mich hier nötig haben — —"

Der Halfen-Bauer warf ihm einen schiefen Blick zu.

„Was wir da abzumachen haben, das geht die Familli an," sagte er störrisch.

„Die Familli?" fragte die Busche-Lies. „Ich wüßt nicht, was ich mit der Familli zu tun hätt! Und ein Geheimnis wird das ja auch nicht sein. Das wird ja schon an der großen Glocke gehängt sein, das werden ja schon die Spatzen vom Dach pfeifen."

Der Pastor lächelte ein wenig.

„Wenn's das Testament vom Fritz Halfen angeht, dann freilich," sagte er.

Der Halfen-Bauer fuhr heftig dazwischen.

„Wenn Ihr das denn wollt an die große Glock gehängt haben, dann kann mir's recht sein. Ich hab das wollen in Ruhe abmachen."

„Drum kommt Ihr mit dem Schulz und der Bas," sagte die Busche-Lies. „Fehlt gerad noch der Schandarm und der Büttel. Aber nun wollt ich gern wissen, was ich sollt mit der Sach zu tun haben. Kurz und bündig!"

„Das könnt Ihr haben."

Der Halfen-Bauer warf sich in die Brust und tat einen Schritt vorwärts.

„Das habt Ihr damit zu tun, daß Ihr das Testament gefunden habt! Daß Ihr das auf Seit gebracht habt, um mich um mein Teil zu bringen! Daß Ihr —"

„Nee, nee, Halfen-Bauer, so geht das nicht," wehrte der Schulz ab.

Die Busch-Lies war weiß geworden wie der Kalk an der Wand. Ihre Augen wurden schwarz und unheimlich groß.

„Was soll ich getan haben?" sagte sie langsam, leise, heiser. „Sagt das noch mal, was ich getan hab."

Der Halfen-Bauer wich einen Schritt zurück, aber der Schulz kam ihm zu Hilfe.

„Nee, nee, Lies, so ist das nicht. Wir" — er verbesserte sich — „die haben gedacht, Ihr hättet vielleicht so was gesehen — Ihr wüßtet, wo das wär."

Die Busche-Lies schüttelte langsam den Kopf.

„Nee, das hat der Halfen-Bauer nicht gesagt. Sagt das noch mal, was Ihr meint, Halfen-Bauer. Aber das ist auch nicht nötig, ich hab's gut genug gehört, und der Häär auch."

„Nee, nee," begütigte der Schulz. Aber der Halfen-Bauer begehrte auf.

„Was ich gesagt hab, hab ich gesagt!"

„Und wie soll ich das gemacht haben?" sagte die Lies langsam. „Das müsset Ihr doch wissen, wenn Ihr herkommet und mich so was beschuldigt. Sonst kämt Ihr doch nicht in mein Haus und schmisset mir das vor."

Die Augen des Halfen-Bauern funkelten.

„Wie Ihr das gemacht habt? Ja, wer das wüßte. Aber in der Nacht seid Ihr da gewesen im Haus vom Halfen-Fritz, zwischen den Tagen seid Ihr da gewesen, just um halber eins hab ich selber Euch gesehen — gehuscht seid Ihr über die Gaß wie ein Gespenst —, ich hab gleich gedacht, das müsset Ihr gewesen sein, da hat kein andrer Christenmensch was zu tun auf der Gaß. Und die Stubentür, die war nicht mehr fest zu und ein zusammengeknüllt Papier hat da am Boden gelegen. Da hab ich den Morgen, wie ich kommen bin, nichts gemisselt*), das is mir all erst später eingefallen."

Die Busche-Lies hatte zugehört, ohne sich zu regen. Nur daß sie kalkweiß blieb, und daß ihre Lippen zitterten und ihre Hände sich zusammenballten und schüttelten, als hätten sie etwas im Griff gepackt. Und als der Halfen-Bauer ausgeredet hatte — er war so in Zorn und Eifer gekommen, daß er zuletzt fast schrie —, da wendete sie sich zu dem geistlichen Herrn:

„Das ist also dem Halfen-Bauer seine Zeugenschaft. Weil er meint, er hat mich des nachts auf der Gaß gesehen, und meint, eine Stubentür ist nicht mehr zugewesen, die er vielleicht selber nicht fest zugemacht hat, weil er zuviel Totenwachtschnaps getrunken hat, da untersteht sich der und kommt in mein Haus und bringt den Ortsschulz mit, daß ich ja nur seh, daß das Ernst ist."

„Ihr seid in der Nacht dagewesen," beharrte der Halfen-Bauer störrisch. „Ihr habt da nix zu tun gehabt in der Nacht in einem Totenhaus. Da geht nur einer hin, der Schlechtigkeiten im Schild hat."

„So," sagte die Busche-Lies höhnisch und sah den Mann fest an. „Schlechtigkeiten! Seid Ihr nicht schon selber bei mir gewesen, Halfen-Bauer, und habt von mir Salz und Oel gewollt, das an einer Leich angerührt ist zwischen den Tagen**), für Euer Vieh zu kurieren. Damals hab ich Euch gesagt, ich geb mich mit so was nicht ab. Wißt Ihr denn, ob ich das nicht vielleicht in der Nacht gemacht hab? Aber ich will Euch was sagen und das soll der Häär hören, und das will ich mit aufgehobenen Händen sagen."

Sie hob beide Hände in die Höhe und streckte die Schwurfinger aus.

„Verdorren sollen meine Händ, wenn ich in der Nacht auf der Gaß gewesen bin, wenn ich noch einmal in dem Haus gewesen bin, wenn

*) mißtraut.
**) zwischen zwölf und eins.

Digitized by Google

ich in dem Haus etwas angerührt hab in Unehrlichkeit."

Der Halfen-Bauer trat unruhig von einem Fuß zum andern. Und der geistliche Herr sagte unwillig:

„Lies, Lies, Ihr wisset doch, ‚Du sollst nicht schwören, noch fluchen.'"

Die Lies lachte kurz auf:

„Häär, wenn so was an einen kommt, dann denkt einer nicht mehr dran, was er soll oder nicht. Da tut er, was er muß! Wenn sie einen überfallen und einen zum Stehldiebe machen und fehlt nur noch, daß sie einem gleich Händ und Füß binden und ins Loch stecken, wo kein Sonn und Mond hinkommt. Und nun sag ich: heraus aus meinem Haus, daß das wieder rein wird und daß ich mich nicht vergeß! Und für das, was Ihr gesagt habt, Halfen-Bauer, da werdet Ihr mir noch Red stehen wo anders, und werd't müssen auch Eure drei Finger dafür aufheben. Und nun heraus mit Euch aus meinem reinlichen Haus."

Der Pastor und der Ortsschulz machten hilflose Gesichter. Die Bas stand schon längst im Türrahmen zur Flucht bereit. Der Halfen-Bauer wich zurück wie ein geprügelter Hund, aber in der Tür drehte er sich noch einmal um. Und mit heiserer Stimme schrie er in die Stube hinein:

„Ihr habt falsch geschworen, Ihr! Ich hab Euch gesehen in der Nacht, wie Ihr seid über die Gaß geschlichen. Ihr Stehldieb!"

Er stand geduckt, als wollte er sich auf die Lies stürzen.

Es war einen Augenblick totenstill in der Stube. Und in diese Stille hinein hörte man von der Kammer her ein schweres Stöhnen, ein röchelndes Seufzen.

„Tant — Mutter!"

Da schrie die Busche-Lies schreckensvoll auf:

„Lisett — Herrgott im Himmel, Lisett!"

Sie stürzte in die Kammer. Da lag die Lisett mit weit offenen, bewußten Augen, wachsbleich, mit blauen Lippen. Sie stieß lallende Laute aus, rang nach Atem.

„Ich — ich hab alles gehört, Mutter —"

Und dann fuhr sie mit den Händen in die Luft, greifend, haltlos, krampfte den Oberkörper in die Höhe.

„Die Schuhe, Mutter!"

Ihre Arme streckten sich lang, gerade. Sie fiel zurück in die Kissen, die Augen schlossen sich, der Mund öffnete sich ein wenig.

„Lisett!"

Die Busche-Lies stieß nur den einen Schrei aus. Dann hatte sie schon Wasser, flüssiges Salz, eine Medizin, wusch der Lisett die Stirn, flößte ihr die Medizin ein. Ihre Hand zitterte nicht, sie vergriff sich nicht. Sie richtete das Mädchen mit starken Armen auf, schob ihr ein Kissen unter. Aber die geschlossenen Augen öffneten sich nicht. Das wachsgelbe Gesicht bekam keine Farbe. Da fiel ihr Blick auf den Halfen-Bauer, der noch da an der Kammertür stand.

„Was wollt Ihr da noch? Habt Ihr noch nicht genug Unheil angestift'? Wollt Ihr sehen, wie sie stirbt? Dann braucht Ihr ja keine Angst mehr zu haben um Euern Franz. Dann habt Ihr ja Euern Willen, dann braucht Ihr uns ja nicht mehr zu peinigen und Stehldiebe aus uns zu machen."

Aber der Halfen-Bauer starrte immerzu auf das Mädchen und dann auf das große Tuch mit dem hellroten, breiten Rand, das um die Schultern der Kranken lag.

„Die Lisett," murmelte er. „Die Lisett ist das gewesen in der Nacht! Nu weiß ich das, die hat das angehabt."

Und er kam dicht an das Bett, faßte prüfend das Tuch, wendete sich um. In der Tür blieb er stehen und sah die Lies haßerfüllt an.

„Ihr habt gut Eure Hand aufheben dafür, daß Ihr nicht auf der Gaß wart und nichts daraus geholt habt. Die da ist das gewesen, jetzt weiß ich das, das Tuch hat sie angehabt, darauf heb ich auch meine Händ auf."

Er stapfte schwer hinaus. Noch auf dem Flur hörte man sein hämisches Auflachen.

Die Busche-Lies schrak einen Augenblick heftig zusammen. Aber dann bemühte sie sich wieder um die Lisett. Der geistliche Herr war geblieben, er berührte ihren Arm.

„Lies, ich schicke nach dem Doktor."

Sie nickte verzweifelt:

„Der ist in der Mühl draußen. Aber wo is denn gleich einer, der da raus läuft?"

Der Pastor lächelte ein wenig:

„Ach, ich weiß schon jemanden."

Die Busche-Lies fuhr heftig herum:

„Der nicht! Keinen von der Sippschaft! Ich will nicht!"

Der Pastor stand schon an der Tür.

„Der, der am schnellsten ist, Lies," sagte er ruhig. „Und der ist am schnellsten. Er kann mein Pferd nehmen. Da schickt Euch drein; Lies."

## V

Vierzehn Tage später saß die Lies wieder in ihrem Backenstuhl. Drin in der Kammer schlief die Lisett den Genesungsschlaf, und der alte Doktor hielt einen Schwatz mit der Lies.

„Was braucht Ihr Euch mit der Sippschaft einzulassen? Eure Stubentür hättet Ihr zuschlagen müssen, Euch davorstellen und sagen, hier wird nichts verhandelt, macht, daß ihr weiterkommt! Aber Ihr seid in Eure Rage gekommen und habt nicht mehr an die Lisett gedacht."

Er beobachtete sie unter seinen buschigen weißen Brauen hervor scharf und ärgerlich.

Digitized by Google

„Ja, ja, Busche-Lies, ich hab' die ganze Historie gehört. Sie haben Euch ja arg mitgespielt, die Bauernköppe. Und der Tote am ärgsten. Aber das war immer ein unlieblicher Gesell, einer, dem alles quer und verkehrt gegangen ist im Leben, weil er alles quer und verkehrt angepackt hat. Und der ist überhaupt die letzten Wochen schon nicht mehr so ganz richtig im Kopf gewesen. Der hat zuviel Schnaps getrunken alle Quartal, der hat nicht mehr gewußt, was er getan hat. Dem dürft Ihr das nicht so anrechnen."

Die Busche-Lies hörte versonnen zu und saß eine Weile still. Dann drehte sie sich plötzlich herum und sah den Doktor voll an:

„Herr Doktor, Sie haben nun schon ein ganz Teil mitgemacht und angesehen im Leben. Und da möcht' ich Sie was fragen. Warum sagen die Leut' immer, den Mannsleuten dürft' man alles nicht so übelnehmen? Warum denn nur den Frauensleuten?"

Der Doktor sah sie erstaunt an:

„Wie meint Ihr das, Lies? Worauf wollt Ihr hinaus?"

Die Busche-Lies beugte sich dicht zu dem Doktor:

„Worauf? Darauf, daß die Mannsleut' das Pree haben, zu tun, was sie wollen. Wenn ich täte Schnaps trinken, daß ich nicht mehr richtig in meinem Kopf wäre, da tät' jeder sagen, die Busche-Lies ist eine Schand' für die Menschheit, und tät' mir alles, was ich anstiften tät', wenn ich zuviel Schnaps getrunken hätt', doppelt und dreifach anrechnen. Ist's nicht so? Und dann, Herr Doktor, Ihr wißt ja, die Lisett ist des Halfen-Fritz Kind — und Ihr wißt auch, wie das zugegangen ist bei der Hochzeit vom Halfen-Fritz. Ich hab' fortgemußt aus dem Dorf, hab' meine Schimpf und Schand' im Niederland verstecken müssen, hab' die Augen nicht aufschlagen dürfen vor den Leuten. Und wie mir die Leut' vom Halfen-Fritz das jetzt machen, das wißt Ihr ja auch. Er ist nicht verschimpfiert gewesen, er ist keck hier herumgegangen und hat sich wohl noch dickgetan damit, wie er mich unehrlich gemacht hat. Ihm hängt das nicht an und geht ihm nicht nach und seiner Familie nicht, und auf seinem Grabstein, da kann stehen ‚der ehrsame'."

Sie schwieg einen Augenblick. Sie war blaß und mager geworden in diesen Wochen, ein grüblerischer Zug lag auf ihrem Gesicht.

„All die Nächt', wo ich bei der Lisett gesessen hab', ist mir das im Kopf herumgegangen, immerzu, immerzu, wie ein Mühlrad, das immer vom Wasser getrieben wird und nicht zur Ruh kommen kann. Und ich hab' dran gedacht, wie der Häär uns das letzthin ausgelegt hat in der Predigt vom Sankt Paulus, der gesagt hat, das Weib schweige in der Gemeinde! Weil die Männer alle so Sachen besser verständen und überhaupt so viel gescheiter wären wie die Weiber. Weil sie mehr Einsicht hätten und Verantwortung. Ja, warum haben denn da in der einen Sach' die Weiber allein Einsicht und die Verantwortung und die Männer nicht? Und die Weiber die Schand' und die Männer nicht? Und mein arm' Kind, das soll ein Schandfleck sein für die Familie, aus der einer sein Vater is? Ich hab' gesessen und gedacht und gedacht, und mein Kopf, der ist ganz toll geworden und ganz dumm, und ich hab' gesagt, es gibt kein' Gerechtigkeit vor unserm Herrgott und vor der Welt."

Der alte Doktor strich langsam über seinen weißen Bart. Das war seine Art, wenn er nachdachte. Und aus seinen alten klugen Augen sah er die Busche-Lies halb traurig, halb humorvoll an.

„Ja, ja, Busche-Lies," sagte er, „so ist das in der Welt! Nur freilich vergeßt Ihr, Busche-Lies, daß nicht am Mannsvolk ganz allein die Schuld ist. Gehören immer zwei zu so einer Sünd' — wenn's halt eine Sünd' ist."

Die Busche-Lies fuhr auf. Er drückte sie leise auf den Stuhl zurück.

„Laßt nur, Lies, ich weiß schon. Braucht nichts zu sagen. Und was Ihr gesagt habt, ei, Busche-Lies, das ist ja bald, als wär't Ihr eine von den neumodischen Weibern, die tun, als ob das von ihnen eine ganz neue Erfindung wäre. Freilich, Busche-Lies, die Menschen haben das so gedreht — vielleicht ist das so gekommen, weil dem Paulus sein Gebot ‚Das Weib schweige in der Gemeinde' den Mannsleuten ordentlich zu Passe gekommen ist in der Sach'! Was meint Ihr, wenn die Weiber da hätten mitreden können, es wär' vielleicht anders?"

Er lächelte in sich hinein, holte seine Dose hervor und schnupfte umständlich. Aber dann wurde er wieder ernsthaft:

„Seht, Lies, das ist ja freilich so. Auf des Halfen-Fritz Grabstein, da kann freilich stehen ‚der ehrsame'. Und wenn ihn damals seiner Frau Bruder nicht mit dem Messer in der Hand gezwungen hätt', und er hätt' nicht geheiratet, dann könnt' mit großen Goldbuchstaben draufstehen: ‚Der wohlehrsame Junggesell', und auf Euerm dürft' nicht stehen: ‚Die wohlehrsame Jungfrau.' Ja, ja, das ist so. Aber, Busche-Lies, merkt wohl auf — es kommt nicht viel drauf an, was mit Goldbuchstaben auf so einem Grabstein steht, sondern darauf, was das für ein Mensch war, der darunterliegt. Und unter des Halfen-Fritz Grabstein, da liegt ein armer Haufen Staub, der war einmal ein Mensch, der sich und die ihm nahkamen, unglücklich machte, der zu nichts recht nütze war und der sein bißchen armes Leben zuletzt in Schnaps verduselt hat. Aber wenn auf Euerm Grab mal ein Grabstein steht,

Digitized by Google

da liegt eine drunter, die rechtschaffen gutgemacht hat, wenn sie was gutzumachen hatte — die sich geplagt hat und gearbeitet und zu Ehren gebracht, und braucht kein ‚wohlehrsame Jungfrau' draufzustehen. Und gehen zehn, zwanzig Jahre drüber her, dann fällt der Grabstein um, und noch einmal zwanzig, dann ist, was hier unten von uns war, ausgelöscht und weiß kein Mensch mehr von dem bißchen Kram. Und wenn es dann so wär', daß Ihr da oben ein Guckfenster aufmachen könntet und könntet auf die Erd' heruntergucken, heißt das, wenn Ihr dann noch Lust dazu hättet, dann wär' Euch das all wie ein Ameisenhaufen, darin die Dinger herumkrabbeln und sich plagen mit ihrem Hinundher, daß man nicht Sinn und Verstand drin erkennt, und es ist doch ein großer drin, nur daß wir ihn nicht fassen, und Ihr schlagt das Guckfenster wieder zu und laßt sie und kümmert Euch nicht mehr drum. Und wenn Ihr sehen könntet, daß Eure Kindskinder sich vielleicht plagen müssen in allerhand Kummer und Pein, dann seht Ihr von da oben, daß das alles im Grund nur ganz kleiner Kummer und Pein ist, und dauert alles nicht lang und muß so sein, weil der Mensch sein gemessen Teil Plage haben muß und weil jeder sich seine meiste Plage selber macht. Und wird keinem mehr aufgelegt, als er tragen kann. Ihr habt starke Schultern, Lies, Ihr könnt ein ganz Teil tragen, und habt es ja auch fest und aufrecht getragen. Und das ist immer das ärgste Kreuz, das sich der Mensch selber auflädt."

„Und wenn mir die Lisett gestorben wär', Herr Doktor? Und wenn dem Franz seine Leut' mich verschimpfieren und um die Ehr' bringen?"

„Aber sie ist nicht gestorben, und die Halfen können Euch nicht um die Ehr' bringen, wenn Ihr nichts Unrechtes getan habt. Vor den Leuten vielleicht, Lies, aber vor Euch selber nicht. Vor Euch selber müßt Ihr in Ehren bestehen können, Lies, das ist das einzige, was Euch nötig ist. Das haltet Euch immer vor Augen, Lies. Und nun Gott befohlen, und wenn Euch in der Nacht wieder ein Mühlrad im Kopf herumgeht, Busche-Lies, dann denkt dran, was ich Euch gesagt habe, und spintisiert einmal darüber ordentlich nach. Und nun pflegt die Lisett gut, daß sie zu Kräften kommt, das ist jetzt das nötigste."

Er setzte den breitrandigen Hut auf und winkte der Lies noch einmal zu.

„Ja, ja, Lies, es kommt nicht auf die goldenen Buchstaben auf 'm Grabstein an."

## VI

Die Tage gingen ins Land, schwere Tage für die Busche-Lies. Die Lisett erholte sich nur ganz langsam, sie lag so blaß und schmal und still in ihrem Bett, daß es ein wahrer Jammer war. Meist starrte sie vor sich hin, ganz teilnahmlos oder als ob sie schwer über etwas grübelte. Der Franz hatte auf sein flehentliches Bitten einmal zu ihr herein gedurft, freilich nur für einen Augenblick. Sie hatte ihn erst mit froh aufleuchtenden Augen angesehen, aber nur ein paar Sekunden, dann hatte sie sich abgewendet, etwas gemurmelt wie „dein Vater" und mit der Hand gewinkt, er solle gehen. Der war ganz betrübt hinausgeschlichen und hatte draußen angstvoll die Lies gefragt, was denn mit der Lisett sei. Aber die hatte ihn karg beschieden: das sehe er ja; die erinnere sich, wie sein Vater da hineingekommen sei und sie beschuldigt habe. Das habe sie ja gehört, gerade wie sie wieder ein bißchen zu sich gekommen sei, und dann sei sie ja auch so schlimm geworden!

Auch sonst hatte die Lies ihre Gedanken. Sie kamen freilich der Wahrheit nicht nahe. Denn daß die Lisett die Nacht könnt' aus dem Haus gewesen sein, daran dachte sie gar nicht. Immer wieder von neuem stieg ihr der Ingrimm auf, wenn sie wieder darauf kam, wie der Halfen-Bauer sie beschimpft hatte.

Und das Testament fand sich nicht. Das ganze Haus hatten die Verwandten von oben bis unten durchsucht; im Dorf erzählten sie sich, daß sie sogar die Dachsparren aufgehoben hätten und durchstöbert. Genug Spinnweben und Gemülme hatten sie gefunden, aber nicht einen Fetzen Papier. Und wenn die Busche-Lies zum Dorfkrämer ging um Mehl oder Salz, dann wurde sie angegafft, aus den Fenstern fuhren Köpfe und zogen sich schnell wieder zurück; wo zwei Weiber standen, flüsterten sie und tuschelten und sahen die Lies feindselig an. Das war wie eine unsichtbare Verschwörung gegen sie, ein Etwas, das man nicht packen konnte, nicht widerlegen, nicht zerstreuen. Und all das kam ihr von den Halfen.

Aber etwas andres war auch da. Was ihr der Doktor damals gesagt hatte, das hatte sich ihr wie mit feurigen Buchstaben eingeprägt: „Was liegt dran, was auf dem Grabstein steht; da liegt nur was dran, wer drunter liegt." Das fiel ihr jetzt immer wieder ein, darüber sinnierte sie in den langen Tagen, wenn sie am Bett der Lisett saß und an ihrem Strumpf strickte, daran dachte sie in den Nächten, wenn sie keinen Schlaf finden konnte und hinüberhorchte nach ihren leisen Atemzügen.

Dem Halfen-Fritz, dem war jetzt sein Urteil gesprochen da oben, der hatte sich jetzt vor dem Stärkern beugen müssen, vor dem, der Herzen und Nieren durchforscht, und vor dem das Geheimste zutage kam. Da kam kein Menschenwerk mehr gegen an, das war fertig und abgetan. Dem Halfen-Fritz, dem war sein Recht geschehen jetzt, so oder so. Mit dem hatte sie jetzt nichts mehr zu tun, jetzt hatte sie mit den Leuten im Dorf fertig zu werden und mit sich selber.

Digitized by Google

Mit sich selber. Und das war das, was ihr nicht gelang. Erst leise, dann immer stärker regte sich was in ihr, bohrte in ihr, mahnte sie: ‚Du, du hast was Unrechtes getan, hast dich in deinem Amt und Geschäft verfehlt, hast versäumt, was vor Gott und Menschen deine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wär', hast einem Toten vorenthalten, was du ihm schuldig gewesen wärst zu tun. Und wenn es drauf ankommt, wer unter dem Grabstein liegt, dann liegt einmal unter deinem eine, die nicht vor sich selber bestehen konnte.'

Dagegen bäumte sie sich auf mit aller Gewalt. Das war ihr Recht, das war ihre Rache, das war noch nicht der hundertste Teil von dem, was ihr der Halfen-Fritz angetan hatte. Aber dann bohrte das wieder: Ja, dem Halfen-Fritz, dem war das zu Recht geschehen — hundertmal zu Recht — aber wenn einer einen umbringt, der hundertmal den Tod verdient hat, darum ist er doch ein Mörder!

Und so stramm sie sich dann auch aufrichtete, sich fest machte und straff — es war ihr doch, als ob eine Faust ihr in den Nacken griffe und sie duckte und niederhielt.

Sie sorgte sich auch um die Lisett, daß die sich nicht besser erholte. Und sie sah, der Doktor sorgte sich auch. Er schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er sie so blaß und still sah und ihren Puls fühlte, verordnete allerhand stärkende Mittel, kam alle paar Tage. Und als die Lisett endlich aufstand und anfing, wieder im Haus umher zu gehen, da kam er doch immer noch. Das Mädchen war wie ausgewechselt. Sie hatte etwas Scheues, Aengstliches in ihrem Wesen. Vor die Tür ging sie gar nicht. Sie saß hinten in dem kleinen Gärtchen in der Julisonne und fror doch, fuhr zusammen, wenn ein Schritt die Straße entlang kam, sah ihre Mutter von der Seite ängstlich forschend an, wenn sie von ihren Gängen aus dem Dorf heimkam. Des Abends fieberte sie, und das wollte und wollte nicht besser werden. Der Doktor meinte, vielleicht sei ihre Erinnerung an den Tumult damals verworren, bedrücke sie, spiegle ihrer Phantasie etwas Schlimmes vor. Die Lies solle einmal vorsichtig forschen, versuchen, was sie wisse. Und das versuchte diese denn auch. Aber so leise sie auch tastete, die Lisett wurde beim ersten Wort sehr unruhig, totenblaß und zitternd saß sie da, und die Mutter wagte gar nicht mehr, ein Wort darüber zu sagen.

Wenn das alles nicht gewesen wäre, hätte sie gern auch reinen Tisch gemacht zwischen dem Halfen-Franz und der Lisett. Es war ihrer Art zuwider, daß da etwas unklar war. Nie und nimmer durfte das ja etwas werden zwischen den zweien. Der Franz hatte ihr neulich davon gesprochen, daß er fort wolle nach Amerika, daß die Lisett nachkommen solle. Aber da war er schön angekommen. Fortgehen, sich aus dem Staub machen, als ob man ein Unrecht getan hätte! Nein, mit ihrem Willen geschah das nicht. Wenn die Lisett das wollte, mochte sie gehen — aber nicht mit ihrem Willen!

Sie durfte ja freilich jetzt nicht daran denken, der Lisett davon zu reden, die hätte den Tod davon haben können, so elend wie sie war.

All das bedrückte sie. Und in tiefem Sinnieren ging sie so an einem warmen Juliabend hinaus nach dem Kirchhof. In diesen Tagen jährte sich der Tod ihrer Mutter, da machte sie das Grab in Ordnung und steckte einen Strauß Sommerblumen darauf. So tief versunken war sie in ihre Gedanken, daß sie erst aufsah, als sie dicht vor dem Grabe stand. Und da fuhr sie in jähem Schreck zusammen. Da war ein frischer Hügel aufgeworfen. Unordentlich lagen die gelben Schollen lehmiger Erde durcheinander, wie sie von der Schippe gefallen waren. Die Trockenheit hatte sie rissig gemacht, auch die paar Kränze waren vertrocknet, zerfallen. Das nachlässig zu Häupten gesteckte Holzkreuz war umgefallen, lag heruntergekollert im Wege. Den Hügel hatte noch keine Hand berührt, seit er aufgeworfen war. Der Busche-Lies fielen die Blumen aus der Hand, die Gießkanne rollte auf den Boden. Alles Blut drängte ihr zum Herzen, ihre Knie zitterten. Da, da hatten sie ihn hingelegt, neben ihre Mutter, und waren fortgegangen und hatten sich nicht mehr um sein Grab gekümmert. Nur um sein Hab und Gut, da kümmerten sie sich noch. Da stritten sie ums Recht, da wußten sie aufs Titelchen genau, was jedem zukam. Aber an das Recht des Toten, daran dachte niemand.

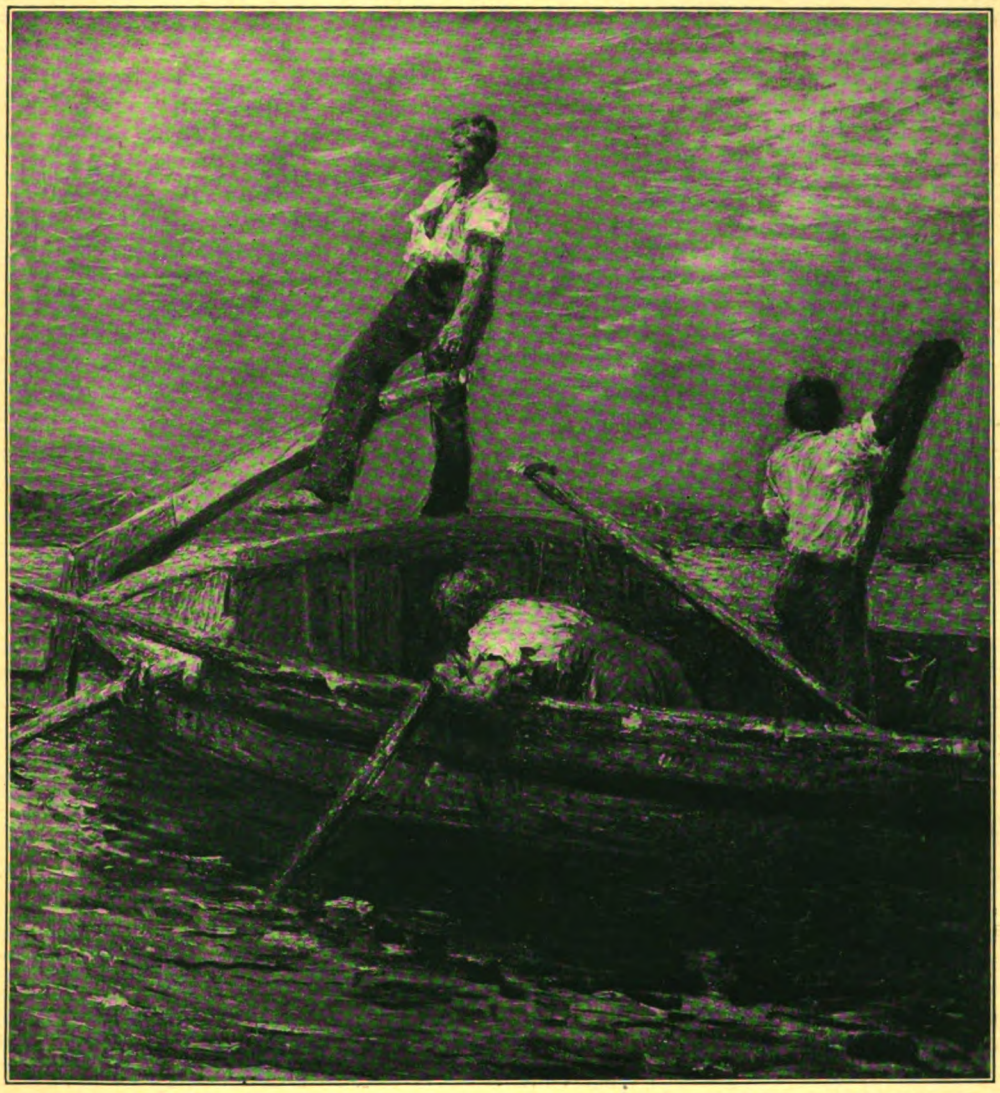
Und indem sie das zornig bedachte, da fiel ihr heiß und schwer das andre aufs Herz. Auch sie hatte ja sein Recht nicht bedacht, ihn darumgebracht. Und wieder fiel ihr ein, was der alte Doktor gesagt hatte: „Unsre Tat ist auch unsre Strafe."

Sie stand an dem vernachlässigten Grabe, stand und starrte und kämpfte mit sich. Nicht für den Halfen-Fritz, nein, nicht für den. Mit sich, gegen sich, für sich. Und als sie lange so gestanden hatte, da wendete sie sich plötzlich zum Gehen. Aber indem sie sich umdrehte, fiel ihr harter Blick auf das Fußende des Grabes. Und sie blieb stehen wie gebannt, sie stand und sah auf einen kleinen grünen Busch, der sich da angesiedelt hatte, der sich aus den lehmigen Schollen emporreckte, über und über bedeckt mit kleinen gelben, schuhförmigen Blütchen, die sie so gut kannte.

„Herrgottsschuhe — Himmelsschuhe," murmelte sie.

Und nun nahm sie bedachtsam Hacke und Schaufel zur Hand. Sie zerhackte die Schollen und schonte dabei sorgfältig das Büschel Herrgotts-

Digitized by Google



Elbefiſcher

Nach einem Gemälde von Robert Sterl

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

schuhe, daß ja kein Blütchen geknickt wurde. Sie ebnete den Hügel und stellte das Kreuz fest und gerade zu Häupten. Und als alles fertig war, da sagte sie laut:

„Weil das dein Recht ist!"

Und mit lauter, fester Stimme betete sie ein Vaterunser. Dann brachte sie ihrer Mutter Grab in Ordnung. Und dann ging sie heim. Noch einen Blick warf sie auf das Büschel gelber Blumen.

„Sein Recht," murmelte sie wieder. „Weil ich ihm das nicht angetan habe, da hat's ihm unser Herrgott zukommen lassen."

Allgemach kam das ganze Dorf in Aufregung. Der Halfen-Bauer war beim Notar in der Stadt gewesen, und der hatte ihm gesagt, daß er in dem Testamentsentwurf mit den schönsten Aeckern und Wiesen bedacht gewesen sei, und für den Fritz, der sein Pate war, seien auch tausend Mark ausgesetzt gewesen. Nun stand's bei dem Dickschädel fest: die Busche-Lies hatte das Testament gefunden, der Lisett davon erzählt, und dann hatte die sich in der Nacht aufgemacht, um es zu holen, damit der Halfen-Bauer keinen Grund mehr hatte, sich der Heirat zu widersetzen. Wer weiß, wo das wichtige Papier gesteckt hatte, der Halfen-Fritz war so einer von denen, die alles versteckten, vertrugen wie Hunde, die ihre Knochen vergraben. Beim Herumstöbern hatte die Busche-Lies das dann erwischt, hatte es gelesen — zu Haus war ihr dann zum Bewußtsein gekommen, was das für sie bedeute. Ach, die Busche-Lies war eine Raffinierte, die hatte das dann ausgeheckt. Und darum war auch die Lisett krank geworden, die hatte sich gegraust bei der Leiche; wer weiß auch, was da passiert war. Dem Halfen-Fritz konnte man es zutrauen, daß er noch nach seinem Tode Wache hielt bei seinem Eigentum und einen, der danach die Hand ausstreckte, mit irgendeinem Spuk erschreckte. Und wie das so geht, die Leute vergaßen ganz, was der Halfen-Fritz eigentlich für einer gewesen war, und sie vergaßen auch, daß die Busche-Lies fünfzehn Jahre anständig und honett unter ihnen gelebt hatte. Das Schlimme glaubt ja ohnehin der Mensch viel eher vom andern als das Gute. Und so dauerte es nicht lange, so war alles überzeugt, daß die Busche-Lies das Testament gestohlen habe, und bald gingen auch allerhand Gerüchte herum, die Lies habe auch sonst noch allerlei auf die Seite geschafft. Die Erben, denen von Rechts wegen ihr Anteil zukam — Brüder des Halfen-Fritz und verheiratete Schwestern, die alle auswärts lebten —, wurden ungeduldig. Sie wollten ihr Anteil heraus, und der Nachlaßpfleger hatte keinen Grund, es ihnen zu verweigern. Und weil keiner von ihnen von den paar Mobilien des Halfen-Fritz etwas mitnehmen wollte und sie sich nicht über die Verteilung der Aecker einigen konnten, sollte alles versteigert werden, und der Termin dazu wurde angesetzt.

Der Halfen-Bauer ging herum wie ein Gewitter, das nicht herunterkommen kann. Das ist für einen echten Bauern ärger als der Tod, wenn er glaubt, nicht zu seinem Recht zu kommen. Wenn ihm ein Besitz schon halb in der Hand ist und wird ihm wieder genommen. Und nun gar so hinterwendisch genommen! Auf so eine Art, die schlimmer ist als Diebstahl. Der Halfen-Bauer mochte gar nicht daran denken, daß nun ein andrer im Dorf die Bachwiese haben sollte, die ihm mit Fug und Recht zukam, und daß die tausend Mark für seinen Franz nun auch verloren seien. Und er sinnierte und brütete, hielt heimliche, lange Unterredungen mit dem Advokaten-Heiner, einem verdorbenen Schreiber, der sich im Dorf niedergelassen hatte, den Bauern schlechte Ratschläge für ihre Prozesse gab und so viel Unheil anstiftete, als ihm eben nur möglich war. Und wenn er der Busche-Lies begegnete, dann spie er seitwärts aus und murmelte einen Fluch. Das hätte die Lies wenig angefochten, wenn nur die Lisett hätte gesund werden wollen. Wirklich wollen, denn an ihrem Willen lag's. Der Doktor sagte das, und die Busche-Lies merkte das auch selber — sie hatte den Willen nicht dazu. Ganz still saß sie stunden- und halbe Tage lang auf dem Bänkchen hinter dem Hause, hielt in den mageren Händen, die ganz weiß und wächsern waren, ein Strickzeug oder eine Häkelarbeit, daran kein Stich geschah, sah stumm vor sich hin und schrak zusammen, wenn ihre Mutter sie anredete. Des Abends fieberte sie und des Nachts fuhr sie aufschreckend und aufschreiend aus dem Schlaf. Die Busche-Lies schlief auch nicht mehr so fest wie ehedem. Das machten die Gedanken, die schwer und zwiespältig waren und von denen sie nicht loskam.

Sie war inzwischen auch schon einmal wieder auf dem Kirchhof gewesen. Dort lag das Grab noch so, wie sie es verlassen hatte, und der Busch Herrgottsschuhe war das einzige Lebende darauf. Und sie hatte lange davor gestanden, lange darauf geschaut.

Nun kam der Versteigerungstermin näher, und der Halfen-Bauer wurde immer unruhiger, immer zorniger. Es war, als wenn sein ganzes Denken und Tun sich um den einen Punkt drehte, um die Aecker und Wiesen, die ihm zukamen und die er doch nicht bekommen sollte. Stundenlang stöberte er im Hause des Halfen-Fritz umher, dann ging er zum Advokaten-Heiner, steckte lange mit dem zusammen, kam unwirsch nach Haus. Mit dem Franz war er ganz auseinander. Und als er nach einer besonders langen Konferenz mit dem Heiner mit boshaftem Triumph zu Haus verkündigte, daß er's „denen" nun mal ordentlich besorgt hätte, da wurde es noch schlimmer. An

Digitized by Google

diesem Abend kam der Franz unruhig zur Busche-Lies. Und als sie ihn mit kurzen Worten abwies — die Lisett hatte sich schon legen müssen, weil ihr in den letzten Tagen der Doktor frühes Schlafengehen anbefohlen hatte —, da hatte er, gedrückt und unruhig, gefleht, sie möge ihn doch einmal mit der Lisett reden lassen:

„Wenn man das doch herauskriegen könnte! Mein Vater schwört Stein und Bein, daß er die Lisett in der Nacht gesehen hat. Das Tuch mit den roten Streifen hat er wieder gekannt. So eins ist ja auch nicht mehr im ganzen Dorf, das weiß ich ja auch wohl. Sagt doch nur, Busche-Lies, wo kann denn die Lisett nur gewesen sein?"

Die Busche-Lies wurde heftig. Wer konnte das wissen? Sie war vielleicht schon im Fieber aufgestanden, war die Straße hinunter gelaufen. Die hatte am Abend schon genug geweint und gejammert über all das, was passiert war. Das war auch genug, um einen Menschen krank zu machen. Und sie fuhr den Burschen hart an. Vielleicht glaubte der gar auch, die Lisett habe was Unrechtes getan. Dann sollte er nur gehen und nie wiederkommen.

Er verteidigte sich. Mit keinem Gedanken denke er so was. Aber wenn man das wüßte, da könnt' man doch seinem Vater ganz anders kommen. Denn der versteife sich immer mehr, der gehe mit bösen Gedanken um, der wisse gar nicht mehr aus noch ein vor Zorn und Bosheit. Das gebe noch ein Unglück, wenn das so weitergehe.

„Unglück!" fuhr die Lies auf. „Ist das nicht schon Unglück genug? Die Lisett, die fällt zusammen, die wird immer weniger, die will nicht essen und trinken und liegt die ganze Nacht ohne Schlaf und schleicht herum wie ein Schatten! Mir kann kein ärgeres Unglück kommen!"

Der Franz weinte beinahe. Der kräftige, gesunde Bursche war selbst ganz heruntergekommen in diesen Wochen.

„Was nur mein Vater vorhat? Der führt so sonderbare Reden. Der red't alsfort von Gericht und Polizei. Und der Heiner, der macht ihm den Kopf noch immer verdrehter."

„Zu dem soll er nur gehen," sagte die Busche-Lies verächtlich. „Das ist schon der Rechte für ihn. Da kommen die Richtigen zusammen. Und Gericht und Polizei fürcht' ich nicht. Wenn man ein gutes Gewissen hat und ist sich keiner Schuld bewußt, da kann man ruhig schlafen."

„In acht Tag' ist nun die Versteigerung," seufzte der Franz. „Und mein Vater sagt, das leid't er nicht, daß seine Aecker und Wiesen versteigert werden. Eher gibt das ein Malör."

Die Busche-Lies zuckte die Achseln:

„Ich kann's nicht ändern. Und wenn ich's könnt', wer weiß, ob ich's wollt'. Und das Malör, das dein Vater anrichten will, das erwart' ich. Das kann nicht ärger werden als das, was er schon angericht't hat."

„Aber die Lisett!"

„Nein," beharrte die Lies. „Die Lisett soll mir da nichts mehr von ausstehen. Wenn die was sagen wollt', da hätt' sie's schon von selber getan. Der Doktor sagt, man kann gar nicht wissen, ob die sich noch was erinnert. Und man dürft' sie nicht quälen. Und ich will das nicht verantworten, daß sie noch einmal krank wird. Einmal ist das schon passiert, weil ich nicht aufgepaßt habe — zum zweitenmal passiert mir das nicht."

Da ging der Franz. Die Busche-Lies sah ihm mit finsteren Augen nach. Alles Elend auf der Welt kam von den Mannsleuten her. Die faßten alles mit groben Fingern an, die meinten, es müßte alles gehen, wie sie wollten, und wenn es nicht so ging, dann möchten sie am liebsten alles entzweidrücken zwischen ihren Fingern, tottrampeln mit ihren Füßen.

Von der Kammer her rief die Lisett:

„Mutter!"

Und noch einmal: „Tant'! Mutter!"

Die Stimme klang halb erstickt. Die Lies kriegte das Zittern. Ach Gott, was war denn nun schon wieder!

„Mutter!"

Da saß die Lisett in ihrem Bett, das blasse Gesicht von Tränen überströmt.

„Lisett, arm' Kind, was ist?"

„Ach, Mutter, ich kann das nicht mehr länger auf mir behalten. Das drückt mich tot, das läßt mir keine Ruh'."

Aufmerksam sah die Busche-Lies ihr Kind an. Nein, die Lisett konnte nichts getan haben, was das Licht scheute.

„Ach, Mutter, du wirst ja bös sein! Schlag mich, Mutter, straf mich — aber ich konnt' nicht anders. Ich — ich bin ja in der Nacht da unten in dem Haus gewesen —"

„Beim — bei ihm?"

„Ja, Mutter."

„Und was hast du da getan?"

„Ich — ich hab' ihm die Schuh' angetan — Mutter!"

Die Lisett griff nach ihrer Mutter Hand.

„Mutter, ich hab das gemußt! Das hat mich gezogen und getrieben. Ich hab' mich gefürcht't und gegraust, ich habe gemeint, ich geh' in die Höll' hinein, und hab' das doch gemußt. Ich hab' ihn immer vor mir gesehen, wie er geht und geht und kann nicht fort. Und ich hab' an dich gedacht, Mutter. Ich hab gedacht, da kommt eine Stund', da gäbe deine Mutter ihr ganzes Leben drum, wenn sie das könnt' ändern. Aber dann ist das zu spät, und darum bin ich gegangen."

Digitized by Google

Sie hielt ihrer Mutter Hand, drückte sie flehend gegen ihre flach gewordene Brust. Die Busche-Lies fühlte, wie das Herz in dieser Brust flatterte wie ein ängstlicher Vogel. Sie saß ganz betäubt, ganz starr.

„Mutter," flehte die Lisett, „Mutter, bedenk doch, der weiß ja jetzt all, womit er sich vergangen hat. Der ist ja jetzt ‚in der Klarheit'. Das sagt uns' Pastor immer, daß wir da oben alles einsehen, was wir verkehrt gemacht haben. Der hat jetzt Reue genug. Ueber den ist ja das Gericht gehalten. Willst du härter sein als uns' Herrgott?"

Die Hand der Busche-Lies zuckte heftig zusammen. Aber die Lisett hielt sie fest.

„Mutter, ich sterbe, wenn du mir das nicht verzeihst. Ich grau' mich Tag und Nacht. Ich seh' immer die Stub' mit dem Sarg drin und spür' immer, wie kalt seine Füße waren. Und da ist was in der Stube geflogen und geflattert, ich hab das gehört und hab den Schatten gesehen. Mutter, der hat nicht fortgekonnt, der hat gewartet auf seine Schuh'!"

Sie konnte nicht mehr reden. Auf ihrem Gesicht lag wieder das Grauen wie in den ersten Tagen ihrer Krankheit.

Die Busche-Lies beugte sich über ihr Kind und strich ihm mit leiser Hand das feuchte Haar zurück.

„Lisett, darum quäl' dich nicht mehr. Das ist gut so, wie es gekommen ist."

Mit einem leisen Schrei fuhr die Lisett in die Höhe und schlang die mageren Arme um ihrer Mutter Hals.

„Mutter!"

„Ja, ja, das ist schon gut so. Das hat so kommen sollen."

„Aber, Mutter, wenn der Halfen-Bauer meint, ich hätte da was andres gesucht —"

Jetzt lachte die Busche-Lies.

„Darum kümmer dich nicht, Lisett. Was der meint, das ist egal. Was sie mit 'n Goldbuchstaben schreiben, das ist egal."

„Womit, Mutter?"

„Ach, das verstehst du nicht. Und jetzt mußt du schlafen, jetzt mußt du still sein."

Die Lisett streckte sich behaglich in ihrem Bette aus. Noch waren ihre eingefallenen Backen feucht von Tränen. Aber die Spannung, die Unruhe, die in all den Tagen darauf gelegen hatte, war gelöst. Sie atmete ruhig und tief. Und nicht lange, so schlief sie. Ganz ruhig, ganz fest und friedlich, zum erstenmal seit Wochen.

Die Busche-Lies ging leise hinaus. In der Stube war es schwül und dumpfig trotz der offenen Fenster. Sie setzte sich auf die Bank vor der Tür. Der Tag war noch nicht völlig zur Neige. Im Westen schimmerte der Abendhimmel in reinem Gelb, die einsame Linde auf der Anhöhe hob sich schwarz davon ab, die leise geschwungene Hügellinie stand starr dagegen. Neben dem Kirchturm kam der Vollmond herauf, groß, matt, ruhig. In der Linde schlüpften noch die Meisen, die ihre zweite Brut fütterten, nach Nachtinsekten jagten, solange noch ein Tagesschein war, um die immer hungrigen Schnäbel zu stopfen. Ganz still war es, nur im Dorf dengelte einer eine Sense, der schrille Klang kam eintönig zu ihr herauf, und ein Hund bellte. Drüben im Schatten der Linde strich ein Pärchen vorbei, eng aneinander gedrängt, ein Kichern wurde laut, ein Kuß — — —

Ein verspäteter Erntewagen fuhr vorbei. Die Kette des Hemmschuhs klirrte, vorn neben dem Fahrer saß dicht angeschmiegt ein Mädchen. Wie alle Tage war's, wie alle Jahre. Sonnenuntergang und Mondaufgang, Saat und Ernte, Liebesgeflüster und Sorge um die Brut — das alles kam und ging, wuchs eins aus dem andern, folgte eins auf das andre. Und aus dem vielen Kleinen und Einzelnen wurde das große Ganze, vor dem man selber so winzig klein war, nur ein Stäubchen, ein Nichts. Man drehte sich mit in dem großen Getriebe, fühlte eine Weile die eigne kleine Lust und große Pein — dann war's für hier unten vorbei, der Leib gab der Erde wieder, was ihr gehörte. Ein Grab wurde gegraben, Erde fiel auf einen, gelbe Schollen, die eine Weile noch geebnet wurden, bepflanzt, geschmückt, dann ging der Pflug wieder über die Stelle, Korn wuchs, wurde geerntet, heimgefahren — und der Fahrer und sein Mädchen saßen in den Halmen und küßten sich.

Die Busche-Lies dachte an das ungepflegte Grab da oben, auf das eine mächtigere Hand doch das gepflanzt hatte, was eine ohnmächtigere Hand hatte vorenthalten wollen, ihr zum Zeichen und Mahnen. Und sie dankte es ihrem Kinde, das da drin so tief und fest schlief, daß es sie von der Last und von der Sünde befreit hatte. Nicht von dem Willen dazu, den hatte sie gehabt, dafür stand sie jetzt unter Verdacht und böser Nachrede. Aber daß es nicht wirklich geschehen war, daß nichts geschehen war, das nicht gut gemacht werden konnte.

Mochte der Halfen-Bauer nun tun, was ihm sein Zorn eingab. Dem würde sie begegnen können, jetzt weit besser noch, da sie wußte, der Tote hatte seine Schuhe anbekommen, nichts war versäumt, kein Unrecht war ihm geschehen. Ach, sie sollten ihr nur kommen, die Halfen sollten ihr nur was wollen.

Es war dunkler geworden. Nur die Dämmerung, die im Juli die ganze Nacht hindurch nicht in Nachtdunkel übergeht, lag über Tal und Dorf. Alle Lichter waren erloschen, nichts regte sich. Da stand die Busche-Lies langsam auf, reckte sich, dehnte ihre starken Glieder. Sie hatte

Digitized by Google

wieder Freude am Leben. Sie konnte wieder schaffen, für sich und die Lisett. Einen letzten Blick warf sie hinauf nach den Linden und Tannen des Kirchhofs. Und was die Lisett heute abend gesagt hatte, fiel ihr wieder ein: „Der da oben lag, der war jetzt in der Klarheit."

## VII

Vor dem Hause des Halfen-Fritz ging's lebhaft zu. Das halbe Dorf war versammelt, die Weiber sahen sich die Hausgeräte an, die auf den Hof hinausgeschafft waren, kritisierten scharf und abfällig ihren mangelhaften Zustand, wühlten in den Stößen Leinenzeug herum, das angeschleppt wurde. Die Männer standen in Gruppen, redeten wichtig und eifrig über Aecker und Wiesen, wer vorhatte, etwas zu steigern, bemängelte die Ertragsfähigkeit der ganzen Ländereien, schalt auf den Halfen-Fritz, der immer nur aus seinen Grundstücken Erträgnisse herausholen wollte und nichts hineingesteckt hatte. Ein paar von den immer Steigerwütigen, die nie genug Land kriegen können, drückten sich in den Ecken herum, verhandelten eifrig und heimlich, machten aus, daß sie sich gegenseitig die Preise nicht steigern wollten. Der Halfen-Bauer ging verbissen zwischen den Leuten herum. Unruhig lief er alle paar Minuten nach dem Hoftor, flüsterte mit dem Advokaten-Heiner, der in einem schäbigen schwarzen Rock herumlungerte, obgleich er sicher kein Stück an sich bringen wollte. Der Auktionator, zugleich der Spaßmacher des Dorfes, schlenderte mit den Händen in den Taschen umher, machte seine uralten Witze, die überall mit beifälligem Gelächter aufgenommen wurden, sah nach der Uhr, dann nach dem Hoftor, ob der Notar noch nicht komme. Endlich fuhr ein Wagen vor, der Halfen-Bauer stürzte eilig und erregt herbei und ruckte enttäuscht zurück. Nur der Notar war es.

„Habt Ihr denn das Testament noch nicht gefunden?"

Der Halfen-Bauer zuckte die Achseln.

„Ja, dann hilft das nichts, dann muß die Sache vor sich gehen. Schmitz, packen Sie aus."

Der magere Schreiber schleppte eine schwere Mappe an. Tisch und Stühle wurden bereitgestellt, der Notar nahm würdig Platz, neben ihm der Schreiber. Und nun begann die Versteigerung, gewürzt durch die Späße des Auktionators, der sich natürlich die Geschichte vom verschwundenen Testament nicht entgehen ließ.

„Eine Kommode, fast neu, prachtvolles Stück, Schubladen gehen nicht auf und zu — so, ihr Leut', dahinter steckt am End' das Testament — kuckt orntlich nach, wer es findet, kriegt einen Dahler Belohnung — eine Kommode mit oder ohne Testament — zwei Dahler — wer biet't mehr?"

Die Weiber lachten. Aber ein und die andre zogen doch eine Schublade heraus und guckten nach.

„Ein Schreibpult — so gut wie neu — stammt noch vom Halfen-Fritz sein' Großvatter — mit oder ohne Testament — klingt hohl, hat Geheimfächer, wo das drin sein könnte — der ehrliche Finder muß es abliefern — ein Dahler Gebot — ein Dahler is geboten, wer biet't mehr?"

Auf das Schreibpult boten gleich ein paar Bauern. Wer weiß denn auch, ob man in so einem alten Möbel nichts findet. Aber der Halfen-Bauer lachte verächtlich. Das ganze alte Möbel hatte der Schreiner-Karl untersucht, da war ja nicht eine doppelte Wand drin, da hätte man grad' so gut auf der flachen Hand was verbergen können. Dann kamen die Betten an die Reihe. Das Bett, was der Bas gehören sollte, zuerst. Die lamentierte und schalt. Das Bett habe der Halfen-Fritz ihr hundertmal versprochen, das gehöre ihr, das sei eine himmelschreiende Sünd', daß das versteigert werde, und wer es steigere, der werd' keinen Segen daran haben. Aber ihr Jammern nutzte nicht viel. Eine Bauernfrau erstand es billig und packte es triumphierend zusammen.

Ein wenig abseits von den Weibern stand die Busche-Lies. Stand kerzengerade aufgerichtet und sah sich die Sache an. Hinter ihrem Rücken steckten die Weiber die Köpfe zusammen, tuschelten aufgeregt, daß die so kühn war, daher zu kommen. Aber einen steifen Nacken hatte die immer gehabt. Der Halfen-Bauer sagte ihr's allenthalben öffentlich nach, daß sie das Testament gefunden und die Lisett es in der Nacht geholt habe. Da war es ein starkes Stück, daß sie zu der Versteigerung kam. Steigern wollte die ja nichts — die brauchte kein Andenken an ihren Schatz — die hatte ja ein lebensgroßes. Das flüsterte der gottlose Schneider den Weibern ins Ohr, die ihn dafür lachend in die Seiten pufften. Ja, der Schneider, das war ein Hauptkerl.

Die Busche-Lies wußte ganz genau, was da um sie herum geschwatzt wurde. Gerade darum war sie ja gekommen. Keiner sollte sagen können, daß sie sich fürchtete, daß sie sich versteckte. Und der Halfen-Bauer, der mochte ihr ins Gesicht sagen, vor den Leuten sagen, was er von ihr meinte, und mochte ihr das beweisen.

Die Versteigerung ging flott vorwärts. Immer unruhiger wurde der Halfen-Bauer, je weniger die Sachen wurden. Dann kamen gleich die Aecker und Wiesen an die Reihe und dann war es vorbei. Und er wartete doch auf etwas, was die Versteigerung unterbrechen sollte. So fest hatte sich seinem habsüchtigen Herzen, seinem dicken Schädel die Gewißheit eingeprägt, daß die Lies das Testament auf die Seite geschafft habe, daß er die Anzeige erstattet hatte, aufgestachelt von dem Advokaten-Heiner, der ihm das Schrift-

Digitized by Google

liche dafür gegen schweres Geld aufgesetzt hatte. Und nun wartete er darauf, daß der Amtsrichter aus der Kreisstadt käme, noch ehe die Versteigerung zu Ende war. Seine Aecker wollte er haben, seine Wiesen, das, was ihm nach Recht und Gerechtigkeit zukam.

Und jedesmal, wenn er die Busche-Lies ansah, wie sie so groß und aufgereckt dastand und so ruhig, dann kochte das in ihm, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht auf sie loszustürzen, sie zu rütteln und ihr zuzuschreien: „Wo hast du das Testament, du Stehldieb?"

Nun versteigerten sie die paar Kleider vom Halfen-Fritz. Er war nie gut im Zeug gegangen, seit seine Frau tot war, hatte nicht viel auf sich gehalten. Die paar Fetzen lohnten gar nicht des Ausbietens. Die wollte ja keiner. Der Auktionator schleuderte sie alle auf einen Haufen zusammen. Dann hielt er einen Rock hoch:

„Ein ganz neuer Hochzeitsfrack! Von Anno Toback! Ist kaum zwanzig Jährchen alt. Den hat der Halfen-Fritz nur alle heiligen Zeiten angehabt. O jeh, in den Taschen könnt' doch das Testament stecken. Habt Ihr nachgesehen, Halfen-Bauer?"

Er strich über die Taschen und schnitt eine Grimasse.

„Kein Testament! Nun muß das doch bald kommen, wenn das nicht in ein' Weibertasch' gerutscht ist."

Die Weiber stießen sich an, lachten, juchzten. Die Busche-Lies fühlte, wie der Grimm ihr aufstieg. Eine Taglöhnersfrau bot mit gellender Stimme fünf Groschen. Und weil sich keiner sonst fand, der nach des Halfen-Fritz zwanzigjährigem Kirchenrock Verlangen getragen hätte, wurde er ihr zugeschlagen. Einen Augenblick kramte der Auktionator unschlüssig in den Lappen herum. Da rasselte draußen ein Wagen. Hastig stürzte der Halfen-Bauer nach dem Hoftor. Aus der anfahrenden Kutsche stieg ein ernsthafter alter Herr aus, den sie alle kannten — der Amtsrichter. Ihm folgte der Sekretär und als dritter der Doktor, der wohl zufällig mitgekommen war.

Der Auktionator hatte gar nicht aufgemerkt. Nun hob er wieder einen alten Rock in die Höhe und begann mit seiner heiseren Stimme:

„Noch emal so eine kostbare Kledasche! Noch emal für zwei Silbergroschen!"

Aber der Halfen-Bauer unterbrach ihn. All sein Groll und Zorn, seine Bosheit und sein Grimm machten sich Luft.

„Halt 's Maul, du Schreier! Aus is die Auktschon! Erscht muß jetzt emal Ordnung und Recht geschafft werden. Erscht muß jetzt emal das Testament her. Der Herr Richter, der wird das jetzt schon herschaffen."

Es wurde still. Der Auktionator stand verblüfft da oben, der Notar sah ärgerlich auf. Und der Amtsrichter schüttelte den Kopf.

Aber der Halfen-Bauer drängte sich ganz nach vorn. Sein breites rotes Gesicht färbte sich dunkel, seine Augen glühten. Und er wies auf die Lies, die blaß geworden war, aber ruhig stehenblieb:

„Da steht sie, Herr Richter. Da steht sie und tut mich verhöhnen. Die hat das gefunden und ihre saubere Tochter, die hat das geholt. Jaja, Teufelsmehl gibt Teufelspannekuchen."

„Wenn Ihr hier etwas vorzubringen habt, dann hat das zu Protokoll zu geschehen, Halfen-Bauer," sagte der alte Herr, der nun schon vierzig Jahre sein Amt bekleidete und seine Leute kannte. „Erst habe ich mit dem Herrn Notar zu reden, und dann kommt Ihr ins Haus, Ihr und alle, die von der Sache etwas wissen."

Der Halfen-Bauer wollte murren, aufbegehren. Aber der Ortsschulz brachte ihn zur Ruhe. Nach einer kurzen Besprechung mit dem Notar kündigte dann der Auktionator an:

„Die Auktschion is für heut vorbei! Wer noch nix hat, muß sich 's Maul abwischen."

In einem Knäuel drängten sich die Weiber zusammen, flüsternd, neugierig nach der Busche-Lies starrend, die ganz allein dastand. Sie hätte gehen können, kein Mensch hinderte sie. Aber sie blieb. Sie blieb und wartete. Es fiel ihr jetzt auf, daß sie den Franz den ganzen Nachmittag nicht gesehen hatte. Den hatte sein Vater wohl aus dem Wege geschafft, daß er ihn bei seinem Vorhaben nicht hinderte.

Nun drängte sich ein ganzer Menschenschwarm in die Stube, wo der Richter jetzt hinter einem kleinen Tisch saß und der Sekretär in Papieren herumkramte. Der Doktor kam und schüttelte der Lies die Hand.

„Macht Euch nichts draus, Lies, halt den Kopf oben, sagt, wie Euch ums Herz ist."

Die Busche-Lies nickte.

Gelassen stand sie, hörte sie dem heftigen Wortschwall des Halfen-Bauern zu, sah auf den alten Herrn, dessen Hand langsam über seinen weißen Bart strich, dessen scharfe blaue Augen in ruhigem Spähen im Kreis herumgingen. Jetzt ließ er den Halfen-Bauern reden, dann kam die Bas an die Reihe, die um ihr Bett jammerte und umständlich erzählte, wie beim Tode des Halfen-Fritz alles zugegangen sei. Nun wechselte er einige kurze Worte mit dem Notar, der seinerseits dem Halfen-Fritz das Testament aufgesetzt hatte. Und nun kam die Busche-Lies an die Reihe. Der Halfen-Bauer stand da mit weit vorgestrecktem Halse, mit gierigen, bösen Augen. Seine Hände griffen, ballten sich, wie um das unfindbare Testament zu fassen, festzuhalten. Die Stube war jetzt gedrängt voll erregter Menschen. Ein Summen und Flüstern kam vom Flur, wo andre horchend standen. Die Busche-Lies trat mit ruhigen Schritten zu dem Tische:

Digitized by Google

„Und was wissen Sie von der Sache, Frau?"

Ein höhnisches Kichern klang aus dem Hintergrund: „Dat 's keine Frau!"

„Ich weiß nichts," sagte die Busche-Lies mit fester Stimme.

„Aber Sie wußten, daß ein Testament vorhanden war."

„Das wußte ich nicht."

„Ich hab's ihr gesagt," rief die Bas gellend.

„Was hat sie Ihnen gesagt?" fragte der Richter.

„Daß der Halfen-Fritz auf seinem Sterbebette verordiniert hat, der Halfen-Bauer und sein Franz sollten nichts von seiner Sach kriegen, wenn der Franz meine Tochter heirat," sagte die Busche-Lies ruhig.

Der Halfen-Bauer drängte vor.

„Ja! Und da hat sie nachher das Testament gefunden, und da hat sie das daheim ihrer Tochter erzählt, und da ist die in der Nacht hin und hat das" — er stockte und warf einen scheuen Blick auf den Richter — „verstochen."

„Warum hat sie das getan?" fragte der Richter ruhig.

„Weil — weil — weil sie gedacht hat, wenn das Testament nicht da ist, dann erb ich auch nichts, und dann hat die Ordinierung vom Fritz keine Gültigkeit und dann heirat mein Franz sie doch ehder."

„So so! Nun haben wir ja die Sache klar. Also, wenn kein Testament da ist, dann erbt Ihr nichts, Halfen-Bauer?"

„Nee."

„Und da meint Ihr nun, es müßte eins dasein, und wenn keins da ist, dann ist's eben beiseitgebracht worden. Und wenn's einer beiseitgebracht hat, dann natürlich der, der ein Interesse daran hat, daß es verschwindet. So meint Ihr, Halfen-Bauer?"

„Akkurat so, akkurat so."

„So so! Nun dann müssen wir erst einmal die Leute hören, die bezeugen können, daß das Testament überhaupt da war."

„Dä—dä—där Herr Notar," stotterte der Halfen-Bauer.

Der Notar zuckte die Achseln:

„Ein Testament ohne Unterschrift," sagte er. „Ich habe das den Leuten ein halbdutzendmal auseinandergesetzt, daß der Halfen-Bauer das Testament erst nach Haus mitnehmen wollte. Ich machte ihn noch auf die Zeugen aufmerksam, sagte ihm, daß er's abschreiben und unterschreiben müsse, wenn er's ohne Zeugen machen wolle."

„Der konnt nicht mit dem Schreiben umgehen, der war froh, wenn er seinen Namen geschrieben hat!" rief jemand aus dem Knäuel heraus.

„So," sagte der Richter aufmerksam. „Also selbst abschreiben hätte er das Testament wohl nicht gekonnt?"

„Nä," sagte der Mann wieder und drängte sich vor — ein alter, pfiffiger Bauer, der Nachbar des Halfen-Wirt — „dä hätte ja das Zittern in de Händ von wegen" — er machte eine Gebärde des Trinkens —, „und der hat mich mal angegangen, ich soll das unnerschreiben als Zeuge. Aber den annern Dag sagte der, das wär noch nich richtig, das müßt noch emal anners gemacht wer'n."

„Na ja, da haben wir ja schon jemand, der von dem Testament etwas weiß," nickte der Richter befriedigt. „Vorläufig allerdings nichts weiter, als daß es nicht unterschrieben wurde. Wer weiß denn nun etwas davon, daß es unterschrieben wurde? Ist jemand als Zeuge zugezogen worden? Weiß jemand davon, daß Zeugen zugezogen wurden?"

Alles blieb still.

„Hier sind doch wohl sämtliche Verwandte und Nachbarn anwesend?" meinte der Richter leise lächelnd. „Niemand also, der als Zeuge zugezogen wurde?"

„Nee — nee."

Der Halfen-Bauer wurde kreidebleich.

„Der hat doch selbst auf seinem Sterbebett verordiniert, daß sein Testament —"

„War er denn bei klarer Besinnung?" fragte der Richter scharf.

„So klar wie Sie und ich," rief der Halfen-Bauer höhnisch. „Die da," — er wies auf die Lies — „die wird ja sagen, daß er von sich war —"

„Nun?" fragte der Richter.

Die Busche-Lies schüttelte den Kopf.

„Von sich war er nicht. Der wußte, was er tat. Der wollte mir noch was Hartes antun, ehe er starb. Das hat der auch gesagt."

„Ihnen was antun? Warum? Warum überhaupt das ganze Verbot der Heirat?"

Die Busche-Lies schwieg, aber der Halfen-Bauer lachte.

„Hähä! Der hat gewußt, was das für eine Feine ist. Der hat sie gut genug gekannt. Der hat nicht gewollt, daß so was in seine Familie kommt."

Der Doktor sprach ein paar gedämpfte Worte mit dem Richter.

„Soso. Also der Halfen-Fritz, das war so ein stolzer Ehrenmann auf seine alten Tage? Hm, hm!"

Ein Kichern wurde laut, ein halbverschluckter Ruf:

„Hä ja, das war schon einer!"

„Und nun zur Sache." Die Stimme des Richters hob sich ein wenig, wurde schärfer.

„Wer etwas über das Testament weiß, melde sich."

Jetzt war es ganz still in der Stube. Einen Augenblick. Niemand regte sich. Dann drängte der Halfen-Bauer ungeduldig nach vorn.

Digitized by Google

„Ich sag, daß die das auf Seit geschafft haben, die Busche-Lies und ihre Tochter. Ich han das Mädchen gesehen in der Nacht, wie das von da kommen is. Am Wirtshaus, da han ich gestanden, da is sie vorbeigeschluppt."

„Mann," sagte der Richter sehr ernst, „bedenkt, was Ihr tut. Ihr beschuldigt die Frau einer schweren Ungesetzlichkeit. Dafür müßt Ihr Zeugen haben. Daß Ihr das sagt, das ist nicht genug. Und das Mädchen wollt Ihr gesehen haben? Kann man denn vom Wirtshaus aus die Tür dieses Hauses sehen?"

Der Halfen-Bauer schwieg betroffen. Aber nur einen Augenblick, dann rief er zornig:

„Die Straß erauf is sie kommen. Was hat die in der Nacht auf der Gaß zu tun? Da flankiert ein anständig Mädchen nich auf der Gaß erum. No freilich, die —"

„Verlästert mein Dochter nicht!" rief die Busche-Lies. „Vielleicht seid Ihr noch mal froh, wenn die auf Eure alten Dag gut mit Euch ist, wenn Ihr im Altenteil sitzt und mein Tochter sitzt auf dem Halfenteil. Sagt nichts gegen mein Dochter, die geradso gut aus Eurer eignen Familli ist wie Ihr selber."

„So ein!" schrie der Halfen-Bauer. „So ein, die hinter der Heck herkommt!"

Die Busche-Lies wurde blaß bis in die Lippen. Sie reckte sich vor dem Halfen-Bauer in ihrer ganzen Größe auf.

„Meint Ihr, weil über Euch und Eure Frau das Kreuz gemacht war, da wären Eure Kinder was Besseres? Warum denn? Der soll aufstehen, der meiner Lisett was nachsagen kann! Der soll reden! Wenn einer die Schand hat, dann hab ich sie. Ich nehme sie auf mich! Dausendmal! Mein Kind laßt zufrieden!"

Es gab einen Aufruhr in der Stube. Die Weiber wichen zurück, die Männer sahen beistimmend die Busche-Lies an. Donnerwetter! Die hatte Kurasch! Die scheute sich nicht, die nahm kein Blatt vor den Mund!

„Euer Dochter —" fing der Halfen-Bauer wieder an.

Aber die Lies unterbrach ihn:

„Red nicht von meiner Dochter! Wenn Ihr mein Dochter in der Nacht gesehen habt, dann is sie darum doch noch nich auf schlechten Wegen gegangen."

„Vielleicht könnt Ihr sagen, wo Eure Tochter in der Nacht gewesen ist," sagte der Richter.

„Muß ich darüber Rechenschaft ablegen?" fragte die Lies finster. „Is das schon so, daß unsereins nich mehr auf der Straße gehen kann, wenn es will?"

Der Richter hob beruhigend die Hand. Aber der Halfen-Bauer schlug zornig auf den Tisch:

„Die soll herkommen und sagen, wo sie gewest ist. Die soll sich verdefendieren!"

„Kein Wort weiter, Halfen-Bauer," sagte der Richter ernst und scharf. „Ich habe Euch reden lassen, weil ich so am besten den Tatbestand herausschälen kann. Nun ist's genug. Jetzt bestimme ich."

Er wendete sich zur Lies. Es war sehr still geworden in dem kleinen Zimmer.

„Wollt Ihr noch etwas dazu sagen?"

Die Busche-Lies trat dichter an den Tisch.

„Und was geschieht mit dem da, wenn das herauskommt, daß das alles Lug und schändlich Geschwätz gewest ist?"

Der Richter sah ernst aus.

„Da könnt Ihr Klage gegen den Halfen-Bauer erheben."

Sie nickte kurz mit dem Kopfe.

„Klagen. Und dann wird er gebüßt. Und dann han ich mein Recht. Aber ich brauch das nicht. Mein Recht, das kommt schon eraus, das kommt schon zu Tag, ohne daß ich was dazu tu. Das wird schon sonnenklar werden, dazu klag ich nicht."

Der Halfen-Bauer lachte höhnisch. Sein Zorn überwältigte ihn. Kirschrot liefen seine Schläfen an.

„Das Testament!" schrie er wild.

„Bauernschädel, verdammter," murmelte der Doktor. Er hatte sich still verhalten die Zeit über. In der Tür entstand ein Drängen. Die Busche-Lies sah auf.

„Lisett," rief sie heftig, „geh heim, gleich, hier hast du nichts zu schaffen."

Der Halfen-Bauer fuhr zusammen. Dann drängte er sich zur Tür.

„Aha, da is ja die Jungfer. Nun komm Sie emal her und sag mir ins Gesicht, daß Sie nicht in der Nacht im Halfen-Haus gewesen ist."

Die Lisett zuckte zusammen.

„Aha," rief er höhnisch. „No ja! Wenn die das nicht geholt hat, dann nehm ich alles zurück. Dann komm ich selber um sie freien für meinen Franz. In Sack und Asche komm ich da und tu Abbitt! Ja, Jungfer, das is doch ein Wort!"

„Ich — — —" stotterte das Mädchen.

Die Lisett wollte reden, aber sie kam nicht dazu. Im Flur wurde es laut, Stimmen durcheinander, Ausrufe, Lachen. Und dann eine aufgeregte Weiberstimme:

„Laßt mich erein — laßt mich erein!"

„Ruhe jetzt und die Tür zu," befahl der Richter.

„Nee — nee, do muß ich erein."

Eine Frau drängte herein, atemlos, mit zerzaustem Haar. Sie warf ein Kleidungsstück auf den Tisch.

„Da — da — da sticht was drin! Im Futter unnen drin. Ich han das gefühlt, das is ein großes Papier, ich han mich nicht getraut, das ganz rauszuholen."

Digitized by Google

„In — dem — Rock," stammelte der Halfen-Bauer. „Da — war nix drin — in der Tasch."

„Nee — nee," rief die Frau. „Da in dem steifen Futter. Ich han den Rock heimgetragen, ich han den besehen, ob der für meinen Mann passen tät, da han ich unnen drin das gespürt — da im Futter."

Aus dem Rockschlitz zog der Sekretär einen großen, flach zusammengefalteten Bogen, entfaltete ihn, warf einen Blick darauf, reichte ihn dem Richter.

Der sah das Papier an, wandte es um, sah den Halfen-Bauer an, reichte das Papier dem Notar.

In der Stube hörte man eine Fliege summen, gegen die Fensterscheibe schlagen. Und harte, stoßende Atemzüge des Halfen-Bauern, ein schluchzendes Aufatmen der Lisett.

Der Notar stand auf:

„Der Testamentsentwurf," sagte er mit lauter Stimme.

Der Halfen-Bauer stürzte an den Tisch, griff nach dem Bogen. Aber der Notar wehrte ab und reichte das Dokument dem Richter.

Mit vorgestrecktem Halse, mit weit offenen Augen, keuchend und stoßweise atmend, stand der Halfen-Bauer da. Und neben ihn drängte sich der Franz, die Lisett an der Hand ziehend.

„Vater," rief er eindringlich, „das kann kommen, wie das will, die Lisett wird meine Frau."

Der Halfen-Bauer wehrte heftig ab:

„Sei still! Sei still!"

Sehr gelassen, sehr genau betrachtete der alte Herr das Testament. Nun wendete er es um, sah die letzte Seite an und faltete es sehr ruhig wieder zusammen.

„Der in Ihrem Bureau verfaßte Entwurf?" sagte er fragend.

Der Notar nickte.

„Zweifelsohne."

„Na, also, Halfen-Bauer, da hätten wir ja das Testament. Und wann ist der Halfen-Fritz verunglückt?"

„Am — am — im Juni."

„Am 6. Juni," sagte die Busche-Lies bestimmt.

„So? Und dann war vielleicht der 4. ein Sonntag?"

„Ja, das war Pfingsten! Auf 'n dritten Pfingstdag is der verunglückt!"

„Das könnte stimmen," sagte der Richter gelassen.

„Ja, das Testament hätten wir also. Und sogar mit einem Zusatz von des Halfen-Fritz Hand, datiert vom 4. Juni. Vom Pfingstsonntag. Da hat er ja wohl seinen besten Rock angehabt und hat nachher dem Testament noch etwas zugesetzt. Vielleicht wollte er noch manches ändern, jedenfalls hat er sich zwei Tage vor seinem Sturz noch damit beschäftigt."

Es gab ein Hälserecken, ein Zusammendrängen.

„Hat er — hat er wegen meiner da letzt noch was ordiniert?" fragte der Halfen-Bauer. Er war blaß geworden und zitterte am ganzen Leibe.

„Nein, nicht Ihretwegen, aber jedenfalls steht fest, daß er noch zwei Tage vor seinem Tode auf diesem Bogen etwas bemerkt hat, daß dies also wohl die letzte Willensmeinung ist, die er hinterlassen hat."

Der Notar nickte.

„Na, also hätten wir hier das Testament! Und damit zunächst einmal die Feststellung, daß daß das Testament nicht gestohlen und beiseitgeschafft war, wie Ihr, Halfen-Bauer, es vermutet, und" — er hatte seine Stimme erhoben, sie klang scharf und ernst — „dem Gericht angezeigt habt."

„Vater!" der Franz hatte das geschrien.

Aber der Halfen-Bauer hörte kaum darauf. Ungeduldig und rauh schüttelte er die Hand seines Sohnes ab, die nach seinem Arm griff.

„Das Testament," murmelte er.

Der Richter sah ihn an. „Ihr wisset doch, Halfen-Bauer, daß Ihr damit strafbar geworden seid, um so mehr, als Ihr Euch auf keinerlei tatsächliche Beweise stützen konntet."

Der Halfen-Bauer sah den alten Herrn an. Aber in seinem Blick war nur Erwartung, Gier.

„Das Testament!" keuchte er.

Der Richter sprang auf:

„Wenn Ihr für weiter nichts Augen und Ohren habt als für das Testament, dann werdet Ihr wohl eine arge Enttäuschung erleben," rief er, „denn das Testament, das ist ungültig."

Der Halfen-Bauer stieß einen Zornschrei aus.

„Ungültig? Der hat noch auf dem Sterbebett davon gered't."

„Das kann Euch nichts helfen, die Unterschrift fehlt, das ist nichts als ein Entwurf, der gesetzlich keine Gültigkeit hat. Der Verstorbene hat da noch allerhand ändern wollen, da seht die Eintragung vom Pfingstsonntag: ‚Meine Schwester Anna soll kein bar Geld kriegen, das kann die nicht verwalten.' Dann ist ihm der Sturz dazwischengekommen und er hat wahrscheinlich gar nicht mehr gewußt, daß er noch nicht unterschrieben hatte."

„Das war doch sein Willen," keuchte der Halfen-Bauer, „das hat hä doch so verordiniert."

Der Richter lächelte:

„Wenn die Erbberechtigten sich bereit erklären, diesen Willen zu respektieren," sagte er ruhig.

Aus dem Kreis der Umstehenden erhob sich ein breites Lachen:

„Daß wir Narren wären," rief eine grobe Stimme. „Was Recht ist, ist Recht, was Gesetz ist, ist Gesetz. Das war ohnehin schon Sünd und

Digitized by Google

In der Kneipe

Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Schand genug, daß der Halfen-Fritz seine nächsten Verwandten hat verkürzen wollen, jetzt kommen wir zu unserm Recht."

„Wo er's doch gewollt hat," schrie der Halfen-Bauer in ohnmächtigem Zorn.

„Zeigt Brief und Siegel darüber, dann kriegt Ihr das."

Der Richter stand auf:

„Damit hätten wir also hier vorläufig nichts mehr zu tun. Das Protokoll erledigen wir drüben im Wirtshaus. Ihr habt in einer Stunde zum Unterschreiben zu erscheinen. Und nun rat' ich Euch noch eins, Mann, wenn Ihr vor lauter Habgier und Wut noch fähig seid, einen guten Rat zu hören. Setzt Euch mit der Frau auseinander im Guten, das wird sonst eine böse Geschichte für Euch."

Mit haßverzerrtem Gesicht sah der Halfen-Bauer auf. Mit einem Fluch hob er die Hand:

„Was hat sich das Weibsstück herumzutreiben in der Nacht! Hinter was für 'n Zaun hat die gesteckt! Die soll —"

„Nee," rief die Lies mit lauter Stimme. „Nu is das genug. Verschimpfiert mich nicht mehr, Halfen-Bauer. Da wird's Euch noch saurer werden zu kommen in Sack und Asche und für Euren Franz um mein Lisett anzuhalten. Das habt Ihr wohl schon ganz vergessen, daß Ihr das gelobt habt?"

„Ja ja — das hat er — das haben wir gehört — das ist festgemacht."

„Seht Ihr wohl, Halfen-Bauer! Aber Ihr sollt auch wissen, wo mein Lisett gewesen is. Das will ich hier bekennen, vor der halben Gemeind! Ich weiß, daß ich das nicht nötig hab, aber gerad darum will ich das sagen. Das könnt ihr all hören."

„Mutter!" bat die Lisett blaß und zitternd.

„Nee, das sollen sie all wissen. Darum schäm ich mich nicht und du brauchst dich auch nicht zu schämen. In des Halfen-Fritz Haus ist sie gegangen zwischen den Tagen und hat ihm die Schuh an die Füß getan, die ich ihm verweigert hab."

Ein Dutzend erschreckte Gesichter starrten die Lies an. Ein paar Weiber kreischten auf. Der Richter stand betroffen, der Doktor nickte langsam mit dem Kopf.

„Ja, die ich ihm verweigert hab! Warum? Weil ich gewollt hab, daß er die sieben Tag auf bloßen Füßen geht, weil ich gewollt hab, daß er auch spüren soll, wie das tut, wenn man einen Weg gehen muß voller Steine und Dornen. Das hab ich gewollt, weil er in seiner Sterbestund noch seine Bosheit hat auslassen wollen gegen sein Kind und gegen mich. Und das hab ich der Lisett erzählt. Und die Lisett hat sich in der Nacht hingeschlichen und hat ihrem Vater die Schuh angetan."

Es war ganz still in der Stube; scheu sahen die Weiber auf die Lisett und die Lies, die mit erhobenem Kopfe dastand.

„Daß ich das getan hab, das verantwort ich, das mach ich mit mir selber ab, das geht mich und den Fritz allein an. Was ich Recht da drin hab, das behalt ich mir, und was ich Unrecht hab, dafür nehm ich die Straf auf mich, wenn schon die Lisett gesorgt hat, daß ich mich nicht drum zu grämen brauch! Unser Herrgott, der soll über mich Gericht halten und mir mein Buß auflegen. Keinen andern geht das was an. Und nu hab ich gesagt, was gewesen is, nun komm heim, Lisett. Und Ihr, Halfen-Bauer, richt Euer Sack und Asch her und schaut zu, daß Ihr Euch auch könnt verantworten vor mir und der Lisett."

Sie faßte die Lisett an der Hand und ging nach der Tür. Der Franz wollte ihr folgen. Aber sie wies ihn ruhig zurück.

„Du gehörst zu deinem Vater, der wird dich nötig han."

## IX

Langsam ging der Doktor eine Stunde später den Hohlweg hinan zum Häuschen der Busche-Lies. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und sah gedankenvoll vor sich hin. Der Stock mit der Elfenbeinkrücke fuchtelte heftig hin und her, zuweilen zog er ihn rasch nach vorn und führte einen Lufthieb.

Das Häuschen der Busche-Lies war verschlossen. „Die is nach 'n Kirchhof," sagte ein kleines Mädchen, das mit einem Strauß Mohnblumen in der Hand des Weges kam.

„Nach dem Kirchhof? Na, das ist ja nur ein Sprung."

Und er stieg ein bißchen beschwerlich den steilen Weg hinauf und stieß das eingerostete Tor auf.

Er stand in einer grünen Wildnis. Im Sommer hat der Bauer keine Zeit zur Gräberpflege. Hohe Blütenhalme des Grases rauschten schon halb vertrocknet im Winde. Violette und rosa Akeleien badeten ihre Glocken in der Sonne. Weiße Rosen blühten auf verwilderten Sträuchern, die Rose Unika, die so recht die Rose des Grabes ist. Und der Doktor nickte den Kreuzen zu. Er hatte sie alle gekannt, die da lagen. Alle, die sich arbeitsmüde und lebenssatt hier zur letzten Ruhe gestreckt, und Junge, die noch mit aller Kraft und Zähigkeit am Leben gehangen hatten.

Zwischen den Tannen und den Rosenbüschen hindurch sah er die Lies. Sie arbeitete eifrig an einem Grabe, ebnete die aufgeharkte Erde.

„Die Busche-Lies," sagte er erstaunt.

Sie ließ die Harke sinken und richtete sich auf. Ueber ihr noch immer schönes Gesicht flog eine leichte Röte. Und wie sie in des Doktors fragendes Auge sah, nickte sie:



Digitized by Google

„Ja, Herr Doktor, das is schon so, da liegt er."

„Und Ihr macht sein Grab in Ordnung?"

Sie nickte ernsthaft.

„Da is keiner, der das tut."

„Und Ihr tut das, Lies? Heute?"

„Ja, Herr Doktor. Er hat mir Böses tun wollen mit seinem letzten Atemzug — das ist sein Willen gewesen — sein Willen ist nicht geschehen. Und ich hab ihm Böses tun wollen, mein Willen ist auch nicht geschehen. Er ist tot und ich bin lebendig. Er hat die Sünde forterben wollen, ich will sie zum Guten lenken. Er soll in Frieden ruhen, ich will noch mein Teil Arbeit tun. Ich bereu nichts, ich steh für das, was ich getan hab — aber nun ist das vorbei, nun hab ich ihm verziehen. Da liegt meine Mutter, da liegt er. Wo sie mich hinlegen, da will ich ruhig schlafen."

Der Doktor hatte sich auf einen umgesunkenen Grabstein gesetzt.

„Seht, Herr Doktor," — die Busche-Lies wies auf den Strauch Herrgottsschuhe, der noch voll Blüten war — „das hat auf dem Grab zu Füßen geblüht, wie ich das erstemal herkommen bin."

Der Doktor sah den blühenden Busch an.

„Ja, Lies, was kann der kleine Mensch dem großen Gesetz gegenüber? Und das große Gesetz in uns, das geht über das kleine Menschengesetz. Sein Bestes muß man tun, so gut man's versteht. Und wie wir unsern Weg bauen — rauh oder gelind — darauf kommt's an. Mit bloßen Füßen müssen wir ihn zuletzt alle gehen, ob wir die Himmelsschuh anhaben oder nicht."

Die Busche-Lies hob die Harke auf die Schulter.

„So, Herr Doktor, nu bin ich fertig. Mein Vaterunser hab ich schon gebet!"

Der Doktor nickte ernsthaft, und schweigend ging er neben der Busche-Lies den Hohlweg hinunter.

Vor ihrem Häuschen blieb er stehen und schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Na, Lies, wie ist Euch denn zumut? Und wie denkt Ihr, daß das gehen soll mit den jungen Leuten?"

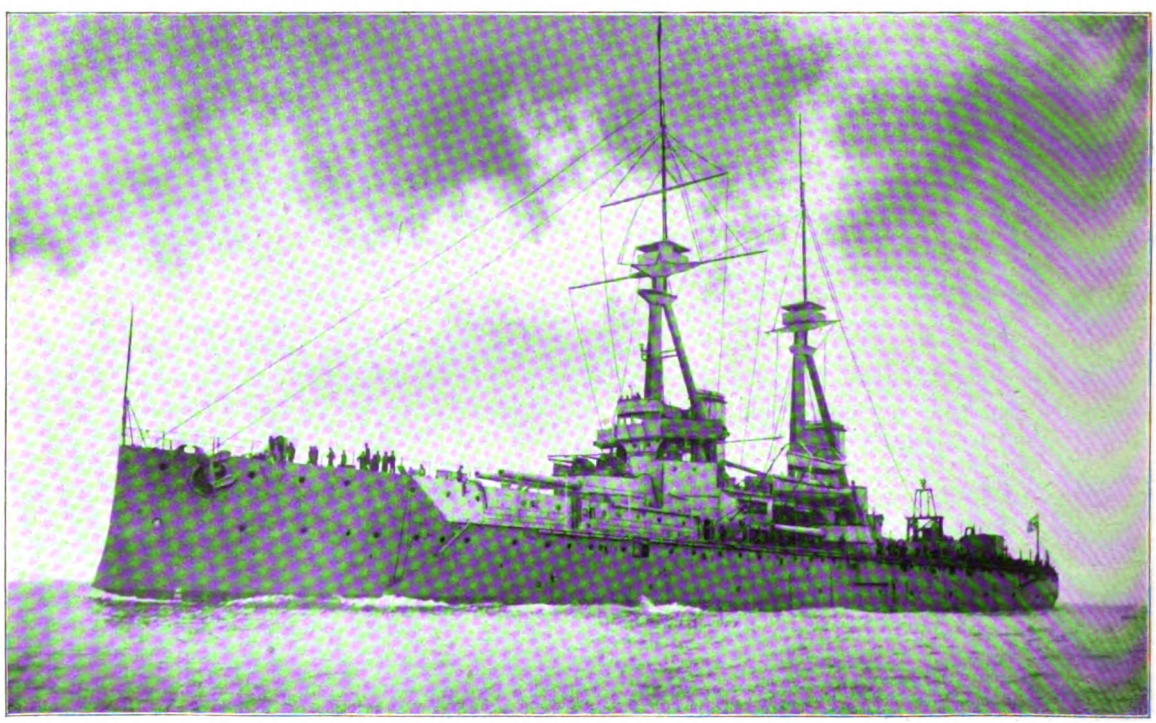
„Gut ist mir zumut, Herr Doktor. Und das andre, das muß kommen, wie es muß. Wie es Recht und Gerechtigkeit ist. Darauf wart ich."

„Es wird ein schwer Stück Arbeit werden, Lies, und für Euer Kind ein schwerer Stand."

„Ja, Herr Doktor, aber das muß sie durchmachen und soll sich nicht bücken davor. Und ich helf ihr."

— — — — — — — — — — — — —

Der Doktor ging den Weg hinab ins Dorf zurück. Er wendete sich noch einmal um. Da stand die Lies stramm aufgerichtet, groß und kräftig. Die Abendsonne beschien sie, und sie stand wie in einer Glorie.



Linienschiff „Bellerophon", verbesserter Dreadnought-Typ

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Die Entwicklung der englischen Flotte")

Digitized by Google

Der Dreadnought-Kreuzer „Invincible" (Indomitableklasse)

# Die Entwicklung der englischen Flotte

Von

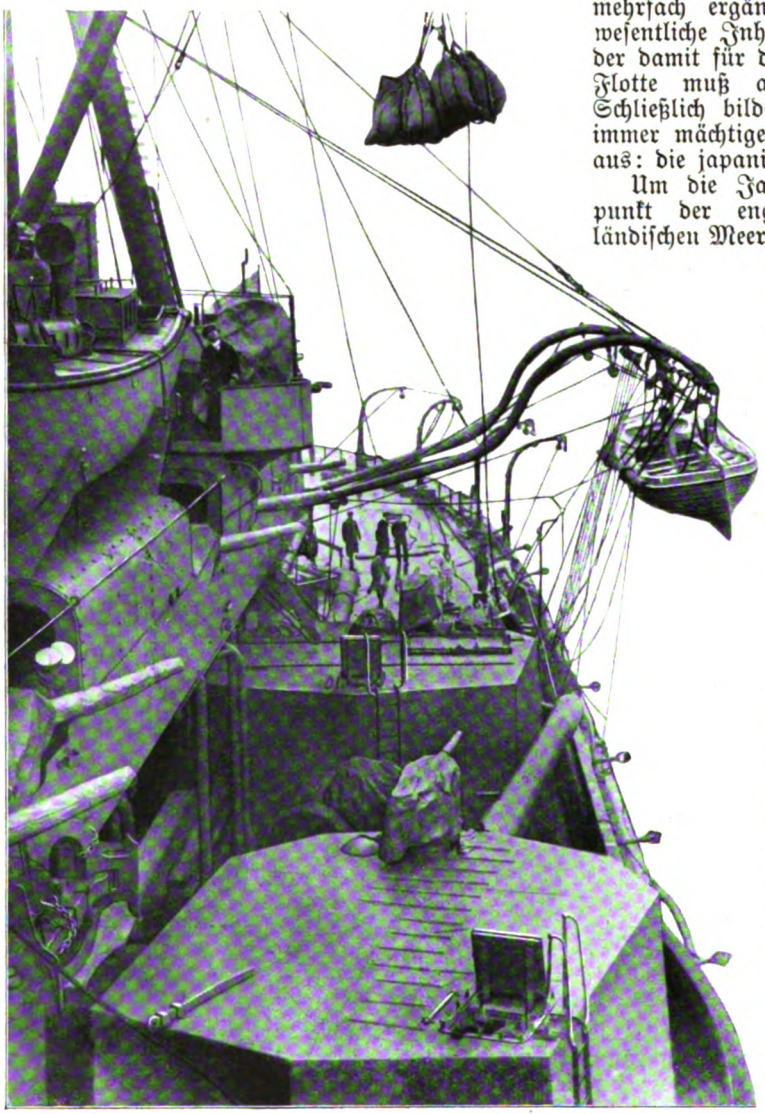
Graf E. Reventlow

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor zehn Jahren gab es eine Flotte ersten Ranges, das war wie heute die englische; dann folgte als zweite, aber in weitem Abstande die einzige Flotte zweiten Ranges: die französische; dann kam lange Zeit nichts und schließlich die übrigen Marinen. Freilich hat es in den achtziger Jahren eine kurze Periode gegeben, wo die italienische Flotte einen großen Aufschwung nahm und zweckbewußt für einen Krieg mit Frankreich — es war damals unter Crispi — gebaut wurde; hier folgte aber dem schnellen Aufschwunge kein dauernder Zustand, und bald verfiel die italienische Flotte wieder. Die französische Flotte hatte durch den Krieg 1870/71 nicht gelitten, und man legte dauernd großen Wert darauf, sie auf der Höhe zu halten. Es bestand fortwährende Gegnerschaft mit England, und was uns heute merkwürdig anmutet: in Frankreich hielt man damals für gar nicht aussichtslos, sich mit England im Seekampf zu messen. Soweit man nach Schiffszahl und Schiffsgröße urteilen kann, war der Stärkeunterschied der beiden Flotten Anfang der achtziger Jahre auch nur gering. Bald nach diesem Zeitpunkt begann in England eine von Seeoffizieren und Politikern geführte Propaganda für schleunige Stärkung der Flotte von einer bis dahin beispiellosen Heftigkeit und Wucht. Damals tauchte der uns heute so geläufige englische „Zweimächtemaßstab" zuerst auf, indem die Führer der Agitation erklärten, England müsse nicht nur Frankreich zur See unbedingt überlegen sein, sondern auch jeder möglichen Koalition, die Frankreich mit einer andern Macht eingehen könne. Nach diesem Grundsatz wurde im Jahre 1888 die große Flottenvorlage, bekannt unter dem Namen Naval Defence Act, beim Parlament eingebracht, bewilligt und mit bewundernswerter Energie und Schnelligkeit in den folgenden Jahren durchgeführt. Damals eilte England mit seiner Flotte den übrigen weit voraus, so weit, daß der Zweimächtemaßstab bedeutend überschritten wurde. In den neunziger Jahren war die einzige als englandfeindlich denkbare Koalition zur See eine französisch-russische. Rußland befand sich zu Lande und zur See, vom Baltischen Meere über den asiatischen Kontinent hinweg bis zu den chinesischen Gewässern in scharfem, rivalisierendem Gegen-

Digitized by Google

satz zu England und baute regelmäßig und energisch an der Vergrößerung seiner Flotte. Allmählich begann es, deren Schwerpunkt immer mehr nach den ostasiatischen Gewässern zu legen, zumal nach dem Japanisch-Chinesischen Kriege. Die weit ausschauenden russischen Pläne, ausgedrückt durch die



Mittel- und leichte Artillerie der Lord-Nelson-Klasse

Worte Port Arthur, Dalny, Korea, Mandschurei, sind bekannt.

Nun begannen Ende der neunziger Jahre die Entwicklungen zweier Flotten einzusetzen, die bisher bedeutungslos gewesen waren, nämlich die der amerikanischen und der deutschen. Amerika hatte seinen leichten Krieg mit Spanien eben hinter sich, der Sieg hatte ihm große Inselbesitze in die Hände fallen lassen, und so traten die Vereinigten Staaten in die Reihe der Expansionsmächte. Sie säumten nicht, die Konsequenzen daraus zu ziehen und ihre Hochseeflotte planmäßig und so schnell, wie es irgend ihre technische Industrie gestattete, auszubauen. In Deutschland, wo seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. eine neue Aera für die Marine begonnen hatte, gelang es nach beinahe einem Jahrzehnt von Fehlschlägen im Frühjahr 1898 das erste Flottengesetz durchzubringen; ihm folgte zwei Jahre später das zweite, das inzwischen mehrfach ergänzt und vervollkommnet ist. Der wesentliche Inhalt dieses Gesetzes und die Stärke der damit für die Zukunft gewährleisteten deutschen Flotte muß als bekannt vorausgesetzt werden. Schließlich bildete sich auch im fernen Osten ein immer mächtiger werdender maritimer Faktor heraus: die japanische Flotte.

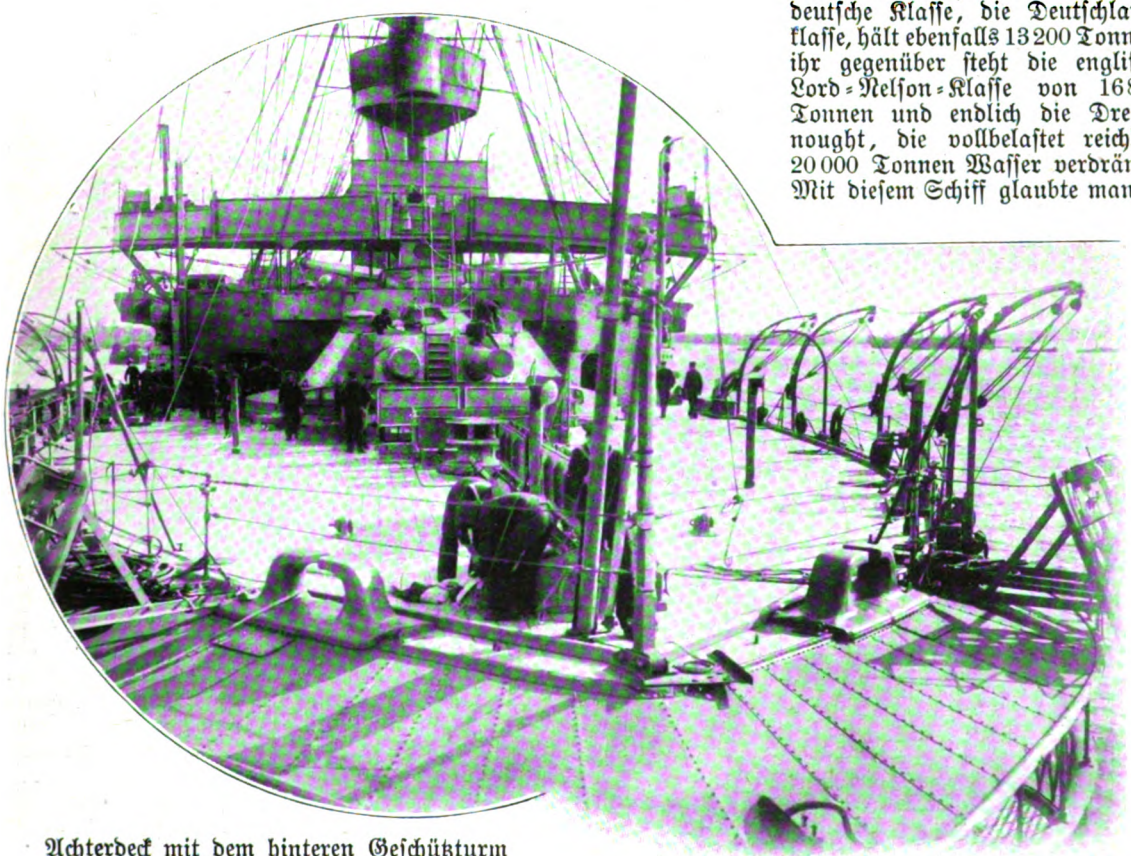
Um die Jahrhundertwende lag der Schwerpunkt der englischen Flottenmacht im Mittelländischen Meer, gestützt auf die Insel Malta. In diesem Gewässer trat die englisch-französische Rivalität am schärfsten hervor. Die Franzosen machten kein Hehl aus ihrem Endziel: das westliche Mittelmeerbecken ein französischer See! An der nordafrikanischen Küste bauten sie mit ungeheuren Kosten den befestigten Hafen von Biserta aus und schufen sich kleinere Stützpunkte in andern Hafenplätzen eben jener Küste sowie auf Korsika, beinahe die ganze französische Schlachtflotte war im Mittelländischen Meer vereinigt, während man an den atlantischen Küsten Torpedoboote und handelzerstörende Kreuzer liegen hatte, um im Kriegsfalle die englischen Küsten zu beunruhigen und die Kauffahrteiflotte zu schädigen. Dementsprechend finden wir um jene Zeit in den heimischen Gewässern Englands durchweg leichtere Fahrzeuge, aber in überwältigender Uebermacht im Vergleich zu den französischen Streitkräften. Ein mächtiges englisches Panzergeschwader unterhielt man freilich auch dort als sogenanntes Kanalgeschwader, dessen Bereich der Atlantische Ozean wie die Nord- und Ostsee bildeten. Eine dritte bedeutende englische Flottenmacht finden wir zu jener Zeit in den ostasiatischen Gewässern.

Fünf Jahre später war das Bild vollkommen verändert. Die deutsche Flotte ist gewachsen, und um ihr ein Uebergewicht entgegenzusetzen, konzentriert Großbritannien beinahe seine ganze Flotte in den heimischen Gewässern. Die Möglichkeit dazu hatte sich geboten einmal durch das im Frühjahr 1904 erreichte Einverständnis mit Frankreich: der Spannungszustand im Mittelmeer hörte auf, die englische Mittelmeerflotte wurde wesentlich vermindert zugunsten der heimischen Stationen. Im fernen Osten war die Schlacht von Tsuschima geschlagen worden, die russische Seemacht für absehbare Zeit vernichtet, mit Japan hatte England ein

Digitized by Google

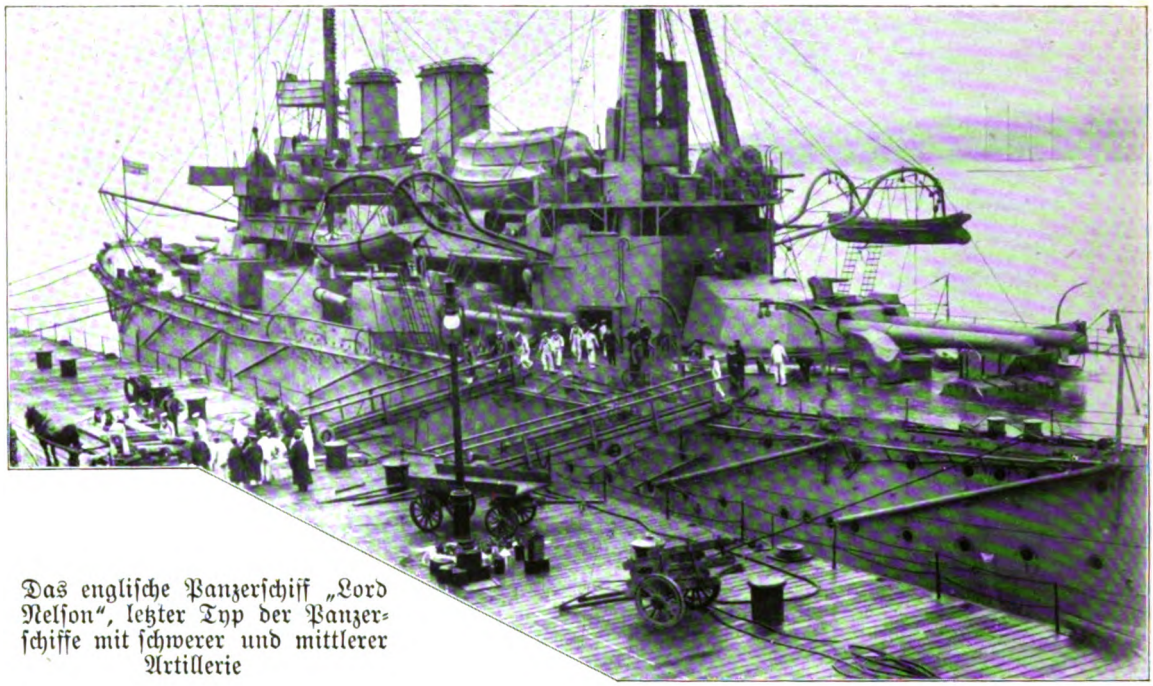
Bündnis geschlossen und konnte seine sämtlichen Schlachtschiffe aus den ostasiatischen Gewässern ebenfalls an die heimischen Häfen heranziehen. Die deutsche Flotte sah sich England gegenüber in die frühere Rolle der französischen gedrängt. Seit der Jahrhundertwende hatte die englische Admiralität im Einverständnisse mit der Regierung eine Bautätigkeit sondergleichen durchgeführt und die Flotte nicht nur der Zahl nach, sondern auch der Qualität nach auf eine nie dagewesene Höhe zu bringen verstanden. Das Schlagwort von der deutschen Gefahr und im besonderen das Invasionsgespenst dominieren seitdem die Entwicklung der Flotte sowohl als auch die auswärtige Politik des Inselreichs. So ist die Nordsee zu einem maritimen Spannungsgebiet geworden, wie es die Welt wohl noch nicht gesehen hat.

Wir können deshalb die technisch-militärische Entwicklung nicht ohne ständige Bezugnahme auf die deutsche Flotte betrachten, denn unter deren bestimmendem Einfluß, natürlich mit englischen Augen gesehen, hat die erstere immer gestanden. Als man in England bemerkte, daß das weit ausblickende deutsche Flottenprogramm nicht auf dem Papier blieb, sondern stetig und pünktlich durchgeführt wurde, verfolgte man zunächst die gleiche Methode, wie früher Frankreich gegenüber, daß man der Zahl wie der Qualität der Schiffe nach sich immer in weitem Vorsprung hielt. Bis 1904, als das Einverständnis mit Frankreich noch nicht bestand und die russische Flotte bedrohliche Dimensionen annahm, waren die Anstrengungen besonders groß, die französische Marine geriet aber infolge häufigen Ministerwechsels und mannigfacher Mißwirtschaft bald so stark in Rückstand, daß sie heute hinter Deutschland und die Vereinigten Staaten zurückgefallen ist. Wenn es der englischen Admiralität gelang, und zwar mit recht leichter Mühe, der deutschen, der französischen und der russischen Flotte zusammen mit Ueberschuß die Wage zu halten, so begründete sich das auch in dem anfänglichen und heute noch sehr bedauerlichen Fehler der deutschen Baupolitik, daß man bei uns nur Schiffe von geringer Größe baute. Sie waren gleichaltrigen englischen stets unterlegen. Da nun anderseits bekannt war, daß die deutsche Zukunftsflotte eine sehr beträchtliche Schiffszahl aufweisen werde, so rechnete die englische Admiralität, der gewiesene Weg, den Deutschen jede Hoffnung auf Seegeltung zu nehmen, sei, nur Schlachtschiffe und Panzerkreuzer von überwältigender Kampfstärke zu bauen. Die folgenden Zahlen geben davon ein eindrucksvolles Bild. Um die Jahrhundertwende entstand in Deutschland die Wittelsbachklasse von 11800 Tonnen, ihr stehen gegenüber in England die Formidableklasse von 15300 Tonnen und die Duncanklasse von 14200 Tonnen; in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts folgte in Deutschland die Braunschweigklasse von 13200 Tonnen, und England baute die King-Edward-Klasse von 16600 Tonnen; die dann folgende deutsche Klasse, die Deutschlandklasse, hält ebenfalls 13200 Tonnen, ihr gegenüber steht die englische Lord-Nelson-Klasse von 16800 Tonnen und endlich die Dreadnought, die vollbelastet reichlich 20000 Tonnen Wasser verdrängt. Mit diesem Schiff glaubte man in



Achterdeck mit dem hinteren Geschützturm auf einem englischen Linienschiff

Digitized by Google



Das englische Panzerschiff „Lord Nelson", letzter Typ der Panzerschiffe mit schwerer und mittlerer Artillerie

England das letzte Wort gesprochen zu haben, und um so größer war die Bestürzung, als Deutschland nunmehr auch in letzter Stunde den Grundsatz kleiner Deplacements fallen ließ und den der Ebenbürtigkeit gegenüber fremden Altersgenossen an die Stelle setzte. Ebenso deutlich tritt jener Wettkampf der Qualität bei den Panzerkreuzern hervor. Die neuesten fertigen englischen haben ein Deplacement von 17500 Tonnen, die deutschen ein solches von 11400 Tonnen. In Zukunft wird sich dieser Wettkampf erheblich mehr zuspitzen, da darin für Deutschland die einzige Aussicht liegt, seine Küsten und mittelbar seinen Handel erfolgreich zu schützen.

Es liegt ohne weiteres auf der Hand, daß das größere Deplacement mehr Panzer und Geschütze tragen und auch räumlich aufnehmen kann als das kleinere. So sehen wir bei den neuesten deutschen fertigen Schiffen von 13200 Tonnen eine Artillerie von vier 28-Zentimeter- und vierzehn 17-Zentimeter-Geschützen, auf der gleichaltrigen King-Edward-Klasse vier 30,5-Zentimeter-, vier 23,4-Zentimeter- und zehn 15-Zentimeter-Geschütze. Noch größer gestaltet sich die Ueberlegenheit bei der Lord-Nelson-Klasse mit vier 30,5-Zentimeter- und zehn 23,4-Zentimeter-Geschützen, die Dreadnought und ihre Nachfolger weisen gar eine schwere Artillerie von zehn 30,5-Zentimeter-Kanonen auf, also mehr als das Zweieinhalbfache eines Schiffes der Deutschlandklasse. Man hat bis vor reichlich drei Jahren in der deutschen Marine teilweise die Ansicht vertreten, es sei bedenklich, soviel Artilleriekraft auf ein einziges Schiff zu vereinigen, denn wenn dies eine schwere Havarie erlitte und nicht mehr imstande sei, am Kampf teilzunehmen, so sei der Ausfall für das Ganze viel größer, als wenn nur ein kleines Schiff sich aus der Kampflinie zurückziehen müsse. Diese Ueberlegung stellt sich aber als unrichtig heraus, wenn wir bedenken, daß man ein sehr großes Schiff über und unter Wasser besser schützen kann als ein kleines, wo die Gewichtsfrage unendlich viel schwieriger ist. Es kommt hinzu, daß wegen der überlegenen Gefechtskraft das große Schiff auch Verletzungen im Kampf deswegen noch weniger ausgesetzt ist, weil es den Gegner mit Sicherheit und in sehr kurzer Zeit vernichten oder dessen Geschütze zum Schweigen bringen kann. Aus diesen und noch andern Gründen hat denn auch die deutsche Marineverwaltung dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgegeben und einen Deplacementssprung von über 5000 Tonnen gemacht; bei den Panzerkreuzern ist er, abgesehen von einem einzigen Schiff von 15000 Tonnen, noch größer.

Ueberblicken wir heute die englischen Geschwaderverbände, so zeigt sich das folgende Bild.

Auf den Hafen von Portland gestützt ist der mächtigste Verband, die Kanalflotte; sie besteht aus 14 modernen Schlachtschiffen, ihr angegliedert ist ein Geschwader von sechs großen Panzerkreuzern und zwei Torpedobootszerstörerflottillen von insgesamt reichlich 30 Fahrzeugen. Die sogenannte Atlantische Flotte besteht aus sechs Schlachtschiffen und vier Panzerkreuzern; sie stützt sich auf den irischen Hafen Berehaven und in zweiter Linie auf Gibraltar und ist für den Kampf in der Nordsee unmittelbar verfügbar. Die Mittelmeerflotte ist auf sechs Schlachtschiffe verringert und ihr ist ein Geschwader von vier Panzerkreuzern beigegeben. Die Heimatflotte besteht aus mehreren Divisionen, die teilweise im Zustande schlagbereiter Reserve sind und im Verlauf weniger Stunden mobilisiert werden können; ständig in Dienst und kriegsbereit ist die sogenannte Norddivision; diese weist die Dreadnought auf, die riesigen Panzerkreuzer der Indomitableklasse und noch drei große moderne Schlachtschiffe, ferner ein Geschwader von sechs

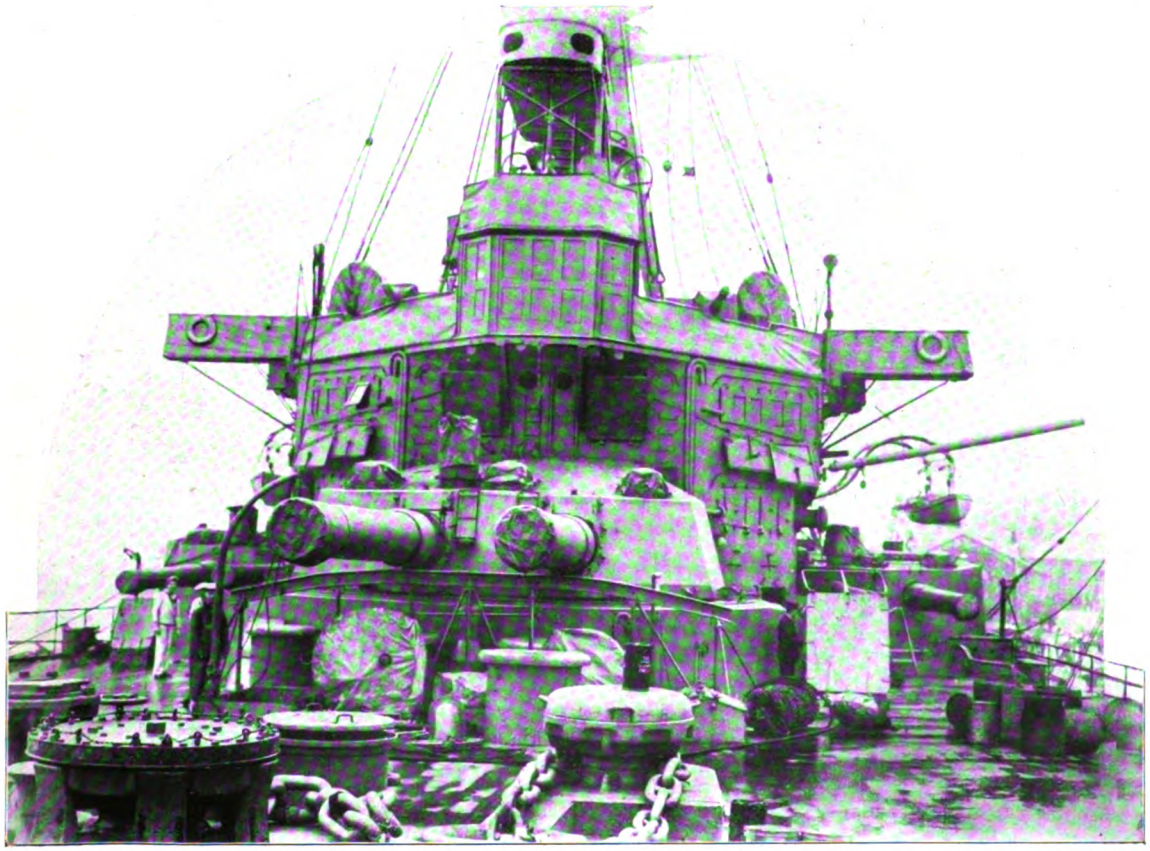
Digitized by Google

großen Panzerkreuzern, mehrere Torpedobootsflottillen. Dazu kommt eine Reihe andrer Torpedobootsflottillen und Unterseebootsflottillen. Endlich Reservestreitkräfte, deren Mobilmachung etwas länger dauert. Alles in allem also eine Organisation, die auf sofortigen Angriff berechnet ist. Wie ein früherer Lord der Admiralität einmal gesagt hat, ist die Dislokation und die Schlagfertigkeit der einzelnen Verbände auf das Ziel zugeschnitten, schneller an den deutschen Küsten zu erscheinen als die Nachricht vom Beginn der Feindseligkeiten in den deutschen Blättern.

Neuerdings ist durch die englische Presse der Plan einer Neuorganisation der heimischen Flottenstreitkräfte bekannt geworden, der für uns Deutsche von größtem Interesse ist. Im kommenden Frühjahr oder Sommer soll er zur Ausführung gelangen. Im wesentlichen handelt es sich darum, daß ein neuer, vorläufig aus den acht Schiffen der King-Edward-Klasse und einer Anzahl moderner Panzerkreuzer gebildeter Verband als Nordseeflotte an die schottische Ostküste verlegt wird. Dort im Firth of Forth befindet sich ein neuer Flottenstützpunkt, Rosyth, im Bau, und nördlich davon im Moray Firth liegt ein zweiter, ausgezeichnet durch die Natur geschützter Hafen zu Cromarty. Diese beiden Häfen sind besonders geeignet unter dem strategischen Gesichtspunkt einmal der Sperrung des Meeresarms zwischen Schottland und Norwegen, anderseits führt von ihnen aus der kürzeste Weg nach dem jütländischen Hafen Esbjerg und der Meerenge von Skagen. Die Kanalflotte, die wie erwähnt, Portland an der englischen Südküste zum Stützpunkt hat, wird um jene acht Schlachtschiffe vermindert, also für die nächste Zukunft nur aus sechs bestehen. Dafür wird die Norddivision erheblich verstärkt durch die drei Nachfolger der Dreadnought- und den freilich noch nicht fertigen Nachfolger der Indomitableklasse. Man sieht, der Gedanke ist maßgebend, die bisher in den großen Häfen der Südküste vereinigten Geschwader um die Kanalecke herum an die Ostküste der großbritannischen Inseln zu schieben. Dadurch wird die strategische Aufstellung der Flotte Deutschland gegenüber so drohend, daß die neuerlichen Versicherungen der Freundschaft in der englischen Presse nur schlecht damit zusammenstimmen.

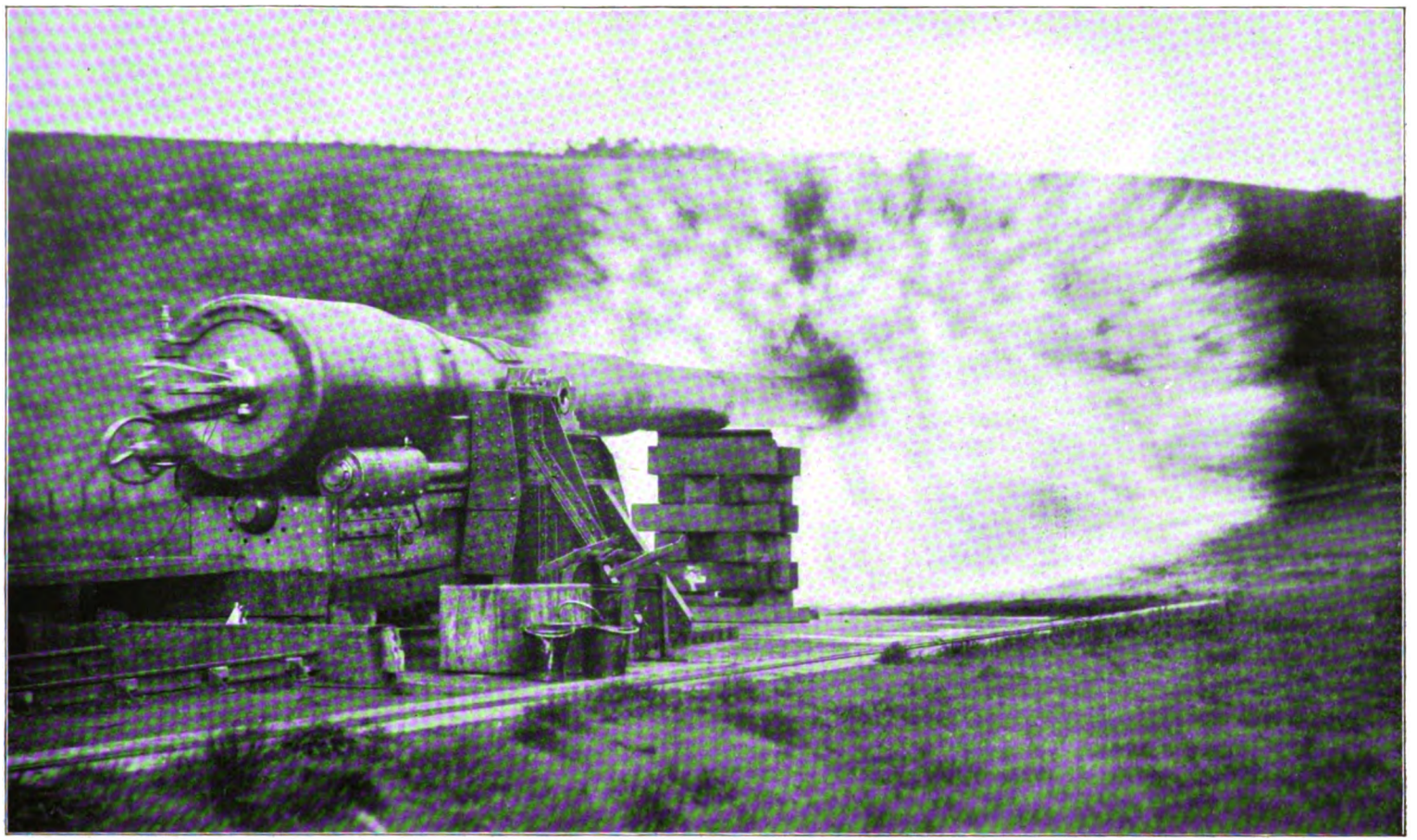
An fertigen Schlachtschiffen, die jünger als zwanzig Jahre sind, besitzt England 52, während sich sechs im Bau befinden. Fertige Panzerkreuzer, jünger als zwanzig Jahre, sind 37 vorhanden und im Bau zwei. Das kommende Frühjahr wird voraussichtlich ein Bauprogramm von sechs bis sieben ungeheuern Schlachtschiffen oder Schlachtschiffen und Panzerkreuzern bringen.

Was die Ausbildung oder, um sich anders auszudrücken, den inneren Wert der englischen Flotte anlangt, so ist die richtige Einschätzung naturgemäß schwer und in vielen Punkten unmöglich; einigermaßen gründlich vorgenommen, würde sie eine besondere



Aufstellung der vorderen 30-Zentimeter- und 23-Zentimeter-Geschütze auf der Nelson-Klasse

Digitized by Google



Abfeuern eines englischen 30-Zentimeter-Geschützes
Die Photographie zeigt nur die Flamme, nicht den Rauch der Pulverexplosion

Digitized by Google

Abhandlung verlangen. Was man zusammenfassend sagen kann, ist ungefähr folgendes: Das Offiziers- und Mannschaftspersonal ist durchweg gut, eine Ausnahme bildet vielleicht das technische Personal, das jedenfalls nicht auf der Höhe des deutschen steht. Auf der andern Seite ist ein Vorzug des englischen Systems, daß die Mannschaften lange dienen und nicht alle drei Jahre, wie bei uns, wieder von Anfang an ausgebildet werden müssen. Auf der andern Seite darf man bezweifeln, ob eben jenes System die äußerste Anspannung der Kräfte des Personals gestattet und ob das Verlangen einer solchen nicht die Disziplin erheblich erschüttern würde. In dem wichtigsten Dienstzweige, der Schießausbildung, herrscht großer Eifer, man darf aber in Frage ziehen, ob die veröffentlichten glänzenden Schießresultate auf Grund von Bedingungen erreicht werden, die dem Ernstfalle einigermaßen entsprechen; im vergangenen Jahre hatte ein Schießversuch auf ein altes Panzerschiff nur höchst mäßige Ergebnisse. Die taktischen Uebungen und Manöver aller Art werden neuerdings ängstlich geheimgehalten. Wir müssen uns auf die Feststellung beschränken, daß eine rege und systematische Tätigkeit herrscht. Die Offiziere können als sehr tüchtig gelten, hauptsächlich was den praktischen Dienst anlangt.

Schließlich darf ein im Kriege schwer ins Gewicht fallender Punkt nicht außer acht gelassen werden, der das Material der Geschütze betrifft. Wir sind berechtigt, ohne Ueberhebung festzustellen, daß die Rohre der schweren englischen Geschütze technisch nicht auf der Höhe stehen und dem Kruppschen Fabrikat unterlegen sind.

Wie dem auch sein mag: die englische Flotte von heute ist die stärkste, die jemals auf dem Wasser geschwommen hat, aber auch sie weist ihre Mängel auf, und bei schneller, zielbewußter Ausgestaltung der deutschen Flotte brauchen wir keineswegs die Flinte ins Korn zu werfen.

# Was das Veilchen sagt

Von

## R. Francé

Ich will eine höchst einfache und schmucklose Geschichte erzählen von dem, was ein Veilchen dem Naturkundigen sagen kann, und von dem, was es dem bloßen Naturschwärmer gewöhnlichen Schlages nicht erzählt, der da glaubt, der feine Duft, der in diesen Wochen um die Waldesränder zieht, sei dazu da, um ihn zu erquicken, und das treublaue Aeuglein dieser armen, aus Liebe vielverfolgten Blume habe keinen andern Beruf in der Natur, als um sein Knopfloch zu schmücken ... Ich will diese schlichte Geschichte nur damit verbrämen, daß ich einiges aus unsrer Kinderzeit hinzufüge, ein paar Erinnerungen von der Schattenseite der Natur, die da Naturkunde und Schulunterricht darin heißt. Denn die ganze Welt hallt wider in unsern Zeiten von erregten Gesprächen über die notwendige Reform der Schule — und die meisten wissen gar nichts davon, daß ein gutes Stück schon sachte reformiert wurde an einem wichtigen Punkte: in dem, wie man unsern Kindern die Natur darstellt. Das war einst eine trübe und traurige Sache und ist nun hell und freundlich geworden. Und indem ich ein kleines Stück Schulgeschichte aufdecke und das Einst dem Jetzt gegenüberstelle, hoffe ich auch einen Strahl von Licht und Liebe für das verachtete Geschöpfchen einzufangen, das man ein Veilchen heißt ...

So mag denn die „Schulstunde" vom Veilchen beginnen.

Es ist im höchsten Grade bemerkenswert und wirft Licht auch auf sonstige Kulturfragen, daß jene Art, Botanik zu betreiben, welche vor drei Jahrhunderten den Grundstein zur Scientia amabilis, zur liebenswürdigsten aller Wissenschaften, legte, bis vor einem Jahrzehnt die Form blieb, in welcher man die Botanik der öffentlichen Bildung darbot. Die seichte, vielfach in kindische Namensspielereien ausartende Floristik, die bloße äußerliche Beschreibung der Pflanzen, wie sie die altehrwürdigen „Kräuterbücher" einführten, sie blieb das Wichtigste an dem botanischen Unterricht. Widerstrebend, möglichst zusammengedrängt und schematisch wurde dann erst seit den achtziger Jahren des vorigen Säkulums etwas von der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, am allerwenigsten aber von der Physiologie, von dem Leben der Pflanze, als „Anhang" hinzugefügt. Als das Wichtigste wurde die Kenntnis einer möglichst großen Zahl von Blütepflanzen und die Anlegung von Herbarien hingestellt. Als Anschauungsunterricht galt die Vorweisung getrockneter Kräuter und Blätter, als bester Behelf die Abbildungen zergliederter Pflanzenteile mit ihren Blütendurchschnitten und Verästelungstypen. So wenig wie die aus diesen Lehrbüchern alten Stiles stammenden Abbildungen des gewöhnlichen Veilchens einen richtigen Begriff von dem gaben, was diese Pflanze eigenartig und für die Kenntnis der Beziehungen der Pflanzen zueinander und zur Tierwelt bedeutungsvoll macht, ebensowenig konnte die trockene Detailbeschreibung ihrer Blüten, Blätter und Früchte irgendwelchen Nutzen zum Verständnis der Natur gewähren. Und so erinnern sich wohl die meisten Leser dieser Zeilen an jene endlosen, öden, quälenden Stunden,

Digitized by Google

die man einst mit dem Auswendiglernen von Blattformen, Blütenständen, Diagnosen und systematischen Tabellen, mit dem Zählen von Staubgefäßen, mit dem fruchtlosen Bemühen um ober-, mittel- oder unterständige Fruchtknoten verbrachte, was in unsrer Jugend Botanik treiben hieß und das Interesse für Botanik den meisten gründlich austrieb oder zum mindesten gewaltig verkümmerte.

Dies ist nun seit einem halben Jahrzehnt anders geworden; der naturgeschichtliche Unterricht unsrer Schulen brach mit der jahrhundertealten Tradition, und diese so unbeachtete, der Oeffentlichkeit fast unbekannte Tatsache ist ein unvergängliches Verdienst der deutschen Lehrerschaft, das binnen einer Generation unser öffentliches Leben mit neuem Geiste erfüllen wird. In dieser trockenen Schulmeisterweisheit verbarg sich wieder einmal das Beste, wozu der deutsche Geist fähig war, denn man vergesse nicht, daß noch jede große Aenderung der Geister von der Schule ausgegangen ist.

Worin bestand aber diese so grundlegende Umwälzung? In etwas sehr Einfachem und Natürlichem. Einfach darin, daß man nicht mehr so ausschließlich die Produkte der in der Natur waltenden Kräfte kennen lehrt, sondern hauptsächlich diese Kräfte selbst in ihrem Wirken und Gestalten.

In unserm konkreten Beispiel stellt sich dies so dar, daß die Pflanze nicht mehr als Herbarexemplar, sondern als lebendes Wesen geschildert wird. Nicht die verwirrende Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Erscheinung soll uns fesseln, sondern die wenigen, einfachen Kräfte, deren Kombination die erdrückende Fülle von Formen geschaffen hat, vor allem aber die wunderbaren Gesetze, nach denen sich das Leben regelt und welche dieselben sind, die auch uns erhalten. Als Methode dieser Art der Naturbetrachtung kann allein die Beobachtung im Freien, das Vertrautwerden mit dem Leben in der Natur gelten, als Hilfsmittel dieser Methode eine bildliche Darstellung, die sich nicht darauf beschränkt, uns das „Gewand" der Pflanze zu zeigen, sondern vor allem die Pflanze in ihren Lebensverrichtungen, in ihrer Tätigkeit und in ihren Beziehungen zur übrigen Natur darstellt.

Ich habe mit Absicht das Veilchen gewählt, denn jedermann glaubt es zu kennen und weiß von seinem eigentlichen Wesen und Leben doch fast gar nichts; an ihm können also die Vorzüge der neuen Art der Naturbeschreibung besonders überzeugend demonstriert werden. Was sagen die Lehrbücher unsrer Jugend demjenigen, der mit dem lieblichen Frühlingsboten näher bekannt werden will? Sie haspeln alle dasselbe Schema ab, und das lautet:

„Das Veilchen ist eine Pflanze mit mehrjährigem Rhizom und liegenden Ausläufern. Die langgestielten Blätter sind herzförmig, kerbig-gesägt; der Blattstiel trägt zwei lanzettliche Nebenblättchen. Aus den Blattachseln entspringen die Blütenstiele, die zwei lanzettliche Hochblättchen tragen. Die hängenden, symmetrischen fünfblätterigen Blüten sind blau. Vier Blumenblätter stehen seitlich auf der Stempelscheibe, das fünfte verlängert sich hinten in einen walzigen Sporn. Der Kelch besteht aus fünf stumpfen grünen Blättern. Die fünf Staubbeutel sind zusammengeneigt, kegelförmig an den Stempel angedrückt. Der Stempel besteht aus einem rundlichen, weichhaarigen Fruchtknoten, einem dünnen Griffel und einer etwas angeschwollenen, hohlen, hakenförmig gebogenen Narbe. Der Fruchtknoten trägt die Samenknospen wandständig an Samenleisten und wird zu einer Kapsel, die in drei Klappen aufspringt und dabei den Samen fortschleudert. Das Veilchen blüht an Waldrändern, in Hecken und Gebüsch, im März und April. Der Wurzelstock ist giftig."

Wenn man dies auswendig lernen muß, genügt es wohl, um ein für allemal die Freude an den Veilchen zu benehmen; demjenigen aber, der diese Darstellung nur liest, dem ist das Veilchen fremd geblieben.

Wie stellt sich nun die neue Art der Pflanzenbeschreibung hierzu?

Sie führt uns an den sonnigen Waldrand selbst, der noch kahl und dürr ist. Sie weist darauf hin, daß das Veilchen als erstes Grün unmöglich aus Samen hervorgegangen sein könne. Das ist es auch nicht. Der Frühling findet es noch vom vorigen Jahre, denn es ist eine ausdauernde Pflanze. Das große Reservoir seiner so zähen Lebenstätigkeit ist der Stengel. Und deshalb kann er nicht den Unbilden des Winters ausgesetzt sein, sondern steht im Erdboden und ragt nur mit dem einen Ende heraus, an dem die Blätter sitzen. Diese sterben im Herbste nicht ab, sondern schützen noch mit ihren Schirmen winters über die zarte Spitze, an der sich die neuen Blättchen im Frühling bilden. Oben wächst also der Stengel an Länge, unten in der Erde stirbt er jedes Jahr um ein gleichgroßes Stück ab, und so wandert die Pflanze sachte in der Erde in immer neue Teile, denen ihre Wurzeln noch keine Nährstoffe entzogen haben. Der Stengel müßte sich demzufolge langsam aus dem Boden hervorschieben, würden ihn nicht die aus ihm entspringenden Wurzeln gleich Seilen zurückziehen. Aus diesem langsam umherwandelnden Stengel sprießen nun im Februar und März tütenförmig zusammengerollte Blättchen. Diese Tütenform ist an sich schon eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Ein kleiner Versuch mit zwei gleichen Pflanzenblättern, deren eines zusammengerollt, deren andres ausgebreitet ist, beweist uns, daß das zusammengerollte viel langsamer verwelkt, respektive Wasser verliert. Auf gleiche Weise schützt das Veilchen seine Blätter, solange sie noch sehr zart sind, vor den Sonnenstrahlen. Nach und nach aber breitet das junge Blatt doch seine herzförmige Fläche aus. Es ist nun sehr beachtenswert, daß die Blattstiele stets der Umgebung angepaßt sind. Wächst das Veilchen in kurzem Grase, sind sie ebenfalls kurz, stets sind sie jedoch so lang, daß jedes Blatt in den vollen Genuß des Sonnenlichtes gelangt.

Dieses so bemerkenswert zweckmäßig organisierte Wesen ist als eine der ersten Pflanzen vielfacher Aufmerksamkeit, daher vielfachen Gefahren ausgesetzt. Es muß, um sich erhalten zu können, mehr aufbieten als die meisten andern Pflanzen. Deshalb vermehrt es sich auch auf verschiedene Weise. Aus den Winkeln der unteren Blätter wachsen Zweige hervor, die auf dem Boden liegen bleiben und an ihren Stengelknoten nach oben hin Blätter, nach unten zu aber Wurzeln treiben. Es

Digitized by Google

zeugt wieder von hoher Zweckmäßigkeit, daß diese auslaufenden Zweige (Ausläufer) erst dort Wurzeln schlagen, wo das neu aufsprießende Pflänzchen von der Mutterpflanze nicht mehr verdeckt wird. Wir können uns dies so zurechtlegen, daß erst dann, wenn der Ausläufer aus dem Schatten der Stammpflanze herausgewachsen ist, das volle Sonnenlicht als Reiz die Bildung von Blättern und Wurzeln auslöst. Durch Versuche kann man sich nämlich überzeugen, daß die meisten Pflanzenteile die Fähigkeit zur Bildung einer ganzen Pflanze besitzen, daß diese Fähigkeit aber nur unter gewissen Einwirkungen (von Licht, Wasser, Wärme und so weiter) in Aktion tritt.

Als zweites Mittel zur Vermehrung treibt das Veilchen Blüten. Blüten sind deshalb da, um fliegende Insekten anzulocken. Deshalb haben sie auch auffällige schöne Farbe und Duft. Die ganze Blüte ist auch diesem Zwecke angepaßt. Vor allem wächst auch ihr Stengel immer so hoch, daß die Blüte leicht sichtbar ist. Es ist ein falscher Vergleich mit menschlichen Gefühlen, das Veilchen bescheiden zu nennen; es sucht sich ebenso bemerkbar zu machen wie jede andre Blüte, die auf Insekten angewiesen ist. Solange die Blüte zart und unentwickelt ist, wird sie von fünf Kelchblättern geschützt, dann werden diese von den fünf Blumenblättern zurückgedrängt. Von diesen besitzt das nach unten stehende eine Art Kelch oder Sporn, in den die fünf Staubblätter einen kleinen Fortsatz senden, der Honig absondert. Jede Veilchenblüte bietet also den sie besuchenden Insekten ein kleines Näpfchen voll Honig dar, deshalb werden sie besonders von Bienen und Hummeln auch eifrigst besucht.

Die Insekten gelangen jedoch nicht so einfach zu dem Honigbecher, denn die Staubblätter besitzen an ihrem oberen Ende orangefarbige Fortsätze, die sich zusammenschließen, während mitten unter ihnen der Griffel steht. Sie umhüllen also einen kleinen Hohlraum, in den zur Zeit der Blütenreife der gebildete mehlartige Blumenstaub fällt. Eine Biene, die nach dem Honig sucht, muß den Griffel aus seiner Lage bringen, und dann fällt ihr, da die Blüten nach abwärts hängen, der Blumenstaub auf den Kopf. Fliegt sie nun zu einer zweiten Blüte, so kann es nicht ausbleiben, daß einige Körnchen des Blütenstaubes an der Narbe, die gerade wieder den Eingang versperrt, hängen bleiben. Der fremde Blütenstaub allein aber ist bei den Veilchen ein Reiz, welcher die Ausbildung von Samen auslöst. Aus diesem Vorgang ist ersichtlich, daß es von großer Bedeutung ist, wenn die Blüten schief nach abwärts hängen. Und deshalb wächst ihr Stengel, der vor der Ausbildung der Blüte sie dem Lichte zu streckt, dann genau so, daß dieser Zweck erreicht werden kann. Die Pflanze sorgt aber noch in andrer Weise für Vermehrung. Im Sommer, wenn wir längst keine Veilchen mehr suchen, blühen diese noch einmal. Aber jetzt bestäubt sich die Blüte selbst. Warum? Das wissen wir noch nicht. Das aber sehen wir, daß diese Sommerblüten unscheinbar und klein sind. Sie brauchen niemand anzulocken, deshalb fehlt ihnen bunte Farbe, Duft und Honig.

Die Samen entwickeln sich in großer Zahl in den Fruchtknoten, die eigentlich aus drei kleinen zusammengewachsenen Blättchen bestehen. Nach der Befruchtung zieht die immer schwerer werdende Frucht den Blüten-, jetzt Fruchtstengel zu Boden. Ist sie jedoch reif geworden, so vollführt der Stengel wieder eine Bewegung: er richtet sich auf. Die drei Blätter, an deren Innenseite die sehr glatten Samen sitzen, springen auseinander und trocknen ein. Dadurch üben sie auf den Samen einen Druck aus, der ihn gewissermaßen fortschnellt, so daß die neuen Pflänzchen nicht allzu nahe zur Mutterpflanze keimen. Es kommt ihnen übrigens sehr zu Hilfe, daß der Samen einen weißlichen, fleischigen Anhang besitzt, der von den Ameisen sehr gern verzehrt wird. Ameisen sind daher eifrig auf der Suche nach Veilchensamen, den sie weithin verschleppen, wodurch sich dann das Veilchen an viele Orte verbreitet, wo es sonst nie hin gelangt wäre. Und so wird es ermöglicht, daß das zarte, schwächliche Pflänzchen sich immer wieder erhält und jedes Jahr seine sachten Bewegungen, seine langsamen Wanderungen ausführen und im Frühling den Tisch für die Bienen, im Sommer und Herbst aber für die Ameisen decken kann, womit es seinen Platz im Haushalt der Natur nicht minder ausfüllt wie wir mit unserm arbeitsreichen langen Leben ...

Ich glaube, wer das vom Veilchen weiß, der bricht keines überflüssig, sondern läßt es ruhig seines Lebens Kreis vollenden, den zu betrachten mehr Vergnügen ist, als aus Unverstand der kalte Zerstörer und Feind der Daseinsfreude in der Natur zu sein.

---

# Sonnenuntergang

Von

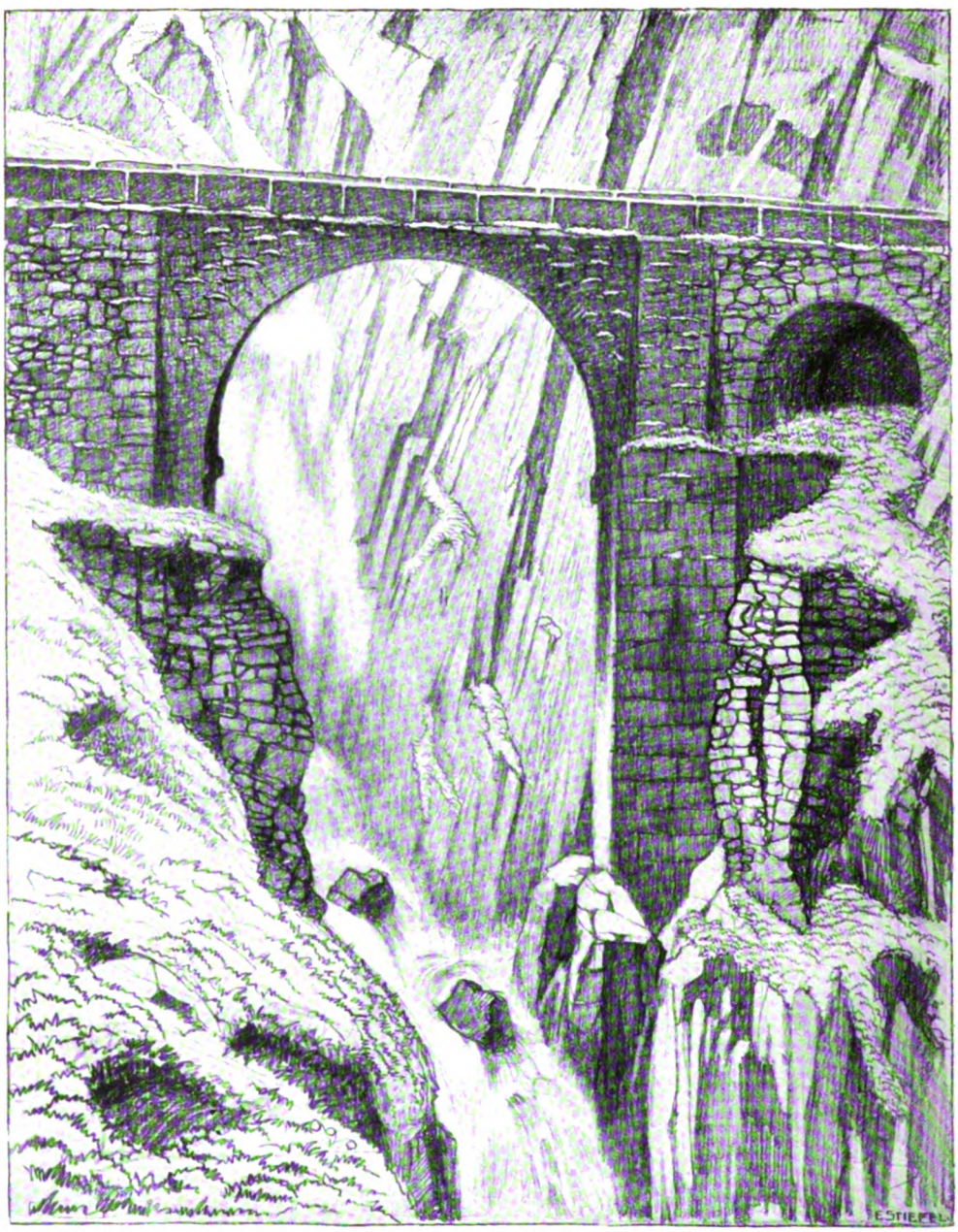
**Richard Schaukal**

Noch ein letzter Gnadenglanz der Sonne
Und es naht die frühe kalte Nacht.
Die im Fenster glühend kaum gelacht,
Stirbt schon hinterm Berge. Rote Pracht
Hat die dunkeln Wolken übersponnen.

Und die Lampe wird hereingebracht,
Gluckst und knistert, gelbes Licht verbreitend.
Fern am Waldesrande niedergleitend
Senken sich die Dämmerschleier sacht,
Und der Mond bezieht die stille Wacht.

---

Digitized by Google




Die Teufelsbrücke

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

# Der Gotthard

Von

Hermann Kesser, Zürich

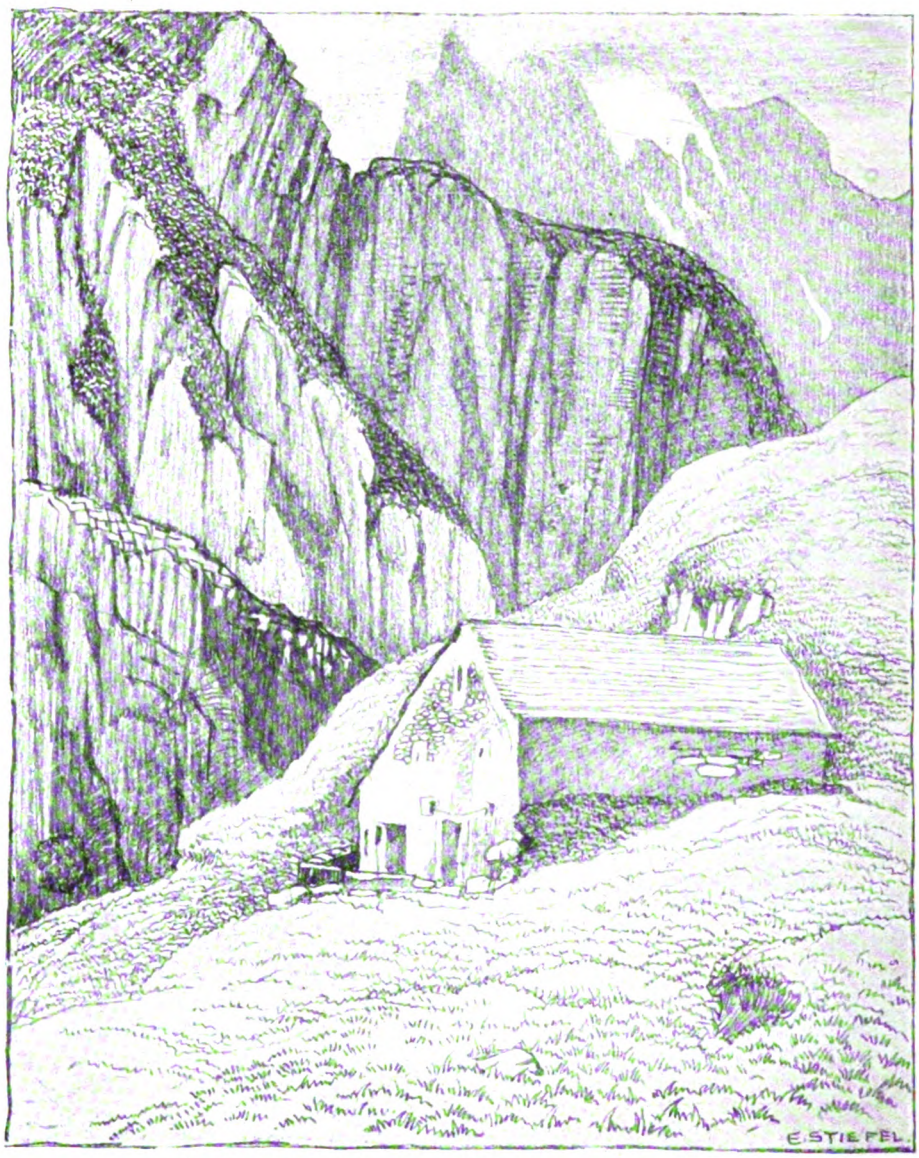
(Hierzu sechs Abbildungen nach Originalzeichnungen von Eduard Stiefel)

Auch Berge haben ihre Schicksale. Es gibt gewaltige Gipfel, die ihre Spitzen in die Wolken stoßen und wie riesige Säulen das Himmelsdach zu stützen scheinen. Kein Mensch spricht von ihnen. Es gibt phantastische Felsgebirge, kühne Erhebungen von seltsamen Formen, die richtigen Erinnerungszeichen an die Tage, als auf der Erde noch Feuersäulen brannten und das kochende Innere unsers Planeten ungeheure Wogen flüssigen Gesteins emporschleuderte. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis sie die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt erregten. Und es gibt eine Stelle in den Alpen, wo sich kaum bedeutende Gipfel finden, ein Gebirge, das an vielgestaltigen Formen und überraschenden Gliederungen, an Schönheit und Mannigfaltigkeit hinter den meisten der bekannten Alpengruppen zurücktreten muß. Und es genießt seit Jahrhunderten Weltberühmtheit. Das ist der Gotthard.

Der Verkehr hat ihm seinen hervorragenden Platz unter den Gebirgserhebungen Europas angewiesen, und die Wichtigkeit, die er als Paß, als Durchgang vom Norden nach dem Süden hatte, bestimmte seinen Ruf. Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war allenthalben die Mär verbreitet, daß sich höhere Gipfel als die bescheidenen Berge, die zur Rechten und Linken der Gotthardstrecke sichtbar sind, nirgends vorfänden, und es bedurfte eines gehörigen Aufwands wissenschaftlicher Forschung, um dem Gotthard seine Sonderstellung wieder zu nehmen. Bei näherer Betrachtung ist der Glaube, daß er der höchste Berg Europas sei, nicht schwer zu erklären. Die mittelalterlichen Alpenfahrer hatten bei ihren Reisen über den Gotthard so viele Schwierigkeiten, Gefahren und Mühen zu überstehen, daß kein Zweifel in ihnen aufstieg, ob er wirklich der gefährlichste und schrecklichste und damit auch der höchste Berg wäre. Sie maßen seine Höhe an dem Aufwand von Arbeit, den sie zum Durchmarsch über jene Alpenstelle brauchten. Zu jener Zeit galten die Berge überdies als die bittersten Feinde der Menschen. Gerade der Gotthard, der alljährlich große Opfer an Menschenleben und Menschenanstrengung forderte, mußte diese Anschauung kräftigen. Wir wissen, daß es ängstliche Leute gegeben hat, die sich bei einer Reise über diesen Paß die Augen verbinden ließen, um nichts von den Fürchterlichkeiten der Felsen zu sehen. Und wir wissen auch, daß die Gotthardfahrer nur selten ein Wort fanden, um den Eindruck der Reise und der Natur wiederzugeben. Ein Seufzer der Erleichterung, wenn die Reise zu Ende war: das ist der Ausdruck ihrer Empfindungen gewesen. Regengüsse und Lawinen, gefährliche Brücken, hohe Zölle, Zänkereien mit den Säumern und Sorgen um gute Herbergen waren die Ursachen, daß sie weder Zeit hatten noch Lust dazu verspürten, sich in das landschaftliche Bild zu versenken. Wer unsre Vorfahren ob dieser scheinbar geringen ästhetischen Veranlagung ein nüchternes Geschlecht zu schelten bereit ist, der soll daran denken, daß sich das Reisen über diesen Gebirgspaß durchaus nicht in bequemen Karossen vollzog und daß es bis in die zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts keine breite Fahrstraße gab. Die große gelbe Postkutsche, die zum Andenken an den alten Gotthardverkehr im Torbogen des schweizerischen Landesmuseums in Zürich aufgestellt ist, erscheint der Phantasie von geschichtsunkundigen Leuten als das gemütliche, sichere Verkehrsmittel, mit dem man unter Führung eines gesprächigen Postillons, unter Peitschenknallen und munterem Hornblasen den Paß hinauf- und hinunterrollte. Wer aber glaubt, daß dieses Monstrum von lederner und eiserner Gediegenheit sehr weit zurückreicht, der würde gewaltig irren. Bis ins zweite Viertel des neunzehnten Jahrhunderts war der Gotthardpaß allen Wagen unzugänglich. Hat es auch Sonderlinge gegeben, die weder Geld noch Leute sparten, um den Paß streckenweise in zerlegbaren Kutschen zurückzulegen, so war doch das Reiten das einzige Mittel, um auf den schmalen und holperigen Saumpfaden schneller vom Fleck zu kommen. Und selbst der Reiter mußte oft genug sein Pferd am Zügel führen. Es gab Stellen im Ueberfluß, die nicht einmal reitbar waren. Freilich zur Winterzeit da half man sich auf den glatten Strecken mit einfachen Schlitten. Ochsen dienten als Zugtiere. Sie sollen dieses Geschäft, wenn man den mittelalterlichen Berichten trauen darf, mit viel Verständnis für die Wegsicherheit und für die Tragkraft des Schnees ausgeführt haben. Eine Reise aber, bei der man sich behaglich in die Kissen zurücklehnen konnte, ist eine Fahrt über die alte Gotthardstraße niemals gewesen.

Auf meiner Suche nach Verkehrseinrichtungen aus der älteren Gotthardzeit zeigte man mir im Zürcher Landesmuseum einen großen Sattel, mehr ein ledergepolsterter Sessel wie ein Reitsattel. Das ehrwürdige Stück, das aus der Hofsattlerei der englischen Könige stammt, gehörte ehedem einer sehr bekannten unternehmenden Dame und wurde von ihr nur zu Gotthardreisen benutzt. Die Dame, die, nach der Größe des Sitzes zu urteilen, nicht sehr schlank gewesen sein muß, war Frau von Staël, unsre französische Freundin. Der verbrauchte, verregnete und mit tausend Zeichen strapaziöser Ritte gezeichnete Damensattel erzählte mir besser als manches Buch von den alten Reisen über den St.-Gotthard-Paß. Wie ungeduldig mag die nervöse, bewegliche Frau auf ihrem Ledergerüst hin und her gerutscht sein! Wie viele Bosheiten mag

Digitized by Google




An der Oberalpſtraße: Blick gegen die Schöllenen

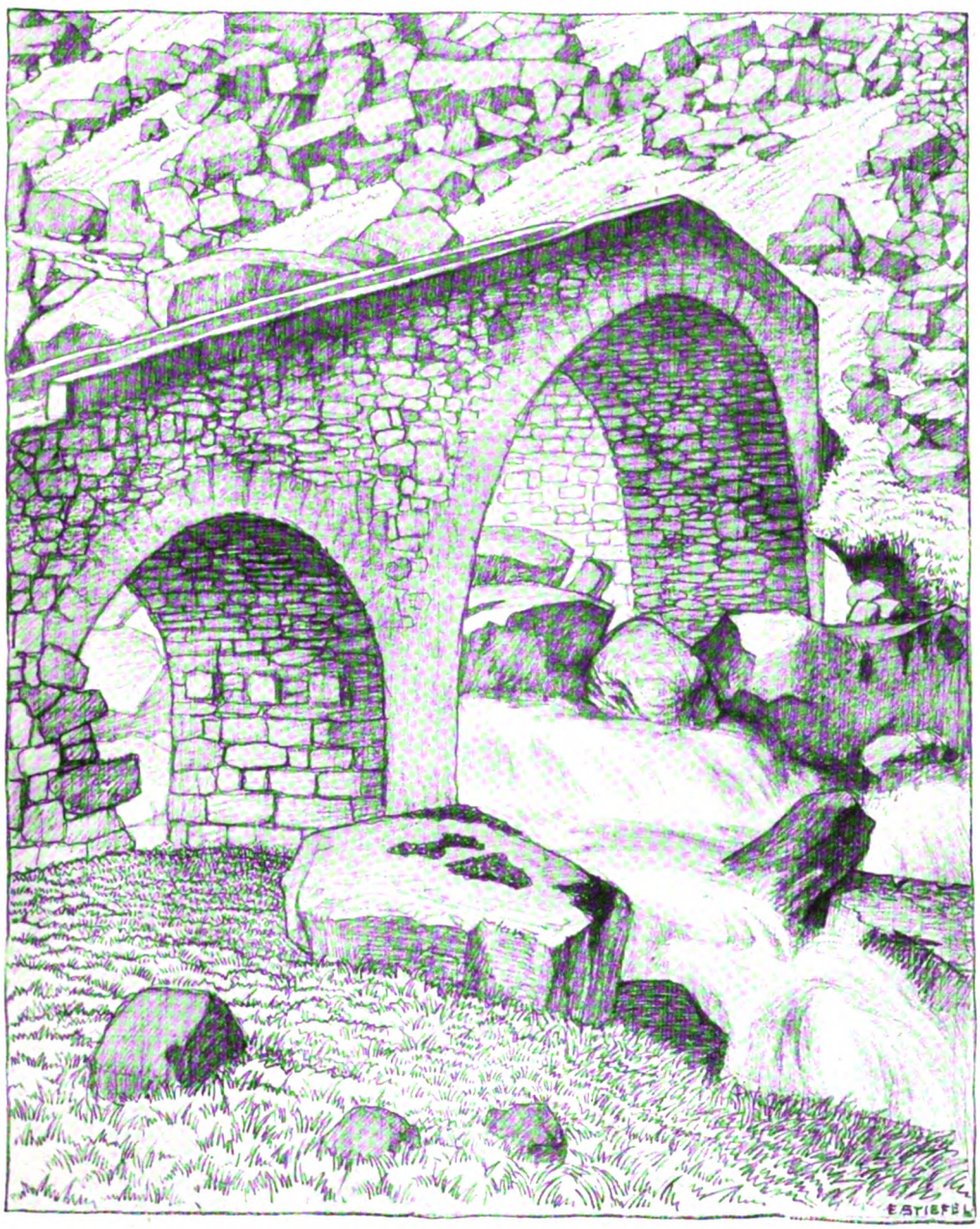
ſie da nicht abgebüßt haben, und wie froh muß ſie jedesmal heruntergeſprungen ſein, wenn ſie den Gaul wieder mit einem Wagen vertauſchen durfte! Wäre die Reiſe unterhaltend, eindrucksreich und hübſch geweſen, Frau von Staël, die doch mit der Niederſchrift ihrer Gedanken nicht geizte, hätte uns ſicher eingehend darüber berichtet. So aber hat uns weder Frau von Staël noch irgendein andrer Zeitgenoſſe eine große klaſſiſche Schilderung über eine Gotthardreiſe hinterlaſſen. Goethe, der den Berg dreimal von der Nordſeite aus beſtieg, hat zwar den Gotthard gewiß nicht mit den Augen gleichgültiger Durchſchnittswanderer betrachtet, aber viel Kulturgeſchichtliches läßt ſich aus ſeinen Tagebuchbemerkungen und den Zeichnungen, die er auf dieſer Reiſe entworfen hat, nicht entnehmen. Erlebniſſe tiefſter Art aber haben ihm die Gotthardreiſen wie ſein geſamter Aufenthalt in den Schweizer Bergen immer übermittelt. Das wiſſen wir aus ſeinen Schöpfungen, in denen viele der Eindrücke, die ſich ihm auf der Wanderung in den Schweizer Bergen boten, in Dichtung umgeſetzt ſind. Allerdings, den Generaleindruck von einer Gotthardreiſe hat der deutſche Dichterfürſt nicht kennen gelernt. Er iſt niemals von der Gotthardhöhe nach dem Livinental, zum Land des Südens hinuntergeſtiegen. Er hat es nicht an ſich empfinden können, daß der Gotthard ein Paß iſt, der wie kein andrer Raſſen, Sprachen, Klima, Vegetation, germaniſche und romaniſche Kultur ſcheidet. Und das iſt es doch, was den Gotthard zum König aller Alpenübergänge gemacht hat.

Es gibt kaum eine Stelle in Europa, wo zwei Gruppen von Gegenſätzen ſo nahe beieinander zu finden und doch ſo entſchieden getrennt ſind, wie den gewaltigen Querriß, den im Norden das

Digitized by Google

Reußtal, im Süden das Tal des Teſſin durch das Herz der Alpen ſchneidet. Durch die Höhen des Gotthardgebirges und ſeiner Gefolgſchaften ſind dieſe zwei Täler auseinander geriſſen. Der Höhenzug aber, der die beiden Täler trennt, hat eine ſo günſtige Form, iſt ſo nieder, daß er in einem einzigen Tage überſchritten werden kann. Nirgends in den Alpen findet ſich eine Wiederholung dieſer Merkwürdigkeit. Wohl haben wir noch eine ſtattliche Reihe von Alpenübergängen, die zwiſchen der ſüdlichen und nördlichen Landſchaft vermitteln, aber ſie ſind nicht ſo unmittelbar aus der Ebene heraus zu erreichen wie der Gotthard. Der Wanderer, der über den Brenner, über das Stilfſerjoch, über die bündneriſchen Päſſe, den Lukmanier, den Bernhardin, den Splügen nach dem Süden will oder über die Walliſer Päſſe einen Weg nach Italien ſucht, hat längſt verſchiedene Quer- und Längstäler der Alpen durchſchritten, ehe er ſich der eigentlichen Paßſtraße nähert. Nur bei der Gotthardſtraße laufen die nördlichen und ſüdlichen Enden unmittelbar ins flache Land hinaus.

Man möchte glauben, daß dieſer Vorzug den findigen Römern nicht verborgen bleiben konnte und daß die Entdeckung des Paſſes in Tage zurückreicht, die dem Altertum angehören. Die neueren Forſchungen geben indes andre Aufſchlüſſe: es iſt feſtgeſtellt worden, daß der Gotthard vor



In der Schöllenenſchlucht

Digitized by Google

dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts nicht begangen wurde. Er ist kein alter Herr, er ist einer der jüngsten aller Alpenübergänge.

Ein Zufall und nicht die Absicht, einen internationalen Verbindungsweg zu schaffen, hat zu seiner „Betriebseröffnung" geführt. Die Bewohner des Urserentales, jenes sonnigen Hochlandes, das am Ausgang der Schöllenenschlucht und am Anstieg zur Gotthardhöhe ruht, wollten sich eine Straße nach dem Reußtal schaffen. Nach dem Wallis stand der Furkapaß offen. Die Rhone zeigte den Weg zum westlichen Tiefland. Nach dem Osten, ins Bündnerland, führte der Oberalppaß und der Rhein.

Auch nach dem Norden konnte ein starker Bergstrom als Wegweiser dienen, die wilde Reuß. Aber ihr Weg war zu steil und gefährlich, als daß er Platz für eine Straße geboten hätte. Es gab eine Stelle in der Schöllenen, wo die Felswände so enge aneinander rückten, daß sich die Reuß in ungangbare Tiefen hinunterbohren mußte. Den Wanderer aber zwangen die Felsen zur Umkehr oder zu langen und beschwerlichen Umwegen. Der natürliche Weg, durch den das nördliche Vorland an das Tal von Urseren angeschlossen gewesen wäre, war also in der Schöllenen unterbrochen. Es war unmöglich, aus dem Reußtal zum Gotthard zu kommen.

Die Bewohner des Urserentales und des Reußtales waren die einzigen, denen vorerst an der Aufhebung dieser lästigen Unterbrechung gelegen sein konnte. Wer sonst aus dem Norden ins Welschland mußte, der bediente sich nach altem Herkommen der Bündner oder Walliser Alpenstraßen, die schon zur Zeit der Römer begangen worden waren, oder er schlug den Weg über den Brenner ein. Die Wissenschaft, daß für den Verkehr zwischen der Lombardei und dem westlichen Deutschland, für die Rheinlande und für den Handel, der aus England kam, ein weit kürzerer natürlicher Weg vorhanden war, kann unmöglich verbreitet gewesen sein, sonst hätten die deutschen Kaiser im Norden und die Lombarden im Süden, vor allem die rührigen Mailänder, längst dafür gesorgt, daß das Hindernis in der Schöllenen auf irgendeine Art beseitigt worden wäre. So aber kam die Gangbarmachung der Schöllenenschlucht — man bewerkstelligte sie durch die Errichtung einer hängenden Brücke, die um den Engpaß beim heutigen Urnerloch herumführte — wahrscheinlich durch einen simpeln Gemeinderatsbeschluß der Bauern des Dorfes Urseren, des heutigen Andermatt, zustande. Mit der Brücke in der Schöllenen, der „stiebenden Brücke", zu der die Wasser der Reuß „heraufstäubten", war der Gotthardweg eröffnet. Bis zum achtzehnten Jahrhundert tat die Brücke ihren Dienst. Das Urnerloch, der erste Schweizer Tunnel, das Werk des tessinischen Festungsingenieurs Morettini, führte von da an durch den Fels und die Brücke zerfiel.

*

So schmal aber auch der Weg gewesen ist, der im dreizehnten Jahrhundert mit dem Bau der Brücke in der Schöllenen erstanden war, so bescheiden auch der armselige Saumpfad, den die mittellosen Talschaften im Anfang auf ihre eignen Kosten erhalten mußten, ausgesehen hatte: nur wenige Jahrzehnte vergehen, und der europäische Handel macht sich die neue Verbindung zunutze. Die Eidgenossen, die Habsburger, die deutschen Kaiser und die Mailänder Dynastengeschlechter, alles, was sich vom Besitze des neuen „Transitlandes" Einnahmen an Zöllen und Zunahme an Macht verspricht, sucht sich im Gotthardgebiete Einfluß und Herrschaft zu sichern; der Kampf um den Gotthard hebt an, noch ehe man sich hüben und drüben zusammengeschlossen hatte, um den neugewonnenen Verkehrsweg durch gemeinsame Arbeit auszubauen. Die Eidgenossen sind schließlich in dem Streite um den Besitz der Gotthardtäler als Sieger hervorgegangen. Sie wanderten über den Paß ins Livinental hinüber und erstritten sich das Tessiner Land, den Südfuß des Gotthard.*)

*

Größere verkehrspolitische Einsicht war längst in Europa zu Hause, als es galt, das Gotthardtor für ein Verkehrsmittel zurechtzubauen, das im letzten Jahrhundert in den Alpen Einlaß begehrte: für die Eisenbahn. Da schlossen sich die deutschen Staaten, die Schweiz und Italien, Kantone, Städte und Länder, der germanische Norden wie der romanische Süden zusammen, um die Millionen aufzubringen, die der Bau der Gotthardbahn verschlingen sollte. Sechs Jahrhunderte waren vergangen, bis der Gotthardpaß eine breite, fahrbare Straße erhielt. Nur ein knappes Jahrzehnt war nötig, um ein unerhörtes Werk zu vollenden, die Eisenbahn die jäh ansteigenden Talstufen hinaufzuführen, das Bergmassiv durch einen geradlinigen unterirdischen Gang zu durchbrechen und die zwei Täler durch einen künstlich geschaffenen Felsenweg aneinander zu kuppeln. Statt am Ausgang des Reußtales der Fahrstraße zu folgen, statt zur Gotthardhöhe hinauf- und durch das Val Tremola ins Tessintal hinunterzusteigen, kürzt die Lokomotive die Gotthardstrecke, indem sie sich in einem Tunnel von mehr als drei Stunden Marschlänge — unter der Schöllenen, dem Paßrücken und dem Val Tremola hindurch — zum Tal des Tessin gräbt.

Das Menschenwerk, das mit dem Bau der Bahn in den Bergen erstand, sollte zum großartigsten Schaustück des Gotthard werden, gewaltiger wirken als alles, was die Natur dort den Blicken zeigt. Das ist eine kühne Behauptung, aber sie ist wahr. Gewiß: Kraftstücke der Schöpfung sind die Landschaften, die an den Enden der Gotthardstrecke liegen. Wer auf der Fahrt vom Süden nach dem Norden beim Eintritt in das weite Livinental inmitten saftgrüner Ebenen den blaßblauen Streifen des Langensees, die waldigen Uferwände des winkligen Luganer Sees und die leidenschaftslose, stillschöne südliche Berglandschaft gesehen hat, wer mit der Erinnerung an das Gleichmaß dieser Schönheiten die kühne Dramatik des Reußtales und des Vierwaldstätter Sees in sich aufgenommen hat, der schaute ein herrliches Stück Europa. Neben diese Sehenswürdigkeiten

*) Näheres über die Geschichte der Gotthardstraße findet sich in dem Buche des Verfassers: „Luzern, der Vierwaldstättersee und der St. Gotthard" (Sammlung „Kulturstätten", Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig).

Digitized by Google

Hospiz auf der Paßhöhe des Gotthard



Digitized by Google

Hoſpental

gehalten, kann nur noch eine Art von Gotthard-eindrücken in Betracht kommen. Ich meine diejenigen, die von den Wundern der Bahnanlage ausgehen. Die freilich ſind für jeden, der Menſchenarbeit zu werten verſteht, unvergeßlicher wie alles Landſchaftliche. Dagegen gibt es Beſucher des Gotthard, denen die alte Gotthardſtraße, alſo jener Teil des Weges, der nicht an der Bahnlinie liegt, eine kleine Enttäuſchung bereitet. Das kommt von den hochgeſpannten Erwartungen, die ſich aus dem Ruhm der Gotthardſtraße herſchreiben.

Wer für gegenſätzliche Wirkungen empfänglich und differenzierten landſchaftlichen Stimmungen zugänglich iſt, wird zwar die alte Gotthardſtraße und den Paßrücken nicht reizlos finden. Auch hier wirkt ein Gegenſatz: das helle, freundliche Urſerental und die düſtere Schöllenenſchlucht; das liebliche Land von Airolo und das graue verwaſchene Steinmeer des Val Tremola. Alſo eine Ueberraſchung auf beiden Seiten. Und der Paßrücken ſelbſt?

Beſonders originelle Schriftſteller, die aus der Errichtung einer Bahn immer eine unzutreffende Tragik der verlaſſenen Poſtſtraße ableiten, werden verſucht ſein, ihn als eine trauernde Landſchaft zu ſchildern. Traurig iſt das Bild auf der Paßhöhe allerdings. Aber nach zuverläſſigen Aufſchlüſſen der Geologen ſieht es dort ſchon ſeit Jahrtauſenden troſtlos aus. Die Gotthardhöhe iſt das Abbild

Digitized by Google

einer Welt, aus der das warme Leben geflohen ist. Die Berge, die in diese Landschaft hineinschauen, haben nichts Kühnes und Trotziges. Es sind graue, abbröckelnde Gipfel, die alle einander ähnlich sehen, verwitterte und müde Gesellen. Der Weg führt durch eintönige Steinwüsten. Die Straße zieht sich in langweiligen Windungen bergan und bergab. Nur ein einziger Schmuck ziert die farblosen Flächen, dunkle, in finsterer Schwermut liegende Wassertümpel. Das sind die Gotthardseen.

Dem großen Haufen bietet eine Wanderung über den Gotthard auf alle Fälle wenig Genuß. Die drohenden Massen der Schöllenen, die tosende Reuß, die Teufelsbrücke, die sich in einem majestätischen Bogen über den brüllenden Strudel spannt, sind ihm mit Recht der Inbegriff der Gotthardgröße. Für den Nachdenklichen aber, der zur Nachtzeit von der alten Straße aus auf die stählernen Brücken und granitnen Pfeiler, auf die lichtergeschmückte Bahnstrecke schaut, gibt es Erscheinungen, die überwältigen. Ich denke an die Augenblicke, wo die Lokomotive mit ihrer glänzenden Strahlenzier und ihrem lichterblitzenden Troß von rollenden Wagen aus den Felsen heraustritt, mit überlegenem Kraftgefühl über die Brücken dahinbraust, das Tal entlang rast, sich wieder in den Felsen hineinschraubt und endlich mit immer fernerem Donnergrollen im Dunkel der Talbiegung verschwindet.

Weder Zollschranken noch Räuber und andre feindliche Elemente gebieten den eisernen Zügen Halt. Der alte Widerstand der Berge ist gebrochen. Nicht mehr die Widersacher der Menschen, die gefährlichen Geister, die den Lawinentod ins Tal schickten und die wilden Ströme, die den mühsam gebauten Weg und die Brücken zerbrachen, haben die Macht in den Felsentälern. Die Lokomotive ist Herrscherin geworden, und der menschliche Scharfsinn triumphiert über die Gefahren der Berge.

Friedhof in Airolo

Digitized by Google

Fenster in der St. Margaretenkirche in Sendling bei München

# Münchner Glasmalerei

Von

**Gustav Tevering**

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Kunst, aus farbigen Gläsern Gemälde herzustellen, ist nachweisbar deutschen, speziell bayrischen Ursprungs und entstammt, wie alle Kunst des früheren Mittelalters, dem Kloster. Wir besitzen in einem an einen Grafen Arnold von Bohburg gerichteten Schreiben des Abtes Gozbert von Tegernsee aus dem Jahre 999 nach Christus das älteste Zeugnis über gemalte Glasfenster. Die Stelle des in Mönchslatein abgefaßten Briefes lautet in deutscher Uebersetzung: „In Euren glücklichen Zeiten glänzt die goldstrahlende Sonne zum erstenmal durch buntfarbige Glasgemälde auf den Boden unsrer Basilika." Der älteste bekannte Verfertiger von Glasgemälden war der Mönch Werinher oder Werner desselben Klosters, dessen um die Mitte des elften Jahrhunderts geschaffene Kunstwerke zahlreiche Gotteshäuser in Bayern und den Nachbarländern zierten. Werinher gilt als der Schöpfer der in so herrlichen Farben prangenden Fenster im Hochschiff des Augsburger Domes, welche die ältesten Glasgemälde in Deutschland darstellen.

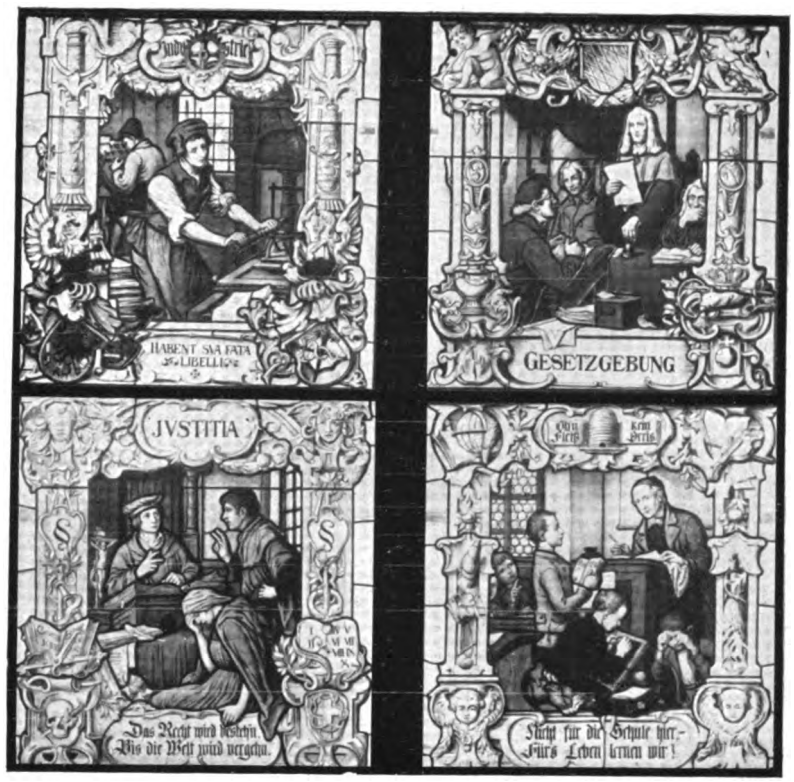
Detail von einem Fenster im Bibliothekſaal des neuen Münchner Rathauses

Es war ganz natürlich, daß die neue Erfindung auf das eifrigste betrieben wurde und rasch weite Verbreitung fand; denn die frühromanischen Kirchen hatten nur enge, unverschließbare Fensteröffnungen, die gegen die Unbilden der Witterung meist mit Teppichen verhängt wurden. Das Innere der Kirchen lag daher fast stets in einem mystischen Halbdunkel. Dies änderte sich durch die Erfindung der Glasfenster mit einem Schlag. Der verdunkelnde Vorhang wurde durch den festen Glasabschluß überflüssig, das Licht konnte unbehindert in das Innere des Gotteshauses gelangen, verbreitete, indem es durch die farbigen Scheiben fiel, einen

Digitized by Google

magischen Glanz in dem von der gläubigen Menge gefüllten Raum und erhöhte dadurch die andachtsvolle Stimmung der Gemeinde. Dem Charakter des Teppichs entsprechend, an dessen Stelle das Glasfenster getreten war, zeigte es ursprünglich nur eine einfache, mosaikartig aus kleineren Stücken von Hüttenglas zusammengesetzte und durch starke Bleifassungen zusammengehaltene Ornamentik. Später, als es nach Erfindung des sogenannten Schwarzlots gelungen war, auf die bis dahin einfarbigen Glasstücke Schattierungen aufzuschmelzen, wagte man sich auch an figürliche Darstellungen, die sich anfangs, bei der Kleinheit der frühromanischen Fenster, in bescheidenen Dimensionen hielten, bald aber, mit dem Wachsen der Fenster des spätromanischen Stils, zu umfangreicheren Kompositionen auswuchsen.

Erst mit der aufkommenden Gotik konnte sich die Kunst der Glasmalerei zu voller Höhe entwickeln. Die weiten und hohen Fensteröffnungen, in welche sich die Umfassungsmauern der Kathedralen des Spitzbogenstils auflösten, boten ausgezeichnete Gelegenheit zur Anbringung mächtiger Glasgemälde; dabei bildeten diese einen erwünschten Ersatz für die bei den mangelnden Flächen immer mehr verschwindenden Wandbilder.




Fenster im Bibliothekssaal des neuen Münchner Rathauses

Detail von einem Kirchenfenster in Nabburg in Bayern

Die im Laufe der drei Jahrhunderte seit der Erfindung der Glasmalkunst fortgeschrittene Technik in der Herstellung farbenleuchtender Hüttengläser, besonders die Erfindung des roten Ueberfangglases und des sogenannten Kunstgelbs, ferner die Kunst, mannigfache Schattierungen durch Aufschmelzen verschiedenfarbiger Glasflüsse hervorzurufen, lieferten vorzügliche Hilfsmittel, um den Ideen der die Kartons entwerfenden Künstler, unter denen sich die größten Meister ihrer Zeit, wie Jan van Eyck, Dürer und andre befanden, eine vollkommene Ausführung zu sichern. Dabei hütete man sich, die der Glasmalerei durch ihre schwierige Technik gesetzten Grenzen zu überschreiten, und verzichtete wohlweislich darauf, die Werke der eben damals aufkommenden Oelmalerei nachahmen zu wollen. Das höchste Ziel blieb immer, durch die von kräftigen Konturen und eine markige Schattierung noch gehobene Leuchtkraft der Farben eine so mächtige Wirkung auf den Beschauer auszuüben, wie es die dagegen matt und kalt erscheinenden Wandgemälde nicht vermochten.

So entstanden zur Zeit der Spätgotik jene herrlichen Kunstwerke der Glasmalerei, die in fast allen Ländern Europas, besonders in Deutschland und Frankreich, den Gotteshäusern einen so wunderbaren Schmuck verliehen. Leider ist ein großer Teil von ihnen für uns verloren gegangen; denn es kam eine Zeit, in der durch eine anders geartete Kunstrichtung die Kunst der Glasmalerei nicht allein rasch in Verfall geriet, sondern wo religiöser

Digitized by Google

Fanatismus und künstlerisches Unverständnis sogar ihre direkte Vernichtung veranlaßten. Die Renaissance war der Ausübung der Glasmalerei wenig günstig. Die von Italien herübergekommenen neuen Formen forderten für ihre weiten Räume volles Licht, zu welchem Zweck das eben damals neu erfundene weiße oder vielmehr farblose Tafelglas das geeignetste Material darbot. An Stelle der bis dahin die Glasmalerei fast ausschließlich beherrschenden kirchlichen Kunst trat die Profankunst. Die Fenster der Rathäuser, der Zunftstuben,

Fenster im Elisabethenheim in Regensburg
(Albertus Magnus und die heilige Margarete von Ungarn)

der Paläste der Adligen und reichen Handelsherren wurden mit Glasgemälden geschmückt, die sich naturgemäß in kleineren Dimensionen hielten, in der Technik aber eine hohe Vollkommenheit erreichten. Die sogenannten „Schweizerscheiben" sind durch die außerordentliche Feinheit ihrer Ausführung wahre Kabinettstücke. Der Barockstil, der für seine meist in den Kuppelwölbungen angebrachten Freskogemälde hellstes Licht gebrauchte, verzichtete erst recht auf die Wirkung der gebrochenen Töne der Glasmalerei, und zur Zeit des Rokoko- und des Zopfstils verschwand diese Kunst so vollständig, daß sogar ihre Technik verloren ging.

Fast ein Jahrhundert lang ruhte die Glasmalkunst, bis es — wiederum in Bayern — anfangs des neunzehnten Jahrhunderts dem Nürnberger Sigmund Frank nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten und nach vielen Mißerfolgen gelang, sie wieder zu neuem Leben zu erwecken. Der edle Mäzen aller Künste, König Ludwig I. von Bayern, leistete ihrer Entwicklung und ihrem kräftigen Gedeihen mächtigen Vorschub durch Errichtung der Königlichen Glasmalerei in München, zu deren erstem Direktor Frank ernannt wurde. Die wichtigsten Werke aus dieser Zeit sind einige Fenster im Dome zu Regensburg und im Kölner Dom, ferner die berühmten Fenster der Mariahilfkirche in München. Auch nach England, insbesondere in die St. Paulskirche in London, nach Canterbury und Oxford kamen größere Werke. Nach der Thronentsagung König Ludwigs — 1848 — wurde die Königliche Glasmalerei als solche aufgehoben, jedoch von dem damaligen Direktor Ainmiller, dem Nachfolger Franks, als Privatanstalt weitergeführt und erzielte durch unablässiges Streben nach Vervollkommnung bedeutende Fortschritte.

Im Jahre 1870 übernahm Kommerzienrat Zettler die Leitung der Kunstanstalt. Seitdem hat sie einen mächtigen Aufschwung genommen, indem man zu den bewährten Prinzipien der Alten zurückkehrte, mit denen diese so herrliche Erfolge errungen hatten. Das Hauptverdienst Zettlers, der von seinen beiden Söhnen und von einer Reihe für seine Zwecke selbst herangebildeter, trefflich geschulter Künstler unterstützt wird, ist die Wiedereinführung des sogenannten Antikglases, dessen Produktion zuerst ein aus dem Bayrischen Walde herzugezogener Fachmann, der biedere Anton Hannes, genannt „Schäditoni", in einer eigens dazu erbauten Glashütte aufnahm. Das Antikglas, das im Gegensatz zu dem glatten, gleichmäßig dicken modernen Glas eine rauhe Oberfläche und ungleiche Dicke zeigt und durch vielerlei kleine Bläschen und Streifen scheinbar verunstaltet ist, ruft jene den alten Glasgemälden eignen brillanten Lichteffekte und ihre eigentümliche oszillierende Wirkung hervor.

Das unabänderliche Prinzip, nur künstlerisch vollendete Werke zu schaffen, hat die Münchner Anstalt an die Spitze der deutschen Glasmalerei gerückt. Ihre Werke — über 10 000 an der Zahl — sind über die ganze Erde verbreitet. Vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Schweden und

Digitized by Google

Fenster der St. Bennokirche in München
(romanischer Stil)

Norwegen, in Australien und Amerika leuchtet in Gotteshäusern aller Bekenntnisse der Strahl der Sonne durch Kunstwerke der Glasmalerei, die in dieser Anstalt geschaffen wurden.

Wenn auch naturgemäß die kirchliche Kunst und in ihr der romanische und der gotische Stil überwiegt, so wurde von der Münchner Anstalt doch der Beweis geliefert, daß auch auf profanem Gebiet und in Stilarten, die ihrem Wesen nach der Glasmalerei zu widerstreben scheinen, Kunstwerke von hervorragender Schönheit geschaffen werden können. Zu der ersten Richtung gehören die herrlichen Fenster in der St. Bennokirche in München im romanischen Stil, zur andern die Glasmalereien in der Theatinerkirche in München und der Stephanskirche in Bamberg im Barock-, in Balgheim (Württemberg) und Mittenwalde im Rokokostil. Als das vollendetste aller bisher in der Münchner Hofglasmalerei geschaffenen Kunstwerke darf wohl das Riesengemälde (15 Meter Höhe) für das Ulmer Münster bezeichnet werden, das in der Leuchtkraft und dem Feuer der Farben die Meisterwerke der Spätgotik erreicht. In seiner künstlerischen Ausführung reiht es sich würdig an die alten, von dem berühmten Glasmaler Hans Wild hergestellten Glasfenster, die noch heute die schönste Zierde des Ulmer Domchors bilden.

---

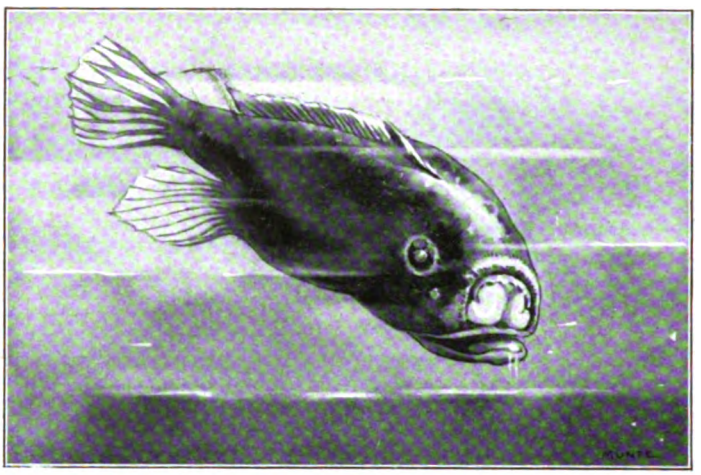
## Hahnenbalz

Wir sind dem schwarzen Hahn, den wir nicht sahn,
Auf fünfzehn Schritte lautlos angesprungen:
Nun bin ich nichts als dumpfer Jägerwahn.
Der Hahn verstummt; er hat sein Lied versungen.
Der Morgen ist inzwischen völlig da.
Er flammt nicht, aber Licht ist rings ergossen.
Ich heb' die Büchse, ziele ruhig, nah —
Es kracht: — ich hab' ein armes Tier erschossen...

Richard Schaukal

Fenster in der amerikanischen Kirche in Dresden
(Familienglück und häusliches Leben)

Digitized by Google



Coelophrys bicaudata (Tiefsee-Pedikulat, 1000 Meter Tiefe)

# Tiefseefische

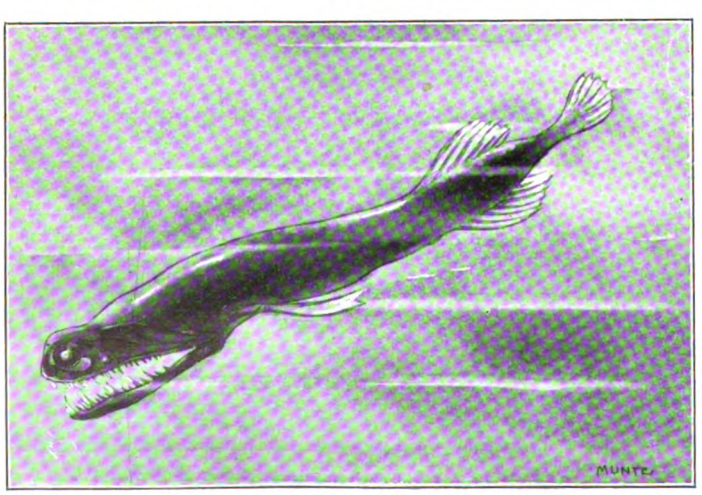
## Naturwissenschaftliche Plauderei

von

**K. Diederichs, Eutin**

(Hierzu zehn Abbildungen nach Zeichnungen von Carl Munte)

Tiefseefische sind dem Menschen schon seit langem zu Gesicht gekommen, hin und wieder wurde ein verendeter Bewohner der finsteren Tiefen an den Strand gespült, wo ihn der Mensch fand. Mit Staunen betrachtete er den seltsamen Gesellen, jedoch daß seine Heimat die ungeheure Tiefe des Meeres war, das wußte er nicht. Denn früher wurde allgemein geglaubt, nur die sonnige Meeresoberfläche berge Leben, die finsteren Tiefen hingegen seien tot und öde. Erst wie die neueren wissenschaftlichen Tiefseeexpeditionen viele verschiedene Fischarten in ungeheuern Mengen aus den tiefsten Tiefen der Meere holten, wurde man andrer Ansicht.

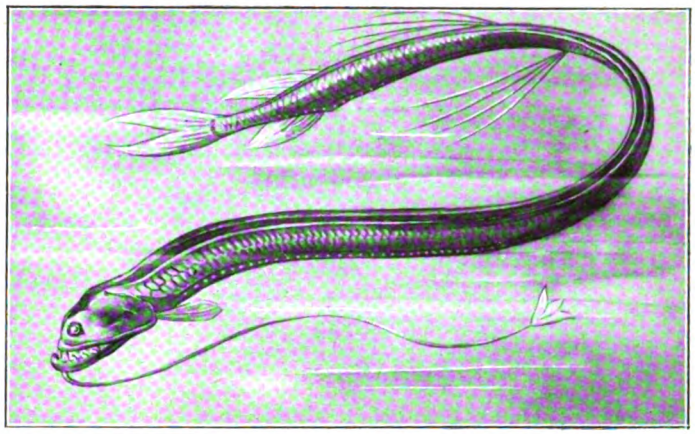


Malacosteus niger (Atlantischer Ozean, 5000 Meter Tiefe)

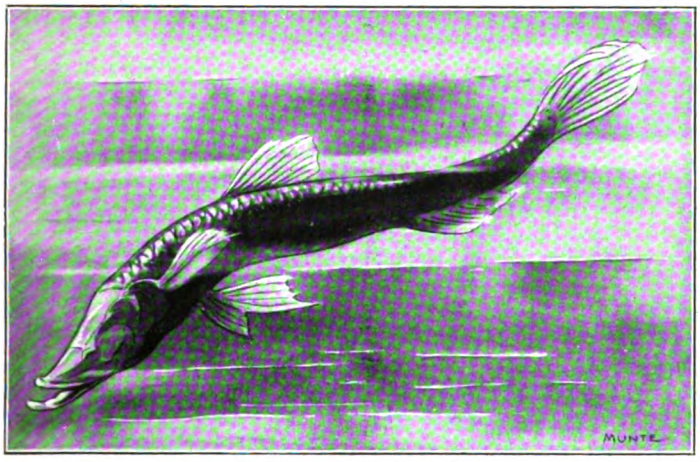
Der Aufenthalt in der Tiefsee, das Leben unter den dort herrschenden veränderten Bedingungen mußte natürlich Geschöpfe zeitigen, die von denjenigen der Oberfläche gewaltig abwichen. Dementsprechend begegnen wir denn auch unter den Fischen der Tiefe, wie sie uns die Forscher heimgebracht haben, erstaunlich fremdartigen, zuvor nie geschauten Gestalten. Eine wie gewaltige Kraft mußte das Leben besitzen, um den ungeheuern Druck von 900 Atmosphären zu bezwingen, denn mit einer so ungeheuern Gewalt preßt die Wassersäule auf der tiefsten Stelle des Meeres. Der Tiefseefisch aber ist mathematisch genau dem kolossalen Wasserdrucke seiner Tiefe angepaßt. Wird er dem Abgrund plötzlich entrissen, dann platzt er ebenso wie der Luftballon der Menschentechnik, wenn er in zu hohe und dünne Luftschichten kommt. Es mutet uns gar seltsam an, gerade unter den Tiefseefischen viele zarte Formen anzutreffen, deren Knochengerüst kalkarm, ja oft bloß knorpelig ist. Trotzdem bewegen sie sich mit ihrer schwachen Muskelkraft in dem bedeutend dichteren Wasser der Tiefe ebenso geschickt wie ihre Vettern in den Wassern der Oberfläche. Weil einesteils ein der Tiefe angepaßter Fisch fast dasselbe spezifische Gewicht hat wie das ihn umgebende Medium und weil ihn andernteils keine Strömungen und kein Wellenschlag an der Fortbewegung hindern. Alles ist, wie Moseley von der Tiefsee sagt, kalt, dunkel und still, sie ist die einförmigste

Digitized by Google

Wohnstätte, die man sich denken kann. Nur eins bringt dramatische Abwechslung in diesen kalten, schwarzen Schacht der Tiefe: wir sehen auch hier das Leben als wilden Ringer; Fressen oder Gefressenwerden ist auf dieser eintönigen Lebensbühne Trumpf. Dieser Kampf um das Dasein in all seinen Schrecken war wiederum eine Quelle neuer Formenphantasien. Mit imposanter Macht tritt uns hier die sinnfällige Anpassung des Lebens an den Nahrungserwerb entgegen. Bei vielen räuberisch lebenden Tiefseefischen hat sich das Maul derart monströs entwickelt, daß oft das ganze Tier, wie beim abenteuerlichen Saccopharynx pelecanoides, einem Tiefenaal aus 1300 Faden, nichts weiter wie bloß ein ungeheures Maul ist. Vielfach stehen in solchen fürchterlichen Fischrachen dann noch übermäßig lang entwickelte Zähne,



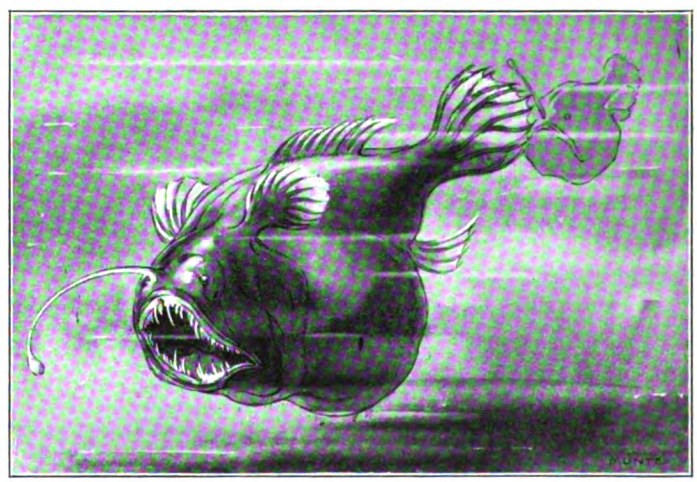
Macrostomias longibarbatus (halbe natürliche Größe)



Ipnops murrayi (völlig blinder Tiefseefisch)

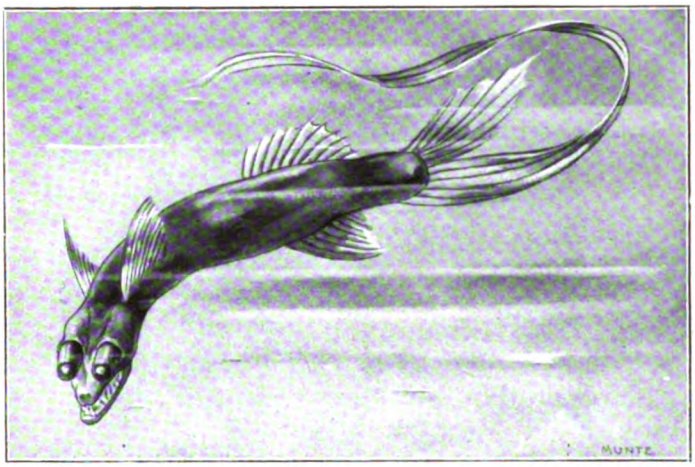
so zum Beispiel im Maul des dickbäuchigen Melanocetus Johnsoni, einem in 4000 Metern pelagisch lebenden Raubfische. Andre Fischmonstra der Tiefsee wiederum, wie die Gattung Labichthys, haben ihre Kiefer in wunderlich gekrümmte Angelruten umgebildet, mit denen sie ihre Nahrung aus allerlei Schlupfwinkeln herausstöbern. Von der unglaublichen Gefräßigkeit dieser Räuber der Tiefsee erzählen uns die Valdiviaforscher, daß die gefangenen Fische selbst während des Aufhievens der Netze erbittert übereinander herfielen und sich verschlangen. Nicht selten hat man in ihren geräumigen Magen gefressene Fische gefunden, die bei weitem größer waren wie sie selbst.

Die Färbung der Tiefseefische ist ebenso wie diejenige der Oberflächenfische eine Schutzfärbung. Einige sind silbrig, andre glänzen metallisch bunt und eine einzige Tiefseefischart ist violett. Die meisten derselben jedoch, etwa 63 Prozent, sind dunkelbraun bis tiefschwarz. Diese auffallende Mehrheit an dunkelgefärbten Fischen läßt sich dadurch erklären, daß ein schwarzer Gegenstand in der finsteren Tiefsee völlig unsichtbar ist. Mehr aber wie die Farbe interessiert uns die Eigenschaft vieler Tiefseefische, wundervoll zu leuchten. Diese Leuchtfähigkeit der Meerestiere, die oben im Meerleuchten die Nächte erhellt, dient hier unten als Sonnenersatz. Was nützten dem seltsamen Malacosteus niger wohl seine großen Augen, wenn er nicht die Selbsthilfe des Leuchtens besäße? In der stygischen Finsternis von 5000 Metern, in der dieser Fisch lebt, könnten seine Augen noch so vollkommen sein, zum Erspähen der Beute würden sie doch nicht taugen. Da flammt dicht hinter den „Sehaugen" des Fisches ein rubinrotes und etwas weiter zurück noch ein grünes „Leuchtauge" auf. Mit regelrechten Linsen und Hohlspiegeln ausgestattet wie eine kunstvolle Laterne, werfen sie ein magisches Lichtband in die Finsternis und erhellen dämmernd die Umrisse der Dinge in



Melanocetus Krechi (Indischer Ozean, 4000 Meter Tiefe)

Digitized by Google

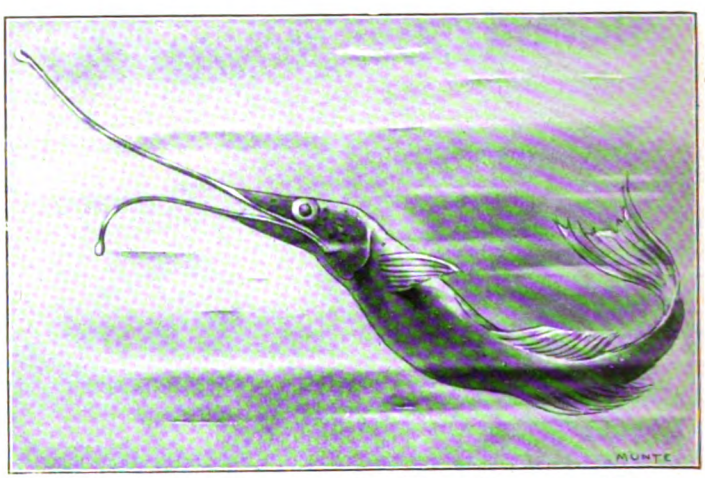


Gigantura (Tiefseefisch mit Teleskopaugen) aus dem Golf von Guinea, 3000 Meter Tiefe

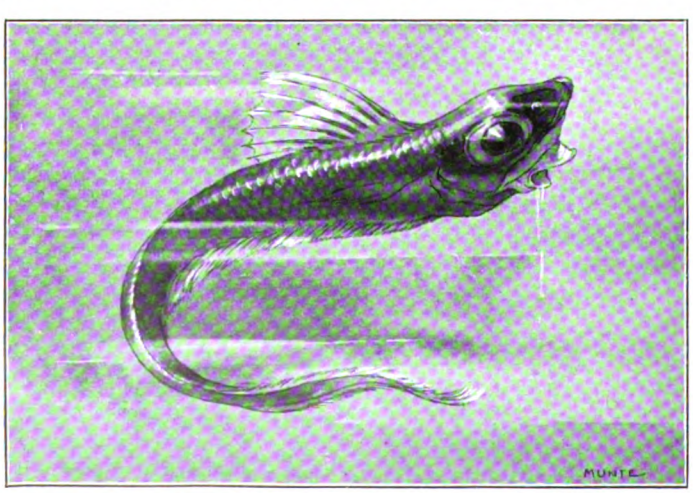
Tiefsee sind die Melanocetus- und Gigantactis-Arten. Es ist anzunehmen, daß sie sich mit ihrer beweglichen Leuchte nur geeignete Beute herbeilocken wollen, denn ihre Augen sind zu sehr rudimentär, als daß sie von dem Vorhandensein der Laternen besonderen Nutzen haben könnten.

Die Sehwerkzeuge der Tiefseefische sind ähnlichen Bedingungen unterworfen wie diejenigen aller Tiefseetiere überhaupt. Da gibt es neben Fischen mit unglaublich großen Augen solche mit sehr zurückgebildeten, ebenfalls sind auch ganz blinde Tiefseefische bekannt. Ein sehr interessanter Vertreter der letzteren ist Ipnops murrayi. An Stelle der Augen treten bei diesem Fisch parabolisch gekrümmte Hohlspiegel, die in goldigem Glanze reflektieren. Monströs große, grün oder rot leuchtende Augen haben wiederum die meisten dickköpfigen Makruriden (Fadenschwänze), eine häufige und weitverbreitete Tiefseefischsorte. Die

der Nähe. Diese Phosphoreszenz ist dem Willen des Fisches völlig unterworfen; von der gleichen Zentralstelle, dem Gehirn, von dem der Sehnerv zum Auge geht, läuft auch ein dirigierender Nerv zu den Leuchtorganen. Andre Tiefseefische sind am ganzen Körper mit solchen Organen übersät; zum Beispiel die vom Typus des Macrostomias longibarbatus aus den Gewässern Neu-Guineas. Nicht weniger wie 345 solcher Leuchtapparate strahlen an den Seiten dieses Fisches ein feenhaftes Blaufeuer aus. Ferner gibt es Fische der Tiefe, die ohne besonders differenzierte Organe aus zahllosen Hautporen einen leuchtenden Schleim absondern, jedoch tun sie das ohne Einfluß ihres Willens. Endlich kennt man Fischsorten, bei denen gar der Leuchtapparat wie eine elektrische Glühbirne an einem langen, dünnen Hautauswuchs vor der Stirn des Fisches pendelt. Solche drolligen Gnomen der



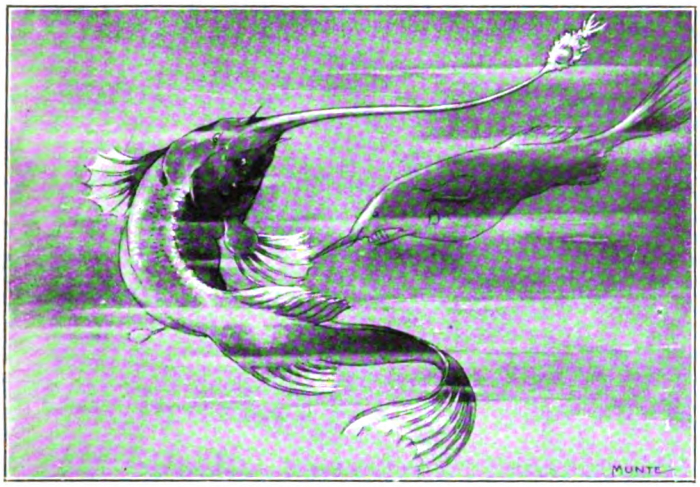
Labichthys elongatus (Ostafrikanische Küste, 1600 Meter)



Coelorhynchus fasciatus (Tiefseefisch mit abnorm großen Augen)

seltsamsten Augen jedoch, die ein Fisch aufzuweisen hat, besitzen einige von der Deutschen Valdiviaexpedition neu entdeckte pelagisch lebende Tiefseefische. Die Sehwerkzeuge dieser bizarren Ungeheuer haben die übliche Kugelform völlig verloren, dafür haben sie die Gestalt eines regelrechten Teleskops angenommen. An dieser Stelle sei nur der abenteuerliche Gigantura erwähnt, den die Valdiviaforscher aus einer Tiefe von 3000 Metern im Indischen Ozean heraufholten. Mit seinem wundervollen Metallglanze, seinem großen zahnbewehrten Maule, den monströsen Verlängerungen seiner Schwanzflossen und endlich den horizontal nach vorn gerichteten Teleskopaugen bildet dieses Tier einen der abenteuerlichsten bis jetzt gekannten

Digitized by Google

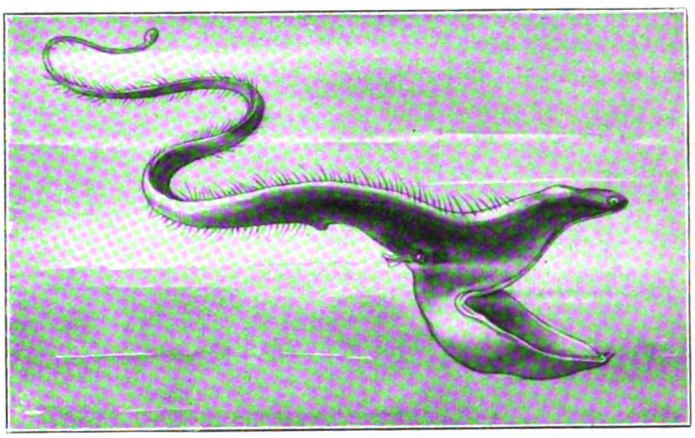


Gigantactis Vanhoeffeni (Indischer Ozean)

oder als Leuchtapparate aufzufassen sind, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht ganz klar. Ueberhaupt ist die systematische Erforschung der großen Meerestiefen und ihrer Fauna erst jungen Datums, da sie mancherlei technische Errungenschaften voraussetzt. Mit den primitiven Fangapparaten der früheren Zeit war es ganz unmöglich, bis auf den Grund des Ozeans vorzudringen. Seit einigen Jahren aber ist die Wissenschaft emsig an der Arbeit, und die großen Expeditionen, die von verschiedenen Staaten ausgerüstet wurden, haben das Licht sogar bis in die purpurne Finsternis des Weltmeers getragen. Der Laie aber kann immer nur erstaunen über die unerschöpfliche Fülle des Lebens, das auch unter den ungünstigsten Bedingungen sich behauptet.

Tiefseefische. Auch diese hochgradig kurzsichtige Teleskopaugenform ist eine Anpassung an das Leben in der Tiefe. Weil die Fische nur im Umkreise ihrer eignen Laternen jagen können, brauchen sie keine weitsichtigen, dafür aber um so scharfsichtigere Augen.

Tiefseefische, deren Augen verkümmert sind, haben oft besonders ausgebildete Tastorgane, die meistens in Verlängerungen einzelner Flossenstrahlen bestehen, die oft, wie zum Beispiel bei der Gattung Bathypterois, von besonderer Zartheit und mit feinen Anhängen von Sinnesborsten versehen sind. Ob die überaus seltsamen Schnauzenorgane einer Grundfischgattung der Tiefsee, der sogenannten Pedikulaten (Armflosser), als Tastorgane



Saccopharynx pelecanoides

# Ein Wiesenrund, um das die Stunden jagen

Von

**Grete Massé**

Ein Wiesenrund, um das die Stunden jagen,
Spielende Kinder, warm vom Wind und Tanz.
Unter Kastanien, die die Blüten tragen
Wie dunkle Priester einen Frühlingskranz,
Gehn, Arm in Arm verschränkt, die sanften Tage
Gleich jungen Mädchen, denen noch der Traum
Der Kindheit zittert an der Wimpern Saum, —
Von fernher tönt ein Lied voll Leid und Klage!

Die Jahre stehn im Felde, ernste Schnitter,
Die strenge mähen, was gereift die Zeit,
Nicht achtend, ob die Ernte süß, ob bitter.
An einem Hügel lehnt die Ewigkeit,
Die brunnentiefen Augen schaun ins Leere —
Sie hebt die Hand, und alles Sein zerrinnt,
Himmel und Land trennt neuer Schöpfungswind,
Die brunnentiefen Augen schaun ins Leere.

Digitized by Google

Der Erfinder M. Louis Paris beim Abwägen der Alaunerde und des zur Färbung dienenden Oxyds

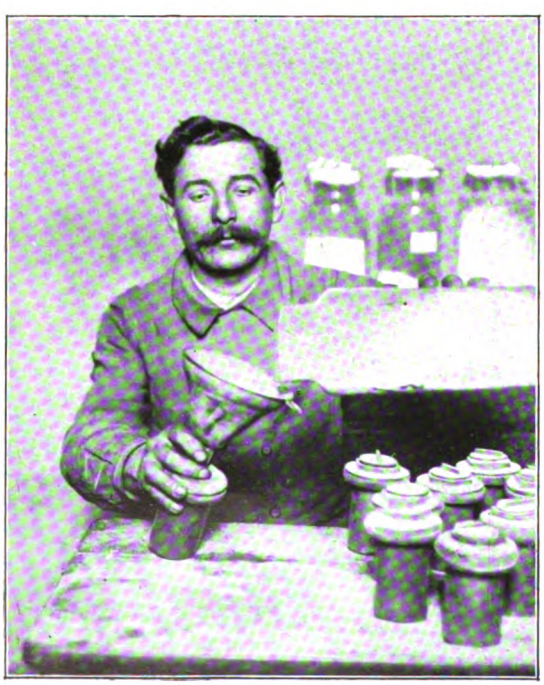
# Die Herstellung künstlicher Saphire

Von

**Franz Linde**

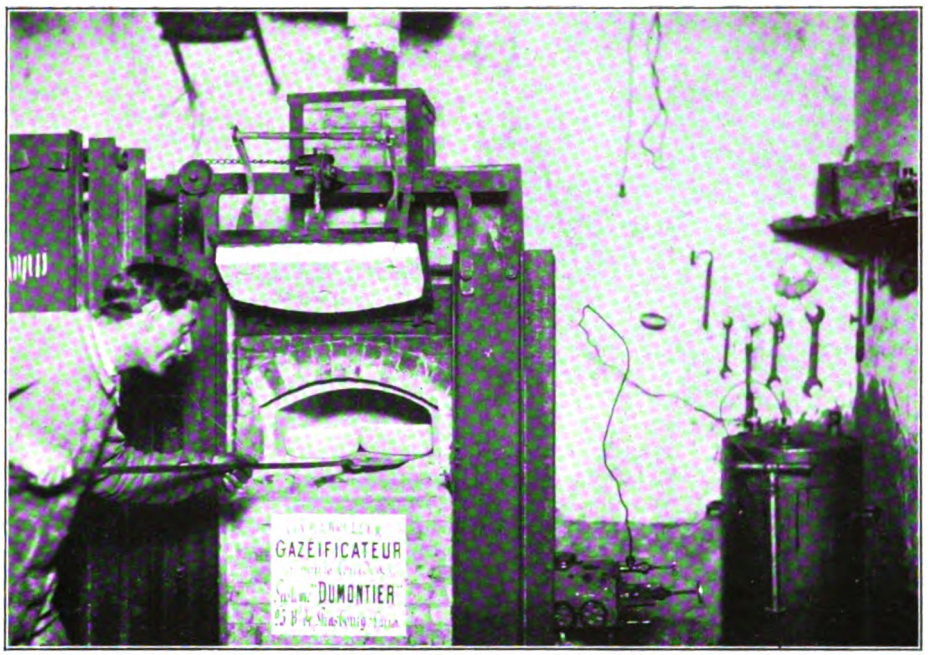
(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Seit undenklicher Zeit ist es das Bestreben des Menschen gewesen, das alte Griechenwort, daß die Götter ihm von dem, was wirklich gut und nützlich ist, nichts ohne Anstrengung und ernstliches Bemühen verleihen, zuschanden zu machen und sich möglichst mühelos in den Besitz der Güter dieses Lebens zu setzen. Fast genau so lange, wie ihm diese Güter zum überwiegenden Teile gleichbedeutend mit dem Besitze der Edelmetalle waren, ist sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet gewesen, Stoffe des Alltagslebens in derartige Metalle überzuführen, und es ist noch gar nicht so lange her, daß die Goldmacherkunst ihre Adepten gehabt hat. Heute lächeln wir über die Hirngespinste, denen die letzteren, soweit sie nicht bloße Gaukler und landfahrende Trüger gewesen sind, nachjagten, und dennoch dämmert uns jetzt das Bewußtsein, daß die Ziele, die den alten Alchimisten vorschwebten, vielleicht nicht so utopistisch gewesen sind, wie man es in aufgeklärterer Zeit geglaubt hat, wenn auch die Wege, die zur Erreichung dieser Ziele eingeschlagen wurden, gewiß so verkehrt und phantastisch wie möglich gewählt waren. Wir haben in dieser Hinsicht in den jüngstvergangenen Jahrzehnten sogar die eigentümlichsten Erfahrungen gemacht. Nachdem die Wissenschaft uns fort und fort dargetan, daß die sogenannten Urstoffe oder Elemente in weit größerer Anzahl vorhanden seien, als man vor verhältnismäßig noch nicht gar zu langer Zeit geglaubt, scheint sie neuerdings mehr und mehr den Nachweis dafür erbringen zu wollen, daß das Gegenteil der Fall sei. Vermag sie uns auch keinen Weg anzugeben, auf dem man zu einer Zerlegung der bis jetzt als Urstoffe angesehenen Körper gelangen könne, so ist sie doch durch eine ganze Anzahl nicht wegzuleugnender Tatsachen gezwungen, die Möglichkeit, wenn



Einfüllen des Pulvers in die „Ausstreuer"

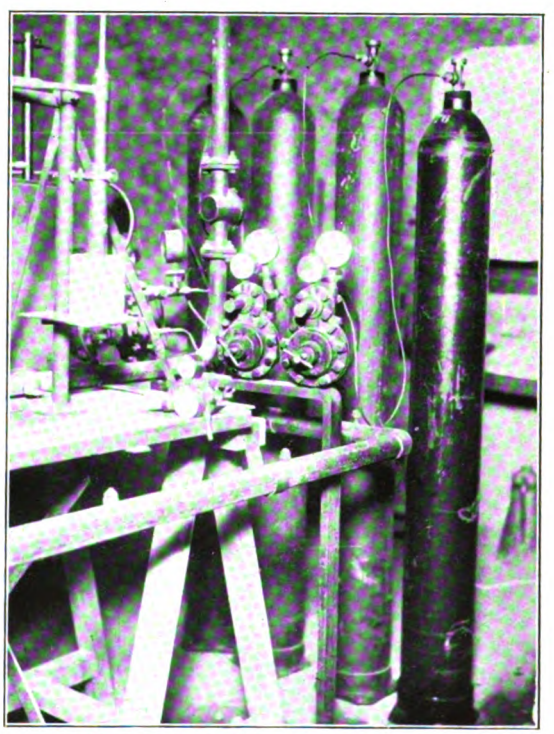
Digitized by Google




Einschieben der mit dem Pulver gefüllten Tiegel in den Gasofen

nicht gar Wahrscheinlichkeit einer derartigen Zerlegbarkeit zuzugeben. Ist aber das Gold mit den ihm verwandten Stoffen ein zusammengesetzter Körper, dann muß es auch im Bereiche der Möglichkeit liegen, es künstlich aus seinen einzelnen Bestandteilen zusammenzusetzen.

Hat es nun auch bis zur Erreichung des Zieles künstlicher Goldmacherei noch seine guten Wege, so ist doch etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein andres, ähnliches Ziel erreicht worden, das der künstlichen Herstellung von Schmucksteinen, das heißt von Halb- und Ganzedelsteinen. War man sich auch über das Wesen dieser Naturgebilde niemals im unklaren und hat man sie namentlich nie zu den Ur- oder Elementarstoffen gerechnet, so war doch die Art ihrer Zusammensetzung und die ihres Entstehens ein Rätsel, das lange Zeit als unaufklärbar galt, und dessen Lösung man um so heißer ersehnte, als diese Steine ihrem Werte nach zum Teil noch ganz unvergleichlich höher eingeschätzt wurden als das Gold und andre Edelmetalle. Allmählich, doch innerhalb eines noch nicht zu weit hinter uns liegenden Zeitraumes, lernte man ihre einzelnen Bestandteile und mehr oder minder annähernd auch das Verhältnis ihrer Zusammensetzung kennen. Lavoisier erkannte zuerst den Diamanten als kristallisierten reinen Kohlenstoff, und nach ihm erschloß sich der wissenschaftlichen Erkenntnis auch Natur und Zusammensetzung der übrigen Ganz- und Halbedelsteine. Unter diesen nimmt der Diamant eine gesonderte Stellung ein, weil er allein ein Karbonat ist, während alle andern wie die Halbedelsteine aus Silikaten oder wie die Ganzedelsteine aus Erden bestehen. Daß mit Erkenntnis der chemischen Natur der Edelsteine auch das Verlangen nach ihrer künstlichen Herstellung erwachte, läßt sich denken, doch verliefen lange Zeit alle nach dieser Richtung hin angestellten Versuche erfolglos, weil die Art ihrer Entstehung ein ungelöstes Rätsel blieb. Für den Diamanten kam Petzholdt in Dresden 1842 auf die Spur des richtigen Wegs, doch erst dem Chemiker Hannay in



Sauerstofftuben mit Vorrichtung zur Einführung des Gases in die Gebläse

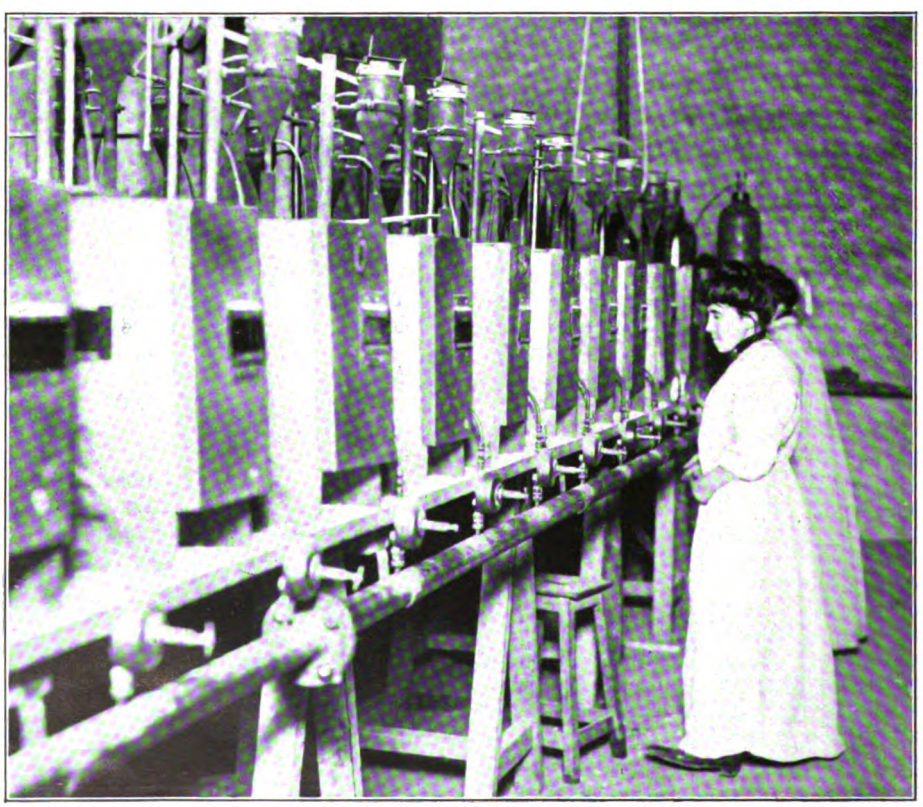
Digitized by Google

Glasgow glückte nach zahlreichen Experimenten die Erzeugung des Diamanten durch Reduktion von Kohlehydraten. Andre Forscher folgten ihm auf verschiedenen Wegen, wie in jüngster Zeit Friedländer, dem es gelungen ist, künstliche Diamanten aus einem Silikatschmelzfluß herzustellen, allein wenn das Problem auch als gelöst betrachtet werden darf, so hat man es doch immer noch nicht dahin gebracht, so große Steine zu gewinnen, daß sie einen praktischen, das heißt einen Handelswert hätten.

Aehnlich wie mit der künstlichen Herstellung der Diamanten ist es mit derjenigen der Rubine oder, was dasselbe besagen will, der Saphire gegangen. Rubin und Saphir werden nur in der Geschäftspraxis der Juweliere als zwei gesonderte Steinarten behandelt, sie sind in Wirklichkeit nur zwei durch ihre besondere Färbung voneinander unterscheidbare Varietäten eines und desselben Steins, des Korunds. Dieser ist ein Stein von hellstem Glanze und geradezu entzückender Färbung, der an Härte nur von dem Diamanten übertroffen wird. Er besitzt den Härtegrad von 9 (ist also neunmal härter als Talk) und ist dazu von hohem spezifischem Gewicht. Die sämtlichen Varietäten des Korunds sind chemisch reine Tonerde ohne jeden Zusatz von Kieselsäure und enthalten lediglich Spuren von Eisenoxyd oder andern Pigmenten beigemischt. Rubin nennt man den Korund, wenn seine Färbung sich vom blassen Rosa bis zum tiefsten Dunkelkarmin erstreckt, Saphir (nach der Insel Saphirine am Arabischen Meere), wenn der ihm beigemischte Farbstoff (vielleicht Eisenoxyd, vielleicht auch ein Pigment organischer Natur) ihn als hell- oder dunkelblau erscheinen läßt. Rubine wie Saphire sind mindestens ebenso teuer wie Diamanten und werden, wenn ihr Gewicht drei Karat übersteigt, meist höher als diese bezahlt; Steine von vier bis fünf Karat kosten sogar das Fünf- bis Zehnfache der besten indischen Diamanten.

Rubine und Saphire lassen sich wie andre Edelsteine jetzt auch künstlich herstellen. Die ersten synthetischen Arbeiten auf diesem Gebiete wurden schon 1839 von Gaudin begonnen und lieferten mikroskopisch kleine Korundkristalle. Bessere Ergebnisse erzielten die Versuche von Saint-Clair Deville und Caron 1858 und die von Hautefeuille 1864, aber Steine, die groß genug waren, um geschliffen zu werden, gewannen erst Frémy und Feil 1877 und Lacroix 1887. Trotz alledem vermochten auch diese Steine noch nicht als erfolgreiche Rivalen des von der Natur gelieferten Produktes aufzutreten und ihre Herstellung zu einer lohnenden zu gestalten, und gleiches gilt von den von Professor Bordas am Collège de France versuchten Verfahren, mit Hilfe der Radioaktivität künstliche Korunde herzustellen.

Das Ergebnis, wirkliche Edelsteine künstlich zu erzeugen, ist erst in der allerjüngsten Zeit für die blaue Varietät des Korunds oder den Saphir dem französischen Chemiker Louis Paris gelungen, der aus seiner in dem Industrieviertel von Boulogne-sur-Seine gelegenen Fabrik Steine hervorgehen läßt,

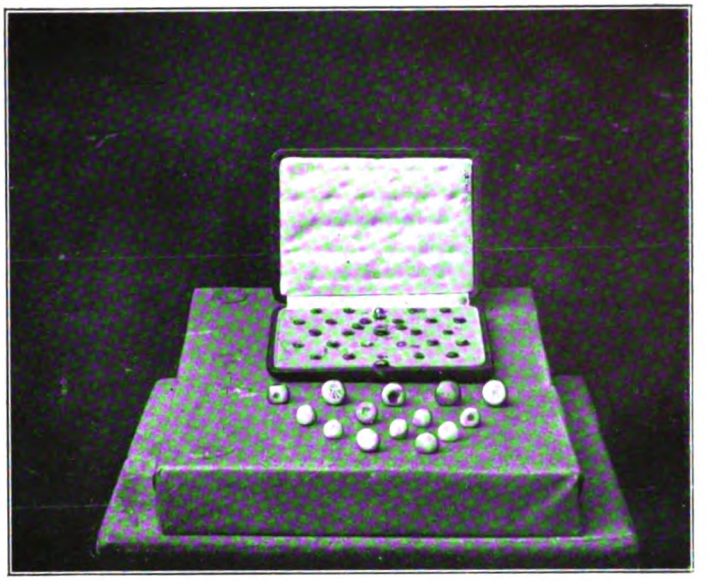


Eine Reihe von Knallgasgebläsen mit ihren Schutzblechen

Digitized by Google

die nach jeder Richtung hin den Wettbewerb mit dem von der Natur gelieferten Produkt aufzunehmen vermögen.

Nach dem von diesem genialen Chemiker erfundenen Verfahren wird zunächst das zur Herstellung der Steine dienende Pulver (die pulverisierte Alaunerde und das farbengebende Oxyd) auf einer äußerst empfindlichen Präzisionswage (einer sogenannten Apothekerwage) auf das genaueste abgewogen. Es muß hierbei mit der größten Sorgsamkeit vorgegangen werden, weil der geringste, sich auch nur auf den kleinsten Bruchteil eines Milligramms erstreckende Irrtum das ganze Resultat des Verfahrens gefährden könnte. Ist das Pulver auf diese Weise dosiert, so wird es in Tiegel aus feuerfestem Ton gebracht. Ein Arbeiter schiebt diese Tiegel auf einem großen, eigens dafür eingerichteten Schiebebrette mit langem Schafte in den mit Aethylen oder schwerem Kohlenwasserstoffgas geheizten Ofen, und das Pulver muß in diesem, wenn er hermetisch verschlossen worden ist, mehrere Stunden lang einem Hitzegrad von 1700° Celsius ausgesetzt bleiben.



Künstliche Saphire im Rohzustande und bearbeitet

Nach Verlauf der hierfür bestimmten Frist werden die Tiegel aus dem Ofen genommen und ihr Inhalt in ein becherartiges Gefäß entleert, in dem es nunmehr an den Werkführer übergeht. Dieser füllt es durch einen Trichter in Vorrichtungen ein, die man „Ausstreuer" nennt, das heißt in Gefäße, die fast genau so wie Blumentöpfe aussehen, oben aber einen Deckel mit einer Oeffnung haben, die nach Belieben automatisch geschlossen werden kann. Diese Ausstreuer werden hierauf über die Sauerstoffrohre von Knallgasgebläsen gebracht, die mittels einer besonderen Vorrichtung zur Druckverminderung aus großen Tuben gespeist werden. Die Gebläse sind von einer Schutzwand aus Eisenblech mit einer Oeffnung umgeben, durch welche während des ganzen Herstellungsprozesses je eine Arbeiterin diesen auf das genaueste zu kontrollieren imstande ist.

Nunmehr vollzieht sich etwas, was man vor noch nicht allzulanger Zeit geradezu ein Wunder genannt haben würde: infolge einer regelmäßigen, durch eine Transmissionsvorrichtung vermittelten Schüttelbewegung lassen die mit einem schützenden, trichterförmigen Ausguß versehenen Ausstreuer durch diesen das in ihnen enthaltene Pulver ganz, ganz langsam herabfallen und zwar genau auf die Spitze des Sauerstoffrohrs, die einer Hitze von 1500° Celsius ausgesetzt ist. Nach und nach bildet sich nunmehr ein Tropfen, diesen bringt man zur Abkühlung in die frische Luft, und nun steht durchsichtig, wunderbar klar und in herrlichster blauer Färbung der Saphir vor uns.

Der Stein kann jetzt sofort geschnitten oder, wenn es gewünscht wird, roh zur Versendung gebracht werden. Die Anzahl der Steine, die jeden Tag fertiggestellt werden, ist so groß, daß von einem regelmäßigen Versandgeschäft die Rede sein kann.

Das, was der französische Chemiker geleistet, muß als geradezu sensationell bezeichnet werden. Wissenschaftlich ist seine Erfindung von um so größerer Tragweite, als sie das Neueste, was auf dem Gebiete der künstlichen Herstellung von Edelsteinen geleistet worden ist, die schon erwähnten Bordasschen Versuche, weit überflügelt hat. Praktisch liegt ihr Wert darin, daß sie Steine herstellt, die mit den von der Natur gelieferten in jeder Hinsicht konkurrieren können und dabei nicht einmal auf die Hälfte, ja kaum auf ein Drittel des für diese anzulegenden Preises zu stehen kommen (das Karat auf 64 Mark, während tadellose Natursteine von gleichmäßiger und nicht zu tiefer Färbung immer noch mit 200 Mark das Karat bezahlt werden).

Auch industriell dürften die künstlichen Saphire mit Erfolg Verwendung finden, namentlich an Stelle der natürlichen Diamanten bei den sogenannten Kronen der Bohrer der Tunnelbohrmaschinen, die, wenn sie auch von schlechtester Qualität waren, bis jetzt Summen verschlangen — eine einzige, meist nach kurzem Gebrauch schon völlig abgearbeitete Krone oft 12000 Mark —, die den Tunnelbau mit einem ganz unverhältnismäßigen Kostenaufwande belasteten.

Digitized by Google

# Der Pemmatodiskus

## Naturwissenschaftliche Plauderei

von

**Wilhelm Bölsche**

Denken wir uns einmal, furchtbare vulkanische Katastrophen hätten unsern Planeten heimgesucht. Die Menschheit wäre vernichtet worden, verschüttet unter Tuff und Basalt. Und nach langer Zeit kämen von fremdem Stern Wesen, die Ausgrabungen veranstalteten. Sie gerieten auf Menschenskelette, wie wir heute auf die Knochen vorweltlicher Saurier. Ein Gelehrter beschriebe sie, und in seinem wissenschaftlichen Referate fände sich folgender Satz: „Es lebten auf diesem Weltkörper vor der großen Eruption Geschöpfe, die nach den stellenweise angesammelten Skelettresten offenbar ein geselliges Dasein führten. Das merkwürdige aber war, daß die Genossenschaften gebildet wurden durch ein Zusammenhalten ganz verschiedener Arten. Neben einer größten Art von ungefähr konstanten Maßen finden sich die Skelette zahlreicher Zwergformen, die, wie es scheint, eine ganze Kette von in der Größe streng gesonderten Arten darstellen. Wir stehen vor einem eigenartigen Fall von sogenannter ‚Symbiose', dem Zusammenhalten artlich gesonderter Geschöpfe zu gegenseitiger Hilfe und Schutzgenossenschaft." Der treffliche Forscher hätte nur einen kleinen Fehler begangen, der uns amüsieren müßte; sonst war die Sache richtig. Er hätte nämlich alle Kinderskelette als besondere Arten der Gattung Mensch gerechnet. Wir dürfen aber doch nicht zu ironisch lächeln bei solcher Vorstellung. Denn es sind völlig ähnliche Sachen auch den allervortrefflichsten irdischen Gelehrten vor nichtmenschlichem Material schon ganz bedenklich oft passiert.

Vor den Knochen wirklich urweltlicher Tiere, wo man selten größere Wachstumsfolgen hat, meist aus ein paar zufällig erhaltenen Individuen das ganze Lebensbild wiederherstellen soll, ist der Irrtum ja besonders verzeihlich. Als man in Nordamerika die ersten jener unglaublich riesigen vorweltlichen Landreptile, die zwanzig und mehr Meter lang wurden, entdeckte, taufte man eine schon höchst respektable Sorte den Brontosaurus. Als man dann auf noch größere Knochen geriet, schrieb man sie einem „Atlantosaurus" zu, in dem man den König dieser Giganten an Länge sah. Erst neuerdings hat man gemerkt, daß man auch hier Kinder und Erwachsene doppelt verrechnet hatte: der vermeintliche Atlantosaurus ist nur der ausgewachsene Brontosaurus. Viel seltsamer will anmuten, daß solche Mißgriffe ganzen Generationen der umsichtigsten Spezialforscher noch vor lebenden Tieren passiert sein könnten. Und doch ist es nicht einmal, sondern vielfältig der Fall gewesen. Das berühmteste neuere Beispiel bietet ein so allbekanntes Geschöpf wie unser Aal. Aus dem tiefen Meere hatten die Zoologen ein sehr seltsames kleines, glashell durchsichtiges Fischchen beschrieben und als Leptocephalus brevirostris benannt. Eines Tages stellte sich aber zur allgemeinen Verwunderung heraus, daß unsre Flußaale zu ihrer Reifezeit ins Meer auswandern, daß dort ihre junge Brut zunächst heranwächst und daß der Fisch Leptocephalus nichts andres ist als eben das Kind des Aals, der junge, unreife Aal. Aehnlich kannte man in der älteren Tierkunde unter unsern ebenso alltäglich vertrauten Neunaugen eine kleine und kuriose wurmförmige Gattung, die den alten Volksnamen „Querder" trug und in der Systematik durch Cuvier ebenfalls eine schöne lange lateinische Bezeichnung erhielt als Ammocoetes branchialis. Heute wissen wir, daß auch dieser Querder nichts ist als die kindliche Larve, aus der das gemeine Bachneunauge selbst alle paar Jahre neu sich auswächst.

Verwickelter und deshalb immer verzeihlicher wurde die Sache dann bei einem mexikanischen Molch, dem Axolotl. Bei diesen Molchen leben durchweg die jungen Tiere, die Kinder, im Wasser und atmen als Kaulquappen durch Kiemen, die Erwachsenen dagegen hausen als Lungenatmer auf dem Lande. Daneben gibt es allerdings auch einige Molche, die zeitlebens als Kiementiere im Wasser verharren und dort ausgewachsen und reif werden. Die ersten Axolotls, die man aus Mexiko erhielt, blieben nun ebenfalls im Wasser und vermehrten sich dort. Man rechnete sie also zur letzteren Gruppe. Eines Tages stiegen im Pariser Zoologischen Institut aber einige Axolotls ans Land und entpuppten sich doch noch als Lungenatmer. Nach manchen Kopfsprüngen der Erklärung stellte sich diesmal heraus, daß speziell die Axolotlart des Sees von Mexiko für gewöhnlich das Beispiel einer unerhörten Hemmung im Lebensprozeß war; da die Ufer dieses Sees ungeeignet für das Landleben der reifen Molche waren, verharrten die Axolotls hier ausnahmsweise zeit ihres Lebens im Kinderstadium und wurden so im Wasser und mit Kiemen sogar fortpflanzungsfähig. In Paris, wo die Hemmung fortfiel, waren sie dagegen wieder gleich ihren Genossen sonst in der Welt später aufs Land geklettert. Aus der Reihe der echten, dauernden Kiemenmolche mußte man den Axolotl also streichen. Seitdem hat man aber, gewitzigt von diesem Erlebnis, sich öfter geradezu die Frage vorgelegt, ob nicht auch diese andern Kiemenmolche bloß verkappte, das heißt zu lebenslänglichem Kindergesicht durch irgendeinen Zufall verurteilte eigentliche Lungenmolche seien. Von den wundersamen blinden Olmen, fleischfarbigen Molchen, die wie falsche Kartoffelsprossen im Keller ausschauen und ausschließlich

Digitized by Google

Seine Madonna

Nach einem Gemälde von Toby E. Rosenthal

Digitized by Google

Digitized by Google

finstere, unterirdische Flußläufe in Nordamerika und in unsrer Krainer Adelsberger Grotte bewohnen, ist es bis zur Stunde unaufgeklärt, ob sie nicht allen Ernstes auch nur „gehemmte Kaulquappen", also zeitlebens echte alte Kindsköpfe sind.

Gerade dieses Molchbeispiel bringt aber in die ganze Geschichte doch auch etwas Lehrreiches in positivem Sinne. Ein Kind kann niemals eine besondere Art bilden neben dem erwachsenen Wesen, so viel steht ja fest. Aber seit längerer Zeit sind die denkenden Naturforscher einem großen Naturprinzip in der Welt des Lebens auf der Spur, durch das in der Tat doch wenigstens auf einem indirekten Wege das Kind unter Umständen auf eine andre Art hinweisen kann als das ausgewachsene Geschöpf. Das Kind wiederholt in einzelnen Zügen noch Merkmale solcher Arten, die in der geschichtlichen Entwicklungskette einmal zu den Ahnen, den Vorstufen jener Art gehört haben, die heute das erwachsene Tier vollgültig vertritt.

Aus vielfältigen Gründen läßt sich ohne Mühe belegen, daß in der Entwicklung der Arten auf Erden die wirklichen Vorfahren der jetzt lebenden Amphibien sämtlich rein wasserbewohnende, mit Kiemen atmende, mehr oder minder den Fischen noch ähnlichere Tiere gewesen sein müssen. Diese Ahnenform repetiert also bis zu gewissem Grade heute noch die Kaulquappe unsrer Molche. Und wenn jene Axolotls nachträglich noch einmal auf Lebensdauer sich zu solchen Kaulquappen gemacht haben, so sind sie einigermaßen damit noch einmal ein Stück rückwärts gegangen: indem sie zeit ihres Lebens Kinder blieben, sind sie eigentlich zu eignen Urgroßvätern wieder geworden. Das Prinzip, das hier zutage tritt, hat Haeckel zuerst als sein berühmtes „biogenetisches Grundgesetz" formuliert. Das Prinzip ist ein äußerst fruchtbares nach verschiedenen Denkrichtungen. In der spezielleren Tierkunde hat es aber nun noch wieder zu ganz besonders interessanten „Zwickmühlen" geführt.

Ebenfalls schon vor einer längeren Reihe von Jahren stellte Haeckel auf Grund seines Gesetzes eine ebenfalls sehr sinnreiche engere Theorie auf. Bei der überwältigenden Masse aller höheren Tiere tritt übereinstimmend eine eigenartige frühe Kinderform auf, bei der das werdende Geschöpf, einerlei ob es nun später Wurm oder Qualle, Seestern oder Muschel oder Krebs oder gar Wirbeltier werden soll, bloß aus einem Magen und einer deckenden Oberhaut, die nur eine einzige Pforte durchbricht, besteht. In typischer Form sieht das Tierkind auf dieser Stufe aus wie ein kleiner Becher mit doppelter Wand. Diese Kinderstufe, so lehrte nun Haeckel, wiederhole eine gemeinsame frühe Ahnenstufe aller dieser höheren Tiere: die Stufe eines Tieres, das zeit seines Lebens auch so bloß aus Haut, Magen und Mund ohne weitere Organausbildung bestanden habe. Die Sache leuchtete ein und hat sich heute bei den meisten Zoologen auch Geltung verschafft. Dabei blieb aber von Anfang an die interessante Frage, ob denn ein Volk solcher Tiere heute noch existiere?

Es ist ja eine Allgemeinerscheinung, daß, wie heute noch Wilde, die der Steinzeit angehören, neben unsrer Kultur, so in der Tier- und Pflanzenwelt ältere und neuere Entwicklungsstufen als Art nebeneinander noch erhalten sind. Ganz trifft es nicht, aber doch vielfach annähernd. Haeckel hatte jenes Tier als Ahnenstufe zunächst einmal provisorisch, sozusagen in der wissenschaftlich geschulten Phantasie, benannt, er taufte es das Magentier oder die Gasträa, von griechisch Gaster, der Magen. Man begab sich also auf die Jagd nach einer solchen überlebenden Gasträa. Gleich anfangs wurde darauf hingewiesen, daß man nahe Verwandte jedenfalls besitze, das heißt lebende Tiere, die nur ziemlich unbedeutend auch in ihrer Reife, also ausgewachsen, über das gasträische Kinderstadium der andern hinauskämen. Ein solches Geschöpf ist zum Beispiel der bekannte grüne oder braune Hydrapolyp unsrer Teiche. Freilich sitzt er schon mit dem einen Becherpol am Boden fest und erfaßt vorbeischwimmende Nahrung mit langen, nach Brennesselart vergiftenden Fangfäden des Mundrandes. Die echte Gasträa dachte man sich dagegen nach der besten Kinderanalogie noch frei schwimmend mit Hilfe wirbelnder Zellhaare und einfach mit hinten oder vorne schluckendem Bechermunde. Genau so sahen noch einzelne der Kinderformen höherer Tiere aus. Ein solches Geschöpf also galt es irgendwo womöglich noch in Person zu erjagen. Es hat immer etwas dramatisch Spannendes, wenn so mit der Theorie erst nach der Praxis gefahndet wird. Seit die meisten Forscher an natürliche Entwicklung, an Stammbäume der Tiere glauben, hat sich der Fall öfter wiederholt. Man malte sich in der Theorie eine Uebergangsform als absolut notwendig aus. Dann erst, nach längerer Zeit, entdeckte man den praktischen Beleg, sei es in versteinerten Knochen, sei es in einer bisher unbekannten lebenden Form. Lange hatte man begriffen, daß die langhalsige Giraffe von kurzhalsigen Wiederkäuern abstammen müsse; endlich fand man in Griechenland versteinert solche älteren kurzhalsigen Verwandten aus Urweltstagen; dann zuletzt kam im Okapi des dunkelsten Afrika auch noch lebend eine entsprechende kurzhalsige Giraffe selbst zutage. Von der Gasträa durfte man ja, bei der durchweg gallertig weichen Körperbeschaffenheit solcher niedrigen Seetiere, von versteinerten Resten nicht viel hoffen, man pirschte von Beginn an aber auf das noch lebendige Tier. Da lebt nun im Mittelmeer eine hübsche große Qualle, die sogenannte Hutqualle, Pilema auf lateinisch, mit dem Beinamen pulmo, was auch ein antikes Wort ist und wegen ihres rhythmischen Sichaufblähens beim Schwimmen die Qualle sehr niedlich als Atmerin im Ozean, als „Meerlunge" bezeichnet. Milchweiß ist der Hut dieser atmenden Nixe, mit hübsch violetten Randläppchen ringsum, mehr gelblich oder rötlich die große Klöppelkrause, die als sogenannte „Mundarme" nach unten aus der Hutkuppel heraushängt. Diese Quallen, die Wurzelmündigen, wie sie heißen, haben keinen offenen großen Mund, sondern saugen ihre Nahrung mit dem Spitzenwerk der Mundarme selber ein. In solcher Pilema (der Ton liegt auf dem e) entdeckte nun 1895 der Forscher Monticelli in der inneren Hohlwölbung des gallertigen Hutes, also tatsächlich innerhalb ihres Leibes, eine Anzahl Bläschen, die mit Flüssigkeit gefüllt waren, und in diesen winzigen Bläschen gewahrte er



Digitized by Google

schwimmend noch winzigere selbständige Tierchen. Wenn man nun im Innern einer lebenden Qualle ein selbständiges Geschöpf lebend vorfindet, so liegt eines zunächst sehr nahe: nämlich daß es sich um einen Schmarotzer handle, einen fremden Eindringling, der sich hier in der hellen Glasglocke einfach häuslich niedergelassen hat. In unsrer bekanntesten Qualle der deutschen Seeküsten, der Ohrenqualle, leben kleine Flohkrebschen so gewohnheitsmäßig, daß man ihre Art geradezu den Quallenkrebs getauft hat. Vielfach ist auch beobachtet worden, daß kleine Fische diese natürlichen Glasglocken als Asyl benutzen, ein Asyl, das durch seine sehr energische Brennesselfähigkeit, wie sie allen Quallen innewohnt, dem „blinden Passagier" erheblichen Vorteil bringt. Blind ist gerade solcher Fisch als Insasse übrigens nicht, sondern er sieht besser als die Qualle selbst, und ein vorzüglicher Beobachter, Richard Semon, konnte gelegentlich feststellen, wie ein solcher Fisch im Innern einer durchsichtigen Qualle diese Qualle selbst in geschicktester Weise von einem menschlichen Angreifer durch innere Stöße wegdirigierte. So hielt denn Monticelli die winzigen Insassen seiner Hutqualle zunächst ebenfalls für fremde Schmarotzer. Das Ueberraschende zeigte sich aber erst bei Feststellung ihres feineren Baues unter dem Mikroskop. Diese ungerufenen Quallengäste besaßen den absolut typischen Bau der Gasträa. Der im kleinen ebenfalls ungefähr hutförmige Körper bestand bloß aus zwei Schichten von Zellen, von denen die äußeren typische Hautzellen waren, also eine Haut bildeten, während die inneren Magenzellen darstellten. Magen wie Haut öffneten sich nur an einer Stelle des Ganzen in einem Munde. Die Fortbewegung im Wasser erfolgte durch feine Flimmerhärchen der Haut. Kurz, die Gasträa, wie sie im Buche stand! Das bedeutsame Geschöpf erhielt den Namen Pemmatodiscus socialis, oder (gleich bezeichnend) gastrulaceus. Seit seiner Entdeckung ist eine Partei der Forscher der festen Ansicht, daß die große theoretische Frage auch praktisch gelöst sei und daß in ihm die noch immer fortlebende Gasträa uns vor Augen sei.

Indessen fehlt es doch auch noch nicht am Widerspruch einer Gegenpartei. Und zwar bemüht sich diese Gegenpartei, die Sache auf einen jener Irrtümer hinauszutreiben, von denen wir oben ausgingen. Diesmal soll im eigentlichsten Sinne gar Kind mit Großvater verwechselt worden sein. Zum Verständnis ist dabei eine für sich wieder höchst anregende Tatsache nötig. Wenn in einer solchen Qualle kleine seltsame Geschöpfchen auftauchen, die ein Eigenleben in ihr zu führen scheinen, so ist außer der Erklärung durch fremde Schmarotzertiere noch eine zweite möglich. Es kann sich auch um noch nicht fertig entwickelte Kinder der Qualle selbst handeln, an denen die Mutter eine Art von Brutpflege ausübt. Das Wort klingt ja bei so niedrig stehendem Tier gewiß seltsam. Von Kröten ist bekannt, daß sie ihre Eier oder Jungen vielfach längere Zeit mit sich herumschleppen. Ganz ähnlich verfahren Spinnen und Krebse. Aber schon der Seestern und der Seeigel besitzen besondere Bruträume, Bruttaschen oder Brutbeutel für ihr heranreifendes Kleinvolk, und die noch viel tiefer stehende Seerose ist bei gleicher gewohnheitsmäßiger Ausübung von Mutterpflichten überrascht worden. Von der Seerose zur Qualle ist aber nur noch ein Schritt. Auch Quallen schützen ihre Brut dadurch, daß sie ihr längere Zeit noch Obdach an oder in der schönen Glocke des Eltertiers gewähren, und es bleibt das nicht bloß Zufall, es ist in so und so viel Fällen bereits fester Brauch. Nehmen wir an, auch unsre Hutqualle hielte so ihre Kinder eine Weile schützend noch unter ihrer Hut, unter ihrem Hut. Nun durchlaufen die Jungen gerade dieser Wurzelmundquallen alle nach dem biogenetischen Grundgesetz noch eine höchst echte und charakteristische Gasträastufe. Hat nun der Beobachter, so fragen die Gegner, nicht in seinem vermeintlichen gasträischen Pemmatodiskus bloß eine Anzahl Kinder der Qualle selbst gesehen, die, in Brutpflege noch unter dem Quallenhut versammelt, zufällig alle sich gerade auf ihrer Kinderstation befanden, wo sie die ehemalige Gasträa *repetierten*? Durch nichts könnte so leicht die tatsächliche Macht jenes biogenetischen Grundgesetzes überhaupt *besser* illustriert werden als durch solchen Streitfall. Die Wiederholung der alten Ahnenstufe durch das Kind von heute ist noch so evident, so gleichartig bis ins äußerste hier, daß der eine (wenn die Gegnerschaft recht hat) irrtümlich meinen konnte, er stehe **noch** vor der Ahnenstufe selbst, das Kind sei der Großvater. Die Ahnenstufe ist so völlig identisch mit dieser Kindesrepetition, daß (wenn die Anhänger recht haben) andre irrtümlich glauben konnten, sie selber sei eine solche Kindesleistung — der Großvater, leibhaftig noch lebend, sei das Kind. Bei der Möglichkeit des Aussterbens so vieler Arten, auch so vieler Uebergangsformen, wäre es kein apartes Wunder, wenn auch die merkwürdige alte Gasträa tatsächlich heute nicht mehr lebte. Weit wertvoller ist die Gültigkeit des allgemeinen logischen Prinzips hier wie überall. Sie aber kann nicht leicht glänzender siegen als eben durch diesen zoologischen Zwist.

Digitized by Google

# Durchs Schilderhaus

Humoreske

von

**Otto Behrend**

Heute ging es einmal wieder lustig in der Reitstunde der Einjährig-Freiwilligen zu. Leutnant von Hershausen hatte sich vom Bahndienst die lange Peitsche bringen lassen, und nachdem ein paar der alten erfahrenen Rekrutengäule, die sehr genau wußten, daß die ohne Sporn auf ihrem Rücken hängenden jungen Reiter nur von ihren Gnaden in bezug auf schnelleres oder langsameres Vorwärtskommen abhängig seien, einige geschickt gezielte Schneller an den Bauch bekommen hatten, war mehr Leben geworden.

Der Herr Oberst sah zwar die lange Peitsche im allgemeinen nicht gern, aber er war heute aus der Garnison abwesend, und da konnte sich der Leutnant schon einen Zirkus, wie er es nannte, erlauben. Er hatte außerdem auch diesen Zirkus dem hübschen Töchterlein des Kommandeurs einmal wieder versprochen. Der Hintergarten ihres elterlichen Hauses grenzte an die Reitplätze des Regiments, und am Zaune, ein wenig im Gebüsch verborgen, stand Fräulein Edith von Blissen mit dem ruschligen Blondkopf und dem kecken Stumpfnäschen, der Dinge wartend, die da kommen sollten.

Die übrigen Reitvierecke waren leer, es war die Mittagsstunde zwischen zwölf und ein Uhr, nur die Herren Einjährigen ritten, vierzehn an der Zahl. Am Kammergebäude, das jenseits der Reitplätze dem Garten gegenüberlag, stand grätschbeinig der Posten, ein alter dreijähriger Ulan, die Tschapka schief, den Säbel quer über der Brust, neben seinem Schilderhause und vertrieb sich, oftmals breitmäulig grinsend, die Langeweile des Postenstehens gleichfalls mit Zuschauen.

Die Abteilung trabte dahin, Rößlein hinter Rößlein mit Abstand von eigentlich sechs Schritten; hier aber war's mehr, dort weniger. „Abstand," rief der Leutnant immer wieder, „zwischen den Pferdeohren hindurch müssen Sie die Sprunggelenke des vorhergehenden Pferdes sehen. — Schenkel ran, Müller! — Parieren, Bitzmann!" Es half ein wenig. „Tempo — das ist ja der reine Leichenzug!"

Schwapp, ein Peitschenschnepper. Der Tetengaul machte einen Satz seitwärts, daß sein Reiter den Sitz verlor, aber gewandt brachte er sich wieder auf die Decke zurück. Der zweite kluge Gaul bog vorsichtig zeitig ein Stück aus, der dritte spitzte nur verdächtig die Ohren und schielte seitwärts, die andern blieben in ihrer Ruhe.

Der Leutnant ließ bis auf einen Schritt auf Gliederdistanz aufrücken, die Zügel zusammenknoten und im Trabe Freiübungen machen. Gar ergötzlich war es anzusehen, wie krampfhaft die Gymnastiker sich oft bemühen mußten, die Balance zu halten.

„Zügel nehmen!" Und kaum noch war das Kommando ausgeführt, da sausten einige knallende Peitschenhiebe gegen die wieder recht schläfrig gewordenen Vierfüßler. Da ward's ein Springen, ein Wiehern, ein Ausschlagen — auseinander stob die Abteilung flugs nach allen Windrichtungen, und der Herr Leutnant konnte sagen: „Ich steh'

„Da ward's ein Springen, ein Wiehern, ein Ausschlagen — auseinander stob die Abteilung ...."

Digitized by Google

allein auf weiter Flur.“ Verzweifelte Kämpfe zwischen Roß und Mann, zwei Gäule erlangten selige Freiheit, während ihre Reiter zu Boden kugelten, nur ein Gaul stand bald still, aber in gehöriger Entfernung vom peitschenbeschwingten Leutnant. Es war der alte Greif der vierten Schwadron. Er hatte seinen Reiter, wie schon so oft, glücklich vor die Decke auf den Hals gebracht und konnte es nun in aller Seelenruhe abwarten, bis jener bei den vergeblichen Bemühungen, in den Sitz zurückzugelangen, entweder rechts oder links langsam abplumpste.

Der Leutnant lachte, Fräulein Edith kicherte, der alte Postenulan grinste bei diesem friedlichen,

„.... doch beim Kürzen der Zügel beugte er sich vor und schoß mit einemmal wie ein Pfeil Kopf voran in den von gestampfter Schlacke schwarzen Grund der Reitbahn hinunter.“

aber verzweifelten, urkomischen Ringen, bei den Gliederverrenkungen des langen Einjährigen, die doch zu nichts anderm führten, als dem schon bekannten Plumps, mit dem er schließlich abfiel wie ein reifer Apfel. Gutmütig wandte der Gaul den Kopf nach ihm um, als wollte er sagen: „Na, sind wir wieder mal so weit?“ und schnopperte ihn an.

Der Einjährige sprang wieder auf, gerötet war sein Gesicht, das ein ganz leutnantsmäßiger Schnurrbart zierte, gerötet vor Wut über sich selbst, daß er sich immer so ungeschickt beim Reiten benahm, am ungeschicktesten von allen seinen Kameraden, vor Wut über den lachenden Leutnant und den kichernden ‚Regimentsbackfisch‘.

Der Einjährige Hoff, sonst durchaus tüchtig im Dienst und schneidig — nur das Reiten war seine schwache Seite — ließ aber nicht lange über sich lachen, er schwang sich möglichst schnell wieder auf seines Gaules Rücken. Der Leutnant sammelte seine Schäfchen aufs neue, ließ die Abteilung „Pferdenase auf Kruppe“ im Schritt auf dem Reitviereck gehen und einzeln von der Tete anreiten. Manch urkomisches Stückchen gab es da mit und ohne Peitschenhilfe zu sehen.

Jetzt ertönte es: „Einjähriger Hoff — anreiten — Trab — Volte — hinten wieder anschließen!“

Hoff biß die Zähne aufeinander, er paukte die Schenkel ein. Endlich verstand sich der Greif zu einem gelinden Trab, aber kaum bog er durch die erste Ecke, so daß er seine so gemächlich dahinschlendernden Genossen wieder sehen konnte, da packte ihn wie gewöhnlich die Lust zu abgekürztem Verfahren, und die Ohren hinterlegend, sauste er ventre à terre dahin.

„Parieren, Hoff — zum Donnerwetter — hinten runter — Zügel kürzen!“ brüllte der Leutnant. Hoff wollte auch alles befolgen, doch beim Kürzen der Zügel beugte er sich vor und schoß mit einemmal wie ein Pfeil Kopf voran in den von gestampfter Schlacke schwarzen Grund der Reitbahn hinunter.

Einen Augenblick lag er wie betäubt, doch dann sprang er wieder auf, schwarz im Gesicht wie ein Mohr, und sah sich mit verklebten Augen nach seinem Rosse um, das jetzt die Sache satt hatte und nach einigen fidelen Kapriolen stallwärts heimsauste. Der Leutnant lachte, der alte Postenulan lachte — sie waren ja rauhe Krieger —, aber auch Fräulein Edith lachte, lachte wirklich, kicherte nicht nur — nun, sie war ja ein Soldatenkind. Verstohlen auch lachten die Kameraden. Aber keinem nahm das arme Opfer der schwierigen Reitkunst das Lachen übel, als allein dem kecken, stumpfnäsigen Blondkopf dort am Gartenzaun. Denn — Fräulein Edith von Blissen war hübsch und fesch und hatte den artigen Gruß des Einjährigen immer leicht errötend erwidert. Und in Hoffs Herzen war schon ein ernster Gedanke an eine schöne Zukunft aufgestiegen. Er war selbständig, Teilhaber der Welthandelsfirma seines Vaters und bereits fünfundzwanzig Jahre alt, so daß er doch wohl schon an die Zukunft denken konnte. Spät erst war er dazu gekommen, seiner Dienstpflicht zu genügen, da er vor seinem siebzehnten Lebensjahre mit seinen Eltern nach Kanton übergesiedelt war und nach der kürzlich erfolgten Rückkehr der Familie noch den bunten Rock tragen mußte.

Uebrigens war er jetzt nach den ersten Wochen gern Soldat und stramm und eifrig im Dienst, überhaupt ein junger Mann, dem Schneid nicht abzusprechen war. Nur das Reiten, wie schon erwähnt, war seine schwache Seite.

Digitized by Google

Als er nun im Gesicht schwarz wie ein Mohr, hilflos, selbst von seinem Gaul verlassen, in der Reitbahn stand und Fräulein Edith lachen sah, da schwur er ihr erbitterten Herzens Rache. Die Gelegenheit dazu würde sich schon finden.

Eben saß der Schwur fest im Herzen, da tönte des Leutnants Stimme: „Hoff, keine Salzsäule spielen — holen Sie nur gefälligst Ihren Gaul wieder — aber Trab bitt' ich mir aus." Und im plumpen Kommiß mußte er davontraben, gewiß ein höchst ergötzlicher Anblick von der rückwärtigen Seite, und er hörte nur immer des Regimentsbackfischs Lachen hinter sich, wie ihm seine erregte Phantasie vorspiegelte. O, da mußte er Rache nehmen, Rache an der Boshaften.

Doch so bald fand sich keine Gelegenheit. Er kannte die junge Dame ja persönlich noch gar nicht und kam so auch nicht direkt mit ihr in Berührung. Mit seiner Reitkunst besserte es sich übrigens mit einem Schlage, als er sich nach einer lustig durchschwärmten Nacht als willenlose Beute eines riesenhaften Katers auf seinen Greif schwang. „Sie müssen sich mehr loslassen, Hoff," hatte der Leutnant ihm oft gesagt, „Sie wenden viel zu viel Kraft auf, Sie klemmen viel zu sehr oben. Deshalb kommen Sie nicht in den Spalt, und da steckt der Haken bei Ihnen." Und an jenem Tage fühlte er sich wirklich schlapp wie ein Waschlappen, und da, bei den ersten Trabschritten, merkte er, wie er plötzlich ein gewaltiges Stück tiefer auf den Pferderücken niedersank, und von dem Augenblicke an hatte er gewonnen. Und wie ein Unglück, so kommt auch ein Glück selten allein, denn bald darauf bot sich die Gelegenheit, dem kleinen Regimentsbackfisch sein Lachen heimzuzahlen.

Hoff stand als Posten am Kammergebäude. Ueber die Reitplätze führte ein Abkürzungsweg, der, wenn keine Uebungen abgehalten wurden, trotz eines angeschlagenen Verbotes häufig auch von Zivilpersonen benutzt wurde. Längere Zeit war stillschweigend darüber hingesehen worden, doch eines Tages hatte es dem Kommandeur beliebt, das Verbot zu erneuern und den Posten strenge Aufrechterhaltung einschärfen zu lassen. Kein Zivilist dürfe die Reitplätze betreten. Und um einen Posten in Versuchung zu führen, hatte er selbst mit einem bekannten Herrn bald darauf den Weg über den Platz genommen und den Posten aufs grimmigste angehaucht, als dieser den Zivilisten in seiner Begleitung passieren ließ. „Ohne Ausnahme" lautete der erneuerte Befehl — für einen abermaligen Verstoß wurden drei Tage Mittelarrest angedroht.

Einjähriger Hoff stand also als Posten am Kammergebäude. Es war an einem unfreundlichen kalten Tage im Januar, in der Dämmerstunde, ein eisiger Wind wehte, und in dichten Massen fegte feinkörniger Schnee nieder. Hoff hatte, in den schweren Wachtmantel gehüllt, sich ins Schilderhaus gestellt und hielt fleißig Umschau. Drüben im Hause des Obersten erblinkte das erste Licht.

Da plötzlich sah er eine Gestalt am Schilderhause vorbeischlüpfen — eine weibliche Gestalt in einem Abendmantel, hoch den Kragen aufgeschlagen. Geradenwegs wollte sie über den Platz. Wie ein Blitz war er zum Schilderhause hinaus. „Halt — es ist verboten, hier zu gehen." Eiligen Schrittes stand er bald neben ihr — trat vor sie, die weiter wollte. „Sie müssen zurück — hier ist kein Durchgang," sprach er.

„Seit wann denn? — So ein Unsinn!" Er erkannte Fräulein Edith, den Regimentsbackfisch. Sie kam von einer Freundin und mußte eiligst zum Nachmittagskaffee nach Hause; ihr Vater hielt streng auf Pünktlichkeit.

„Wir haben strengsten Befehl, ich bedaure sehr — aber ich darf niemand durchlassen — niemand," sagte Hoff höflich, aber entschieden.

„Aber mich doch — selbstverständlich." Jetzt erkannte sie auch den Einjährigen.

„Auch Sie nicht, gnädiges Fräulein."

Er mußte unerbittlich sein, seine Instruktion lautete zu bestimmt. Und konnte der Oberst nicht eine neue Falle stellen wollen — und, sein Herz schlug schneller, unter keinen Umständen *wollte* er auch die junge Dame durchlassen, sie mußte zurück, sie *sollte* den ziemlich beträchtlichen Umweg nach Hause machen, von ihm dorthin verwiesen — das war dann die Strafe für ihr Lachen.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie müssen zurück," wiederholte er, „ich lasse Sie nicht durch."

„Ach was, reden Sie nicht, ich gehe doch."

Sie machte Anstalt weiterzugehen, er trat artig, aber mit Entschiedenheit wieder vor sie.

„Lassen Sie mich — Sie sind ungezogen."

„Meine Instruktion — zurück! ich bitte."

„Sie sind frech —"

„Mein Fräulein —"

Ihre Geduld ging zu Ende, sie stampfte heftig mit dem Fuße auf. „Und was wollen Sie denn tun, wenn ich doch gehe?"

„So muß ich Sie arretieren."

„Sind Sie verrückt?" —

„Nein — nur Soldat."

„Netter Soldat," höhnte sie, „reiten können Sie nicht und spielen sich hier so auf. Lassen Sie mich jetzt gehen."

„Unter keinen Umständen. Ich bitte zum letztenmal — zurück!"

„Nein —"

„Dann muß ich Ihnen die Arretur ankündigen."

„Und dann kann ich gehen?"

„Nein, dann kommen Sie ins Schilderhaus, bis die Ablösung Sie mit zur Wache nimmt."

Höhnisch lachte sie auf. Ihr Zorn war aufs höchste gestiegen. „Machen Sie sich nicht auch hier lächerlich wie in der Reitbahn. Ich gehe ganz einfach weiter."

„Halt — Sie sind arretiert." Im entschiedenen Tone erklang es.

Die Sache hatte den Einjährigen anfangs nur belustigt, aber bei den unüberlegten Worten und den Kränkungen der jungen Dame lief ihm die Galle ins Blut.

Die junge Dame wollte trotzdem weiter. Noch einmal trat er vor sie. „Sie sind arretiert."

Da flammte ihre Wut aufs höchste auf. „Nun gut — dann bin ich arretiert — und ich gehe selbst ins Schilderhaus, und Sie werden schon sehen — Sie unverschämter Mensch, Sie —"

Damit rannte sie im hellen Zorn ins Schilderhaus und stellte sich mit dem Kopf gegen die Seiten-

Digitized by Google

„Nun gut — dann bin ich arretiert — und ich gehe selbst ins Schilderhaus ....“

wand. In höchst unbehaglicher Stimmung folgte ihr der Einjährige. Er hatte die Tochter seines Kommandeurs arretiert — das konnte gut werden. Aber er hatte nicht anders können. Und dann — seine Galle kochte aufs neue — wie hatte sie ihn wieder gekränkt!

So stand er vorm Schilderhaus und bewachte vorschriftsmäßig seine Gefangene. Ganz vorschriftsmäßig aber verfuhr er doch nicht, denn er ließ sie mit dem Gesicht gegen die Seitenwand stehen, anstatt gegen die Rückwand, wie er ihr eigentlich hätte befehlen müssen.

Und da stand sie nun, trotzig den Kopf hoch, und ließ sich den Schnee durch das Ausguckloch überstieben. Dazu heulte der Sturm.

Dem Einjährigen wurden die Füße kalt, leise begann er hin- und herzutreten. Wie mochte das junge Mädchen in den dünnen Schuhchen frieren. Er konnte in der mittlerweile schwärzer gewordenen Dämmerung und wegen des Schleiers ihr Gesicht nicht erkennen, nur in undeutlichen Umrissen sah er ihre Gestalt, doch bemerkte er wohl, wie ihr Kopf allmählich seine trotzige Haltung verlor und langsam vornübersank. Auch meinte er ein leises Schlucken wie bei verhaltenen Tränen zu hören.

Er zog seine Uhr — da hallte es von der Stadtkirche herüber, drei dumpfe Schläge — dreiviertel — dreiviertel fünf Uhr — noch fünf Viertelstunden mußte die Aermste im Schilderhause ausharren, bis die Ablösung kam. Denn um diese Zeit ging hier niemand mehr vorüber, durch den er die Wache hätte benachrichtigen können. Und — es war ja doch eigentlich alles Unsinn. Kurz entschlossen brach er das Schweigen.

„Mein gnädiges Fräulein — machen wir der Sache jetzt ein Ende. Es ist ja zum Lachen. Gehen Sie ruhig nach Hause — aber ich bitte, nicht über den Platz.“

Einige Sekunden noch zögerte Fräulein Edith, aber es fror sie doch zu gewaltig, und zu lächerlich auch kam sie sich, nachdem die hellste Wut verflogen war, vor. Sie regte sich und schlüpfte zum Schilderhaus hinaus. Ohne Gruß eilte sie davon — aber nicht über den Platz. Der Einjährige atmete auf. —

Der Herr Papa machte ein sehr ungehaltenes Gesicht, als sein Töchterchen erst am Kaffeetische erschien, nachdem die Eltern bereits getrunken hatten. Man sah ihrem erregten Wesen sofort an, daß ihr etwas Besonderes zugestoßen sei, und wenn sie anfangs auch in ihrer Beschämung nicht recht mit der Sprache heraus wollte, so ließ doch schließlich die nach dem eisigen Aufenthalte im Schilderhaus doppelt behagliche Wärme des Familienzimmers ihre Wut von neuem aufkochen, und in wachsender Empörung sprudelte sie den ganzen Vorgang heraus.

„Alle Wetter, das ist ein starkes Stück!“ fuhr der Oberst los. Er sprang auf und ging mit wuchtigen Schritten im Zimmer auf und ab, sich hoch aufreckend und die Knöpfe seines Ueberrocks sehr energisch schließend.

„Mein armes Kind — und ins Schilderhaus hat der freche Mensch dich gestellt,“ fing die Mutter zu klagen an, „den Tod kannst du dir geholt haben in der furchtbaren Kälte. Du bist ja noch wie Eis.“ Sie zog ihr Töchterchen schützend an sich. Tränen traten ihr in die Augen. Auch dem Töchterchen wurde es weich ums Herz, sie schmiegte sich an die Mutter und begann zu weinen.

„Weiberträne — das fehlte noch!“ Wilder stampfte der Oberst auf und ab. „Dem unverschämten Tütendreher werde ich es anstreichen — der kommt mir nicht aus dem Loch heraus, solange er dient.“

Er war auf den Einjährigen Hoff überhaupt nicht gut zu sprechen. Einmal hatte er ein Vorurteil gegen ihn gefaßt, weil er sich anfangs als so jämmerlicher Reiter gezeigt hatte, und dann war er ihm sowieso schon nicht grün gewesen wegen seines Berufes als Kaufmann. Zeitlebens hatte der alte Troupier nur in kleinen Garnisonen gestanden und konnte sich unter einem Kaufmann nichts andres als einen ewig dienernden, nach allen möglichen Kolonialwaren duftenden, Heringe und Sirup verkaufenden Ladenjüngling vorstellen.

Endlich hielt er in seiner Wanderung inne und trat vor die beiden Frauen. „Nun hört einmal mit dem Geflenn auf, damit macht ihr nichts wieder gut. Und du, Edith, antworte mir noch einmal auf alles ganz genau. Gericht will ich halten mit dem Laffen, daß er die Engel im Himmel singen hört. Also — du wolltest über den Platz gehen?“

Digitized by Google

Edith hob das Köpfchen. „Ja, Papa, ich hatte mich bei Martha verspätet."

„Aber ich habe es doch kürzlich strengstens verboten — weißt du das nicht?"

„Ja — aber, wo es schon fast dunkel war und ich solche Eile hatte."

„Ganz einerlei. Da war der Einjährige völlig im Recht, dich zurückzuweisen. Er mußte es sogar, sonst riskierte er drei Tage Mittelarrest. Aber er weiß, wer du bist, und da überschritt er seine Instruktion, indem er dich arretierte. Er hätte dich schlimmstenfalls zur Anzeige bringen können, dann hättest du die Polizeistrafe zahlen müssen. Ueberhaupt eine solch bodenlose Frechheit, dich zu arretieren! Nur bei Widersetzlichkeit ist der Posten dazu berechtigt — und gar ein Frauenzimmer — wart nur, mein Junge, bei Wasser und Brot —"

„Ich hab' mich ihm auch widersetzt, Papa — er hatte mir nichts zu verbieten — ich bin kein Soldat." Das Fräulein sprach es fast triumphierend, sich von der Mutter loslösend. „Natürlich hab' ich mir nichts verbieten lassen wollen."

„Sieh mal an" — der Oberst machte große Augen, „solch ein Trotzkopf. Da hatte er ja ganz recht, dich ins Schilderhaus zu stecken."

„Was, du nimmst den Menschen auch noch in Schutz?" mischte sich jetzt die Frau Oberst ein, „wie konnte er es wagen, Hand an meine Tochter zu legen!"

„Das hätte er nur wagen sollen," warf nun das junge Mädchen flammenden Blickes hin, „die Augen hätte ich ihm ausgekratzt. Ich bin selbst ins Schilderhaus gegangen."

„Das ist ja ganz herrlich," sprach der Oberst grimmig, „jetzt bitte ich dich aber, mein Fräulein, mir in aller Ruhe den Hergang noch einmal haarklein zu berichten. Ich sehe noch nicht ganz klar."

Als der Oberst dann alles ganz genau wußte, zog er sich, nachdem er den Frauen noch anempfohlen hatte, tiefstes Stillschweigen zu bewahren, in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Sache war, obwohl eigentlich lächerlich, doch sehr fatal. Der Einjährige hatte ohne Frage in einer sehr mißlichen Lage zunächst vollständig instruktionsgemäß gehandelt, und die ganze Schuld lag auf seiten seiner Tochter. Aber nachdem die Arretierung einmal stattgefunden, durfte er die Arrestantin nur auf höheren Befehl wieder entlassen, und er mußte mindestens jetzt noch von dem verbotenen Betreten des militärischen Areals Meldung erstatten. Tat er dies, so kam seiner Tochter Name in aller Mund und war der Lächerlichkeit preisgegeben, wenn der Einjährige nicht sehr diskret war und die Einzelheiten für sich behielt. Erstattete er keine Meldung, so machte er sich straffällig, wie er überhaupt schon wegen eigenmächtiger Entlassung eines Arrestanten strafbar war. Bestrafte er den Mann aber, so konnte er keine Diskretion von ihm erwarten — und konnte er dies überhaupt von einem Ladenjüngling?

Lange saß der Oberst in wechselnden Gedanken. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. Eigentlich war ja die ganze Sache lächerlich, und seine Tochter trug allein die Schuld an allem, und doch — Endlich erhob er sich mit einem Ruck und klingelte seinem Burschen. „Säbel, Mütze, Mantel," befahl er.

„Rrrrraus!" brüllte der Posten vor Gewehr, als sollte er Tote erwecken. Aus der erleuchteten Wachtstube quoll es hervor in stürzender Hast. Doch nur eine Minute, dann stand die Wache ausgerichtet, regungslos. Der Wachthabende meldete. Der Herr Oberst inspizierte selbst, ein seltener Fall. Strengen Blickes musterte er die Mannschaft. Alles in Ordnung. Er ließ wegtreten, ging aber selbst noch in die Wachtstube und sah das Rapportbuch ein. Er nickte, der Einjährige Hoff, der von Posten abgelöst war, hatte nichts gemeldet. Es war ihm, wenn auch gegen die Instruktion, ganz recht. „Alle Eintragungen gemacht?" fragte er den wachthabenden Unteroffizier noch zur Sicherheit. „Zu Befehl, Herr Oberst."

Der Gestrenge sah sich in der durchräucherten Stube unter den Mannschaften um, denen er ‚Rühren' erlaubt hatte.

„Er ließ wegtreten, ging aber selbst noch in die Wachtstube und sah das Rapportbuch ein."

Digitized by Google

„Einjähriger Hoff.“ Der Angerufene, dem es schon beim ersten Erblicken des Kommandeurs höchst unheimlich geworden war, vermochte nur ein halb erstickes ‚Herr Oberst‘ zu stammeln. Jetzt wußte er's, sein Unglück war da.

„Kommen Sie mit, Einjähriger.“

Der Oberst verließ die Wachtstube, gefolgt von dem Einjährigen, und trat draußen so weit weg, daß er vom Posten vor Gewehr nicht gehört werden konnte. Im Schnee und Sturm standen sie, durch

„Jetzt erzählen Sie mir mal den Vorgang mit meiner Tochter.“

die Hausecke nur wenig geschützt. Dem Einjährigen lief es trotz der eisigen Kälte siedendheiß über den Rücken.

„Jetzt erzählen Sie mir mal den Vorgang mit meiner Tochter.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Erst stockend und heiser, dann mehr Mut und Stimme gewinnend, berichtete der Einjährige wahrheitsgemäß, aber das Benehmen der jungen Dame in möglichst günstiges Licht setzend. Es stimmte mit dem, was der Oberst schon gehört hatte.

Da begann der gestrenge Herr Kommandeur, nachdem der Bericht beendet war: „Eigentlich ist das Ganze eine Torheit meiner Tochter und ich verkenne nicht, daß Sie dadurch in eine sehr mißliche Lage versetzt worden sind. Sie haben sich als Mensch den Umständen nach schicklich benommen, als Soldat aber haben Sie gegen Ihre Instruktion gefehlt. Von einem solchen Vorfall müssen Sie Meldung machen, und Sie dürfen einen Arrestanten nicht ohne höheren Befehl entlassen. Wissen Sie das?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Weshalb haben Sie instruktionswidrig gehandelt?“

„Es war mir unmöglich, die junge Dame im Schilderhaus zu lassen oder sie gar einer Patrouille zu übergeben, und dann wollte ich sie nicht durch eine Meldung kompromittieren.“

„Warum nicht?“

„Ich hätte sie dem allgemeinen Gerede ausgesetzt.“

Der Oberst nickte vor sich hin. „Ganz recht. Ueberhaupt ist die ganze Geschichte lächerlich. Haben Sie schon zu jemand davon gesprochen?“

„Herr Oberst, ich bitte, wie könnte ich das — eine Dame!“ Die Antwort war nicht eben militärisch, aber sie gefiel dem Kommandeur rein menschlich. Er nickte wieder vor sich hin, dann sprach er:

„Ich muß als Oberst Sie bestrafen und als Vater meine Tochter. Und das will ich auch. Ich lasse Sie sofort von Wache ablösen und um — es ist jetzt bald sieben Uhr — um acht Uhr sind Sie in meiner Wohnung, in Mütze, zu einem einfachen Abendbrot en famille. Schließen Sie dort mit meiner Tochter Frieden — das wird nicht leicht sein und ist Ihre Strafe. Und dem kleinen Trotzkopf will ich die Beschämung gönnen, Sie als ihren Gast zu sehen. Und nun melden Sie sich beim Wachthabenden ab.“

Mit kurzem Gruß ließ der Kommandeur den Einjährigen stehen und rief im Vorübergehen in die Wachtstube hinein: „Unteroffizier Heller, der Einjährige Hoff ist auf meinen Befehl abgelöst — lassen Sie sogleich von der 4. Eskadron einen Ersatzmann schicken.“

Als der Oberst nach Hause zurückgekehrt war, zog er seine Frau ins Vertrauen, aber Fräulein Edith erfuhr kein Wort, wie sie sich auch neugierig als Evastochter und mit sehr erklärlichem Interesse um ihren Vater zu tun machte, dessen Stimmung aber keineswegs schon wieder rosig zu nennen war.

Gegen acht Uhr schickte er seinen Burschen, die Frau Oberst das Dienstmädchen mit einem Auftrage weg. Schlag acht Uhr, mit militärischer Pünktlichkeit, klingelte es. Die Familie saß im Wohnzimmer.

„Edith, sieh doch mal nach,“ sagte der Oberst ganz unverfänglich, „Maßmann ist nicht da.“

„Und die Lina auch nicht,“ setzte die Mutter hinzu, einen Blick des Einverständnisses mit ihrem Gatten tauschend.

Bereitwillig eilte Edith hinaus, öffnete die Korridortür und machte natürlich große Augen, als sie den Einjährigen Hoff erblickte.

„Ah — Sie sind es. Was wollen Sie denn hier? Mich wohl um Verzeihung bitten? Das gibt's nicht.“

„Gnädiges Fräulein entschuldigen — Ihr Herr Vater —“

„Hat Sie herzitiert,“ fiel sie ihm sofort in die Rede, „da können Sie sich auf was gefaßt machen.“ Sie rieb sich die Hände, und mitleidsvoll ruhte ihr Auge gerade nicht auf dem jungen Krieger. Ihr ganzer Groll bäumte sich wieder auf.

Indem erschien der Oberst selbst in der offenen Stubentür. „Sieh da, mein lieber Hoff — pünktlich, wie es dem Soldaten ziemt. Bitte, legen Sie gleich ab — auch den Säbel.“

Digitized by Google

Der Regimentsbackfisch, der nichts andres erwartet hatte, als daß sofort ein heiliges Donnerwetter losbrechen würde, machte ein höchst erstauntes Gesicht, zog sich ein wenig zurück und sah großen Auges bald auf den Vater, bald auf den Einjährigen. Das ging über ihren Verstand — diese Freundlichkeit des Vaters gegen einen solchen Menschen.

Sie wollte zurückbleiben, als der Oberst dann den Einjährigen gleich ins Familienzimmer führte.

„Komm nur mit, Edith," sagte der Vater, „der Herr ist heute unser Gast beim Abendessen."

Sie war wie aus den Wolken gefallen. Wenn der Vater den Sultan in höchsteigner Person geladen hätte, wäre sie nicht so ‚baff' gewesen wie über diesen Gast.

Der Oberst stellte den Einjährigen seiner Frau vor und bat ihn dann, Platz zu nehmen.

Etwas verlegen blieb der junge Mann noch stehen. „Darf ich gehorsamst bitten, Herr Oberst, mich auch Fräulein Tochter vorzustellen." Offiziell war er ja noch nicht mit ihr bekannt.

„Ach so — Sie kennen meine Tochter noch nicht. Na denn — einer meiner neuen Einjährigen, Hoff — meine Tochter Edith —"

Hoff machte eine kavaliergerechte Verbeugung, der niedliche Regimentsbackfisch fand in tiefer Beschämung errötend kaum ein leichtes Nicken als Erwiderung. Und dann ärgerte sie sich wieder, wie gewandt der Einjährige über alles hinwegging, und es lag doch wahrhaftig gerade genug zwischen ihnen.

Bald saß man beim Abendbrot. Der Einjährige begann dem Oberst als Mensch zu gefallen. Seine Manieren waren tadellos, die anfängliche Verlegenheit streifte er bald ab, und wenn auch äußerst bescheiden, wie es sich im Hause seines Vorgesetzten nur ziemte, war sein Benehmen doch von einer Sicherheit, die einen jungen Mann verriet, der nicht nur ausgezeichnet erzogen, sondern auch gewohnt war, sich in guter Gesellschaft zu bewegen und auch schon manchen Wind sich hatte um die Nase wehen lassen. Auch von seiner Stellung als Kaufmann bekam der Oberst einen andern Begriff, als Hoff auf seine Anregung vom großen Handel erzählte, von den gewaltigen Schiffen mit ihren Ladungen von vielen Hunderttausenden, ja Millionen an Wert, von der angestrengten Arbeit im Kontor, vom Verkehr an der Börse, von der Umsicht und den Kenntnissen, die ein Kaufmann haben müsse, um seine Stellung zu behaupten und Geld zu verdienen. Da handelte es sich nicht um ein paar hundert Mark Monatsgehalt — Tausende und aber Tausende konnten in einer einzigen Stunde gewonnen oder verloren werden. Und nicht minder interessant waren seine Schilderungen Chinas, Indiens und Ostafrikas, welche Länder er durch längeren Aufenthalt kennen gelernt hatte.

Auch dem kleinen Regimentsbackfisch gefiel der Einjährige, obwohl ganz gegen seinen Willen. Er war ja ein hübscher Mensch mit flottem männlichem Gesicht, und sein Schnurrbart — alle Achtung. Was waren dagegen die unaufhörlich gedrehten Härchen des Leutnants von Hershausen, ihres augenblicklichen Flirts.

Aber daß ihr der Einjährige, dieser unverschämte Mensch, gefiel, gerade das ärgerte sie auch wieder. Und übermütig und schnippisch, wie sie leicht sein konnte, band sie immer einmal wieder kampflustig mit ihm an. Doch da kam sie an den Rechten. In artigster Weise erhielt sie ihre Abfertigungen zur heimlichen Freude des Obersten — ein wenig zum Aerger der Frau Mama, die immer unbesehen auf Seite ihres Töchterchens stand —, zu ihrer eignen grenzenlosen Empörung.

„Wirklich ein scharmanter Kerl," äußerte sich der Herr Papa, als der Einjährige sich empfohlen hatte.

„Na, es geht," meinte die Frau Mama.

„Ein frecher Mensch," setzte Fräulein Edith hinzu, aber nur halblaut trotz ihrer inneren Empörung.

Der Einjährige Hoff stand von nun an in der Gunst seines Kommandeurs. Im Regiment war man sich nicht darüber klar, wie das so plötzlich gekommen sei, denn diejenigen, die um das fatale Vorkommnis wußten, hielten reinen Mund, aber bald dachte man nicht mehr daran, daß es einmal anders gewesen sei. Bisweilen wurde er auch wieder in größerem oder kleinerem Kreise eingeladen, und auch sonst traf er wohl mit Fräulein von Blissen zusammen, so auf einem Regimentsballe zu Kaisers Geburtstag, bei einem Wohltätigkeitsfeste und bei ähnlichen Gelegenheiten.

Er machte der jungen Dame in artiger, nicht auffälliger Weise den Hof, und sie ließ es sich gefallen, weil er ihr immer besser gefiel, je öfter sie ihn sah. Ein leichter Groll aber regte sich doch noch immer schnell wieder in ihrem Herzen, wenn sie an ihren Aufenthalt im Schilderhause dachte. Ganz vergessen konnte sie das nicht, und oftmals zuckte es in ihr, noch eine kleine Vergeltung zu üben.

Die Monde verstrichen. Es war im Hochsommer, kurz vor dem Manöver. Das Offizierkorps des Regiments machte einen Ausflug mit Damen nach der idyllisch im waldigen Tale gelegenen Hammermühle. Auch die zu Unteroffizieren beförderten Einjährigen waren zur Teilnahme aufgefordert worden, unter ihnen Hoff. Zivil, wie die Offiziere, durften sie nicht anlegen, und so war Hoff in einer nagelneuen Ulanka erschienen.

Man hatte Kaffee getrunken mit frischgebackenem, duftendem Kuchen dazu, und erging sich nun an dem herrlichen Sommernachmittage im Walde nächst der Mühle. Hoff befand sich selbstverständlich in der Gruppe, die sich um Fräulein Edith geschart hatte, mehrere Leutnants, einige junge Damen. In munterem Geplauder kam man auch an einen kleinen, von schattigen Buchen umgebenen See, an dessen Ufer man langsam dahinschlenderte. Ein geschäftig plätschernder Bach, über den eine Brücke führte, floß hinein.

Der Regimentsbackfisch, reizend anzuschauen in einem weißen, mit Himmelblau unterlegten Batistkleide, war in übermütigster Laune. Auf der Brücke angekommen, sah sie hinunter und blieb so ein wenig zurück.

„Eine Forelle — eine große Forelle!" rief sie plötzlich.

Einige der Vorangegangenen, darunter auch Hoff, kamen zurück.

Digitized by Google

„Fräulein Edith griff in den kurzen Schoß der Uniform, weiter beugte Hoff sich vor ....“

„Da — da steht sie ganz still in der Strömung.“ Sie zeigte mit dem Sonnenschirm hinunter. Aus Versehen stieß eine Freundin, die die Forelle nicht gleich entdecken konnte, im Eifer an ihren Arm. Ein leichter Aufschrei — der Sonnenschirm entglitt ihrer Hand und fiel ins Wasser hinunter, das ihn schnell forttrug. Ausrufe des Bedauerns — am Ufer entlang laufend folgte Hoff dem Ausreißer, die junge Dame in Sorge um ihren schönen Schirm eiligst hinterher. Der Schirm trieb in den See hinein; doch nur ein kleines Stück, dann näherte er sich im letzten Ausläufer der Strömung wieder dem Ufer. Hoff versuchte ihn zu erhaschen, aber um wenige Zoll war sein Arm zu kurz. Seinen Säbel hatte er in der Mühle abgelegt.

„Wenn Sie mich nur ein wenig an der Ulanka halten, gnädiges Fräulein, dann kann ich mich etwas weiter vorbeugen und habe ihn,“ sagte er, „aber schnell, er treibt sonst wieder weiter ab.“

Fräulein Edith griff in den kurzen Schoß der Uniform, weiter beugte Hoff sich vor — da erschien ihr die Situation plötzlich zu komisch, wie der lange Einjährige gleich dem Wasserspeier auf einer Kirche in den See hinausragte. Laut lachend platzte sie heraus und — was ist dem Uebermut eines kecken Mädchenherzens nicht zuzutrauen, der Hafer stach sie plötzlich, das niederträchtige Schilderhaus fiel ihr ein — und dann, die Last war wirklich schwer, wohl doch zu schwer für ihre Hand, dazu die Erschütterung des Lachens — kurzum, der Effekt war, daß sie losließ, und kopfüber schoß Hoff, mit dem Kopf voran, hinein in das stille Wasser.

Mehrere helle Schreie aus zartem Munde — die andern waren mittlerweile auch herangekommen — aber da tauchte Hoff auch schon wieder auf. Er blickte sich um. „Wo ist der Schirm?“ rief er. Der war durch die entstandenen Wellen ein gut Stück weiter hinausgetrieben. Er erspähte ihn, und als geschickter Schwimmer teilte er mit rüstigem Arm die Flut. Schnell hatte er ihn erreicht und schwang ihn hoch, dem Ufer wieder zustrebend. Der erste Schreck war überwunden, da man sah, daß keine Gefahr vorlag, und lauter Beifall empfing den jungen Mann, als er die letzten Schritte watend aufs Trockene gelangte. Herzlich lachte er, sich wie ein Pudel schüttelnd, und „Quitt!“ sprach er, als er Fräulein Edith den Schirm überreichte und ihr dabei tief, doch zugleich neckisch ins Auge sah. Da fühlte sie sich plötzlich wie mit Blut übergossen und wandte sich schnell ab.

Aber der Ausflug war für ihn gestört. Im Sonntagsstaate eines Bauern, den er allenfalls hätte bekommen können, wollte er nicht paradieren, und so blieb ihm nichts übrig, als mit dem nächsten Zuge — die Station war nicht weit entfernt — in die Stadt zurückzukehren. Aber auf der Landstraße ging er dann den heimkehrenden Wagen entgegen, und er wurde für das, was er versäumt hatte, reichlich entschädigt, denn er durfte für den Rest der Fahrt Fräulein Edith gegenübersitzen.

An diesem Abend war es, wo er beim Gutenachtsagen hinter der Eltern Rücken einen Blick und einen Händedruck bekam, die ihn bald zum glücklichsten, bald zum betrübtesten Reiter des ganzen Regiments während des Manövers machten. Hangen und Bangen in schwebender Pein.

Fräulein Edith aber war recht zufrieden. Der Schilderhauswurm war tot, ertrunken im schattigen Waldsee. Der Zufall und ein ganz klein bißchen eigner Wille — sich selbst konnte sie es ja gestehen, daß sie schließlich wohl noch etwas länger hätte festhalten können — hatten sie gerächt. Und im übrigen — sie war ein kleiner Uebermut, der sehr von sich selbst überzeugt war und sehr wohl wußte, daß sie große Macht über das stärkere Geschlecht besaß. —

Das Regiment war aus dem Manöver zurückgekehrt, und bald darauf war auch der 1. Oktober da, an dem die Einjährigen entlassen wurden, Hoff nebst mehreren andern mit der Qualifikation zum Reserveoffizier. Aber froh war er nicht, denn es hatte sich ihm keine Gelegenheit mehr geboten, Fräulein Edith zu Füßen zu sinken und aus ihrem schelmischen Munde, selbstverständlich nach dem ersten Kusse, das nüchterne und doch so beglückende „Sprechen Sie mit Papa“ zu vernehmen. Ein tückisches Geschick hatte in den wenigen Tagen, die noch zu Gebote standen, ihre Wege sich nur flüchtig einmal kreuzen lassen. Auch als er bei ihren Eltern Abschiedsbesuch machte, war sie zufällig nicht zu Hause gewesen.

Als letzter der Einjährigen zögerte er noch mehrere Tage über den 1. Oktober hinaus mit der

Digitized by Google

Abreise. Im kommenden Frühjahr würde er ja wiederkehren, um eine achtwöchige Uebung abzuleisten, aber was konnte in der Zwischenzeit nicht alles geschehen? Denn Fräulein Edith erschien ihm als die schönste, lieblichste und begehrenswerteste junge Dame auf dem ganzen weiten Erdenrund, und gar fesche Leutnants standen in ihres Vaters Regiment. Ein langer Winter kam mit Bällen und Gesellschaften, und er weilte fern in Hamburg.

Aber länger konnte er seine Abreise nicht hinausschieben, es mußte sonst auffallen. „Der Hoff scheint sich ja gar nicht trennen zu können," meinte der Oberst beim Mittagessen, „ich hätte anfangs wahrhaftig nicht gedacht, daß er ein so vorzüglicher Soldat werden würde. Er wird eine gute Akquisition als Reserveoffizier sein."

„Mir hat er auch immer besser gefallen," sagte die Frau Oberst, „ist er denn noch nicht abgereist?"

„Nein, aber heute abend kehrt er zu den heimischen Penaten zurück."

Das Töchterlein sagte nichts, eigen sah es in ihrem jungen Herzen aus. Jetzt, wo die Trennung da war, empfand sie es doch tief, daß der junge Mann ein gar so lieber Mensch sei. Und wie herrlich mußte es sein, hinaus in die weite Welt, ins große Hamburg, vielleicht gar einmal zu den Löwen nach Afrika zu reisen, nach Indien und China. Die kleine Garnison war doch recht eintönig. Und reisen mit einem Manne, den sie — sie fühlte es — von Herzen liebhatte, trotzdem er sich nicht jeden Uebermut gefallen ließ, über den sie sich noch manchmal geärgert hatte, ohne ihm doch böse sein zu können.

Den ganzen Nachmittag blieb sie zu Hause, wie sie überhaupt seit Hoffs Abschiedsbesuch, bei dem sie ja leider nicht zugegen gewesen war, kaum das Haus verlassen hatte. Sie schalt sich zwar selbst töricht, daß sie meinen konnte, er werde noch einmal vorsprechen — das war ja eigentlich unmöglich —, doch was hofft ein liebendes Herz nicht?

Die Stunden verrannen, es wurde dunkel. Papa war zum gewohnten Abendschoppen gegangen, Mama hatte im kleinen Gartensalon Besuch von einer geschwätzigen Freundin. Edith hielt es dort nicht mehr aus, sie ging ins Wohnzimmer und sah auf die von einigen Gaslaternen trübselig beleuchtete Straße hinaus. Leichter Nebel lag in der Luft, nur wenige Menschen gingen unten vorüber in der vornehmen Villenstraße, schwerfälligen Schrittes patrouillierte der Posten, bald verschwand er um die Ecke des Gartens, dann war es eine ganze Weile still — er kam wieder zurück, stand da breitbeinig, gelangweilt längere Zeit, ging wieder weiter.

Edith wich nicht vom Fenster. Heute abend reist er — um neun Uhr erst geht der Zug, das wußte sie — vielleicht führt ihn der Zufall noch einmal vorüber, oder — sie schalt sich selbst töricht, daß sie hoffte. Sie ärgerte sich, je länger sie am Fenster stand, daß sie es tat, aber es war ihr unmöglich, wegzugehen.

Da plötzlich sah sie groß auf — ein schlanker Herr in Zivil in langem Mantel im Schein einer entfernteren Laterne — Hans Hoff — sie erkannte ihn sofort. Ihr Herz wollte stillstehen, dann klopfte es zum Zerspringen, sie wollte vom Fenster flüchten, aber sie war wie festgebannt, nur ihren Kopf, der an der Scheibe gelegen hatte, zog sie ein wenig zurück.

Wahrhaftig, es war Hoff, er ging nicht schnell, nicht langsam, er sah vor sich hin. Da kam er ans Haus seines Kommandeurs. Der Soldat soll an die Fenster seiner Vorgesetzten sehen, wenn er vorübergeht, um nicht etwa einen Gruß zu versäumen, so lautet die Instruktion, und Hoff war ein gewissenhafter Soldat. Er sah hinauf und sah zwar keinen Vorgesetzten, wohl aber jemand, den er weit, weit mehr verehrte. Er lüpfte artig den Hut — Fräulein Edith zog sich unwillkürlich mit tiefer Verbeugung ins Zimmer zurück. Doch dann war sie wieder am Fenster — da ging er — und er sah noch einmal zurück, weit den Kopf wendend. Da hielt es sie nicht mehr, sie wußte kaum, was sie tat, sie flog hinaus, riß im Korridor ihren Hut vom Nagel, setzte ihn mit fiebernden Händen auf, riß ihr Jackett an sich — der Henkel entzwei — was tat es! Auf der Treppe zog sie es an, hinunter, durch den Vorgarten — im Nu war sie an der Pforte. Und da hielt sie inne und stand mit einemmal in tödlichster Verlegenheit — sie ward sich plötzlich ihres unsinnigen Benehmens bewußt. Sie zitterte — wenn er sich nur nicht noch einmal umsieht! Doch wie gebannt stand sie an der Pforte. Und da sah er sich um und bemerkte sie, sein Schritt ward zaudernd, er blieb stehen. Er grüßte nicht, er sah nur zurück — doch dann grüßte er nochmals und wollte weitergehen — Fräulein Edith dankte mechanisch —, aber er ging nicht weiter, langsam wendete er um und kam zurück, als wenn

„Kreuzhimmeldonnerwetter, was soll denn das heißen?"

Digitized by Google

die blauen Augen dort ihn gewaltsam zurückholten, und langsam trat das junge Mädchen aus dem Garten, wie von übermächtiger Gewalt angezogen. Und dann einige schnellere Schritte und beide standen sich gegenüber. Der Posten war vor kurzem um die Ecke verschwunden, rings alles menschenleer.

Gruß und Gegengruß.

Verlegenes Stottern: „Ich kam zufällig noch einmal vorbei — ich war — ich hatte noch nicht —"

Verlegenes Stottern: „Ich wollte gerade ausgehen — ich habe — ich muß —"

„Ja."

„Ja."

Da faßte sich der junge zukünftige Reserveleutnant ein Herz.

„Mein gnädiges Fräulein, ich konnte nicht abreisen, ohne Sie noch einmal gesehen, Ihnen noch einmal Lebewohl gesagt zu haben. Darf ich es Ihnen jetzt sagen, vergessen Sie mich nicht ganz, im nächsten Frühjahr komme ich wieder —" Er streckte ihr die Hand hin, beide Hände. Sie schlug ein.

„Edith —" mit gepreßter Stimme stieß er es hervor.

„Hans!"

„Ich liebe dich!"

„Und du wolltest abreisen —"

„Geliebte, ich —"

„Du Böser, Lieber —"

Wahrhaftig nur um Handbreite fehlte und sie hätten sich geküßt — geküßt auf offener Straße, am Abend zwar, doch im verräterischen Schein der Laterne — da plötzlich schreckte Fräulein Edith zurück. „Papa kommt," flüsterte sie, aufs höchste erschrocken, „ich kenne seinen Schritt, gleich muß er an der Ecke sein. Um Gottes willen, was tun wir?"

„Ich — ich sage ihm alles."

„Nein, nein, jetzt nicht — nicht so — was müßte er denken! Schnell, schnell, verstecken Sie sich irgendwo" — ein fliegender Blick ringsum — „da, im Schilderhaus" — sie war in grenzenloser Verwirrung — „bitte, bitte."

Der flehenden Bitte konnte Hoff, selbst sehr bestürzt, nicht widerstehen. Mit wenigen Schritten war er im Schilderhause, und er atmete doch auf, als er drinnen stand, denn hier würde ihn der Oberst und Papa nicht sehen, da er eher an die Gartenpforte als ans Schilderhaus kam. Nur einige Minuten und alles war vorbei.

Fräulein Edith hatte sich gefaßt, sobald der junge Mann im Schilderhause verschwunden war. Sie ging dem Vater entgegen, der gleich darauf um die Ecke bog.

„Du, Edith? Wo kommst du denn her?" Er gab ihr die Hand.

„Ich wollte mir Nähgarn holen."

„Und da gehst du hier hinunter?"

„Ich hörte dich kommen — da wollte ich dir schnell erst guten Abend wünschen."

„Nett von dir. Nun werde ich dich zur Belohnung auch begleiten."

Jäh erschrak sie. Wenn der Vater mitkam, ging es am Schilderhaus vorüber, und ohne jeden Zweifel mußte er den jungen Mann darin entdecken. Und das war dann eine schöne Bescherung.

„Laß nur, Papa — geh nur gleich hinauf."

„Warum denn? Ich gehe gern noch mit, der Abend ist so schön."

Heiliger Himmel, was sollte sie noch sagen!

„Da geh' ich auch gleich wieder mit 'rein."

„Du wolltest doch Nähgarn holen."

„Ja — nein — so eilig ist es nicht." Sie senkte den Kopf, wich seinem Blick aus, der forschend auf ihr ruhte. Ihr erregtes Wesen war ihm schon aufgefallen, und jetzt diese Unsicherheit und ihr Abwehren, daß er durchaus nicht mitgehen sollte.

„Was hast du eigentlich, Kind?" fragte er.

„Ich — nichts." Sie versuchte ihn anzusehen, mußte aber gleich wieder das Auge abwenden.

„Doch, du hast etwas, ich sehe es dir an."

„Ich — nein, Papa, wirklich —"

„Kann meine Tochter die Unwahrheit sagen?" Das traf.

„Nein, Papa, das kann ich nicht." Freier ward ihr ums Herz und plötzlich, da doch nichts mehr zu retten war, lohte der alte Uebermut auf. „Papa, ich habe einen Zivilisten arretiert und ins Schilderhaus gestellt."

„Wa—," aber selbst mit dem einsilbigen Worte kam der Oberst nicht zu Ende, denn im gleichen Augenblicke, als seine Tochter ihm das Geständnis machte, trat auch Hoff, sich ebenfalls aus peinlichster Verlegenheit befreiend, aus dem Schilderhause hervor.

Der Oberst prallte zurück, aufs höchste überrascht. „Kreuzhimmeldonnerwetter, was soll denn das heißen? Hoff — Sie!"

Hier konnte nur Verwegenheit helfen.

„Herr Oberst, ich habe eine Attacke geritten als echter Ulan und sie glänzend durchgeführt. Und — und nun bitte ich um die Hand Ihrer Tochter."

„Ja, Papa —" Edith wollte sich einmischen, aber der Vater ließ es nicht dazu kommen.

„Da soll doch gleich," wollte er loswettern, aber er besann sich beim Anblick des hübschen, vor ihm stehenden Paares. „Hier muß ich erst klar sehen," sprach er. „Edith, geh hinein, und Sie, junger Mann, kommen Sie mal mit, wir wollen meiner Tochter Nähgarn holen. Unterwegs können Sie mir erzählen."

Am Abend saß ein heimliches Brautpaar am Tische im Hause des Kommandeurs. Und zwei Jahre später führte der Leutnant der Reserve Hoff das Regimentsbackfischlein zum Traualtar. Beim Hochzeitsmahl wurde das Eis in der Form eines großen, naturgetreu nachgemachten Schilderhauses serviert.

„Das war mein Gedanke," sagte die junge Braut, als sie herzhaft das Dach anschnitt.

Digitized by Google

# Aus meinem Leben

Von

Ernst von Wolzogen

Ich glaube an das Blut, ich glaube an die Rasse. Darum scheint es mir unumgänglich, auch an dieser Stelle, wo ich eine Skizze von meinem Werden geben soll, zum Beginn ein wenig in das Laboratorium hineinzuleuchten, in welchem mein Blut zusammengebraut wurde. Ich habe, ohne irgendwo dauernd seßhaft gewesen zu sein, den größten Teil meines Lebens in Norddeutschland verbracht und dennoch immer erst nach Ueberschreitung der Maingrenze so etwas wie Heimatsgefühl empfunden. Ich schreibe das einer Regung meines süddeutschen Blutes zu. Die früheste Familienchronik der Wolzogen beginnt mit den Worten: „Ist kommen der Ritter Hans aus Tyrol.“ Genaueres wissen wir nicht. Dieser Ritter Hans taucht 1437 beim Konstanzer Konzil auf, und in allerjüngster Zeit hat sich der Name in Dokumenten aus der Gegend von Linz und noch früher, im dreizehnten Jahrhundert, in Kärnten nachweisen lassen. Aber eine lückenlose Geschichte der Familie gibt es erst nach ihrer Uebersiedlung nach Oberösterreich und nach der Begründung des Familiensitzes im Wiener Wald. Diese alten Herren auf Arnstein, Neuhaus, Fahrafeld und so weiter waren Erblandpostmeister von Oberösterreich und bekamen das Posthörndl ins Wappen gesetzt, als sie im sechzehnten Jahrhundert in den Freiherrnstand erhoben wurden. Sie waren treue Diener des Hauses Oesterreich und kamen in diplomatischer Mission weit in der Welt herum bis nach der Türkei und Persien. Die meisten von ihnen waren weitläufige Briefschreiber und fleißige Versifexe mit einem netten Einschlag von krausem Humor. Einer von ihnen reichte der Straßburger Fakultät eine Doktordissertation über das Thema ein: „Num Deus si vellet asinus esse posset?“ (Ob Gott, wenn er wollte, wohl ein Esel sein könnte?) Aber dieser jugendliche Spaßvogel samt seinen Kindern und seiner ganzen Verwandtschaft besann sich, als die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges hereinbrachen, keinen Augenblick, seinem protestantischen Bekenntnis zuliebe die ganze österreichische Herrlichkeit im Stich zu lassen und gen Norden einem ungewissen Schicksal entgegenzuziehen. 1632 wurde der Hauptstamm der Familie in Baireuth ansässig und die darauffolgenden Generationen in Meiningen, wo sie dann als Staatsbeamte und Soldaten in äußerst dürftigen Verhältnissen gelebt und zu Oberharles und Bauerbach bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein aus wenigen Morgen Acker einen kärglichen Zuschuß zu kärglicher Besoldung herausgewirtschaftet und dennoch eine überaus zahlreiche Nachkommenschaft von brauchbaren und sogar etliche hervorragende Menschen in die Welt gesetzt haben. Zu diesen letzteren rechne ich den um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Utrecht ansässigen weitberühmten Theologen Ludwig von Wolzogen, der einer der Hauptverfechter der socinianischen Lehre war, sowie meinen Großvater Ludwig von Wolzogen, den preußischen General der Infanterie, und seinen schrulligen originellen Bruder Wilhelm, den weimarischen Geheimbdn Rat und Hofmarschall, die ihren Namen nicht nur durch die treue Freundschaft und Verwandtschaft mit Schiller, sondern auch durch ihre ungewöhnlichen Geistesgaben und ihren aufrechten Charakter auf die Nachwelt gebracht haben. Dieses Aufrechtstehen, selbst in den trüben Zeiten, als die Duodeztyrannei in Deutschland in höchster Blüte stand und der Adel sich zu einem trinkgeldheischenden Bediententum erniedrigt sah, diese Ueberzeugungstreue, die sich selbst durch die schlimmste materielle Not nicht beirren ließ, die Lust am Frondieren und Protestieren, die fast der ganzen Familie von jeher eigen gewesen ist, dünkt mich ein Ruhmestitel meiner Ahnen, auf den ich stolz bin, obwohl gerade in diesen Eigenschaften auch die Erklärung für die betrübliche Tatsache liegt, daß es selten einem der Familie gelungen ist, äußere Ehren oder gar Reichtümer zu sammeln und dauernd festzuhalten. Unpraktische Träumer oder wilde Verschwender waren dabei so gut wie keine unter uns; es konnte nur deshalb keine stetige Vermehrung des Besitzes stattfinden, weil sie alle die materiellen Güter als solche geringschätzten, weil keiner je nach Geld heiratete und weil sie nach dem Gebot der Schrift sich gar sehr fruchtbar vermehreten. Südlich blieb auch das Blut, weil sich die Mehrzahl der Stammhalter die Gattinnen aus dem südlichen Deutschland holte. So auch mein preußisch gewordener Großvater, der eine Erzschwäbin heimführte. Mein Vater, in Frankfurt am Main geboren und durchaus süddeutsch-lebhaften Temperamentes, war der erste, der ein ganz fremdartiges neues Blut in die Familie hereinbrachte durch seine zweite Heirat mit einer Engländerin, Harriet Anne Housemayne du Boulay, in deren Adern aber, wie schon der Name andeutet, durchaus kein rein englisches Blut rollte. Sie stammte väterlicherseits aus einer französischen Hugenottenfamilie, und erst ihr Großvater hatte sich in England ansässig gemacht, ihr Vater gar

Digitized by Google

erst mit einer Engländerin aus uralt angelsächsischer Familie sich vermählt. Meine Blutskomponenten sind also österreichisch, bayrisch, schwäbisch, nordfranzösisch, angelsächsisch. Wer einen Schlüssel zu meinem Wesen sucht, der muß das wissen, und mit solcher Wissenschaft muß ihm, meine ich, wenn anders er ein Rassenpsychologe ist, das heillose Durcheinander im Inventar meiner Seele als ein ganz normaler, anmutig verrückter Zustand erscheinen.

Ich kam unter dem lebhaftesten Protest meiner Frau Mutter am 23. April 1855 in Breslau zur Welt. Mein Vater war als Regierungsassessor dorthin versetzt worden. Aber meine Frau Mutter fand Breslau ebenso unerträglich wie überhaupt

Ernst von Wolzogen als Knabe

das ganze liebe Deutschland der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das sein kurzes Freiheitsräuschlein eben erst ausgeschlafen hatte und mit der einfältigen Scheu der moralischen Katerstimmung sich in die Schattenecke Europas drückte, um nur ja nicht unangenehm aufzufallen. Jenes Deutschland und speziell jenes Preußen Friedrich Wilhelms IV., in dem die endlos häkelnden Madamen ein harmlos gackerndes Hinkeltum zur Vollendung ausgebildet und die vornehmere Herrenwelt trotz enger Hosen, Taillen und Vatermörder noch viel Platz und Zeit für die feinsten ästhetischen Gefühle übrig hatten. Obwohl mein allzeit treubesorgter Vater ihr nur sozusagen das Obers des gesellschaftlichen Rahmes (auf deutsch: die Crême de la crême) zum Verkehr zumutete und obwohl sie unter dem hohen Adel wie unter der schöngelockten Künstlerschaft glühende Bewunderer genug fand, vermochte meine Mutter sich doch in jenen ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Wesen und Art der deutschen guten Gesellschaft absolut nicht zu finden. Und da ihr Vater eine Villa bei Florenz und einen herrlichen Landsitz an der englischen Südküste besaß, so schnürte sie baldtunlichst nach meiner Geburt ihr Bündel, das heißt mich, und ließ mich zunächst toskanische Ammenmilch und alsdann keltische Seeluft schlürfen. Und es war gut, daß ich die ersten Babyjahre nicht in Breslau verlebte, ich wäre sonst das einzige Baby in Breslau gewesen, das nicht gewickelt und in berghohen Federkissen erstickt wurde — ebensogut wie meine Frau Mama die einzige Dame in Breslau war, die Zigaretten rauchte und sich ein Reitpferd hielt. Manche kummervolle alte Tante hätte ja den Tod davon haben können, wenn sich solch Greuel unter ihren Augen vollzogen hätte. So kam ich denn als Engländerlein heim und lernte als erste Fremdsprache von meinem Kindermädchen und meinem Hunde Deutsch. Meine Mama, die immer noch alles Deutsche höchst lächerlich, kleinbürgerlich und rückständig fand, dachte nicht daran, mich in eine deutsche Schule zu tun. Sie unterrichtete mich selbst in den Elementen Lesen, Schreiben, Rechnen und Ballettanzen. Mit sechs Jahren konnte ich Deutsch und Englisch lesen und schreiben und mit der Fußspitze im Schwung die Nasenspitze meiner Mama erreichen; aber beim Rechnen bekam ich immer fürchterliche Prügel mit der Reitpeitsche. Meine Schreibkunst benutzte ich zunächst, um den neuen Dekorationen meines Puppentheaters ein Drama auf den Leib zu schreiben, in welchem der speiende Vesuv eine Hauptrolle spielte. Aber meine junge Herrlichkeit als anmutig herausgeputztes Aeffchen und gesellschaftliches Schaustück kostete mich viele Tränen und währte auch nicht lange. Wenn ich in meinem schottischen Nationalkostüm, Kilt, Tartan und Plaid, mit nackten Beinen über die Straße ging, so bewarfen die Gassenbuben mich mit Dreck, und selbst der schmeichelhafte Beifall, den ich in den vornehmsten Salons mit meinen temperamentvoll gemimten Soloszenen mit Gesang- und Tanzeinlagen erweckte, konnte mich nicht hinwegtrösten über das Hohngelächter, das mich auf der Straße überall verfolgte. Selbst bei den jungen Damen meines Standes hatte ich kein Glück, und nur das Töchterlein des Polizeipräsidenten war lieb zu mir. Außerdem kränkelte ich beständig, sei es nun, daß mir die Breslauer Luft oder die damals modernen Kindernährmittel, besonders das innigst gehaßte Arrow root, nicht bekamen. Dann nahm mich meine Mama wieder zu längerem Aufenthalt nach England mit. Aber da ich das so gesunde Roastbeef nicht gutwillig essen wollte, so hielten sie mir die Nase zu und stopften es mir mit den Fingern in den Schlund hinein. Dieses Verfahren kräftigte mich so weit, daß ich die erste Weltausstellung in London im Jahre 1862 mit Genuß und Vorteil besuchen konnte. Manche der Eindrücke aus jener glorreichsten Zeit des Kristallpalastes, die gewaltigen Maschinen, die fremden Völkerschaften, die Riesenbäume aus den Urwäldern Südamerikas sowie die vorzüglichen Rhabarbertörtchen in der Konditorei waren so stark, daß sie heute noch deutlich in meiner Vorstellung haften. Auf der Rückreise im Herbst 1863 erkältete ich mich heftig, und die Folge war ein langandauerndes Siechtum. An meinem Scharlach steckte sich meine

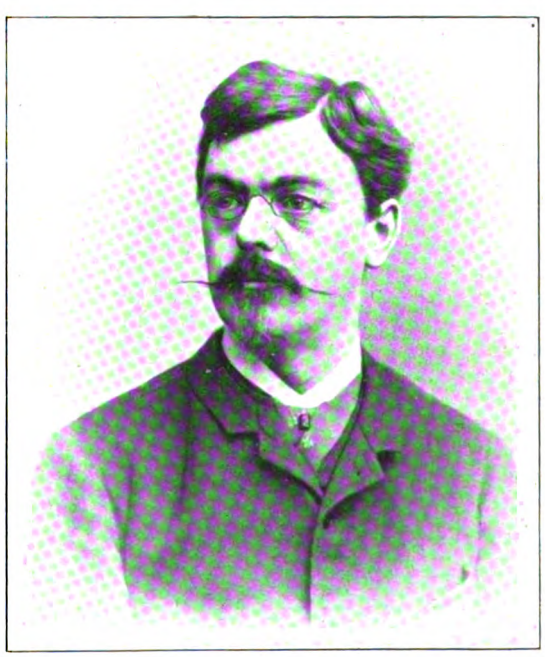
Digitized by Google

Mutter an. Sie gab dennoch meine Pflege nicht in andre Hände und mußte diesen Heroismus mit ihrem jungen Leben büßen. Nur achtundzwanzig Jahre war sie alt geworden. Aus den Tagebüchern ihres letzten Aufenthaltes in England geht hervor, daß sie, die immer außerordentlich scharf zu beobachten wußte, damals gerade begonnen hatte, die Schattenseiten des vornehmen Engländertums, vor allem die widerwärtige fromme Heuchelei und die blamable Oberflächlichkeit der Bildung, zu erkennen, und daß sie damals auf dem besten Wege war, vor deutscher Gemütstiefe, Gründlichkeit und dem leidenschaftlichen Streben nach innerer Bereicherung durch wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Betätigung Respekt zu bekommen. Es war ein Jammer, daß sie gerade an der Schwelle dieser Erkenntnis das Lebensopfer ihrer Mutterliebe bringen mußte, denn ihr leidenschaftliches Temperament im Verein mit ihrer außerordentlichen Klugheit und vielseitigen Begabung hätte sie sicherlich befähigt, mich mit derselben vorurteilslosen Energie zum Deutschen zu erziehen, wie sie es bis dahin verstanden hatte, mich zum Engländer zu machen. In der Breslauer Gesellschaft der fünfziger Jahre hatte sie aufgeleuchtet wie ein Meteor und mit ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrer Originalität die Männer bezaubert und der Frauen Haß und Neid erregt. Vierzig Jahre später noch begegnete ich in Breslau ihrem ehemaligen Zahnarzt, und dem rannen dicke Tränen in den weißen Bart in der Erinnerung an ihren schönen Mund und ihre herrlichen braunen Augen.

Ich selbst starb wenige Tage nach meiner Mutter ... das heißt der Arzt konstatierte das Aufhören der Herztätigkeit und ging nach Hause. Eine befreundete Familie, fanatische Homöopathen, schickte ihren Hausarzt, den berühmten Dr. Patzack, zu uns, und der kam gerade zurecht, um zu konstatieren, daß mein Herz wieder schwach zu schlagen begonnen habe. Daraufhin warf er die Moschusflasche, die mir als letzte allopathische Oelung verabreicht worden war, zum Fenster hinaus und begann eine Erweckungskur nach seiner Methode. Ich war gerettet, aber mein guter Papa wurde in Polizeistrafe genommen wegen Verpestung der Rosenthalerstraße mit Moschus. Zum rechten Bewußtsein meines neuen Lebens kam ich aber erst, als man das Siegesfest für Düppel feierte — und da erfuhr ich auch erst den Tod der heißgeliebten Mutter. Die lange Krankheit hatte fast alles bisher Gelernte bis auf dürftige Spuren in meinem Kopfe ausgelöscht. Ich mußte ganz von vorn anfangen mit allem. Und der neue Leitstern meiner zweiten Jugend war weder mein Vater, der uns Kindern wenig Zeit zu widmen übrig hatte, noch auch die übel gewählte Gouvernante, die uns der fromme Eifer der Verwandten bescherte, sondern vielmehr mein Stiefbruder Hans, der Enkel Schinkels, der nunmehr aus der Erziehung seiner Tante zu uns übersiedelte.

Bruder Hans war von uns beiden damals der ungleich Begabtere. Ich versuchte mich zwar auch schon in allen Künsten, schrieb Trauerspiele in Versen und Sinfonien für großes Orchester, aber das war doch nur kindisches Gestammel, aus bloßem Nachahmungstrieb hervorgegangen und zum Beweis einer ungewöhnlichen schöpferischen Befähigung keineswegs ausreichend. Was aber mein Stiefbruder im selben Alter seinerzeit gezeichnet und in Vers und Prosa gedichtet hatte, das zeigte wirklich ein frühreifes künstlerisches Bewußtsein, ein merkwürdig sicheres Stilgefühl. Nur in der Musik, die er gleichfalls leidenschaftlich liebte, war ich ihm, wenigstens in der praktischen Betätigung, über. Kein Wunder, daß ich als Individualität einem solchen Bruder gegenüber nicht aufkam und daß sich meine schwärmerische Liebe für ihn mit der Rolle des eifrigen Nachahmers begnügte.

Bald nachdem das Kriegs- und Cholerajahr 1866 glücklich überstanden war, wurde mein Vater als Intendant des Hoftheaters nach Schwerin berufen. Für uns beide Jungens bot dieser Wechsel der Umwelt nichts besonders Erstaunliches. Der Vater hatte ebenso wie wir beiden Söhne immer Theaterstücke geschrieben und auch mehr mit Bühnenkünstlern als mit Regierungsbeamten verkehrt. Zudem war er selbst (ebenso wie auch meine Mutter) ein in bester Schule ausgebildeter Gesangskünstler gewesen. Wir fühlten uns also in der neuen Umgebung sofort völlig zu Hause. Ein provinzielles Heimatsgefühl ging uns beiden ab, denn Hans hatte ebensowenig wie ich, der halbe Engländer, Zeit gehabt, im Schlesiertum feste Wurzeln zu fassen. Eher konnte ich mich noch als eine Art Thüringer betrachten, weil unser Familienbesitz im Weimarschen lag, wo auch die schwäbische Großmutter hauste und uns in den großen Sommerferien regelmäßig zu Gaste hatte. Das Theatermilieu war mir natürlich ganz besonders sympathisch, und ich plätscherte so munter darin herum wie ein Fisch im heimischen Gewässer. Meinem Vater aber war nicht wohl bei meinem Wohlbehagen. Da er sich selbst außerstande fühlte, mir die dringend notwendige Aufsicht und geistige Leitung zuteil



Ernst von Wolzogen in den achtziger Jahren

Digitized by Google

werden zu lassen, und die Ohrfeigen und Stockhiebe der wüst-frommen Gouvernante meinen Knabenstolz denn doch zu unerhört herauszufordern begannen, so trachtete er danach, mich irgendwo auswärts gut unterzubringen. Mein Schweriner Privatlehrer, Dr. Bertold Volz, bei dem ich rasch und gut gelernt hatte, schien ihm als Mentor besonders gut geeignet, und so gab er mich vertrauensvoll diesem jungen Lehrer mit, als derselbe an das Gymnasium zu Mühlhausen in Thüringen versetzt wurde. Aber Bertold Volz war berufen, eine rasche glänzende Karriere zu machen. Als ich mit zwölf Jahren in Untertertia saß, wurde er an die Latina nach Halle berufen, wenige Jahre später bereits als Direktor des Gymnasiums nach Wittstock in der Prignitz und abermals nach wenigen Jahren nach Potsdam.

Ernst von Wolzogen (1894)

Und ich zog immer mit. Aber schon der erste Umzug von Mühlhausen nach Halle war mein Verderben, denn dort ließ man die Zeugnisse andrer Schulen nicht gelten, sondern machte die Klassifizierung von dem Erfolg einer Prüfung abhängig. Dank meinen glänzenden Unkenntnissen in der Mathematik bestand ich diese Prüfung schlecht und kam auf ein halbes Jahr nach Quarta zurück, verlor also im ganzen anderthalb kostbare Lebensjahre an die Schule — und von diesem Schlage konnte ich mich in meinem ganzen Schülerdasein nicht mehr erholen. In Mühlhausen unter der Regentschaft des prachtvollen Wilhelm Osterwald, des Dichters und Naturphilosophen, fühlte ich mich außerordentlich wohl als lebfrischer Bub unter gleichaltrigen Buben, zwar ein wenig angekränkelt von der Bläsße künstlerischer Aspirationen, aber dennoch auch den übrigen, meinem Alter angemessenen körperlichen wie geistigen Betätigungen keineswegs abgeneigt. In Halle dagegen wurde ich zu alt für meine Klasse, und außerdem revoltierte mein ganzes Wesen gegen den pietistischen Geist und das Kasernenreglement der Frankeschen Stiftungen. Das Menschenmaterial, das dort vorwiegend zu Pastoren und Schullehrern herangebildet wurde, war mir fast ausnahmslos antipathisch. Ich fand keinen Freund aus meiner Sphäre dort, und das machte mir die ganze Schule zum Ekel. Bei den frisch fortreißenden Lehrern erreichte ich mühelos die Nummer 1, bei den müfflichen frommen Paukern hingegen erblühten mir eitel Dreier bis Fünfer. In Wittstock ward es kaum besser, denn wie überall in solchen kleinen Landstädtchen schickte natürlich auch dort jeder kleine Tütchenkrämer und Tuchscherer sein Söhnlein auf die Gelehrtenschule, die indes die meisten nur als lähmender Ballast bis Tertia oder höchstens Sekunda besuchten. Schlimmer aber noch war, daß von Zeit zu Zeit aus Berliner Schulen abgeschobene Rowdys die sittliche Atmosphäre des kleinstädtischen blöden Jungentums verpesteten. Und das schlimmste, daß ich mich hier erst recht viel zu alt und an allgemeiner Bildung all meinen Mitschülern überlegen fühlte. Ich arbeitete sehr fleißig für mich und faulenzte um so ausgiebiger für die Schule. Mein Beruf zum Dichter stand mir durchaus noch nicht einwandfrei fest. Ich schwankte vielmehr zwischen der Musik und den Naturwissenschaften, und es war ein herber Schlag für mich, als eine Autorität, der ich meine Kompositionen im Jahre 1874 vorlegte, erklärte, ich sei schon zu alt, um die Musik praktisch als Lebensberuf zu pflegen. Ungefähr gleichzeitig ist mir wohl auch die Erkenntnis aufgegangen, daß mir für die Naturwissenschaften doch wohl die Ausschließlichkeit des Interesses mangelte, ohne die ich es als Fachgelehrter sicher zu nichts gebracht hätte. Ich hatte mir von meinem sechsten Jahre an fest vorgenommen, die Luftdroschke zu erfinden. Ich verzichtete nunmehr mit einem stillen Seufzer auf diesen Ruhm, da ich merkte, daß die Droschke ohne Mathematik doch wohl niemals fliegen würde. Und mit dieser Wissenschaft Freundschaft zu schließen, war mir nun einmal nicht gegeben. 1874 ließ ich meinen bisherigen Mentor allein nach Potsdam weiterziehen und blieb in Wittstock, um dort endlich 1876 mein Maturitätsexamen zu machen. Durch meine immer wachsende Vereinsamung während der Schulzeit hatte ich mich dem Einfluß meiner Umgebung, der Lehrer sowohl wie der Mitschüler, immer mehr entzogen und mich ganz mir selber überlassen, bald sehnsüchtigen Träumen weich mich hingebend, bald mich trotzig aufbäumend gegen das, was die Umwelt aus mir machen wollte. Mein Vater war der größte Lebenskünstler und der liebenswürdigste Mensch, der mir je begegnet ist. Er war das angeschwärmte Ideal meiner Jünglingsjahre; aber es war schwer, ihm nahezukommen, denn die mutwillige Ironie, mit der er seine Kinder, und meine künstlerischen Bestrebungen insbesondere, traktierte, wirkte abschreckend auf jeden Versuch einer restlos offenen Hingabe. Wenn ich je einmal den Mut fand, ihm etwas von meinen poetischen Hervorbringungen vorzulesen, so hörte er sich das ganz ehrbar ernsthaft an und konnte mich dann durch kleine boshafte Bemerkungen dermaßen aus allen meinen Himmeln stürzen, daß ich den

Digitized by Google

Mann zu haſſen glaubte. Aber das war auf die Dauer unmöglich, denn ſeine Liebenswürdigkeit war unwiderſtehlich.

Da ich immerhin bereits als Gymnaſiaſt Verleger für einige literariſche Arbeiten gefunden und noch verſchiedene belletriſtiſche Manuſkripte druckreif in der Mappe hatte, ſo war ich, als ich die Univerſität Straßburg bezog, mir ſchon darüber klar, daß auch ich ein Opfer des Familienerbfehlers, die Tinte nicht halten zu können, werden würde. Aber ich hatte doch noch die ſchwache Hoffnung, daß irgendeine anſtändige Wiſſenſchaft einen ſo gewaltigen Zauber auf mich auszuüben imſtande ſein werde, daß ich mich gern in die akademiſche Laufbahn hineintreiben laſſen würde. Dem war aber nicht ſo. Ich ſtudierte ſozuſagen die meiſten Diſziplinen neugierig an, intereſſierte mich mehr oder minder lebhaft für alle, mußte mir aber doch bald eingeſtehen, daß ich für keine derſelben jene hartnäckige Leidenſchaft aufbringen konnte, ohne die man als Gelehrter nichts leiſten kann. So betrieb ich beiſpielsweiſe die Germaniſtik unter Scherer am berufsmäßigſten, ohne doch jemals mich für die Diſziplin als ſolche annähernd ſo ſehr zu begeiſtern wie etwa für die Biologie oder gar die Phyſiologie bei Wundt in Leipzig. Es wurde mir immer klarer, daß ich dem Literatentum rettungslos verfallen ſei, und da man nun einmal das Dichten ſelbſt bei dem beſten Profeſſor nicht erlernen kann, ſo warf ich mich wieder auf meine alte Methode der Selbſterziehung, indem ich in Vers und Proſa kleine und große Arbeiten lyriſcher, epiſcher und dramatiſcher Art zu meiner Uebung verfertigte. In Paul Heyſe fand ich einen gütigen und geduldigen Korrektor meiner epiſchen Versdichtungen und in den großen engliſchen Humoriſten ſowie in Jean Paul, Gottfried Keller, Friedrich Viſcher und Wilhelm Raabe die leuchtenden Vorbilder für meine proſaiſchen Stilübungen. Ausgangs 1879 ging ich dann nach Weimar, um die traditionellen Familienbeziehungen zum dortigen Hofe zur Erlangung einer Stellung für mich auszunutzen. Die Erinnerung an die wenigen, aber an tiefgehenden Anregungen reichen Jahre meines vergnügten Herumplätſcherns im Kielwaſſer des Liſztſchen Genius fand dann ſpäter ihren literariſchen Niederſchlag in meinem froheſten und verbreitetſten Buche, in dem Roman „Der Kraftmayr“. In jener glücklichen Zeit lernte ich das Handwerk der Schriftſtellerei beherrſchen, ſo daß ich, als meine Hoffnung auf eine höfiſche Sinekure ſich zerſchlagen hatte, dennoch wagen durfte, mir mit der Dichterei als Metier allein meinen Lebensunterhalt zu ſchaffen. Vom Jahre 1882 an, ſeit ich mich in Berlin niedergelaſſen hatte, war mein Leben zwar an Erfolgen reich, aber reicher noch an herben Erfahrungen und niederſchmetternden Kataſtrophen, wie das keinem Künſtler erſpart bleiben kann, der vermögenslos den Kampf ums Daſein aufnehmen muß und ſich vor die ſchwere Aufgabe geſtellt ſieht, die Notwendigkeit des Geldverdienens mit den Forderungen ſeines künſtleriſchen Gewiſſens zu vereinigen. Der große Erfolg einiger humoriſtiſcher Novellen hatte mich zum Humoriſten geſtempelt, das heißt, nach der populären Vorſtellung, zum harmloſen Spaßmacher, der als Vertreiber trüber Stunden, ſei es als Coupletiſt der Varietébühne, ſei es als gewandter Spaltenfüller der illuſtrierten Witzblätter zwar bei allen anſpruchsloſen Gemütern wohlgelitten iſt, hingegen bei ſeriöſen Leuten nur achſelzuckender Geringſchätzung begegnet. Nun kann man allerdings auch bei uns, in dem kritiſch-hochgemuten Deutſchland, auf das

Ernſt von Wolzogen mit ſeinen beiden jüngſten Kindern, Iſolde und Ludwig, in den Bayriſchen Alpen



Digitized by Google

Achselzucken der Seriösen pfeifen und trotzdem sich einen bequemen und dennoch fest verankerten Ruhm begründen, wenn man sich darauf beschränkt, sein Leben lang die Weise zu wiederholen, die einmal ein

Phot. Jac. Hilsdorf, Bingen

Ernst von Wolzogen (neueste Aufnahme)

dankbares Publikum gefunden hat. Selbst der Kuckuck mit seinen erzlangweiligen, auf die Nerven fallenden zwei Tönen ist ein äußerst beliebter Vogel. Die Beschränkung auf ein, wenn auch noch so eng umzirkeltes Spezialgebiet gilt bei uns, sowohl für den Gelehrten als auch für den Künstler, an sich schon für einen Beweis von Tiefe, während umgekehrt die Vieltönigkeit, der Farbenreichtum und die Weite des Interessengebietes als Verschwendungssucht und leichtsinnige Zersplitterung gebrandmarkt wird. Meinem innersten Wesen aber war von jeher nichts mehr zuwider als die Einseitigkeit, die Manier, die Pose. Auf ein Stoffgebiet, auf eine bestimmte Darstellungsweise mich festnageln zu lassen, dagegen

Digitized by Google

revoltierte mein innerstes Wesen. So mußte es mir denn versagt bleiben, in sattem Behagen mein Leder über einen altbewährten Leisten schlagend, meine beliebte Schusterware gemächlich an den Mann zu bringen. Ich mußte vielmehr fast mit jedem neuen Werke an den Start zurück und den Wettlauf von vorn beginnen. Obwohl ich schon längst zu den „allgemein beliebten Schriftstellern" gezählt wurde, um deren Arbeiten sich alle Redaktionen bewerben, wanderte fast jedes neue Werk monatelang wie das Manuskript eines Anfängers von Redaktion zu Redaktion, bis endlich, mit Kopfschütteln und hochgezogenen Augenbrauen sich der großen Kühnheit des Unterfangens rühmend, sich jemand des Werkes erbarmte. Immer hieß es: „Was sollen wir damit? Das ist doch kein echter Wolzogen. Das Publikum verlangt von Ihnen Pastoralhumoresken oder lustige Gesellschaftssatiren — drollige Backfische müssen unbedingt darin vorkommen — wir haben sicher darauf gerechnet, daß Sie uns auch eine so köstliche Geschichte schreiben würden wie . . ." folgt Titel des letzten erfolgreichen Werkes. Der obengenannte „Kraftmayr" zum Beispiel, ein Buch, das in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet ist, wanderte sieben Monate umher, bis er endlich in der Romanbeilage zu „Ueber Land und Meer", der heutigen „Deutschen Romanbibliothek", Unterkunft fand. Alle Redaktionen hatten mir das Manuskript mit der gleichlautenden Begründung zurückgesandt, dieses Sujet könne ja nur die paar Musiker interessieren.

Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich kann es auch durchaus nicht besser verlangen, da ich mir ja mein ganzes Leben hindurch die größte Mühe gegeben habe, nicht nur in kritischen Köpfen Bedenken zu erregen, sondern auch harmlose Gemüter zu verwirren. Am glänzendsten ist mir dies gelungen durch den skandalösen Seitensprung aufs Ueberbrettl. Die Folgen sind heute noch nicht ganz verwunden. Interessenten können das Nähere über diese Periode in meinem Buch „Ansichten und Aussichten" *) lesen. Alle Irrtümer meines Lebens, meine glänzendsten Erfolge wie meine schlimmsten Niederlagen erklären sich einfach genug aus meiner Blutmischung und meiner eigensinnigen Selbsterziehung. Glücklicherweise habe ich seit etlicher Zeit selbst aufgehört, mich über diesen Zickzackkurs meines Schicksals zu wundern, und die erstaunliche Tatsache, daß ich schon so viele Katastrophen glücklich überlebt habe, läßt mich hoffen, daß ich am Ende doch noch zum reinen Aufgehen in der humoristischen Weltanschauung gelangen werde. Der Humor ist nämlich, Sie mögen es glauben oder nicht, verehrungswürdiger Leser und hoffentlich reizende Leserin, eine Weltanschauung, und zwar eine solche, die man sich nur unter Not und Schmerzen sehr allmählich erkämpfen kann. Die gewöhnlichen Durchgangsstationen dazu pflegen himmelstürmender Idealismus und gänzlich verkaterte Menschenverachtung zu sein. Die humoristische Anschauung besteht durchaus nicht etwa darin, daß man nichts ernst nimmt und über alle Unstimmigkeiten zwischen Ideal und Wirklichkeit krampfhaft witzelt und kichert, sondern vielmehr darin, daß man vor keiner noch so niederschmetternden Erkenntnis zurückscheut, vor keiner noch so widerwärtigen Wahrheit Augen und Ohren verschließt, und daß solches schwer errungene Verständnis der tiefsten Gründe und Zusammenhänge nicht Haß und Verachtung, sondern vielmehr lächelnde Liebe auslöse. Aber nicht ein schwammiges Mitleid soll diese Liebe sein, kein salbaderndes Alles-verzeihen, es muß ihr vielmehr unter Umständen sogar die grausame Hilfsbereitschaft des Chirurgen Rückgrat verleihen. So wird es vielleicht begreiflich, daß der echte Humorist sein Mitleid gern schamhaft versteckt. Er ist imstande, die lächerlichsten Menschen und Situationen mit tiefstem Ernste darzustellen und anderseits sich über die grausamsten Tragödien respektlos auszulachen, sobald sich ihm ein komischer Gegensatz zwischen der tragischen Handlung und den zufälligen Persönlichkeiten der Akteure aufdrängt. Ich bin mir wohlbewußt, die Höhe der wirklichen humoristischen Lebensanschauung noch längst nicht erreicht und unter der Peitsche der Not manches Werk hinausgegeben zu haben, das den künstlerischen Ansprüchen, die ich an mich selbst stelle, keineswegs entspricht, aber ich darf wenigstens das eine von mir behaupten, daß ich die Grenzen meiner Kraft niemals überschätzt habe und trotz der großen äußerlichen Vielgestaltigkeit meines Schaffens auf den verschiedensten Gebieten immer die gleiche Richtschnur anzuwenden versucht habe. Mein ethisches Ziel ist immer die Befreiung der Menschenseele von dem Druck unwürdiger Vorurteile gewesen. Daher die Verhöhnung des Philisteriums; daher das immer wiederkehrende Loblied auf die Selbsterziehung zu aristokratischer Freiheit bei aller Liebe für die Kleinen, Armen, hart Bedrängten. Nicht das komische Sujet reizt mich, sondern im Gegenteil fast ausschließlich die schärfsten Konflikte, die ernsthaftesten Widersprüche, die das Leben erzeugt. Und meine artistische Besonderheit mag wohl darin bestehen, das es mir hier und da gelingt, solche ernsthaften Konflikte in Heiterkeit aufzulösen oder aber wenigstens durch die Hervorhebung aller komischen Möglichkeiten in der Darstellung allzu beschämende Menschlichkeiten schonend zu verschleiern. Vor blöden Sentimentalitäten und altersgrauen Lügen habe ich stets eine unartige Respektlosigkeit an den Tag gelegt und mir durch alle diese Eigenschaften zusammen den Haß der Frommen, das Mißtrauen der Korrekten und die energische Abkehr der Offiziellen und Offiziösen zugezogen, dafür aber auch den warmen Dank mancher armen, suchenden Seele geerntet. Ich hoffe zu meinem Gott, daß mir um dieser bescheidenen seelsorgerischen Verdienste willen dereinst sogar manche meiner herbsten Sünden und kläglichsten Irrtümer vergeben werden mögen. Amen!

*) Berlin 1908 bei Fontane & Co. erschienen. Ebenda auch die „Verse zu meinem Leben", welche zur Erläuterung der Dichtungen einen ziemlich ausführlichen Lebensbericht enthalten.

Digitized by Google

In Tracht mit roter Weste

In modernem Anzug

Bauer aus dem Kinzigtal im Schwarzwald

# Das Verschwinden der Volkstracht

Von

**Julius Müller**, Gengenbach

(Hierzu sechzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Seit Jahren sind einsichtige und kunstverständige Männer am Werk, einen Damm gegen die anscheinend unaufhaltsame Gleichmacherei unsrer Tage zu errichten und dem Verschwinden wertvoller Kulturdokumente aus früherer Zeit Einhalt zu tun. Einer der erfolgreichsten Vorkämpfer auf diesem Felde ist der bekannte Maler und Architekt Schultze-Naumburg, dessen Methode dahin geht, dem Volk selber den Star zu stechen und ihm durch drastische Gegenüberstellung die Schönheit und den ästhetischen Wert des Alten, Ueberkommenen und die Geschmacklosigkeit und den Unwert der modernen Schablone ad oculos zu demonstrieren. Diese Methode haben wir adoptiert und sie im folgenden auf ein Gebiet angewandt, wo derartige Gegenüberstellungen bislang weniger versucht worden sind wie in Architektur, Gartenbau und dergleichen, nämlich auf die Volkstracht.

Bei unsrer Gegenüberstellung von alt und neu berührt uns zunächst die Existenzfrage der Tracht: Im allgemeinen sagt man kurzweg und wohl auch mit Recht, sie wird aufhören zu allererst dort, wo der Verkehr hinkommt. Das dürfte auch richtig sein. Wir müssen aber immerhin weiter untersuchen, ob die Verhältnisse derartig geworden sind, daß eine eigentliche Tracht überhaupt nicht mehr zu halten ist, und aus welchen Gründen. Mancherlei Umstände sind dem weiteren Fortbestehen der alten malerischen Trachten feindlich. Die Schneider und Näherinnen arbeiten selbst nicht mehr so gern auf den Höfen wie früher; auch fehlt es an Lehrlingen, also an einem tüchtigen Nachwuchs. Außerdem muß jetzt die Frauentracht aus Mangel an Schneiderinnen vielfach von Schneidern gemacht werden, was der Landbevölkerung keineswegs paßt. Weiter sind die Bestandteile zu teuer geworden, nachdem die Fabriken sich nicht mehr damit befassen wollen. Das Spinnen läßt nach, so sehr sich hochgestellte Persönlichkeiten um die Förderung und Hebung dieser häuslichen Tätigkeit bemüht haben. Hauptsächlich geht es zurück infolge des Mangels an Dienstboten, die jetzt dreschen, anstatt zu spinnen. Das Selbstspinnen in den Bauernhäusern aber war die erste Vorbedingung für das einheimische Anfertigen der Kleidung. Ebenso geht das Standesbewußtsein, das früher, zumal in der Männertracht, so stark ausgeprägt war, leider immer mehr verloren. Die Hanfanpflanzungen gehen immer mehr zurück, und in natürlicher Folge fehlt es dann auch bald dort, wo er noch gebaut wird, an Hechlern. So hilft vielerlei zusammen, um der bäurischen Bevölkerung, wenn sie auch an ihrer Tracht hängt, die Fertigstellung zu erschweren. Es kann uns darum kaum wundernehmen, wenn sich hier und dort ein modernes, leicht zu beschaffendes Kleidungsstück einschleicht, und ist eben einmal eine Lücke

Digitized by Google

In Tracht

In modernem Anzug

Junger Bauernbursche

gerissen, dann gibt es meistens kein Halten mehr. In welcher Richtung sich die Entwicklung dann bewegt, das zeigen unsre Bilder mit erschreckender Deutlichkeit.

Daß es nun aber nicht gerade von Vorteil ist, wenn schließlich jeder äußerlich sichtbare Unterschied zwischen arm und reich, hoch und niedrig verschwindet, daß dadurch vielmehr das Volkstum etwas ungeheuer Monotones, Niederdrückendes erhält, liegt auf der Hand. Schließlich bringen nur noch die bunten Uniformen etwas Abwechslung in das grau in grau gehaltene Bild, und das dürfte auch den enragiertesten Schwärmern für soziale Gleichmacherei nicht gerade als das erstrebenswerte Ziel erscheinen. Warum begrüßen wir denn einen Bauer, der stolz in seiner Tracht unsern Weg kreuzt, mit besonderer Freude? Wissen wir doch sofort, was er ist, woher er kommt. Sein Anzug erzählt uns von seinem Pflug, seinem Acker, von den Tälern und Bergen seiner Heimat. Die Trachten sind eben ausgesprochen

In Volkstracht (Hut mit kleinen Bollen)

In städtischer Kleidung

Mädchen aus dem Gutachtal

Digitized by Google

Schwarzwälder Dorfstraße (früherer Zustand)

uns merkwürdig abgestoßen von der Spaltung zwischen der Natur und den Menschen, die in Tracht, Hausbau und so weiter sich den Gegensatz dieser Natur, die Stadt, zum Muster genommen haben; wir fühlen, daß etwas Köstliches verloren gegangen ist.

In den meisten Fällen, abgesehen von einigen Extravaganzen des bäurischen Geschmacks, erregt aber auch die Volkstracht unser ästhetisches Wohlgefallen. Vor allem fällt uns die Farbe und Farbenfreudigkeit ins Auge, da namentlich bei der modernen männlichen Kleidung die Farbe ganz verloren gegangen zu sein scheint. Auch die Romantik spielt wohl mit und das Historische zieht uns an. Unsre alten eigenartigen Bauerntrachten sind wie alle Bauernkunst, wie alle Trachten, alle Kunst überhaupt ein Gemisch von Eignem und Fremdem. Man behauptet zwar wegwerfend, es wären nur stehengebliebene städtische Moden. Das mag mitunter der Fall sein; im allgemeinen ist es gewiß nicht heimatlich. Abstammung, Charakter, Sitte und Art, alles prägt sich in der Tracht aus. Und das Wetter, die Jahreszeiten haben mit an ihrer Form, ihrer Farbgebung gearbeitet. So fügt sich die Tracht harmonisch in die sie umgebende Landschaft ein, sie paßt zu der Bauart der verschiedenen Bauernhäuser und steht gut zu bäuerlicher Hantierung. Wie mannigfach und wie leicht zu unterscheiden sind doch die Gebirgstrachten von denen der Ebene; der Jäger unterscheidet sich vom Fischer am Ufer der See und so weiter. Ueberall eine unerschöpfliche Fülle von Abwechslungen. Die alte Tracht hat auch Rasse. Sie ist deutsch und dabei doch ausgesprochen fränkisch oder schwäbisch oder niedersächsisch. Deutlich zeigt sie den slawischen Einschlag oder romanischen Einschlag an den Grenzen. Sobald wir aus einer solchen Gegend in eine andre kommen, wo die alte Tracht erloschen ist, dann ist wohl auch immer die alte Hausbauweise und Kunst dahin. Wir fühlen

Schwarzwälder Dorfstraße (Beginn der Verschlechterung)

Digitized by Google

In Tracht

Im Ausgehanzug (häßliche kurze Jacke)

Bauernmädchen

richtig; wir werden wohl eher ſagen müſſen, daß die Kleidung nach dem Bedarf von Fall zu Fall verſchieden iſt, daß ſie insbeſondere, was ihren praktiſchen Wert beſtimmt, nach der Gegend, der Landſchaft ſich änderte. Das Dekorative, äſthetiſch Wirkſame, die Farbenfreude, kam dann wohl ſpäter hinzu. Soviel iſt jedenfalls ſicher, daß der Volkscharakter, wenn auch bisweilen ſtädtiſchen Vorbildern folgend, etwas

Bauer in langem Rock

Derſelbe Bauer in kurzer Joppe

Aus dem Gutachtal im Schwarzwald: Beginn einer Verſchlechterung der Tracht

Digitized by Google

durchaus Neues, Eignes schuf, und dieses Eigne, Selbständige ist es, das uns heute imponiert. Was mag sich nun wohl am längsten erhalten? Wohl am ehesten das, was leicht zu beschaffen, leicht herzustellen und nicht zu teuer ist! Wir haben schon gesehen, daß der dauerhafte Stoff, besonders für die Frauenkleidung, immer teurer wird; dazu kommt, daß der Bezug der Kleidung von

Ein Beispiel der neuen Mode nach aufgegebener Tracht

den Warenhäusern auch seitens der Landbevölkerung zu verlockend ist, ganz abgesehen davon, daß man, zumal in der großen Stadt, ungern auffallen will und am liebsten unerkannt seine Wege geht. Außerdem kostet eine Tracht von Kopf zu Fuß immerhin annähernd 100 Mark, während natürlich für ein modernes Kleid schließlich die Hälfte genügen wird; daß die solide Tracht dafür Jahre aushält, daran denkt man in unsrer raschlebigen Zeit eben nicht. Die Fabrikarbeit, die Industrie ist einer Tracht selbstverständlich immer feindlich, wie wir sie auch in industriellen Bezirken am ehesten scheiden sehen, während hinwiederum die vom Verkehr abgelegenen Gegenden, zumal die Gebirge, weit konservativer in dieser Hinsicht sind. Schmuck und Besatz wird getragen, wo er verhältnismäßig billig zu beschaffen ist, wenn aber minderwertiger, unechter Ersatz dafür leichter zu erreichen ist, werden alte Stücke unbedenklich abgelegt. Sehen wir uns nun einmal um, was für eine Figur der Bauersmann in jetziger Zeit darstellt. Der städtische Liege- oder Stehkragen mit fertigem Schlips ist natürlich längst angenommen, die Kleidung wird einfarbig und unterscheidet sich in nichts mehr von den schlechten städtischen Vorbildern. Die Frau dagegen ist konservativer, anhänglicher an das Alte und — man verzeihe mir — sie putzt sich auch gern. Sie wird also bei den Bestrebungen zur Erhaltung der Tracht stets ein wichtiger Bundesgenosse sein. Die weibliche Tracht war und ist es ja besonders, die allenthalben unser Auge erfreut. Wie reizend sind nicht die bunten, glänzenden Verschnürungen an Rock und Mieder, die Bänder, Ketten, Medaillen und dazu die blühweiße Wäsche, seltsame Hüte oder Tücher, die koketten Schuhe und Strümpfe. Der gegipste Strohhut der Gutacherinnen im Schwarzwald mit den hochroten Bollen für die Mädchen ist geradezu entzückend, und kein Modehut kann den Vergleich mit ihm aushalten. Dieser Hut wird im Dorf selbst fabriziert und die Bollen werden nötigenfalls gefärbt. Wie viel besser aber kleiden diese Trachten unsre Bauern und Bäuerinnen als die dem städtischen Modejournal nachgeäfften Kleider. Gern unterschreiben wir die Worte Hansjakobs in seinem Büchlein „Die Volkstrachten", daß der eleganteste Modehut sich nicht vergleichen lasse mit der Zierlichkeit und Kleidsamkeit der Schwarzwälder Haube und dem „Heiliggeistflügel" der Markgräflerinnen, daß ein Landmädchen in der Volkstracht aussieht wie eine Blume des Feldes, in der Modetracht wie eine Strohblume aus dem Laden der Putzmacherin. Das alles wird ja auch noch viel getragen, sehr viel öfter jedoch wird es aus irgendwelchen Gründen abgelegt, und alle Schutzvereine können es nicht verhindern. Was ist es nun, das dafür eingetauscht wird? Es ist oft geradezu scheußlich; die Landbewohnerin merkt gar nicht, welch schlechte Figur sie in dem bisweilen nicht gut sitzenden, geschmacklosen städtischen Kostüm darstellt. Der unechte Kram, den sie um sich, auf sich herumträgt, gefällt ihr ausgezeichnet; es ist eben der Geschmack, der Kunstsinn der ländlichen Bevölkerung auf ein bedenkliches Niveau gesunken.

Gutacher Hut mit großen Bollen
(Auch die Tracht hat ihre Moden)

Digitized by Google

Mühlenbacherin mit Goldhaube

Was iſt nun in jetziger Zeit unſre Pflicht in dieſer Angelegenheit? Sollen wir unſern Vorfahren einen Mangel an Pietät vorwerfen, weil doch ſo manches, das mindeſtens des Aufbewahrens wert geweſen wäre, unwiederbringlich dahin iſt, daß ſich nicht einmal eine Abbildung davon erhalten hat? Wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß unendlich troſtloſe Zeiten über unſre deutſchen Gaue gekommen ſind, Zeiten, wo jedes höhere Intereſſe verloren ging. Heute aber ſoll uns nichts mehr zu gering ſein, es aufzubewahren. Iſt ein Kleidungsſtück oder ein Teil davon aus irgendeinem Grunde nicht mehr in Gebrauch zu halten, ſo ſoll es wenigſtens der Nachwelt aufbewahrt werden, und womöglich in einem Dorfmuſeum in der Heimat ſelbſt. Es kann ja ſein, daß ein Stück davon irgendwie einmal eine Auferſtehung feiert und daß man über das Vorbild froh iſt. Wie ſteht es aber mit unſrer alten Tracht ſelbſt, mit der Möglichkeit ihrer Pflege, ihrer Erhaltung? Oder was verſteht man überhaupt unter Erhaltung der typiſchen alten Bauerntracht? Doch wohl nur: Entwicklung der guten Eigenſchaften der alten oder gleich guter in der lebendigen Zeittracht, wie es die alte Tracht ihren Vorgängern gegenüber auch getan hat. Damit iſt nicht geſagt, daß etwas Schlechtes, Geringeres ſtets beibehalten werden muß. Nicht nur das Lebende hat recht, und ein verſtändnisvolles Anknüpfen an das gute Alte hat noch immer ſchöne Früchte gezeitigt.

Echte alte Tracht
(Flößer und Holzfäller des Schwarzwalds)

# Die Mutter

Von

**Ernſt Zahn**

Gerafft von einer feſten Hand,
Rauſchte im Gehn ihr ſchwarz Gewand.

Es fiel ein flüchtiger Sonnenſtrahl
Auf eine Wange weiß und ſchmal.

Das Haupt geneigt, den Scheitel grau,
Schritt ſtumm fürbaß die hohe Frau.

Sie ſchaun mich an, weil jähes Licht
Mir flog durch Blick und Angeſicht.

Daß mich's wie Andacht überkam,
Ich weiß, wie es ſie wundernahm.

Sie ſchaun und fragen, was mir ſei?
Nichts: meine Mutter ging vorbei!

Digitized by Google

Bad Allevard mit den Gleyzingletschern

# Aus dem Dauphiné

Von

**R. Julien**

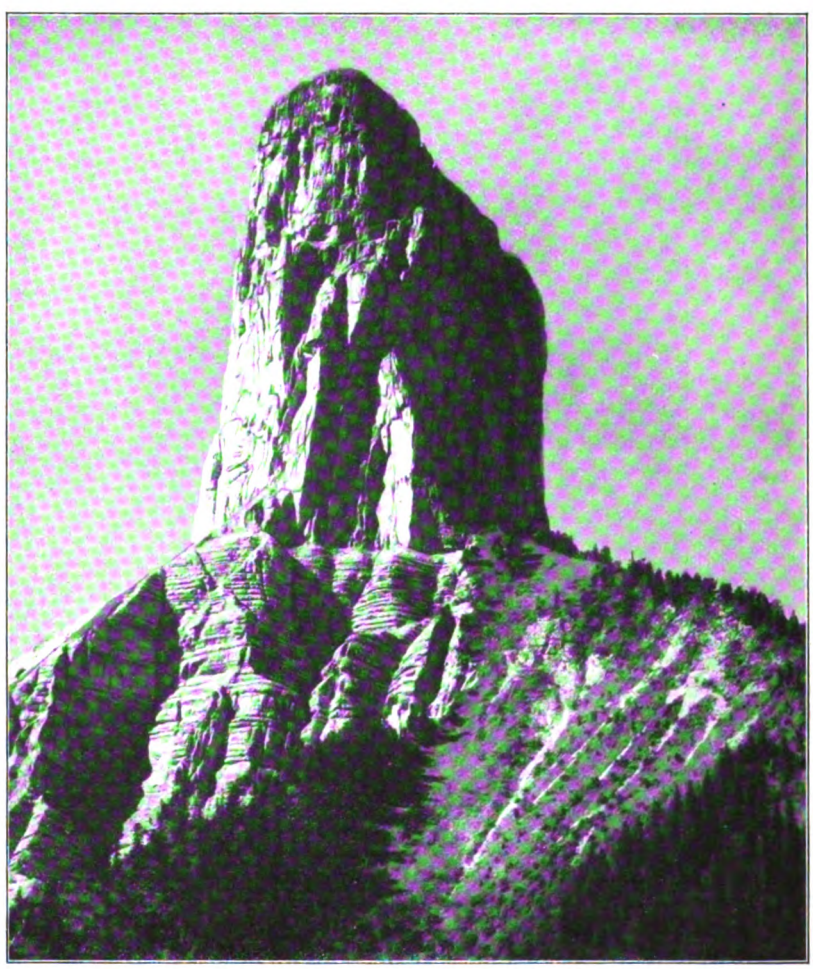
(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wie es Lebenskünstler gibt, so gibt es Reisekünstler, die für alle Reisegenüsse ein besonderes Rezept haben, weil jedes Bild seinen Rahmen verlange und jeder Edelstein nur in besonderer Fassung schön sei. Darum dekretieren sie, daß man den ersten Blick aufs herrliche Graisivaudan im Dauphiné — das Tal von Grenoble, das schönste des schönen Frankreich, — zuerst von einem der Vorberge tun müsse, abends, wenn die Sonne sinkt und das herrliche Gelände in ihre glühenden Farben taucht. Und sie empfehlen an erster Stelle Le Sappey auf dem Wege zur Grande Chartreuse oder die Höhen oberhalb Sassenage, wo die Straße, die vom Tal der Isère durch die Grands Goulets über Villard-de-Lans nach Grenoble führt, aus den Schluchten von Engins tritt. Die Straße der Grands Goulets ist eine würdige Vorbereitung für den Anblick des Schönsten, ein „accelerando" mit Pausen und Andantestellen hier und da, die die Spannung nur erhöhen bis zum herrlichen Finale. Und eine ideale Tour ist es außerdem für Leute, die das Hochgebirge lieben, ohne sich doch gern sonderlichen Strapazen auszusetzen, denn der Grenobler Verkehrsverein (Syndicat d'Initiative du Dauphiné à Grenoble) läßt hier, wie auf den meisten andern Straßen und Pässen, leichte Alpenwagen verkehren, die die Fahrt zu einer billigen und bequemen machen und sich regen Zuspruchs erfreuen. Schließlich spart ja auch der begeistertste Bergkraxler seine Kräfte gern für noch „höhere" Ziele. Aus dem lachenden Tal der Isère steigt die Straße durch Haine und Gärten empor zum uralten Pont-en-Royans, um das einst die Kämpfe der Religionskriege getobt. Wie Schwalbennester kleben seine „hängenden" Häuser am Felsen über dem Spiegel der Bouene, die im breiten Becken sich zum See erweitert. Höher und höher geht's zu den Schluchten der Vernaison, den kleinen und großen Goulets. Goulet heißt Wasserrinne. Ungeheure Wasserrinnen sind's, schwindelnde, schmale Spalten des Gebirges, in deren Tiefe halb im Dämmer die schäumenden Kaskaden der grünen Vernaison ihre Tropfenschleier über Moos und Farnkraut stäuben, den Fuß der Felsen umspülend, die ihre sonnendurchglühten Häupter im dunkeln Azur des Südens baden. Aus den Felsen heraus und in die Felsen hinein ist die Straße gesprengt — keckes Menschenwerk neben den Titanenschöpfungen der Natur —, und wundervolle Blicke tun sich auf von ihren Galerien und Naturarkaden. Die große Künstlerin Natur versteht dramatisch die Effekte zu steigern. Näher schiebt sie die Felsen zusammen, enger wird die

Digitized by Google

„Rinne", feuchtkühl weht's vom brausenden Strom herüber und heller Tag wandelt sich in grünes Dämmerlicht. Was mag nun kommen? Eine letzte Krümmung des Weges noch, da schiebt sich's auseinander — weitauf tut sich das sonnige Alpenhochtal des Vercors. Les Baraques-en-Vercors. Der Alpenwagen macht die Lunchpause, und um die vollbesetzten Tafeln der kleinen Hotels schwirrt bald internationales Sprachengewirr. Tutende Autos brausen heran und davon. Man tauscht Ratschläge für die Reise. „Geben Sie acht," ruft man uns nach, „wenn die Straße oberhalb Sassenaye aus den Schluchten von Engins tritt — der Blick aufs Graisivaudan! Es ist einer von den unvergeßlichen Eindrücken." „Wissen wir! Wissen wir längst." Wir warten ja darauf. Wie eine lockende Fata Morgana tanzt die Erwartung vor uns her bei dem „Pastorale", das nun folgt — der Fahrt über die grünen Matten des lieblichen Alpentales —, durch die Schluchten der wilden Bourne, und Villard-de-Lans, das beliebte Ausflugszentrum für Hochtouren im Vercors, bringt es nur zum Achtungserfolg. Weiter! Die Schluchten von Engins. Da hebt sich's fern aus dem Duft. Gewaltige und doch charakteristisch-elegante Gebirgsriesen tauchen empor — der majestätische Stock der Grande Chartreuse, die Belledonnekette; eine Kurve der Straße noch — da liegt es zu Füßen — schöner als die Erwartung es gemalt — das unvergleichliche Graisivaudan. Breit und voll flutet die Abendsonne durchs Tal der Isère herein, zaubert Rosen über die flimmernden Schneefirne der Ecrins, wandelt den Sommerduft der Ferne zum goldenen Schleier, der den gewaltigen Gebirgsketten, die sich in endlosen Zügen türmen, den mystischen Reiz der Unermeßlichkeit verleiht. Und die Stadt am blinkenden Strom zu ihren Füßen wird durch ihn zur Märchenstadt. Ihre hellen Villen, Kuppeln und Türme winken herauf. Gratianopolis ist's, um das Franken, Longobarden und Sarazenen rangen. Bergab rollt der Alpenwagen, talwärts geht's in die „Niederungen der Wirklichkeit". Elektrische Bahnen rasseln heran, der Duftschleier der Ferne zerstiebt. Kein Märchen, eine ganz moderne, ruhige Stadt nimmt endlich die müden Reisenden auf.

Grenoble ist das Innsbruck der französischen Alpen, aber größer als die träumende Stadt am Inn und lebensvoller, wie die Tinten, die der Süden über seine Schönheit breitet. Wie es den Zugangshafen, das Eingangstor zu allen Stationen und Hauptetappen des Haut-Dauphiné bildet, so kann man hier alle Typen studieren, die zur Sommerszeit die Straßen und Pässe, die Hotels und Villeggiaturen beleben. Es lohnt schon, ein wenig über die Place de la Grenette, die Hauptverkehrsader, zu flanieren. Da wandern sie alle vorüber: Berggigerl und Gebirgsbauern, farbechte Alpinisten und elegante Kurgäste aus Uriage-les-Bains, Bergführer und „Chasseurs alpins" in ihrer kleidsamen Uniform. Und immer neue Scharen führen die Alpenwagen herbei, die hier ihren Halteplatz haben. In vorbildlicher Weise hat das Syndicat d'Initiative das Dauphiné mit einem Verkehrsnetz übersponnen, seine Wagen und Saumtiere verkehren zu festen Tarifen auf vielen Straßen, und sein Bureau gibt mündlich und schriftlich in allen Reiseangelegenheiten gewünschte Auskunft. (Bei schriftlichen Anfragen Rückporto beifügen.) Grenoble ist bekannt als fremdenfreundliche Stadt und seine Universität nächst Paris die am meisten von Ausländern frequentierte. Sie veranstaltet auch während des Sommers französische Kurse für fremde Studierende, und eine Vereinigung von Professoren wacht in



Mont Aiguille in der Vercorskette (früher Mont Inaccessible)

Digitized by Google

humanſter Weiſe über die Förderung ihrer Intereſſen (Société de la Protection des Etudiants Etrangers im Palais de l'Université).

Die Landſchaften des oberen Dauphiné ſind von einer ſo mannigfaltigen Verſchiedenheit, wie nicht alle Alpenländer ſie bieten, vom lieblichen Waldtal, das an den Zauber ſavoyiſcher Landſchaften mahnt, bis zum eisſtarrenden Hochgebirge. In Bad Uriage bei Grenoble einerſeits und in La Bérarde oder La Grave, dem Zermatt und Chamonix des Dauphiné anderſeits verkörpern ſich in charakteriſtiſcher Weiſe die beiden Extreme. Uriage, deſſen Schwefelquellen ſchon zu Römerzeiten genutzt wurden, in ſeinem lieblichen Kranze von Hainen und Wäldern iſt ein vielbeliebtes Rendezvous eleganter Sommerfriſchler und Touriſten, die Alpiniſten aber ſehen ihr Dorado in jenen andern, ſeitdem die vergletſcherten Gipfel der Ecrins (4103 Meter), vor allem die impoſante Meije (3987 Meter) bezwungen ſind und immer aufs neue kühne Bergſteiger zum Wagnis locken. Lange haben die wilden Spitzen ihre Unnahbarkeit gewahrt und allein zwiſchen 1870 und 1877 achtzehn Angriffe zurückgeſchlagen, bis im letzteren Jahre der Alpiniſt Boileau mit ſeinen Führern unter Beſiegung unerhörter Schwierigkeiten den Aufſtieg des berüchtigten Grand Pic de La Meije erzwang. Der Aufſtieg erfolgt meiſtens von la Bérarde, der Abſtieg nach La Grave, der beliebten Höhenſtation, die alle Reize der Hochgebirgsnatur erſchließt. Das „Alpenglühen" der Meije iſt ebenſo berühmt wie das des Montblanc. Wundervoll iſt auch die hehre Einſamkeit der Alpennächte hier oben, deren Stille nur das Rauſchen der Kaskaden und Gletſcherwaſſer ſtört.

Maſſiv der Meije

Der Ausflug von Grenoble zur Grande Chartreuſe gehört längſt zu den klaſſiſchen und weit-

Digitized by Google

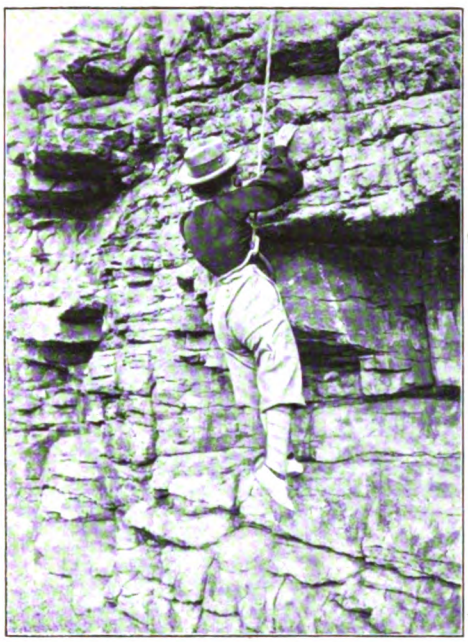
Felsentore und Galerien in den „Grands Goulets"

berühmten; ebenso wie bei Bad Allevard eint sich hier die Anmut dem Gewaltigen, grünes Vorland hebt sich wirkungsvoll vom weißen Hintergrund vergletscherter Pics.

In alten Zeiten pflegten die Chronisten von sieben „Wundern" des Dauphiné zu berichten, die aber im Lichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts den Reiz des Geheimnisvollen längst verloren haben. Wo man im Mittelalter von weit und breit herbeiströmte, um den von blauen Flämmchen umzüngelten „Brennenden Brunnen" zu sehen, da bohren die Leute von heute energisch nach Petroleum und verunstalten dadurch die Gegend auf das trostloseste. Der „Weinbrunnen" aber hat sich im Lichte der Forschung als eisenhaltige Quelle erwiesen, deren Fülle von 36 000 Litern in der Stunde allerdings noch heute bewundernswert ist. Nur eines jener alten „Wunder" hat etwas vom Zauber des „Wunderbaren" bewahrt: der Mont Aiguille (2097 Meter), der

Der höchste Gipfel der Meije, von La Grave aus gesehen

Digitized by Google



Am Seil

vorgeschobene Posten des Grand Veymont, des Hauptzuges der Vercorskette. Der „unersteigliche“ Berg (Mont Inaccessible) hieß er einst, auch lange noch, nachdem im fünfzehnten Jahrhundert auf Veranlassung Karls VIII. Herr de Ville eine Expedition nach dem von Sagen umsponnenen Gipfel unternommen hatte. Die Berichte des tapferen Hauptmanns aus Montélimar und seiner Gefährten verdichteten nur das Dunkel des Geheimnisvollen. Die seltsamsten Pflanzen sollten auf der Alpenmatte blühen, die den Gipfel des Kolosses deckt und deren saftiges Grün bis hinüber zum Grand Veymont schimmert, und absonderliches Getier auf dem unzugänglichen Hochplateau hausen. Erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stellten authentische Aufstiege die Tatsache fest, daß nichts andres als eine herrliche Alpenmatte auf dem gradlinig eckigen Gipfel des Felsenobelisken zu finden sei, daß er aber eine eigenartige Sensation biete, die er mit keinem andern Gipfel teilt. Wie auf einer Insel, einem winzigen Eiland, steht der Beschauer über dem welligen Hochplateau des Trièves in einem ungeheuern Raum, einsam, losgelöst, entrückt. Nicht das herrliche Panorama der Hochalpen, der Ecrins mit Meije und Pelvoux, der Chartreuse und Belledonne, das sich im Norden entrollt, vermag so zu fesseln wie dieses Gefühl der erdentrückten Himmelnähe. Seit 1880 ermöglichen Drahtseile den Aufstieg auch für weitere Kreise der Touristen, aber immer noch bleibt es ein gefahrvolles Stück, und es dürfen nie zwei Gesellschaften zugleich den Aufstieg wagen, da nirgends die Möglichkeit des Ausweichens gegeben ist. Aber noch immer reizt der Mont Aiguille verwegene Kletterer zu neuen Kraftstückchen, und 1895 hat sogar eine Dame, Madame Thorant, mit ihrem Gatten den Abstieg an der furchtbaren, absolut senkrechten Wand der Nordseite ausgeführt. Der Aufstieg erfolgt meistens von St. Michel-les-Portes, Station zwischen Grenoble und Bréancon, Frankreichs höchstgelegener Stadt. Wer heute von „Wundern“ des Dauphiné berichten wollte, dürfte diese interessante Bahnlinie nicht vergessen, deren Tunnel und Brücken bei starker Steigung der Linie ungeheure Schwierigkeiten überwinden und welche die herrlichsten Landschaftsbilder aufrollt. Auch für die Welt von heute ist das Dauphiné noch ein an Wundern reiches Land.

Endlich oben!

Digitized by Google

# Die Tiere und das Echo

Von

Dr. Th. Zell

Während über das Verhalten der Tiere zu einem Spiegel eine Menge Beobachtungen veröffentlicht worden sind, ist es mir immer aufgefallen, daß ich mich beim besten Willen nicht entsinnen kann, jemals auch nur eine Zeile darüber gelesen zu haben, wie sich das Tier zum Echo benimmt.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß möglicherweise trotzdem über dieses Thema Gedanken veröffentlicht sind, die mir aber nicht zu Gesicht gekommen oder meinem Gedächtnis entschwunden sind.

Um die Frage, wie sich das Tier zu dem Echo benimmt, richtig zu beurteilen, möchte ich von dem Verhalten der Tiere zum Spiegel ausgehen. Denn hierüber ist man sich wohl auf Grund des reichlichen Materials klar. Hiernach erweckt der Spiegel für die Tiere, die sich wie der Mensch nach den Augen richten, das größte Interesse. Diejenigen Tiere dagegen, deren Grundsinn wie beim Hunde die Nase ist, pflegen den Spiegel nicht zu beachten.

Dieses verschiedene Verhalten der Tiere ist vollkommen einleuchtend. Wir Menschen überzeugen uns von einem Gegenstand, ebenso auch Affen, Katzen, Vögel und so weiter durch Sehen. Sind wir trotzdem noch im Zweifel, zum Beispiel, ob der Herr, der vor uns geht, ein alter Bekannter von uns ist, so suchen wir die betreffende Person möglichst in der Nähe zu betrachten. Der Hund hingegen überzeugt sich, ob er seinen Herrn vor sich hat, durch Beschnuppern, also durch die Nase, wovon man sich täglich unzähligemal überzeugen kann. Menschen, Affen, Katzen, Vögel und so weiter sind also Augentiere, Hunde, Schweine, Elefanten und so weiter Nasentiere.

Die letztgenannten Tiere haben selbstverständlich nicht nur zur Verzierung ihre Augen im Kopfe. Im Gegenteil orientiert sich der Hund, wovon man sich mit Leichtigkeit überzeugen kann, zunächst durch das Auge, zumal das Sehen unendlich schneller vor sich geht als das Riechen. Um zu sehen, daß drüben eine Person steht, bedarf das Auge keiner Sekunde; um aber mit der Nase sich zu vergewissern, ob man eine fremde oder bekannte Person vor sich hat, ob eine Fährte von einem Wild vorhanden ist oder nicht, bedarf es manchmal einer halben bis ganzen Minute.

Hiernach ist das Verhalten der Hunde zum Spiegel ganz erklärlich. Von weitem erblicken sie ein Geschöpf, das so aussieht wie ein andrer Hund. Manche bellen dann oder knurren, manchen sträuben sich auch die Rückenhaare. Sie kommen dann näher und riechen, wobei ihnen ihre treue Nase sagt, daß der angebliche Feind gar nicht vorhanden ist, daß es sich um eine Täuschung handelt. Da der Hund seiner Nase unbedingt glaubt, ist mit dieser Erkenntnis die Sache für ihn erledigt. Er wendet sich von dem Spiegel ab und beachtet ihn gewöhnlich nicht mehr.

Nur nebenbei möchte ich bemerken, daß hiernach die Lobeshymnen auf die Pferde der Araber und andrer Naturvölker wegen ihrer Klugheit, weil sie sich nämlich nicht wie die Menschen durch eine Fata Morgana irreführen lassen, ganz unbegründet sind. Das Pferdeauge erkennt wahrscheinlich gar nicht das Bild, das dem Menschenauge vorschwebt, in der Regel also ein Palmenhain mit reichlichem Wasser, und deshalb kann es dadurch gar nicht irregeführt werden. Würde es aber wirklich auf Grund seiner Augen in Zweifel geraten, ob nicht ein verlockendes Ziel in der Nähe sei, so würde die treue Nase — denn auch das Pferd ist wie der Hund ein Nasentier — es sofort mit Entschiedenheit bestreiten. Die Bäume und das Wasser müßten ja gerochen werden, was natürlich bei einer Fata Morgana ausgeschlossen ist. Daß Pferde klares Wasser, das für uns geruchlos ist, auf weite Entfernung wittern, ist unendlich oft beobachtet worden und hat schon manchem Menschen in der Wüste das Leben gerettet. Auch unsre tapferen Landsleute in Südwestafrika haben Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaft der Pferde, verborgenes Wasser zu finden, kennen zu lernen. Hieraus erklärt sich auch, wie der Mythus von der Hippokrene, wonach ein Roß durch Scharren mit dem Vorderhufe eine Quelle aufdeckte, entstehen konnte.

Ganz anders wie die Nasentiere benehmen sich die Augentiere zu den Spiegeln. Affen sind ganz verliebt in Spiegel, Kanarienvögel pflegen vor dem Spiegel ganz besonders laut zu singen, um dem vermeintlichen Nebenbuhler zu imponieren. Wir werden später noch näher hierauf zurückkommen.

Da also Tiere durch den Spiegel getäuscht werden, so müßte man annehmen, daß das gleiche bei dem Echo der Fall sei. Bekanntlich versteht man unter Echo den nach seinem Ausgangspunkte zurückgeworfenen und dort wieder vernommenen Schall. In der freien Natur kommen solche

Digitized by Google

Gelegenheiten zur Bildung eines Echos nicht selten vor. Läßt man nämlich in einiger Entfernung von einer Mauer, einer Felswand, einem Waldrand und so weiter einen lauten Ruf erschallen, so hört man nach der Zeit, die der Schall braucht, um von dort wieder zurück zum Standpunkt des Rufenden zu gelangen, den Ruf von der Wand zurückschallen. Die Gemeinsamkeit zwischen Spiegel und Echo zeigt sich darin, daß jener die Lichtstrahlen, dieses die Schallwellen zurückwirft. Dieses Zurückwerfen verursacht Täuschungen, denen beim Spiegel der Mensch und Tiere mit scharfem Sehvermögen zum Opfer fallen. Den Täuschungen des Echos gegenüber müßten sich eigentlich alle Tiere gleichmäßig benehmen. Denn das Gehör aller Tiere ist, soweit ich mir darüber ein Urteil erlauben kann, außerordentlich fein. Eine Ausnahme hiervon bilden die Fische, denen die Organe des Gehörs fehlen und die deshalb wahrscheinlich nicht hören können.

Es ist anzunehmen, daß die Fische den Mangel eines Gehörs durch ein fabelhaft feines Gefühl ersetzen. Jedem Angler ist es ja bekannt, daß leises Sprechen die Fische nicht verscheucht, wohl aber die geringste, wenn auch lautlose Erschütterung, z. B. Anstoßen eines Ruders gegen den Kahn. Da die Fische beim Echo gar nicht in Betracht kommen, so können wir sie hier unberücksichtigt lassen. Die andern Tiere hören, wie schon bemerkt wurde, sehr gut, wahrscheinlich viel besser als der Mensch. Alle müßten also entweder gar nicht oder in gleicher Weise auf das Echo reagieren.

In Wirklichkeit habe ich eine Täuschung durch das Echo bisher lediglich bei Hunden beobachten können, wo sie überaus drollig wirkte. Das erstemal hatte ich vor einer Reihe von Jahren in einem Jagdhause Gelegenheit zu Beobachtungen auf diesem Gebiete. Der Jagdherr, der mich eingeladen hatte, besaß nämlich einen Dachshund, der, wie alle seiner Art, sehr klug, nach der Ansicht der Familie überhaupt ein Ausbund von Klugheit war. Leider war er von der Frau des Hauses, einer ausgesprochenen Tierfreundin, fabelhaft verzogen worden und infolgedessen die Unverschämtheit selbst. Das erwähnte Jagdhaus lag im Walde in unmittelbarer Nähe einer Wiese, die auch von den andern Seiten von Wäldern umgeben war. Dadurch wurde ein herrliches Echo gebildet, das man in Tätigkeit setzen konnte, sobald man auf die Wiese trat und etwas rief. Wiederholentlich war es nun vorgekommen, daß der Dachshund an solchen Stellen, wo das Echo ertönte, gebellt hatte. Man kann sich denken, mit welchem Selbstbewußtsein das von ihm, Männe, dem Herrn des Hauses, geschah. Er traute deshalb auch seinen Ohren kaum, als er auf sein Gebell deutlich aus der Ferne das Gebell eines andern Hundes hörte. ‚Was will der unverschämte Köter dort?‘ dachte Männe bei sich und bellte flink noch einmal. Doch anstatt zu schweigen, antwortete der Gegner ebenso flink. ‚Wart, dir will ich es besorgen!‘ dachte Männe und bellte nun fabelhaft laut. Doch der Rivale war gut bei Stimme, er bellte auch nicht ohne. ‚Nun, wir wollen sehen, wer es länger aushält,‘ dachte Männe und bellte fortwährend. Doch seine Hoffnung, daß sein Gegner endlich einmal aufhören würde, erwies sich als vollkommener Irrtum. Männe hatte wie seine Herrin die Eigentümlichkeit, daß er das letzte Wort haben mußte. Da er aber schon beinahe heiser war, so wäre er schon zufrieden gewesen, wenn der Gegner ihm wenigstens ein leises Schlußwort gegönnt hätte. Er ließ also ein leises Blaffen hören. Aber verdammt, der Nebenbuhler blaffte ganz deutlich, wenn auch ebenfalls ganz leise. Wir haben den Hund mit Gewalt von der Echostelle wegnehmen müssen, weil wir befürchteten, daß ihm die Aufregung und das fortwährende Blaffen schaden könnten. Sobald er aber wieder an die Stelle kam, ließ er sich jedesmal durch das Echo täuschen.

Es war dieser Fall, wie ich schon bemerkte, der erste, bei dem ich mich überzeugte, wie selbst kluge Hunde die Täuschung nicht merken. Ich habe seitdem überall danach geforscht, ob auch andre Tiere sich so leicht irreführen lassen. Man müßte es eigentlich vermuten, denn zahllose Tiere lassen sich durch Nachahmung ihres Rufes berücken und kommen herangestürzt, in der Meinung, einen Nebenbuhler vorzufinden. So lockt der Jäger den Kuckuck heran, der sonst so scheu ist, daß man ihn kaum jemals zu Gesicht bekommt. Buchfink, Pirol und andre Vögel lassen sich ebenfalls durch Nachahmung ihres Gesangs täuschen. Die russischen Jäger heulen den Wolf an, der näherkommt, weil er glaubt, einen Artgenossen anzutreffen. Der Hirsch lauscht, nachdem er geröhrt oder gorgelt hat, ob er nicht aus der Ferne den Ruf eines Nebenbuhlers vernehme.

Daß freilebende Tiere in Wirklichkeit durch ein Echo getäuscht würden, habe ich niemals beobachten können. Auch in Jägerkreisen hatte niemand etwas, was hiefür spräche, wahrgenommen. Nur meinten einige erfahrene Jäger, daß der Gebirgshirsch deshalb besonders laut orgle, weil das Echo seine Stimme verstärke.

In diesem Frühjahr habe ich nochmals das Jagdhaus aufgesucht, um mich davon zu überzeugen, ob auch andre Hunde sich vom Echo betören lassen. Diesmal hatten wir eine Gordon-Setter-Hündin mit, der man schwerlich Intelligenz absprechen konnte. Hatte sie beispielsweise im Felde etwas verbrochen und sollte bestraft werden, so ließ sie das in Demut über sich ergehen. Ganz anders benahm sie sich in der Stadt unter gleichen Verhältnissen. Noch bevor sie einen Schlag von ihrem Herrn erhalten hatte, heulte sie laut und erreichte regelmäßig damit ihren Zweck. Die Passanten sahen ihren Herrn vorwurfsvoll an, als ob er der größte Tierquäler der Welt sei, und dieser sah von einer Bestrafung ab, weil er es nicht auf einen Streit mit dem Publikum ankommen lassen wollte. Auch diese Hündin war etwas verwöhnt, wenn auch nicht entfernt so wie der Dachshund. In bezug auf das Echo benahm sie sich genau so, wie ich es vorhin bei dem kleinen Krummbein geschildert habe. Auch sie mußte mit Gewalt fortgeholt werden, damit die Blafferei endlich aufhörte.

Auf der Wiese hütete öfter ein Eingeborener sein Vieh, insbesondere seine Schafe, mit Hilfe eines Hundes. Ich habe wochenlang aufgepaßt, ob nicht auch dieser Hund mit seinem Echo in Streit geriete. Da er aber eine Art Schäferhund und

Digitized by Google

**Bei der Ernte**

Nach einem Gemälde von Rudolf Eichstaedt

Digitized by Google

Digitized by Google

wie dieser sehr schweigsam war, so habe ich ihn niemals bellen hören. Obendrein wäre es auch zweifelhaft gewesen, ob mitten auf der Wiese, wo sich der Hund gewöhnlich aufhielt, ein so scharfes Echo ertönt wäre wie am Rande, wo die Hunde meiner Bekannten gestanden hatten. Auch sein Herr, den ich danach fragte, ob sein Hund sich durch das Echo täuschen ließe, mußte diese Frage verneinen, indem er mir bestätigte, daß sein Nero fast niemals belle.

Interessant müßte es sein, wenn das Echo das Krähen eines Haushahns wiedergäbe. Da ein Hahn auf die Antwort eines Nebenbuhlers nicht schweigt, wie man täglich im Dorfe beobachten kann, so müßte sich eigentlich ein Hahn zu Tode krähen, dem es so ginge wie den beiden Hunden im Jagdhause. Aber ich habe niemand angetroffen, der auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt hätte. Eine Wirtschaft mit lautem Echo dürfte auch eine große Seltenheit sein.

Da ich, wie ich bereits im Eingange bemerkt habe, niemals etwas davon gelesen habe, daß freilebende Tiere sich durch das Echo täuschen lassen, so ist wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß solche Fälle in Wirklichkeit kaum vorkommen. Wenn die Hirsche im Gebirge wegen des Echos stärker röhren, wie von Jägern beobachtet worden ist, so ist damit noch keineswegs festgestellt, daß sie den Schall des Echos mit dem Rufe eines Nebenbuhlers verwechseln.

Woran es liegt, daß gerade der kluge Hund immer wieder der Tücke des Echos zum Opfer fällt, ist schwer zu sagen. An seinem Gehör kann es nicht liegen. Denn daß der Hund vorzüglich hört, darüber herrscht kein Streit. Erkennt er doch jeden Ankömmling schon an seinem Tritt, was dem menschlichen Ohr doch nur dann leicht ist, wenn der Kommende in irgendeiner Weise etwas Abweichendes besitzt, zum Beispiel knarrende Stiefel trägt, humpelt und so weiter. Unzähligemal vernimmt der Hund ein Geräusch und schlägt an, während niemand von der Familie das geringste vernommen hat. Besonders ist mir das feine Gehör der Hunde immer bei folgenden Anlässen aufgefallen. Unser vierbeiniger Freund hat bekanntlich die Gewohnheit, jeden andern Artgenossen auf der Straße aufzusuchen und ihn mit der homerischen Frage: Wer und woher der Männer und so weiter? zu begrüßen. Mit einem Geschlechtsgenossen verträgt er sich, mit dem andern rauft er sich. Das letzte ist wohl die Regel. So kommt es, daß er in der benachbarten Hundewelt ganz ausgesprochene Feinde besitzt. Es ist nun merkwürdig, wie genau er das Vorbeigehen eines solchen Feindes hört. Er liegt beispielsweise im Zimmer bei verschlossenem Fenster. Plötzlich wird er unruhig und bellt. Sieht man draußen nach, dann sieht man seinen Feind vorbeilaufen. Der verstorbene Dr. Möbius berichtet, daß er genau dieselbe Beobachtung wiederholentlich bei seinem Hunde gemacht habe. Schwäche des Gehörs kann also bei unserm treuen Hausfreunde unmöglich die Täuschung hervorrufen. Die Erklärung dürfte vielleicht in der Analogie gefunden werden, daß auch das freilebende Tier durch den Spiegel nicht getäuscht wird, obwohl gefangene Tiere und Haustiere, falls beide Augentiere sind, in dem Spiegelbilde einen Artgenossen erblicken.

Spiegelnde Flächen sind in der Natur in gemäßigten Zonen keineswegs selten, man denke an die Spiegelbilder, die der ruhige See zurückwirft. Schon der Mythus berichtet uns von einem schönen Jüngling in Griechenland, der sich in sein Spiegelbild, das ihm ein klarer Bach zeigte, unsterblich verliebte und darüber nach Art des Toggenburgers zugrunde ging. So wissen auch die Alten davon zu berichten, daß man Tiger durch Spiegel fangen kann. Auch die kluge Krähe soll man in ähnlicher Weise berücken können. So lesen wir beispielsweise bei Oppian folgendes: Zum Krähenfang setzt man mit Oel gefüllte Gefäße an Orte, die von Krähen besucht werden. Sehen diese ins Oel, so sehen sie ihr eignes Bild, denken jedoch, es seien andre Krähen, springen ins Oel, um die Freunde zu besuchen, erschrecken aber, sobald sie ins Oel geraten, flüchten wieder heraus und sind nun so eingeölt, daß sie nicht fliegen und leicht ergriffen werden können.

Diese Berichte muß man wohl mit Vorsicht aufnehmen. Denn so unzweifelhaft es ist, daß das gefangene Tier dem Spiegel das größte Interesse schenkt, so habe ich noch niemals etwas davon gehört, daß sich freilebende Affen, Katzen oder Vögel, wenn sie zum Trinken an ein Gewässer kommen, sich in ihr Spiegelbild vergafft hätten. Eigentlich läge das doch sehr nahe. Und die zahllosen Wasservögel beachten doch anscheinend niemals ihr Spiegelbild. Unsre Schwäne, die auf den ruhigen Weihern den ganzen Tag über ihr Ebenbild erblicken, kümmern sich ebenfalls nach meinen Beobachtungen gar nicht darum. Uebrigens werden auch Affen gegen Spiegel gleichgültig, sobald sie durch eine Reihe von Versuchen dahintergekommen sind, daß es sich um eine Täuschung handelt.

Hiervon abgesehen sind Affen ganz närrisch nach Spiegeln. Der Direktor des Zoologischen Gartens in Frankfurt schildert ganz ausführlich, wie sein Orang-Utan sein Spiegelbild für einen Artgenossen hielt, den er bekämpfen zu müssen glaubte. Viele Affen drehen den Spiegel um, weil sie glauben, dann den Kameraden fassen zu können, den ihnen der Spiegel zeigt. Das gleiche tun auch manche Raubvögel.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis: Haustiere lassen sich durch das Echo täuschen, während es bei freilebenden Tieren nur ausnahmsweise der Fall ist. Den Täuschungen des Spiegels können überhaupt nur Augentiere zum Opfer fallen.

Wenn also freilebende Tiere den Täuschungen durch Echo oder Spiegel kaum zugänglich sind, so dürfte ihre Lebensweise für ihr Verhalten ausschlaggebend sein. Wir wissen, daß das freilebende Tier im Gegensatz zum gefangenen und dem Haustier von Hunger und Durst gequält ist und fortwährend auf Feinde aufpassen muß. In einem solchen Zustande ist man weder in der Lage, zu philosophieren noch sich liebevoll in den Anblick seines Spiegelbildes zu versenken. Gerade an der Tränke lauern mit Vorliebe die Feinde, und da könnte es wohl den Kopf kosten, wenn man gedankenvoll auf das Wasser schaut.



Digitized by Google

# Nanette Schiller im Leben und im Bilde

Von

Professor Dr. Ernst Müller

Schillers jüngste Schwester Nanette, schwäbisch Nane oder Nanele, wurde am 8. September 1777 auf der Solitude geboren. Sie war unter den drei Schwestern des Dichters die schönste und durch lebhaften Verstand ausgezeichnet. Zur Zeit ihrer Geburt war ihr Bruder ebenfalls auf der Solitude in der Militärakademie; allein er hat trotzdem in den ersten Jahren, wenn dies überhaupt der Fall war, sein Schwesterchen nur flüchtig gesehen. Denn nach den strengen Bestimmungen dieser Anstalt durften die Zöglinge keine Besuche zu Hause machen. Und so hat der junge Schiller, obwohl er nur ein paar Häuser von der elterlichen Wohnung entfernt war, auch der Taufe seines Schwesterchens nicht anwohnen können. Anderseits war auch den jungen Mädchen der Zutritt in die Akademie im allgemeinen verboten. Schiller äußerte sich später selbst über dieses Verbot in launiger Weise also: „Die Tore dieses Instituts öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfingen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört hatten, es zu sein." Danach wäre es denkbar, daß die Mutter einmal ihrem Sohn sein kleines Schwesterchen in die Akademie brachte, damit er es auch einmal sehen könne. Doch scheint dies nicht ganz wahrscheinlich. Mit Sicherheit können wir erst sagen, daß beide Geschwister sich im Dezember 1780 zuerst sahen, nachdem der Bruder die Militärakademie verlassen hatte und als Regimentsmedikus in Stuttgart angestellt war. Von da an verkehrte er bis zu seiner Flucht am 22. September 1782 häufig im Vaterhause. Dann stand es volle zehn Jahre an, bis ein neues Wiedersehen erfolgte. Im Jahre 1792 nämlich durfte Nanette mit ihrer Mutter den Bruder in Jena besuchen. Damals schrieb Schiller an seinen Freund Körner: „Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können."

Im Jahre 1793/94, während Schillers Aufenthalt in der schwäbischen Heimat, sahen sich die Geschwister zum letztenmal. Das heranwachsende Mädchen las mit großem Eifer die Werke ihres Bruders. Eine Aufführung von „Kabale und Liebe", der sie in Stuttgart anwohnte, begeisterte sie so sehr, daß der Gedanke in ihr auftauchte, selbst Schauspielerin zu werden. Sie wollte selbst bei der Darstellung der Dramen ihres Bruders mitwirken. Dieser erfuhr davon und dachte daran, ihrem Wunsch zu willfahren, obwohl er gegen den Schauspielerberuf allerlei sehr berechtigte Bedenken hatte. Allein der Plan sollte nicht zur Ausführung kommen, der Tod trat hindernd dazwischen. In dem Militärspital auf der Solitude war nämlich ein schlimmes Lazarettfieber ausgebrochen. Auch Nanette wurde davon ergriffen. Als Schiller davon Kunde erhielt, schrieb er am 21. März 1796 seinem Vater:

„... Herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zustand meiner guten Nanette. Ach, vielleicht haben wir sie schon verloren, indem ich schreibe; ich gestehe, daß ich das Schlimmste fürchte, weil sie schon vor dem Anfall dieser Krankheit nicht ganz gesund gewesen ist. Wie schmerzt es mich, so entfernt von Ihnen zu leben und so ganz außerstande zu sein, Ihre Beschwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schwestern zu teilen und soviel möglich zu erleichtern ... Wie ängstlich sehe ich Ihrem nächsten Brief entgegen, liebster Vater, der mir von Nanettens Zustand wahrscheinlich die entscheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es tragen, eine so liebe und so hoffnungsvolle Schwester zu verlieren, zu deren künftigen Aussichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten."

Worin diese Vorkehrungen bestanden, ist nicht näher bekannt. Es scheint, daß er sie nach Weimar kommen lassen wollte, weil dort „manche Klippe dieses Standes vermieden werden konnte". Im übrigen hatte der Bruder sehr richtig geahnt. Zwei Tage nachher, noch ehe sein Brief auf der Solitude eingetroffen war, am 23. März, starb Nanette. Am Tage darauf, am Gründonnerstag, wurde sie auf dem Friedhof der Gemeinde Gerlingen bestattet. Sie ruht dort neben ihrem Vater, der ihr noch im Herbst desselben Jahres nachfolgte. Im Jahre 1901 wurde zu beider Gedächtnis, auf Anregung von Professor Adolf Müller-Palm, des damaligen Chefredakteurs des Stuttgarter „Neuen Tagblatts", an der Gerlinger Kirche über ihren Gräbern eine Gedenktafel errichtet.

Nanettens Gesichtszüge sind, soviel bekannt, in fünf Bildern festgehalten. In früher Jugend ist sie auf einer Brosche dargestellt, die sich im Besitz von Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl, Schillers Urgroßnichte, befindet. Dieses Bild habe ich in meinem Buch „Schillers Mutter" zuerst veröffentlicht. Ein zweites, neues Bild Nanettens, von ihrer Schwester Christophine gezeichnet, ist im „Marbacher Schillerbuch", I. Band S. 195, zu sehen. Es ist ebenfalls Eigentum von Frau Kießling.

Die besten Bilder Nanettens stammen von Ludovike Simanowiz, geborene Reichenbach. Es ist dies die berühmte Malerin, der wir eines der besten, wenn nicht das beste Bild Schillers verdanken,

Digitized by Google

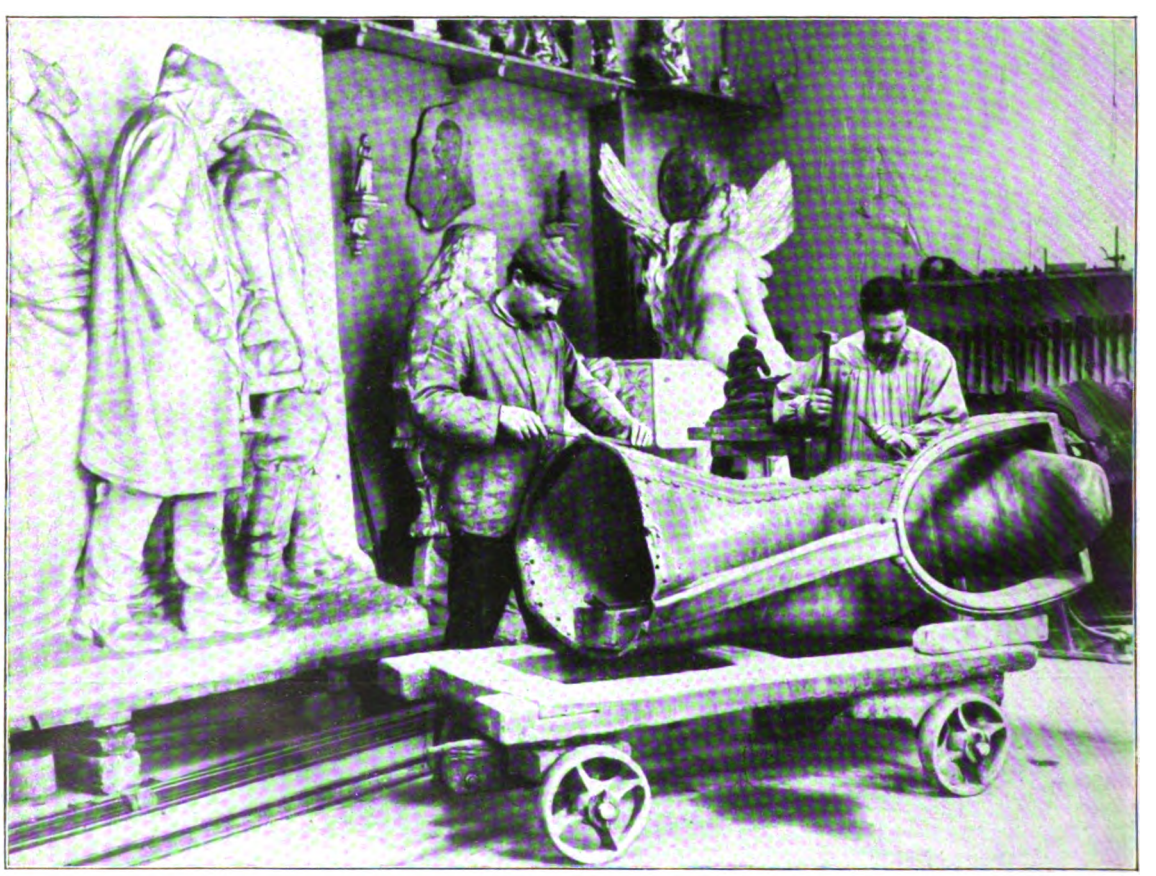
Schillers Schweſter Nanette

Nach einem Gemälde von Ludovike Simanowiz

Digitized by Google

das eine Hauptzierde des Marbacher Schillermuseums ist. Frau Simanowiz war besonders mit Christophine Schiller befreundet. Mit ihr, die ihr als Malerin geistesverwandt war, hatte sie einen Freundschaftsbund geschlossen, der das ganze Leben dauerte. Auch die jüngste Schwester Nanette hatte sie in mehrfacher Beziehung angezogen. Sie nahm sich vor, das Mädchen mit den großen, vielversprechenden Augen in mehreren Situationen zu malen. Schon frühe entwarf sie mehrere Skizzen von ihr. Nanette war, wie es scheint, das erste Glied der Schillerschen Familie, das Ludovike zeichnete. Das erste Gemälde, in dem sie Nanette darstellte, ist jetzt im Besitz von Schillers Urenkel, des Freiherrn A. von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greiffenstein in Unterfranken. Eine Abbildung findet sich in Wychgrams Schillerbiographie. Das Bild wurde erst nach Nanettens Tod fertig. Erst am 27. April 1796 erhielten es ihre Eltern.

Im Nachlaß der Malerin fand sich noch ein zweites Oelgemälde Nanettens, das dem ersten ähnlich, aber etwas erweitert ist. In der Biographie der Künstlerin („Ludovike. Ein Lebensbild für christliche Mütter und Töchter" von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Vorwort von Karl Steiger) heißt es darüber: „Schillers jüngere Schwester (weibliches Brustbild, kolossal), ein fast antiker Kopf, der rote Mund etwas geöffnet, das Haar fällt in Locken und Flechten die Schulter hinab. Das kühne Auge ist nach oben gewandt, als wollte sie etwas erschauen. Die Wangen sind leicht gerötet. Das Kinn ist schön gerundet und kräftig. Sie lehnt an einem Stein, den rechten Arm auflegend. Ein blaues Gewand, darunter ein weißes, läßt die linke Schulter und die Brust offen." Dieses Gemälde war bis jetzt in der Schillerliteratur nicht bekannt. Schon im Jahre 1896 habe ich, durch die eben erwähnte Stelle in der Simanowizbiographie aufmerksam gemacht, danach geforscht. Meine Nachforschung war von gutem Erfolg begleitet. Eine Veröffentlichung des Bildes habe ich aber bisher unterlassen, weil ich glaubte, sie würde von andrer Seite, der ich davon Mitteilung machte, erfolgen. Da dies jedoch bis jetzt nicht geschah, so hat mir der Eigentümer des Gemäldes, Herr Max Seeger, Besitzer einer lithographischen Kunstanstalt in Stuttgart, die Erlaubnis zur Veröffentlichung gütigst gegeben. Ich sage ihm dafür auch hier den besten Dank. Er hat damit gewiß allen Schillerfreunden und Verehrern der Künstlerin eine große Freude bereitet. Herr Seeger hat das Bild von den Nachkommen der Simanowizschen beziehungsweise Reichenbachschen Familie durch Kauf erworben und ist dadurch in den Besitz eines vorzüglichen Werkes gelangt.



Ziselieren eines Gußstückes vom Reiterstandbild Viktor Emanuels in Rom

Digitized by Google

Kopf und Rumpf der Viktor-Emanuel-Statue

# Das Reiterstandbild Viktor Emanuels in Rom

Von

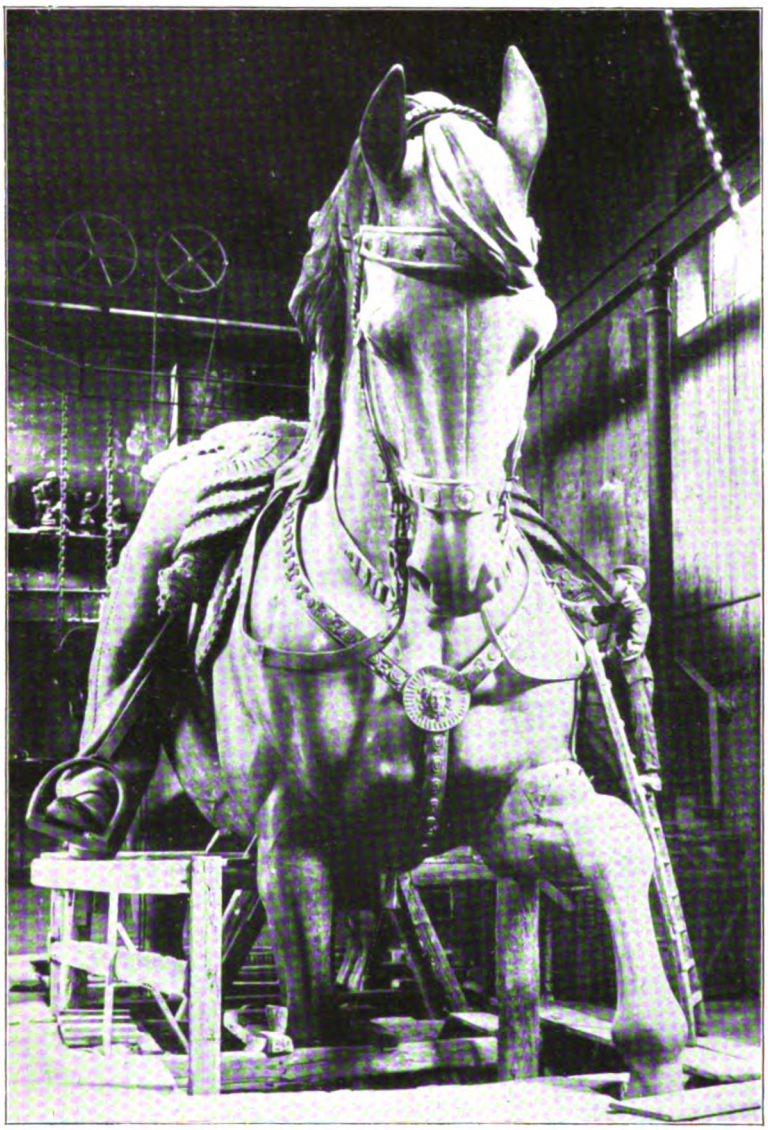
**Karl Vermeeren**

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von C. Abeniacar)

Zum großen Leidwesen aller Romfahrer hat sich das Bild der Ewigen Stadt in den letzten Jahren gar mannigfach und nicht immer zu seinem Vorteil verändert. Die moderne Zeit verlangte gebieterisch ihr Recht, Straßendurchbrüche haben Licht und Luft in das Chaos altertümlicher Gassen und Winkel gebracht, der gewaltig angewachsene Verkehr erheischte neue Wege, und den Geboten der Hygiene, so wenig ernst man sie auch im allgemeinen in Italien nehmen mag, mußte in vielem Rechnung getragen werden. Manches poetische Bild ist auf diese Weise zerstört worden, und die Romantik sucht man heute vergebens. Solange es sich aber nur um die Befriedigung sozialer und ökonomischer Bedürfnisse handelte, konnte man diesem Umwandlungsprozeß, wenn auch nicht gerade mit Wohlgefallen, so doch mit einer gewissen Ruhe als etwas Unvermeidlichem zusehen. Dann aber erschien die moderne Kunst auf dem Plan, machte sich in der Stadt der Antike und der Renaissance breit, ach, nur allzu breit. Daß das Hochgefühl, welches das italienische Volk über die mit großen Opfern erkaufte nationale Einigung erfüllte, in irgendeiner Weise in der Kunst nach

Digitized by Google

Ausdruck verlangte, ist nur natürlich. Daß das Monument, durch das man den ersten König des einigen Italien ehren wollte, in der Hauptstadt seinen Platz haben mußte, kann uns ebensowenig verwundern. Daß es aber gerade am Abhang des Kapitols errichtet werden mußte, daß man Paläste entfernte und neue Durchblicke schuf, nur um diesem



Das Pferd mit der unteren Hälfte des Reiters

Juwel moderner Kunst vor allem andern Geltung zu verschaffen, berührt schon weniger angenehm. Wenn irgendwo, so wäre gerade in Rom eine gewisse Unterordnung am Platze gewesen. Aber ganz wie in der offiziellen Kunst des Deutschen Reiches verwechselte man auch in Italien künstlerische Monumentalität mit räumlicher Größe. Die Architektur des gewaltigen Denkmals, die große Zahl der dekorativen Figuren mögen noch hingehen, über die Reiterstatue des Königs, ein Werk des verstorbenen Bildhauers Chiaradia, mögen sich unsre Leser nach den Abbildungen, so gut es geht, selbst ein Urteil bilden. Wir wollen nur gleich gestehen, daß wir sie nicht ihres künstlerischen Wertes wegen bringen, sondern weil sie die Einzelheiten des interessanten Gießprozesses und die riesigen Größenverhältnisse des Denkmals auf das beste veranschaulichen. In zwölf Abteilungen wurde der Koloß in Erz gegossen. Der Kopf des Königs, den unser eines Bild zeigt, ist allein $2^1/_2$ Meter hoch, die Brust des Pferdes wiegt 14000, der Bauch nicht weniger als 18000 Pfund. Nach der glücklichen Vollendung des Gusses lud der Bronzegießer Bastianelli nicht weniger als zwanzig Personen zu einem lustigen Bankett im Innern des Pferdebauches ein. In den nächsten Monaten werden die Teile des Denkmals nach dem endgültigen Standort übergeführt und dort zusammengesetzt. Wie es heißt, soll das Ganze vergoldet werden. Eine derartige Riesenmasse in gleißendem Golde unter italienischer Sonne: das wäre jedenfalls ein Glanzstück moderner Plastik.

---

# Aphorismen

Von

## Otto Weiß

Leute, die alles und jedes zu erfahren wünschen, haben gewöhnlich wenig Wißbegier.

*

„Kümmere dich nicht um mich!“ sagt manche Frau zu ihrem Mann. Warum sagt sie das? Weil er sich nicht um sie kümmert.

*

„Um keinen Preis“ würde mancher dies oder jenes tun — es wäre denn, daß man ihn dafür gut bezahlt.

*

Mancher scheut den Mißerfolg zu sehr, als daß er den Erfolg erringen könnte.

*

Unter Umständen wird es keiner so gründlich auseinandersetzen wie der Wohlhabende: — mit wie wenig Geld der Mensch eigentlich auskommen kann und soll.

*

Großes hätte mancher schon leisten können; doch war er dazu — zu praktisch!

*

's ist unglaublich, wofür ein Geschmackloser sich entscheiden kann — besonders wenn er wählerisch ist!

Digitized by Google

# Literatur

Jakob Wassermanns Roman Caspar Hauser oder: Die Trägheit des Herzens, der seinerzeit in dieser Zeitschrift veröffentlicht ward, ist auch in Buchform erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden M. 7.—). Das Andenken an Caspar Hauser, den rätselhaften Findling, dessen unerklärtes Auftauchen und geheimnisvolles Ende einst, in den Jahren um 1830, die ganze gebildete Welt beschäftigte und aufregte, ist auch heute noch nicht ganz erloschen; noch immer erregt sein Name die Neugier und die Phantasie der Menschen. Zum Helden eines großen, breit angelegten, in alle Tiefen des Problems hinabreichenden Romans hat ihn Jakob Wassermann gemacht; er geht dabei von der heute noch vielfach geteilten Voraussetzung aus, daß Caspar Hauser ein durch Verbrechen seinen Eltern geraubter Fürstensohn gewesen sei. Wenn die Handlung, aus unheimlich dunkelm Untergrund emporwachsend, von verhüllten bösen Mächten zum nächtlichen Ende gelenkt, den Leser im Bann hält, so muß er die schöpferische Kunst des Dichters bewundern, die in all den in die Handlung verflochtenen Menschen eine Reihe völlig lebendiger, individuell durchgeführter und doch typisch bedeutsamer Charaktere mit sicherer Hand vor uns hinstellt. Welche Galerie scheinbar unmittelbar nach dem Leben entworfener Bildnisse, vor allem die grandiose Gestalt Anselm von Feuerbachs, die wie eine Verkörperung des reinsten, unbestechlichsten Rechtsgefühls über dem Wirrsal von Schuld und Irrtum aufragt, und Caspar Hauser selbst, der in seinem so seltsam zusammengedrängten Lebenslauf binnen weniger Jahre vom stammelnden Kind zum Großes träumenden, tragisch duldenden Jüngling-Mann heranwächst. Und wie in der Menschendarstellung hat Wassermann auch in der Schilderung der ganzen Umwelt die volle Meisterschaft seines aus innerster Anschauung heraus gebildeten Stils bewährt.

Eine von Wilhelm Herzog herausgegebene zweibändige Auswahl aus Georg Christoph Lichtenbergs Schriften (geb. M. 8.—; Jena, Eugen Diederichs) bringt den Literaturfreunden, denen die große Leitzmannsche Lichtenberg-Ausgabe zu fachwissenschaftlich und inhaltsschwer ist, den geistreichen Göttinger Satiriker und Aphoristen in sehr verdienstlicher Weise nahe. Aus dem ungeheuern Material der uns erhaltenen Aufzeichnungen Lichtenbergs, die Leitzmann in seiner Ausgabe vollständig und mit einem umfangreichen philologischen Beiwerk veröffentlicht hat, ist hier das für den Verfasser Charakteristische und Wesentliche, das Eigne und Besondere herausgeholt, das etwa, was Lichtenberg selbst, wenn sein „Talent zum Aufschieben" ihn nicht daran gehindert hätte, ausgewählt haben würde. Lichtenbergs Schaffen hat einen ausgesprochen fragmentarischen Charakter, seine Arbeit ist (mit Ausnahme der nun veralteten fachwissenschaftlichen Schriften) in unendlich vielen Kalenderartikeln, Notizen, kleinen Beschreibungen und angefangenen Manuskripten zerstreut, in denen sich sein Leben spiegelt; aber diese literarische Kleinkunst birgt einen unerschöpflichen Reichtum an guten und klugen Gedanken, an scharfen Beobachtungen, an Witz, Lebensweisheit und echter Menschlichkeit und zeigt zugleich eine wahrhaft klassische, klare und prägnante äußere Form, in der Lichtenberg von keinem Späteren erreicht worden ist. „Wer sich in diese Schriften versenkt," sagt Alexander von Gleichen-Rußwurm in einer kurzgefaßten Einführung in Lichtenbergs Werke, die der Verlag als Beilage zu der Ausgabe hat erscheinen lassen, „lebt wirklich eine Stunde in der Vergangenheit, so ursprünglich, so überzeugend, so intensiv lebendig sind die klugen Bemerkungen, die über Nationen und Personen, über Kunstwerke und Erfindungen aufgezeichnet sind"; doch zugleich, möchten wir hinzufügen, ist so viel Allgemein- und Ewiggültiges darin enthalten, daß man beim Lesen oft völlig den zeitlichen Abstand vergißt, der uns von dem Verfasser trennt. Für beobachtende und nachdenkliche Geister kann es nicht leicht einen so anregenden Autor geben wie Lichtenberg, und so wird denn der vorliegenden Auswahl, die außer „Gedanken, Satiren, Fragmenten" auch größere Auszüge aus den Briefen des Verfassers enthält, ohne Zweifel ein schöner Erfolg beschieden sein.

Unsre Zierpflanzen. Von Paul F. F. Schulz (Leipzig, Quelle & Meyer; geh. M. 4.40). — Die Zierpflanzen stehen Tausenden von Kulturmenschen viel näher als die „wilden" Gewächse in Wald und Flur. Jeder Spaziergang in die Parkanlagen, jede Mußestunde im Hausgarten bieten Gelegenheit zu intimen Beobachtungen an Zierpflanzen. Trotzdem kennt man meist nicht einmal die Namen der verbreitetsten Ziergewächse, geschweige denn ihre allgemeinen Lebensbedingungen, über die uns bisher auch die besten biologischen Lehrbücher der Botanik nur stiefmütterlich unterrichteten. Darin will das vorliegende Werk Wandel schaffen. Es behandelt eine reichliche Auswahl von Zierpflanzen aus den Hauptgruppen des Pflanzenreichs, soweit sie als biologische Typen gelten können, in anschaulicher Darstellung, die von einer großen Anzahl zum Teil farbiger und durchweg hervorragend schöner Abbildungen begleitet und erläutert wird. Die Betrachtungen sind durchwegs so eingehend gehalten, daß jeder Pflanzenfreund seine Lieblinge in allen ihren Lebensäußerungen verstehen lernt. Auch wird sie dem Lehrer eine Handreichung sein für seinen Unterricht, in dem eine weitgehende Berücksichtigung der Zierpflanzen namentlich in der Großstadt mit Recht in neuester Zeit gefordert wird.

Die vom Insel-Verlag in Leipzig veranstaltete ungekürzte Ausgabe der Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten ist vor kurzem durch das Erscheinen des zwölften Bandes vollständig und damit eine der größten, poesie- und phantasiereichsten epischen Schöpfungen der Weltliteratur, die sich bisher in Deutschland fast nur in dem kläglichen Gewande entstellender und verstümmelnder Bearbeitungen hatte sehen lassen dürfen, endlich in der ganzen Schönheit und Lebensfülle ihrer wahren Gestalt des ihr gebührenden dauernden und ungeschmälerten Gastrechts bei uns teilhaftig geworden. Von hohem Interesse für ernste Leser, wie sie die ungekürzte Ausgabe voraussetzt, ist der dem zwölften Bande beigegebene, von Karl Dyroff verfaßte Anhang „Zur Entstehung und Geschichte des arabischen Buches Tausendundeine Nacht", der uns eingehend über den Stand der mannigfachen wissenschaftlichen Fragen unterrichtet, die sich an das weithin gefeierte Märchenbuch knüpfen. Daß die nächste Heimat des anonym überlieferten Werkes Aegypten ist, steht genügend fest; die älteste vorhandene Handschrift des Textes stammt ebenso wie die andern arabischen von dort und wird auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts datiert. Wir haben aber noch Kunde von einer erheblich älteren Gestalt des Buches; schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gab es in der bagdadischen Kulturwelt ein aus dem Persischen übersetztes Buch „Tausend Geschichten", gleichfalls eine Rahmenerzählung, und der Rahmen war mit dem der ägyptischen Tausendundeine Nacht identisch. Indessen läßt sich nachweisen, daß dieser für das Ganze so sehr charakteristische Rahmen nicht persischen, sondern indischen Ursprungs ist. Der französische Gelehrte Galland war der erste, der das Werk (um 1700) in eine europäische Sprache übersetzte. In neuerer Zeit hat unter andern Richard F. Burton eine vollständige englische Ausgabe veranstaltet; auf dieser beruht die vorliegende deutsche, deren Herausgeber Felix Paul Greve für seine große, sorgfältig durchgeführte Arbeit alle Anerkennung verdient.

Der kürzlich erschienene zweibändige Roman „Die drei Gemälde des Lipps Tullian" von Fritz Rassow (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; gebd. M. 8.—) ist das erste größere Werk eines jungen Dichters mit starker, unverbrauchter Eigenart. „Lipps Tullian" ist ein Dichter, dessen Leben gleichsam als architektonischer Rahmen die „drei Gemälde" umfaßt und zusammenhält: drei Dichtungen, die des Helden Werdegang und innere Schicksale in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen bezeichnen, seinen Künstlerberuf und sein persönliches Geschick symbolisch veranschaulichen. Eine verhaltene Leidenschaft, manchmal in starken Katastrophen hervorbrechend, durchglüht das ganze Werk und gibt ihm den bestimmenden Rhythmus. Dieser Rhythmus schon hält den Leser in eigentümlicher Spannung; aber noch innerlicher ist der Bann, der von den Gestalten des Werks ausgeht, besonders von dem von Jugend an für ein tragisches Los prädestinierten Helden. Eine gewaltige Tragik liegt in dem Schluß des Werkes, das dann in tiefer, gefaßter Resignation verklingt.

Der Verlag von J. C. C. Bruns in Minden hat sich entschlossen, den drei Werken Gustave Flauberts, die er vor etwa drei Jahren in deutscher Uebertragung erscheinen ließ, die andern Schöpfungen des Dichters folgen zu lassen und so eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Flauberts zu schaffen, als deren Herausgeber Dr. E. W. Fischer

Digitized by Google

ein spezieller Kenner des Dichters, fungiert. Die Ausgabe wird im ganzen etwa zwölf Bände umfassen, von denen bis jetzt außer dem zuerst erschienenen Roman „Die Schule der Empfindsamkeit", die Romane „Madame Bovary", Flauberts berühmtestes Werk, und die grandiose „Salambo" vorliegen; ferner die „Drei Erzählungen", in denen Flaubert wohl sein Vollendetstes gegeben hat; endlich noch „Die Versuchung des heiligen Antonius", das Faustbuch der Franzosen, gewaltig an Inhalt wie an Form, „ein feierliches, ungeheures Gemälde, strotzend von großartigem Prunk in barbarisch prachtvoller Umrahmung", wie J.-K. Huysmans es charakterisiert hat. Zwei andre neue Bände enthalten weitere Sammlungen aus dem überreichen Schatz der Briefe des Dichters, und zwar Band IX „Briefe an Zeit- und Zunftgenossen", die höchst bedeutsame Aufschlüsse über Flauberts Verhältnis zu seinen berühmtesten zeitgenössischen Kollegen geben und einen klaren Einblick in die Anfänge des modernen künstlerischen Romans in Frankreich eröffnen, Band X die Briefe Flauberts an seine Nichte Caroline, eine Reihe anziehender intimer Selbstbekenntnisse über des Dichters Leben und Schaffen.

Von Meyers Reiseführern (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegen „Süddeutschland" und „Paris" in neuen Auflagen vor, beide wieder bis auf die neueste Zeit sorgfältig vervollständigt, berichtigt und erweitert. Der Band „Süddeutschland" (10. Aufl., geb. M. 6.—) enthält auch das Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol und dient in rationeller Weise den Interessen solcher Reisenden, die in den einzelnen Gegenden weniger lange verweilen und doch recht viel kennen lernen möchten. Bemerkenswerte Neuerungen weist in der neuen Auflage namentlich die Beschreibung der Münchner Kunstsammlungen auf, die aus der Feder eines vorzüglichen Kenners stammt und in ansprechender Form alles bietet, was das verständnisvolle Genießen der Kunstwerke erhöhen kann. Eine liebevolle Behandlung haben die vielen alten architektonisch interessanten Reichsstädte Oberdeutschlands erfahren. In hervorragendem Maße gilt dies auch von dem reizvollen mittelalterlichen, aber wiederum so modernen Nürnberg mit den vortrefflichen Sammlungen des Germanischen Museums. Wesentlich verbessert erscheint ferner der das württembergische Gebiet (mit Stuttgart) behandelnde Teil. Der Band ist reich mit Karten und Plänen ausgestattet, wobei auch die Weltbäder wie Kissingen und Reichenhall gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Eine sehr erfreuliche Vervollkommnung bedeutet die bei zahlreichen Textplänen erfolgte Anwendung des Rotdrucks. — Auch die neue (5.) Auflage von „Paris" (geb. M. 6.—), in der zugleich das übrige Nordfrankreich behandelt ist, zeigt uns dieses bewährte Reisehandbuch wieder völlig auf der Höhe seiner Aufgabe, nicht nur in den Angaben über die wirtschaftlichen und die Verkehrsverhältnisse, die ja einem stetigen Wechsel unterworfen sind, sondern in der gesamten textlichen Darstellung und in dem erheblich erweiterten Kartenapparate. Mit großer Sorgfalt finden wir alle seit der letzten Auflage neuentstandenen Sammlungen und Museen beschrieben und alles das sachgemäß aufgenommen, was der Paris besuchende Deutsche kennen lernen muß, um ein lückenloses und eindrucksvolles Bild von den Sehenswürdigkeiten der Seinehauptstadt und ihrer Umgebung wie von dem vielgestaltigen Pariser Leben zu gewinnen. Nimmt naturgemäß den breitesten Raum des Buches die Beschreibung von Paris und seiner Umgebung ein, so sind doch auch die andern Teile des Buches nicht zu kurz gekommen. Wir heben daraus nur die Abschnitte über Orleans, Tours, Le Mans, Cherbourg, Rouen, Le Havre, Amiens, Reims, Sedan, Nancy, Dijon besonders hervor und betonen mit aufrichtiger Genugtuung, daß die durch die Ereignisse von 1870/71 geschichtlich berühmt gewordenen Stätten überall vom deutschnationalen Standpunkt aus behandelt worden sind. Als wertvolle Ergänzung begrüßen wir auch die Einfügung eines Abschnittes über das interessante Brüssel, das zur Ausstellung im Jahre 1910 viel besucht werden wird. Der Kartenapparat des Buches ist durchweg zeitgemäß ergänzt und berichtigt; im ganzen zählt die neue Auflage 52 Karten, Pläne und Umrisse in exaktester und schön lesbarer Ausführung.

Aus dem Hauptquartier in Südwest-Afrika. Von Hauptmann M. Bayer (Marine- und Kolonialverlag von Wilhelm Weicher, Berlin). „Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen" — diese Worte Moltkes kommen dem Leser unwillkürlich ins Gedächtnis, wenn er an der Hand des vorliegenden Buches die kriegerischen Ereignisse in unsrer südwestafrikanischen Kolonie noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt. So beklagenswert der ganze Aufstand an sich gewesen sein mag, so viele kostbare Opfer an Gut und Blut er auch gefordert hat — ein unschätzbares Gut — ganz abgesehen von dem endlichen Siege — hat er unserm Volke wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. Wir wissen aufs neue, daß der kriegerische Geist nicht erstorben ist, daß immer noch die Besten unsrer männlichen Jugend bereit sind, ihr Leben für das Vaterland auch am äußersten Ende der Welt freudig einzusetzen. — Eine wie ungeheure Aufgabe unsre braven Truppen und ihre Führer dort unten mit Aufbietung aller Kräfte gelöst haben, das liest man wohl in sicherer Hut europäischer Zivilisation mit einem gewissen Gefühl der Beschämung und auch des Neides. So viel Idealismus ist immer neidenswert. In kurzen, klaren Zügen gibt uns der Verfasser, der während des ganzen Feldzuges im Generalstabe der Schutztruppe war, einen Ueberblick über die sich über ein ungeheures Gebiet ausdehnenden Operationen. Er schildert die Schwierigkeiten des Marsches, der Verpflegung, der Nachrichtenübermittlung. Die unheimliche Natur des südwestafrikanischen Buschwaldes umfängt uns, und wir erleben mit unsern braven Truppen alle Qualen des Durstes. Schließlich kommt es zum entscheidenden Gefecht am Waterberg und zur Verfolgung bis zum letzten Hauch von Roß und Mann, die erst am Rande der Wüste Halt macht. Neben der Darstellung der kriegerischen Ereignisse hat der Verfasser noch Zeit zu allerlei Seitenblicken in die Landschaft, in den Charakter des dem Untergange geweihten Volkes, und für unsre Soldaten findet er manch warmes Wort der Anerkennung. Das Buch macht in seiner erfrischenden Männlichkeit einen tiefen Eindruck.

Zur Weiterbildung der Religion. Zwei Vorträge von Friedrich Delitzsch. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50 (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es sind jetzt fünf Jahre verflossen, seitdem Kaiser Wilhelm II. in seinem so großes Aufsehen erregenden Offenen Brief an Admiral Hollmann sich zu dem „Babel und Bibel"-Vortrag äußerte, den Professor Delitzsch kurz vorher gehalten hatte, und Stellung nahm zu den allgemeinen in jenem Vortrage berührten Fragen über das Wesen der Religion, ihr Verhältnis zur Wissenschaft und ihre Weiterentwicklung in unsern Tagen. All diese Fragen haben unterdes nur in steigendem Maß die Oeffentlichkeit beschäftigt; der Kampf zwischen einer sich streng an Tradition und Dogma bindenden und einer die Ergebnisse der Wissenschaft in Rechnung ziehenden Auffassung des Christentums hat immer größere Bedeutung und immer schärfere Formen an genommen. Als Meister allgemeinverständlicher Darstellung hat Delitzsch sich nun aufs neue in den beiden Vorträgen erwiesen, die er unter dem gemeinsamen Titel „Zur Weiterbildung der Religion" jetzt in Buchform herausgegeben hat. Aufs kürzeste zusammenfassen ließe sich der Inhalt des in diesen Vorträgen Gesagten etwa dahin, daß das Christentum wie keine andre Religion durch seinen sittlichen Gehalt zur Weltreligion, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft berufen ist; daß dieser sittliche Gehalt, der in jenen biblischen Urkunden überliefert ist, deren Ursprünglichkeit auch die strengste Kritik anerkennt, unabhängig ist vom Dogma, das von streng sachlicher wissenschaftlicher Forschung als spätere Zutat erkannt wird; daß die Größe und Macht der Persönlichkeit Jesu, die Bedeutung seines Lebenswerkes für die ganze Menschheit unberührt bleibt von der Entscheidung der Frage, ob an seiner Gottessindschaft im dogmatischen Sinn festgehalten werden kann oder nicht. — Die neue Schrift des berühmten Gelehrten wird vom Ketzergericht der Orthodoxen wieder aufs schärfste verdammt werden; der immer wachsenden Zahl derer aber, denen eine moderne Weltanschauung auf der durch Christus geschaffenen sittlichen Grundlage das erstrebenswerteste Ziel erscheint, werden diese Betrachtungen „zur Weiterbildung der Religion" ein wertvoller Berater und Führer werden.

Von der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker (Leipzig, Insel-Verlag) ist nach langer Pause wieder ein neuer Band erschienen, der von Kurt Jahn herausgegebene zweite Teil von Goethes Autobiographischen Schriften (Italienische Reise, Kampagne in Frankreich, Belagerung von Mainz), mit dem nun Goethes Werke in dieser offenbar noch zu wenig gewürdigten Eliteausgabe auf vier Bände angewachsen sind. Möchten die andern nicht mehr lange auf sich warten lassen!

Digitized by Google

**Waldlandschaft**

Nach einem Gemälde von Joh. Jacob Dorner

Digitized by Google

Digitized by Google

Phot. Jürgensen

**Ein entscheidendes Gespräch: Reichskanzler Fürst v. Bülow mit Kaiser Wilhelm und dem Chef des Zivilkabinetts v. Valentini auf dem Deck der „Hohenzollern" im Kieler Hafen**

Digitized by Google

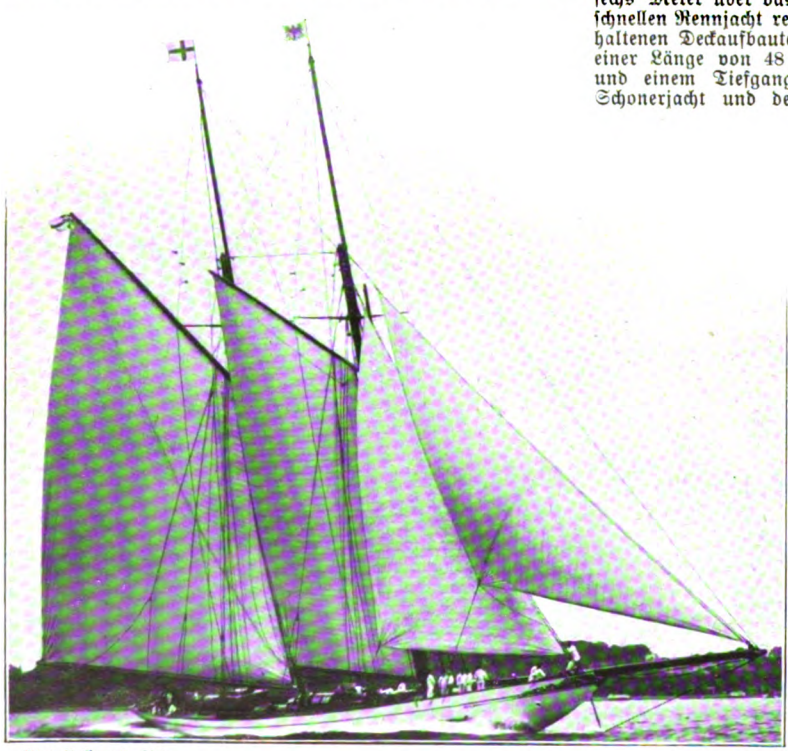
## Die Demission des Fürsten Bülow

Als Fürst Bülow einst in einer aus Selbstgefühl und Resignation gemischten Rede ausrief, man solle auf seinen Grabstein einmal die Worte setzen: „Hier ruht ein agrarischer Reichskanzler", da dachte er wohl kaum, daß gerade die vielgeliebten Agrarier es sein würden, die ihm dies allzufrühe Grab bereiteten. Die Erbschaftssteuer gab der konservativen Partei die erwünschte Gelegenheit, von der liberalen Linken ostentativ abzurücken. An und für sich ist die Erbschaftssteuer eine Steuer wie alle andern, im Grunde jeder Partei, mit Ausnahme der sozialdemokratischen, gleich unangenehm; daß man sie als Handhabe benutzte, um eine Politik jäh abzubrechen, die von Kaiser und Kanzler als das Morgenrot einer neuen innerpolitischen Aera mit Emphase begrüßt worden war, läßt darauf schließen, daß in des Herzens Tiefen derer um Normann und Heydebrand noch andre Motive wirksam waren. Die Gefahr lag nahe, daß der Liberalismus wie ein Flugfeuer aus dem Blockhause der Reichspolitik auf das altersschwache Gebäude des Dreiklassenwahlrechts überspringen könnte, und dem mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden, galt es auch, einen Reichskanzler zu opfern. Das Zentrum hielt sich in abwartender Stellung, und es gelang ihm durch ein Meisterstück politischer Taktik, den Gegner aus seiner Stellung, eigentlich ohne einen Schuß zu tun, glatt herauszumanövrieren. Wenn diese Zeilen unsre Leser erreichen, ist die Aera Bülow abgeschlossen. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß das Schicksal dem vierten Kanzler, dem eine gewisse Vorliebe für äußerliche Effekte gar nicht übel zu Gesicht stand, den dramatischen Abgang versagt. Nicht im Sturme scheitert er, mit letztem ersterbendem Hauch kaiserlicher Huld setzt er sein Schifflein auf den Sand.

## Von der Kieler Woche

Die Kieler Woche bedeutet für den Segelsport den Höhepunkt der Saison. In diesem Jahre sah man diesem Sportereignis mit um so größerem Interesse entgegen, als neben vier vom Kaiserlichen Automobilklub, dem Kaiserlichen Jachtklub und dem Motorjachtklub veranstalteten Motorbootregatten die neue Jacht des Kaisers, „Meteor IV", sich an den Wettfahrten beteiligen sollte. Früher wurden die meisten deutschen Rennjachten auf ausländischen Werften hergestellt. „Meteor III" zum Beispiel ist in Amerika gebaut und bekanntlich von Alice Roosevelt getauft worden. Er segelt bei bewegter oder stürmischer See und bei starkem Wind sehr gut und entwickelt eine erhebliche Schnelligkeit. Bei leichtem Wind haben die andern deutschen Jachten aber stets einen Vorteil vor ihm voraus, denn er muß reichliche Vergütung geben. Aber so bedeutende Schnelligkeit „Meteor III" auch entwickelte, mußte diese Jacht doch im vorigen Jahre hinter andern zurückstehen, namentlich hinter der „Germania" des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, die in England große Erfolge erzielt und die von englischen Fachblättern als „einer der besten Schoner, die der Solent je sah", bezeichnet wurde. Der Erfolg dieses Fahrzeuges war auch ein Erfolg der Germaniawerft in Kiel, die es erbaut hatte, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die neue Jacht des Kaisers, „Meteor IV", die auf derselben Werft nach den Plänen des Hamburger Jachtkonstrukteurs Max Oertz hergestellt ist, einen weiteren Triumph der deutschen Jachtbaukunst darstellen, denn die Probefahrten, die sie vor kurzem im Kieler Hafen ausgeführt hat, übertreffen alles bisher Geleistete. Bei dem Bau dieses Schiffes ist besonderes Gewicht auf die rein rennmäßigen Qualitäten gelegt. Extreme Formen des Unterwasserschiffes im Verein mit einer enormen Takelage, deren Schwerpunkt, nach dem bewährten Muster der älteren Rennschoner, ganz in das riesige Großsegel gelegt ist — der Baum, an dem die gewaltige Fläche ausgespannt ist, ragt nahezu sechs Meter über das Heck hinaus —, geben das Bild einer schnellen Rennjacht reiner Klasse, zu dem auch die niedrig gehaltenen Deckaufbauten durchaus passen. „Meteor IV" ist bei einer Länge von 48 Metern, einer Breite von 8,5 Metern und einem Tiefgange von 6 Metern die größte deutsche Schonerjacht und der modernste Schoner der Welt. Der Bleikiel von 1800 Zentnern gestattet dem Schiff, die mächtige Segelfläche von 1400 Quadratmetern zu tragen. Der Großmast hat eine Länge von 50 Metern. Für den Baum wie für die Gaffel des Großsegels sind Stahlrohre verwendet; im übrigen hat man an Holzmasten festgehalten, da solche ihrer größeren Elastizität wegen für Rennjachten nicht zu entbehren sind. Die neue Jacht wird nach den Elbregatten und der Kieler Woche zu der Cowes-Woche nach England gehen, wo sie lediglich mit der „Germania" um die Palme kämpfen wird, denn in England ist kein ebenbürtiger Gegner vorhanden. Die Führung des Schiffes hat wiederum Kapitän Peters übernommen, der schon durch seine Führung des „Meteor III" bekannt geworden ist, und die Besatzung, die nur aus deutschen Seeleuten besteht, zählt sechsunddreißig Mann. Welche Hoffnungen man auf den „Meteor IV" gesetzt hatte, geht schon daraus hervor, daß der Kaiser während des Rennens an Bord der Jacht war und zum Mitsegeln den Fürsten Pleß, Botschafter Hill, Staatssekretär von Tirpitz, Admiral von Senden-Bibran und andre geladen hatte. Aber der „Meteor" machte beim ersten Rennen die

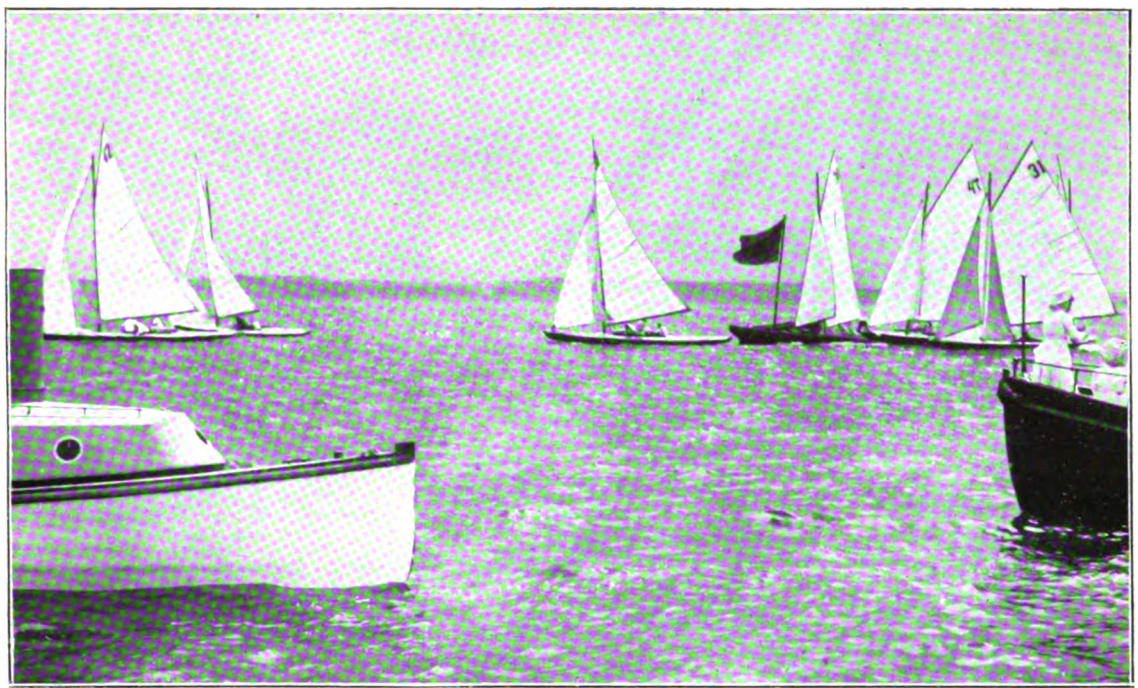
Richard Muther †



Phot. A. Renard, Kiel

Die neue Jacht des Kaisers, „Meteor IV"

Digitized by Google



Phot. A. Renard, Kiel

Rennen der kleineren Jachten (Boot 30 wird vom Kronprinzen, 31 von Prinz Eitel Friedrich gesteuert)

Hoffnungen zuschanden und mußte den Preis der „Germania" Krupp von Bohlen und Halbachs überlassen. Man darf hieraus aber keine Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit des „Meteor" ziehen, er geriet nämlich in eine gänzliche Windstille, während die „Germania" noch eine kleine Brise erwischte. Bei der großen Wettfahrt von Kiel nach Eckernförde ging „Meteor IV" aber doch als erster durchs Ziel und schlug die „Germania" glänzend.

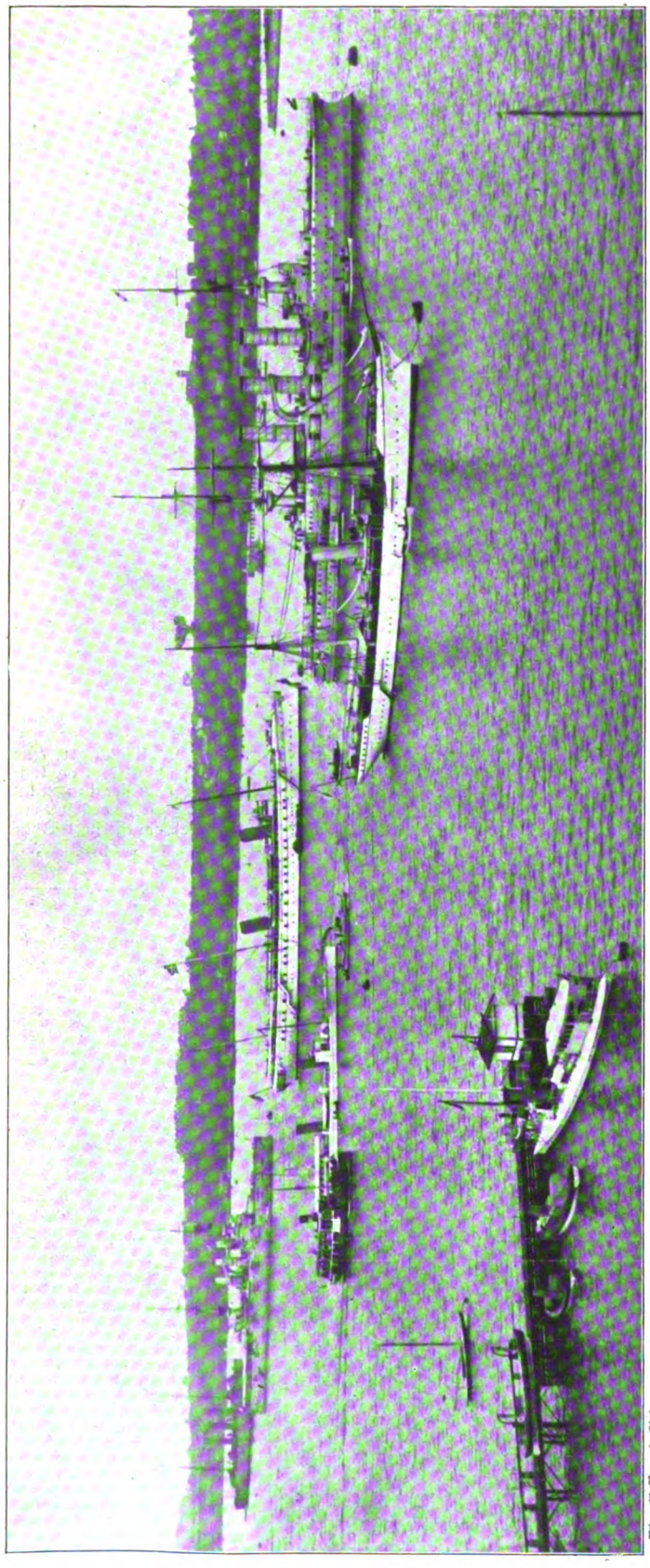
## Richard Muther †

Unerwartet ist Richard Muther einem plötzlich aufgetretenen Leiden erlegen. Unerwartet und allzu früh scheidet er, kaum fünfzigjährig, vom Leben ab. Zwar war es stiller in ihm und um ihn in den letzten Jahren geworden, und seltener hörte man seine Stimme im lauten Kampf des Tages. Der begeisterte Jubel, mit dem man im Anfang der neunziger Jahre sein großes Werk

Phot. A. Renard, Kiel

Salon auf der neuen Rennjacht Kaiser Wilhelms, „Meteor IV"

Digitized by Google



Phot. K. Renard, Kiel

Blick auf den Kieler Hafen während der großen Sportswoche; in der Mitte die „Hohenzollern", vorn die Dampfjacht des Fürsten von Monaco

über die Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert begrüßt hatte, war längst verstummt, und dem Kritiker setzte selbst die Kritik manchmal hart zu. Obwohl ein gründlich gebildeter Fachgelehrter, strebte Muther zeit seines Lebens aus den engen Fesseln zünftiger Fachgelehrsamkeit hinaus. Talent und Temperament wiesen ihn auf den Journalismus, und als Journalist hat er sein Bestes geleistet, allerdings als Journalist mit feinstem künstlerischem Stilgefühl. Als Künstler trat er seinem Stoffe gegenüber, seine Fähigkeit zu gruppieren, zu ordnen und Gruppen und Richtungen zu beseelen, war staunenswert. Die stolze Architektur seiner Bauten hielt aber einer genauen Nachprüfung vielfach nicht stand, und manches Urteil Muthers mutet uns heute schon seltsam an. Dagegen wird sein Stil, abgesehen von einer etwas aufdringlichen Vorliebe für das Ausländische, Mondäne, immer seine Frische bewahren. Viele Aufsätze liest man heute noch mit unvermindertem Interesse, und man staunt oft darüber, wie eine blühende, kunstgesättigte Phantasie manchmal Bilder hervorzauberte, die vom Original sich zwar weit entfernten, aber alle Reize eines kleinen schriftstellerischen Kunstwerkes zeigten. Das gilt zum Beispiel für seine Feuilletons, die sich nur mittelbar mit Kunstwerken beschäftigten, so zum Beispiel die Schilderung eines Besuches in Brügge oder seine spanischen Reisebriefe. Zwar heißt es, er habe noch eine große Geschichte der Malerei hinterlassen — aber sein eigentliches Lebenswerk war doch wohl schon lange abgeschlossen, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm.

## Aus den finnischen Schären

Der Zar ist in einer eigentümlichen Lage; so groß sein Haus auch ist, er muß es sich versagen, Gäste daheim zu empfangen. Darum entbietet er gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen, wenn sein Herz wieder übervoll ist, nach einem entlegenen Winkel seines Reiches, und in dem Inselgewirre der Schären, im kalten Glanz der nordischen Nächte, von stets schußbereiten Kriegsschiffen umlauert, spricht er von Politik und andern schönen Dingen. Kaiser Wilhelm hat selbst in seiner Hamburger Rede die friedlichen Tendenzen dieser Kaiserzusammenkunft betont. Wie konnte es auch anders sein, denn welches Land brauchte den Frieden nötiger als Rußland? Aber bald lenkt auch die Kaiserjacht „Standart" den Kiel nach England und Frankreich, und wird man dort das gleiche Lied singen?

## König Manuel von Portugal

König Manuel von Portugal hat sein zwanzigstes Lebensjahr noch nicht vollendet und schon wird von allen Seiten das Gerücht verbreitet, daß er mit Heiratsgedanken umgehe. Die Tageszeitungen machen sich geradezu einen Sport daraus, junge Fürstlichkeiten so zeitig wie möglich verheiraten zu wollen; wie oft und mit wem hat man nicht seinerzeit den König von Spanien verlobt! Dieses Spiel scheint sich jetzt mit dem König von Portugal zu wiederholen. Nun, der jugendliche König ist eine sehr sympathische Persönlichkeit, er ist ernst und vor allen Dingen sehr fromm. Erst jüngst hat er sich an den kirchlichen Festen lebhaft beteiligt; überhaupt versäumt er nie die Gelegenheit, bei offiziellen Feiern staatlichen oder militärischen Charakters zu erscheinen. Und wenn man auf seinen Charakter schließen will, so muß man vor allem

Digitized by Google

Phot. Th. Jürgensen

Die Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Zaren Nikolaus von Rußland in den finnischen Schären: Die Monarchen auf dem Panzerkreuzer „Gneisenau"

berücksichtigen, daß er eine verständige und gute Mutter hat und daß er dieser sehr zugetan ist. Der König wäre also gar keine schlechte Partie. Aber das jetzige Portugal! Ob diese Zugabe eine Prinzessin besonders reizen wird, dem jungen König die Hand zu reichen, erscheint vorderhand etwas zweifelhaft.

## Das Denkmal des Zaren Alexander III. in St. Petersburg

Das Denkmal, das dem friedliebenden Zaren in St. Petersburg gesetzt wurde, ist mit besonderer Feierlichkeit und in Gegenwart des Zaren, des Hofes und aller Minister am 5. Juni enthüllt worden. Es steht auf dem Znamenskiplatze mit der Front nach dem Nikolaibahnhofe zu, weil Alexander III. als der Gründer der Sibirischen Bahn gilt, deren Ausgangspunkt der Nikolaibahnhof bildet. Fürst Trubetzkoi ist der Schöpfer des Denkmals, und es wird behauptet, der Künstler habe sieben Jahre an demselben gearbeitet und fünfmal seine Entwürfe zerstört, bis es ihm endlich gelang, eine ihn und die maßgebenden Persönlichkeiten befriedigende Lösung zu finden. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, der Wert eines Kunstwerkes wird ja nicht danach bemessen, wie lange der Künstler daran gearbeitet hat. Aber ein Kunstwerk ist das Denkmal ohne Zweifel, so verschieden es auch beurteilt wird. Ob es aber als Denkmal die Ansprüche erfüllt, die man an ein solches stellen muß, ob überhaupt Trubetzkoi der richtige Mann war, eine solche Aufgabe zu erfüllen, das ist eine andre Frage. Jedenfalls aber ist das Denkmal originell und macht einen immerhin imposanten

Phot. Chusseau-Flaviens

König Manuel von Portugal mit seiner Mutter

Digitized by Google

Eindruck. Trubetzkoi hat die Gestalt Alexanders III. lebenswahr und mit großer Porträtähnlichkeit wiedergegeben. Das Pferd unter dem Zaren ist kein Denkmalsroß, sondern ein ganz realistischer Gaul mit kavalleriegemäß gestutztem Schweif, wie Alexander III. einen geritten hat. Aber es ist außerordentlich lebendig dargestellt, und in demselben kommt die Kunst Trubetzkois zum Ausdruck, der ein Meister in der Bewegung ist. Dem Volke gefällt das Denkmal nicht, und fast allgemein wird eine abfällige Kritik an ihm geübt. Man vergleicht Trubetzkois Werk mit dem Falconetschen Denkmal, das Katharina II. Peter dem Großen gesetzt hat, und einen Vergleich mit dieser gewaltigen Schöpfung kann das neue Denkmal bei allen Vorzügen nicht aushalten.

## Von der Prinz-Heinrich-Fahrt

Die Prinz-Heinrich-Fahrt, die bedeutendste Tourenkonkurrenz des Automobilsports, erstreckte sich in diesem Jahre über Deutschland, Ungarn und Oesterreich und führte über eine Strecke von 1800 Kilometern. Der Erfolg gerade der jüngsten Fahrt war außerordentlich günstig, Fahrer und Automobile zeigten sich stets auf der Höhe, und es war gegenüber den früheren Fahrten ein erheblicher Fortschritt des Automobilismus zu erkennen. Für die deutsche Industrie bedeutet die Fahrt einen Triumph; die deutschen Wagen haben sich glänzend gehalten, was ja auch in der Preisverteilung deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Die Automobilisten und besonders Prinz Heinrich wurden auf der ganzen Fahrt von der Bevölkerung freudig begrüßt, und der Empfang in Oesterreich sowie in Ungarn war besonders herzlich. Die Ungarn namentlich benutzten diese Gelegenheit, um ihre Sympathien für Deutschland aufs neue an den Tag zu legen, und die Wiener, die ja für alles, was Sport heißt, eine besondere Vorliebe haben, zeichneten die Teilnehmer an der Fahrt, wo sie sich immer zeigen mochten, durch lebhafte Zurufe aus. Prinz Heinrich, dem sich das Interesse in besonderem Maße zuwendete, wurde vom Kaiser Franz Joseph in besonderer Audienz empfangen. Prinz Heinrich war auch Gast des Erzherzogs Leopold Salvator auf dem Schloß Wilhelminenberg, wo ihm zu Ehren in dem neuen Schlosse die erste Tafel veranstaltet wurde.

## Hallen für Zeppelin-Luftschiffe

Der jüngste Unfall des Zeppelinschen Luftschiffes bei Göppingen hat wiederum gezeigt, wie notwendig es ist, daß an verschiedenen Plätzen Deutschlands Luftschiffhallen gebaut werden. Verfehlt wäre es freilich, anzunehmen, daß nun an allen Plätzen, an denen die Errichtung einer Luftschiffhalle gewünscht wird, eine Halle erbaut werden müsse. Solche sind für den zukünftigen Luftschiffverkehr nur an einigen größeren Orten erforderlich, während an den übrigen Plätzen Vorrichtungen zur Verankerung der Luftschiffe mit Einrichtungen für Benzin- und Gaseinnahme genügen. Eine weit wichtigere Frage ist die, wie die zukünftigen Luftschiffhallen zu gestalten seien. Major Groß, der Verteidiger des unstarren Systems der Luftschiffe, tritt für die viereckigen Hallen ein, während die praktischen Erfahrungen des Grafen Zeppelin zu dem Ergebnis geführt haben, daß runde Hallen vorzuziehen seien. Es liegt ja auf der Hand, daß die Einfahrt in eine runde Halle weit leichter zu bewerkstelligen ist als in eine viereckige. Selbstverständlich bieten die runden Hallen für die Aufnahme unstarrer Luftschiffe dieselben Vorteile wie für starre. — In unserm Bilde zeigen wir die in Friedrichshafen im Bau befindliche Doppelhalle. Diese von der Firma Flender in Benrath-Düsseldorf hergestellte Halle hat eine Länge von 184 Metern, eine Höhe von 25 Metern und eine Breite von 45 Metern. Die Gesamtkosten betragen 750000 Mark.

Elektrophot., Berlin

Denkmal des Zaren Alexander III. in St. Petersburg. Entworfen von Fürst Paul Trubetzkoi

## Die Chemnitzer Talsperreanlagen

Die dritte Großstadt des Königreichs Sachsen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem nahezu 300000 Bewohner zählenden Gemeinwesen emporgewachsene Industrie- und Handelsstadt Chemnitz, hat schon vor Jahren die Erbauung großartiger Stauanlagen zu ihrer Wasserversorgung in die Wege geleitet. Vom Jahre 1890—1893 ist in Einsiedel, etwa 10 Kilometer von Chemnitz entfernt, ein 300000 Kubikmeter Wasser fassendes Stauwerk geschaffen worden. Das

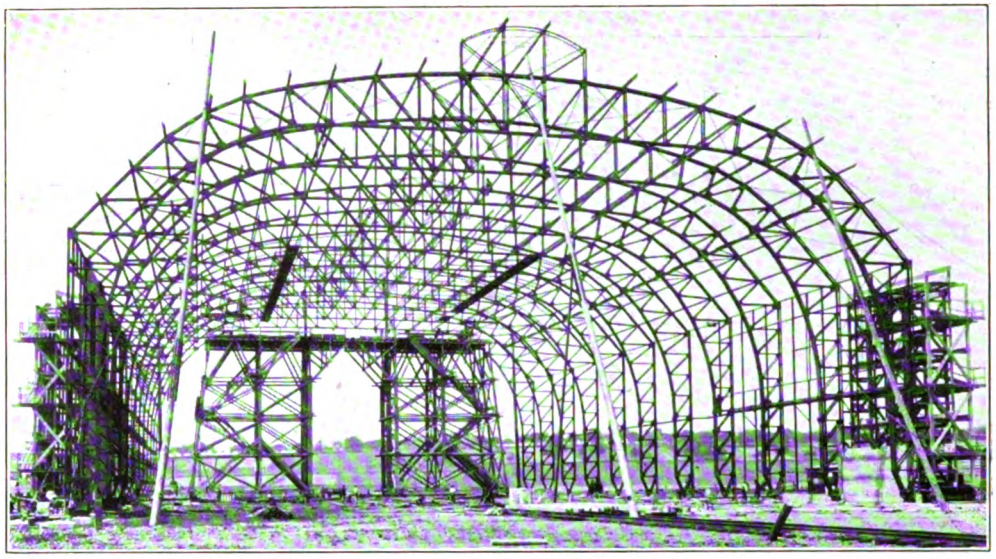
Digitized by Google

Phot. Carl Seebald, Wien

Erste Reihe (sitzend) von links nach rechts: Markgraf Pallavicini, Präsident des Oesterreichischen Automobilklubs; Heinrich Freiherr von Tucher, Kgl. Bayr. Gesandter; Herzog von Ratibor; Prinz Heinrich; Erzherzog Leopold Salvator; Botschafter von Tschirschky und Bögendorff; Graf Oskar Bopp von Oberstadt, Präsident des Bayrischen Automobilklubs. — Zweite Reihe (stehend) von links nach rechts: Oberst Pöschmann vom 20. Infanterieregiment „Prinz Heinrich von Preußen"; Adalbert Graf Sierstorpff, Vizepräsident des Kais. Deutschen Automobilklubs; Graf Bela Zichy, Vizepräsident des Ungarischen Automobilklubs; Leutnant zur See von Usedom, Adjutant des Prinzen Heinrich; Graf Kageneck, deutscher Militärattaché; Prinz Viktor von Isenburg; Graf Hugo Boos-Waldeck, Kommandantstellvertreter des Freiwilligen Automobilkorps Oesterreich; Graf Leopold Kolowrat, Vizepräsident des Oesterr. Automobilklubs; Prinz Wilhelm von Weimar-Eisenach; Prinz Alexander zu Solms-Braunfels, Kommandant des Oesterr. Freiw. Automobilkorps; Freiherr Eduard Riederer-Paar, Vizepräsident des Kgl. Bayr. Automobilklubs; Rittmeister Czermak; Rittmeister Friedrich Rechtl; Major Wolf, Vizepräsident des Oesterr. Automobilklubs; Adjutant Oberstleutnant Napoleon Krahl; Oberleutnant Kurz; Kammervorsteher Prinz August Lobkowitz

**Von der Prinz-Heinrich-Automobilfahrt: Souper beim Erzherzog Leopold Salvator auf Schloß Wilhelminenberg am Galitzinberg bei Wien**

Digitized by Google



Phot. K. Scholl & Sohn, Friedrichshafen

**Die im Bau befindliche eiserne Doppelhalle für Zeppelin-Luftschiffe in Friedrichshafen, ausgeführt von Brückenbau Flender A.-G., Benrath-Düsseldorf**

Sammelbecken wird durch eine sich 22 Meter über der Talsohle erhebende Sperrmauer abgeschlossen, die eine obere Länge von 180 Metern, eine Höhe von 28 Metern über der tiefsten Stelle der Gründung, eine Stärke von 20 Metern an der Gründungssohle und von 4 Metern an der Krone hat. Es besitzt bei voller Füllung eine Oberfläche von 4 Hektar. Das bedeutende Anwachsen der Bevölkerungszahl der Stadt, die bald die bestehenden Wassergewinnungsanlagen bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch nahm, trieb aber schon nach Fertigstellung der Einsiedler Anlage gebieterisch zur Erschließung neuer Bezugsquellen. Ein hervorragend geeignetes Gebiet fand sich in den etwa 20 Kilometer von der Stadt entfernten Staatswaldungen bei Neunzehnhain, in dem wasserreichen Tale des Lautenbaches. Dort nun wurde in den Jahren 1903 bis mit 1908 eine das untere Lautenbach abschließende Sperre erbaut. Sie besteht aus einer Mauer von etwa 25 Metern größter Höhe, hinter der eine Wassermenge von etwa 600 000 Kubikmetern angestaut werden kann. Das Becken bedeckt einen Flächenraum von 8,55 Hektar. Die Mauer ist 156 Meter lang und hat an der Krone eine Stärke von 4 Metern. Die größte Mauerstärke in der Sohle beträgt 18 Meter. Von der Neunzehnhainer Talsperre aus wird das Wasser durch einen unterirdischen Stollen sowie durch zwei Aquädukte in natürlichem Gefälle über 13 Kilometer weit nach der Talsperre in Einsiedel, wo es die Filter zu passieren hat, und sodann zur Stadt Chemnitz geführt. Unser Bild zeigt im Vordergrunde den runden Turm, der den Zugang zu dem unterirdischen Stollen vermittelt, dahinter die mächtige Wasserfläche sowie die das Becken abschließende festlich geschmückte Sperrmauer. Vor dem Turm steht der Erbauer der Talsperre, Oberbaurat Eduard Hechler, mit einigen der Festgäste, die zu der feierlichen Einweihung am 14. Juni d. J. in dem kleinen waldumsäumten Neunzehnhain bei Lengefeld im Erzgebirge erschienen waren. C. R.

Phot. Seidel-Naumann, Zschopau

Talsperre der neuen Chemnitzer Wasserversorgung

Digitized by Google

# Champagne Strub

## Blankenhorn & Co
## St. Ludwig i/Elsass.

**„Für die Herstellung der Marke „CHAMPAGNE STRUB“ werden seit Jahrzehnten ausschließlich Gewächse der Champagne verwendet, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.“**




Digitized by Google

## X. Internationale Kunstausstellung im Kgl. Glaspalaste zu München

Es wurden 29 goldene Medaillen 1. Klasse und 135 goldene Medaillen 2. Klasse zuerkannt. Außer Wettbewerb standen Frankreich und Oesterreich.

Goldene Medaillen 1. Klasse erhielten: Münchner Künstlergenossenschaft mit Deutschland: Malerei: Max Gaißer, Otto Strützel, Alois Erdtelt, Franz Gräffel, Eugen Bracht. Sezession: Malerei: Rudolf Schramm-Zittau, Max Slevogt, Hermann Groeber. Bildhauerei: Hermann Hahn, Hugo Lederer. Luitpoldgruppe: Malerei: Walter Thor. Künstlerbund „Bayern": Malerei: Georg Schuster-Woldan. Künstlervereinigung „Scholle": Malerei: Fritz Erler. Rußland: Malerei: Michael Nesterow, Stephan Kolesnikow. Italien: Malerei: Umberto Coromaldi, Leonardo Bazzaro. Bildhauerei: Gaetano Cellini. Belgien: Malerei: Alexander Struijs. Bildhauerei: Viktor Rousseau. Schweiz: Malerei: Albert Welti. Dänemark: Malerei: Vilhelm Hammershoj, Viggo Johansen. Schweden: Malerei: Karl Larsson, Anders Zorn. Holland: Malerei: Marius Bauer. Ungarn: Malerei: Izsák Perlmutter. Spanien: Malerei: Manuel Benedito-Vives, Enrique Martinez-Cubells y Ruiz.

Goldene Medaillen 2. Klasse erhielten: Münchner Künstlergenossenschaft mit Deutschland: Malerei: Frank Kirchbach, Alexander Fuks, Georg Schildknecht, Oskar Freiwirth-Lützow, August Kühles, Georg M. Meinzolt, Fritz Bayerlein, Leopold Schmutzler, Julius Schrag, Franz Multerer, Max Hartwig, Rudolf Schulte im Hofe, Hermann Fenner-Behmer, Wilhelm Claudius, Ferdinand Dorsch, Andreas Dirks, Karl Kayser-Eichberg, Artur Schüler, Hans Looschen, Paul W. Ehrhardt, Rudolf Weber. Bildhauerei: Eduard Beyrer, Wilhelm Haverkamp, Walter Mettler, Franz Brittel, Christian Plattner. Vervielfältigende Künste: Joseph Neumann, Dr. Otto Gampert, Paul Leuteritz, Franz August Börner, Johann Karl Becker-Gundahl, Ludwig Volgiano. Architektur: Franz Brantzky. Sezession: Malerei: Paul Crodel, Theodor Hummel, Hermann Eichfeld, Karl Piepho, Charles Tooby, Ernst Oppler, Albert Weißgerber, Hermann Pleuer, Joseph Oppenheimer, Joseph Damberger, Ernst Burmester, Friedrich Eckenfelder, Fritz Burger, Max Feldbauer. Bildhauerei: Erwin Kurz, Alexander Oppler, Ulfert Janssen, Theodor von Gosen, Bernhard Bleeker, Eduard Zimmermann, Heinrich Jobst. Luitpoldgruppe: Malerei: Joseph Andreas Sailer, Rudolf Bernard Willmann, Wenzel Wirtner, Heinrich Brüne, Wilhelm Löwith, Ernst Gerhard. Künstlerbund „Bayern": Malerei: Fritz Rabending, Fritz Kunz, Klaus Bergen, Rudolf Sieck. Künstlervereinigung „Scholle": Malerei: Gustav Bechler, Erich Erler.

Rußland: Malerei: Abram Archipow, Witold Bialynitzky-Birulia, Sergei Winogradow, Gabriel Goreloff, Stanislaus Jukowsky, Constantin Krijitzky, Wladimir Makowski, Nikolaus Petrow, Nikolaus Feschin, Nikolaus Chimona, Alexander Muraschko, Georg Bobrowsky, Gerassim Golowkoff. Italien: Malerei: Giuseppe Giusti, Giu-

**Schönheit**

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse sammetweiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein **echte**

**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**

von Bergmann & Co., Radebeul
à St. 50 Pf. Ueberall zu haben.

O. WALTER-OBRECHT'S

FABRIK-MARKE

*Krokodilkamm*

ist der Beste Hornkamm für Haarpflege und Frisur
Ueberall erhältlich.

**Neckarsulmer**

*Fahrräder*
*Motorräder*
*Motorwagen*
*Bremsnaben.*

**Qualitäts-Marken über die ganze Welt!**

*Verlangen Sie Katalog.*

*Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G.*
*Königl. Hofl. Neckarsulm.*

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Soeben wurde ausgegeben:

**Der Dreigelenkbogen**

**aus Stein, Beton oder Eisenbeton**

Von

**Dr.-Ing. Karl Zimmermann**

Geheftet M 5.—

In neuerer Zeit kehrt der Brückeningenieur mehr und mehr zum Bau massiver Bogen zurück. Besitzen diese doch in der Regel ein gefälliges Aussehen und bedürfen nur geringer Unterhaltungskosten, zwei wichtige Vorzüge, die den eisernen Konstruktionen selten zukommen. In diesem Werke führt der Verfasser rechnerische und zeichnerische Verfahren für die Untersuchung der Dreigelenkbogen in übersichtlicher Weise vor und gibt an der Hand von Tabellen die fertigen Hauptmaße für Eisenbahn- und Straßenbrücken samt Angabe der jeweils empfehlenswerten zulässigen Maximalpressung des Bogenbaustoffs. Auch sonst bietet die Schrift eine Fülle des Neuen und für den ausführenden Ingenieur praktisch Wertvollen.

**Für Baubehörden, Baubeamte, Bauingenieure u. s. w.**


Digitized by Google

seppe Casciaro, Giuseppe Carozzi, Pietro Chiesa, Cesare Maggi, Salvatore Marchesi, Ulisse Caputo, Giorgio Belloni. Vervielfältigende Künste: Vico Vigano. Bildhauerei: Arturo Dazzi, Clenteris Riccardi, Giuseppe Romagnoli, Bassano Danielli. Belgien: Malerei: Alfred Napoleon Delaunois, Franz van Holder, Henry Cassiers, Richard Baseleer. Bildhauerei: Josué Dupon. Schweiz: Malerei: Edmond Ballet, Gustave Jeanneret, Adolf Thomann, Ernst Würtenberger, Alfred Rehfous, Giovanni Giacometti, Paul Perrelet. Bildhauerei: Charles Amgst, Auguste Heer. Dänemark: Malerei: Hermann Albert Bedel, Fritz Syberg, Michael Therkildsen. Bildhauerei: Rasmus Harboe. Schweden: Malerei: Gustav Adolf Fjoestad, Wilhelm Behm, Emerik Stenberg, Karl Johansson. Bildhauerei: Gottfrid Larsson. Holland: Malerei: Derk Wiggers, Johannes Akkeringa, Martin Monnickendam, Hendrik Haverman, Theodor van Hoytema, Jan Hoynck van Papendrecht. Bildhauerei: Charles van Wyk. Bulgarien: Malerei: Jaroslav Vesin. Ungarn: Malerei: Tivadar Zemplényi, Lajos Márk, Andor Boruth, Aladar Edvi-Illes. Bildhauerei: Oedön Szamovolszky. Türkei: Malerei: Osman Hamdi Bey, Chewket Bey. Spanien: Malerei: José Maria Lopez-Mezquita, José Maria Rodriquez-Acosta, Antonio Ortiz-Echagüe, Salvador S. Barbudo, Valentin Zubiaurre.

## Aus Industrie und Gewerbe

Wenn Ihr Kind Keuchhusten hat, versäumen Sie nicht, den Arzt zu fragen, was er von „Sirolin Roche" zur Behandlung dieser bösen Krankheit hält. Eine große Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen hat ergeben, daß bei der Behandlung des Keuchhustens kein andres Mittel den Vergleich mit „Sirolin Roche" aufnehmen kann. Der Husten wird nicht nur gemildert, er geht auch schneller fort. Dabei ist das „Sirolin Roche", das in den Apotheken erhältlich ist, völlig unschädlich, reizt nicht und wird von den Kindern wegen seines Wohlgeschmackes sehr gern genommen.

Der amerikanische Ohrenarzt Sarton hat bei tausend Erkrankungen des inneren Ohres sechshundertmal die Ursache in kranken Zähnen respektive Zahnfleischerkrankungen gefunden. Diese Tatsache zeigt die Wechselwirkung, die zwischen dem Ohre und der Mundhöhle besteht und beweist wieder die Richtigkeit des Satzes, daß ein schlecht gepflegter Mund einen ungünstigen Einfluß auf das Allgemeinbefinden des Körpers ausübt. Man kann daher nicht oft genug auf eine rationelle Mundpflege mit einem sorgfältig bereiteten Zahnputzmittel, wie es zum Beispiel Sargs Kalodont darstellt, hinweisen.

**Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Einsänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.**


Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation .·. Berlin SO. 36

„Agfa"-Cassette
(Pat.) zur Tageslichtladung
mit „Agfa"- resp.
Chromo-„Isolar"-
Taschenfilms
Spez. für
Hochgebirgsphotographie
unübertroffen!
25 Aufnahmen hintereinander ohne Cassettenöffnung möglich.
„Agfa"- u. „Isolar"-
Planfilms
:: Vorzüglicher Plattenersatz ::
Bezug durch die Photohändler

„Agfa"-Photo-Artikel für die Reise

**Anteile u. Aktien v. Kolonial-Gesellschaften**
*handelt kulant die Bankfirma* ***E. Calmann, Hamburg.***
*Auskünfte und Berichte bereitwilligst auf Anfrage.* ○ ○ ○ ○ ○ *Gegründet 1853.*

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker
als Zusatz zur Kuhmilch bestbewährte **Dauernahrung** für Säuglinge vom frühesten Lebensalter an, auch als **Krankennahrung** vorzüglich bei Magen- und Darmstörungen von Säuglingen und älteren Kindern.
Dose ½ Kilo **Mk. 1.50**; 300 Gramm **Mk. 1.—**.
Verbesserte **Liebigsuppe** in Pulverform
Dose ½ kg Inhalt zu Mark: **1.50.**
**Nährzucker-Kakao,**
wohlschmeckendes, kräftigendes Nährpräparat für Kranke u. Genesende jeden Alters. Dose ½ Kilo **Mk. 1.80.**
Zu haben in Apotheken u. Drogerien.
**Nährmittelfabrik München, G. m. b. H., in Pasing.**

Salzbrunner
Oberbrunnen
seit Jahrhunderten heilbewährt gegen
Katarrhe • Gicht
Zuckerkrankheit
Versand: Gustav Strieboll, Bad Salzbrunn, Schl.

**Kranken-Stühle**
für Zimmer und Straße, Klosetts und Bidets, verstellbare Keilkissen. Illustr. Preisliste 139 franko.
**R. Jaekel's** Patent-Möbelfb.
Berlin, Markgrafen-Str. 20.
München, Sonnen-Str. 28.

**Stottern!** Ausk. frei üb. dauernde Beseitig. Osk. Hausdörfer, Breslau W. 510 (ehem. s. schw. Stott.)
Empf. von Aerzten, Geistl., Schriftst. etc.

**Teppiche**
Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.—, bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
**Spezialhaus** Oranienstraße **Berlin 158**
Katalog (600 Illustr.) grat. u. frk. **Emil Lefèvre**


Digitized by Google

# Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

## Partie Nr. XI

Achte Partie des Wettkampfs
Gespielt zu München am 9./10. September 1908

**Spanische Partie**

Weiß: Dr. S. Tarrasch, Nürnberg
Schwarz: Dr. E. Lasker, New York

| Weiß | Schwarz | | |
|---|---|---|---|
| **1. e2—e4** | **e7—e5** | 25. Te3×e5 | d6×e5 [7]) |
| **2. Sg1—f3** | **Sb8—c6** | 26. f2—f3 | Df6—e7 |
| **3. Lf1—b5** | Sg8—f6 | 27. Lc1—e3 | Lb7—d5 |
| 4. 0—0 | Sf6×e4 | 28. b2—b3 [8]) | e5—c4 [9]) |
| 5. d2—d4 | Lf8—e7 | 29. b3×c4 | Ld5—c6 |
| 6. Dd1—e2 | Se4—d6 | 30. Te1—b1 [10]) | De7—c7 |
| 7. Lb5×c6 | b7×c6 | 31. c4—c5 | Dc7—d8 |
| 8. d4×e5 | Sd6—b7 [1]) | 32. Dg4—f5 [11]) | e5—e4 |
| 9. Tf1—e1 | 0—0 | 33. f3—f4 | Dd8—d3 [12]) |
| 10. Sf3—d4 | Sb7—c5 | 34. Tb1—e1 | Dd3×c3 |
| 11. Sb1—c3 | Sc5—e6 | 35. Kg1—f2 | Dc3—c4 |
| 12. Lc1—e3 | Se6×d4 | 36. Df5—g4 | Dc4×a2† |
| 13. Le3×d4 | c6—c5 | 37. Te1—e2 | Da2—c4 |
| 14. Ld4—e3 | d7—d5 | 38. Te2—d2 | Lc6—b5 |
| 15. e5×d6 | Le7×d6 | 39. Dg4—d1 | Te6—a6 |
| 16. De2—h5 [2]) | Lc8—b7 [3]) | 40. Td2—c2 | Dc4—e6 |
| 17. Ta1—d1 | Tf8—e8 | 41. h2—h3 | Lb5—d3 [13]) |
| 18. Sc3—b5 [4]) | Dd8—f6 | 42. Tc2—d2 | f7—f5 |
| 19. Sb5×d6 | c7×d6 | 43. Kf2—g3 | Ta6—a3 |
| 20. Le3—c1 | Te8—e6 | 44. Kg3—h2 | a7—a5 |
| 21. c2—c3 [5]) | Ta8—e8 | 45. Dd1—c1 | Ta3—a4 |
| 22. Te1—e3 | Te6—e5 | 46. Dc1—c3 | Ta4—b4 |
| 23. Td1—e1! | h7—h6 | 47. c5—c6 | Tb4—c4 |
| 24. Dh5—g4 [6]) | Te8—e6 | 48. De3×a5 | Tc4×c6 |

Als unentschieden abgebrochen. [14])

[1]) Eine altbekannte, namentlich seinerzeit von Anderssen viel benutzte Wendung. Schwarz steht etwas beengt, vermag sich aber ganz gut frei zu machen.

[2]) Dieser Angriff auf den Bc5 ist verfehlt, wie die Folge lehrt. 16. Ta1—d1 (Tf8—e8 17. De2—f3) verdiente den Vorzug.

[3]) Die beiden schwarzen Läufer nehmen eine bedrohliche Stellung ein, die ein hinreichendes Aequivalent für den isolierten Doppelbauern bietet. — Den Bc5 darf Weiß nicht nehmen, da durch g7—g6 der Lc verloren ginge.

[4]) Auch jetzt wäre 18. Le3×c5 ein Fehler wegen Te8×e1† 19. Td1×e1 g7—g6.

[5]) Weiß hätte mit 21. Te1×e6 Df6×e6 22. b2—b3 auf weiteren Ausgleich spielen können. Schwarz gewinnt nun allmählich mehr Terrain.

[6]) Die Dame ginge wohl am besten sofort nach d1 zurück.

[7]) Schwarz hat nun auf dem Königs-, Weiß auf dem Damenflügel die Bauernmehrheit, und nach landläufigen Anschauungen sollte Weiß nun besser stehen. Indessen der Stand tut es nicht allein, — es muß auch gespielt werden.

[8]) Besser 28. c3—c4.

[9]) Kühn kombiniert! Schwarz opfert einen Bauern, um die weiße Dame vom Kampfplatz abzuschneiden und größere Bewegungsfreiheit zu erhalten, die er demnächst meisterhaft ausnutzt.

[10]) Der Turm kann auf der offenen Linie nicht viel ausrichten.

[11]) Weiß will seine Dame ins Spiel bringen, gewährt aber durch den gewählten Zug dem Gegner neue Angriffsmöglichkeiten. Vorzuziehen war 33. Dg4—g3 (f7—f5 34. f3—f4).

[12]) Schwarz bringt nun in den Damenflügel erfolgreich ein.

[13]) Lb5—a4 wäre nutzlos, da Weiß sich mit 42. Dd1—d8† aus der Schlinge zieht.

[14]) Bei dem Angriffsversuch, den Weiß mit 49. Da5—d8† nebst 50. Td2—b2 unternehmen könnte, kommt wegen 50 .... Te6—e8 auch nichts heraus. Der Bauer, den Schwarz mehr hat, genügt wegen der Verschiedenfarbigkeit der Läufer nicht zum Gewinn.

## Auflösung der Aufgabe IX

| W. 1. Sg3—e2 | A. | B. |
|---|---|---|
| S. 1. Lg1—f2 | S. 1. Lg1—h2 | S. 1. Lg1—e3† |
| W. 2. De1—f1† | W. 2. De1—h1† | W. 2. Kd2×e3 |
| S. 2. Kg2×f1, —h2 | S. 2. Kg2×h1, —f2 | S. 2. Kg2—h2 oder beliebig. |
| W. 3. Lg4—h3, Df1×f2 matt. | W. 3. Lg4—f3, Dh1×h2 matt. | W. 3. De1-f2, g1 matt. |

Auf andre Läuferzüge folgt 2. De1—g3†, auf Springerzüge dagegen sofortiges Matt durch 2. De1×g1.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

AUG 10 19[illegible]

APR 7 1914

REC. CIR. JUN 28 '76

[80m-6,'11]

Digitized by Google

YE 06310

AP
30
.A7
Kieler
Bd. 3
193235